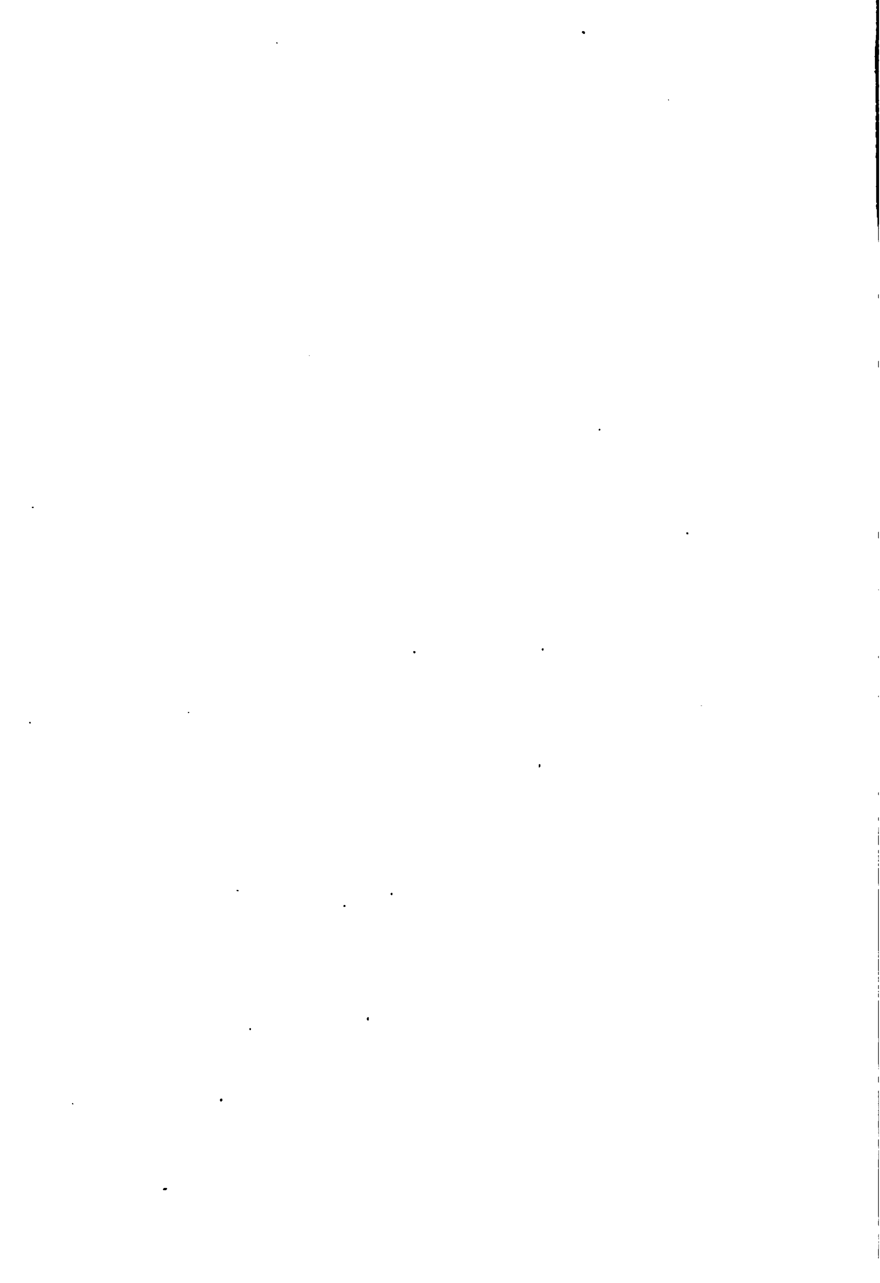



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution

M W Cannan



Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

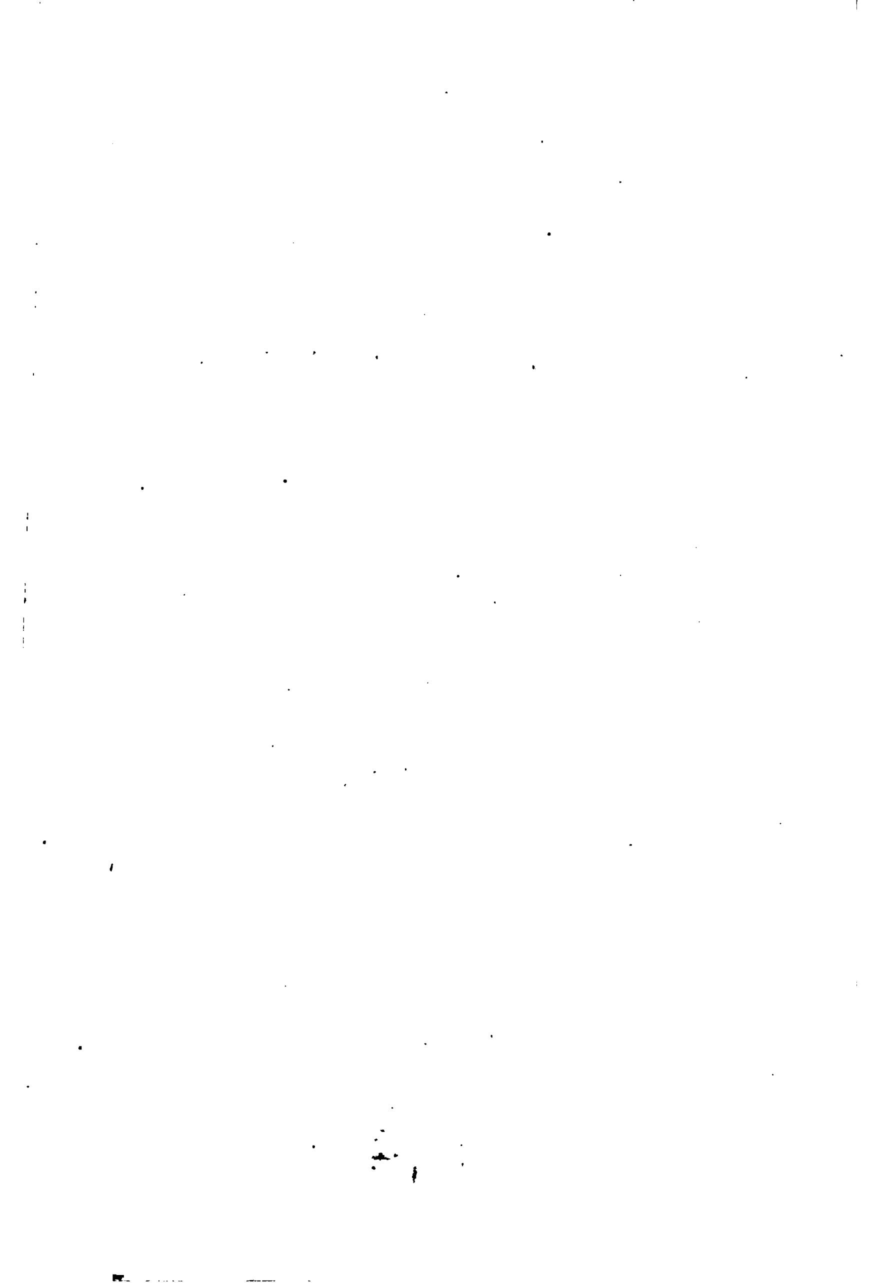
Neue wohlfeile Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.



Ein

Sylvester-Traum.



Zum Könige der Erde hat Gott den Menschen gesetzet. Zum Sklaven des Irdischen wird der Mensch und weiß es nicht und träumt es nicht, bis er erliegt des selbstgewählten Tyrannen erbarmungsloser Tyrannei.

Wenn am Himmel unbedeckt die Sonne steht, Licht und Wärme strahlend, so erglänzt die Erde, ihre Züge verklären sich, fröhliches Lächeln, reiches Leben strömt sie aus. Birgt die Sonne sich, ergießt aus schwarzer Wolken schwerem Schooße der Regen sich, so erbleicht die Erde, ihre Züge verdüstern sich, zur trauernden Wittwe wird sie, unterm schwarzen Wittwenschleier rinnen ihre Thränen.

Das Schicksal, seine Lebensverhältnisse, nennt der thörichte Mensch seine Lebenssonne. Ja, wenn diese Sonne hell und heiter am Himmel steht, aus ihrem Füllhorne Liebe, Reichthum spendet, volles Licht wirft auf den Lebensweg, ja, da strahlt in Freude und Glück der Mensch, sprüht in feuriger Lebensglut fröhliche Funken rings um sich, dem glühenden Eisen gleich. Aber wie das Eisen kalt und hart und schwarz wird, wenn des Ofens Glut nicht mehr über ihm ist; wie die Erde bleich wird und finster, wenn die Sonne nicht mehr strahlet über ihr, so geht es auch dem Menschen, dessen Schicksal seine Sonne ist. Verdunkelt sich dieses, flieht die Liebe, schwindet der Reichthum, verschlingt die Erde wieder, was sie gegeben, dann erlöschen Glut und Freuden, düstere Sorgen umlagern das Gemüth, bitteres Weh träufelt aus den Augen, dumpf und einförmig rauschen durch das Leben die Klagen der nutzlos trauernden Seele.

Ein unbewölkter Himmel wölbte sich über meiner Wiege, eine heitere Sonne strahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten sich meiner, schmückten meine Tage, mein Frohsinn zog die muntere Jugend an und Freunde ketteten sich an mich. Die ganze Welt lächelte mich an, bestreute meine Bahn mit Blumen, und diese Blumen wurden zu süßen Mädchenaugen, und das süßeste dieser Augenpaare grub sich mir ins Herz hinein, siedelte als meine Geliebte darin sich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hause, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange schlich sich ein, kein Engel mit dem Flammenschwerdte jagte Gefallene aus.

Aber plötzlich hob sich eine schwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieser Wolke saß der Tod, und diese Wolke stund still über meinem Hause, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt schlug mir der Tod, und als keines mehr zu schlagen war als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hause ließ er die Wolke stehn, und keine Sonne sah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft.

Wenn Gewitter schwarz und drohend heraufquellen am Himmel, der Sturm sie peitscht mit mächtiger Hand, Blitze durch die Nacht zucken, der Donner durch den Sturm brüllt, der Sturm den Donner übertoset, so flammen Hütten auf, Leben gehen unter, Ströme brausen durch die Thäler und bebend betet der Mensch: Vater, schone, rechne nicht nach meiner Schuld! Und es schmettert in die Bitten der Donner, um die bebenden Lippen zucket des Blitzes Schein, und ein bebend Laub zittert der Mensch in der Elemente Sturm und fühlt es wieder, daß er ein ohnmächtig Sandkorn ist in des Schöpfers Hand. Aber weiter, über des bebenden Beters Haupt, toset der Elemente Schlacht. Die Donner verrollen, die Blitze verleuchten, im Westen hebt der Vorhang sich wieder,

hell lächelt die Sonne, und je heiterer sie lächelt, um so schwärzer wird die fürchterliche Wolkenwand im Osten; aber sie senket sich tiefer und tiefer und um ihren schwarzen Scheitel legt sich der wunderbare Kranz, aus himmlischen Farben gewoben, der uns verkünden soll, daß des Himmels Pracht und Freude der Erde Nacht und Elend umranden. Dann flieht die Angst, froh sehen Jung und Alt zum himmlischen Bogen auf, rühren neubelebt im Sonnenlicht die wackern Hände und fühlen es erst, wie beten und arbeiten so nahe beisammen liegen, so treu sich einen.

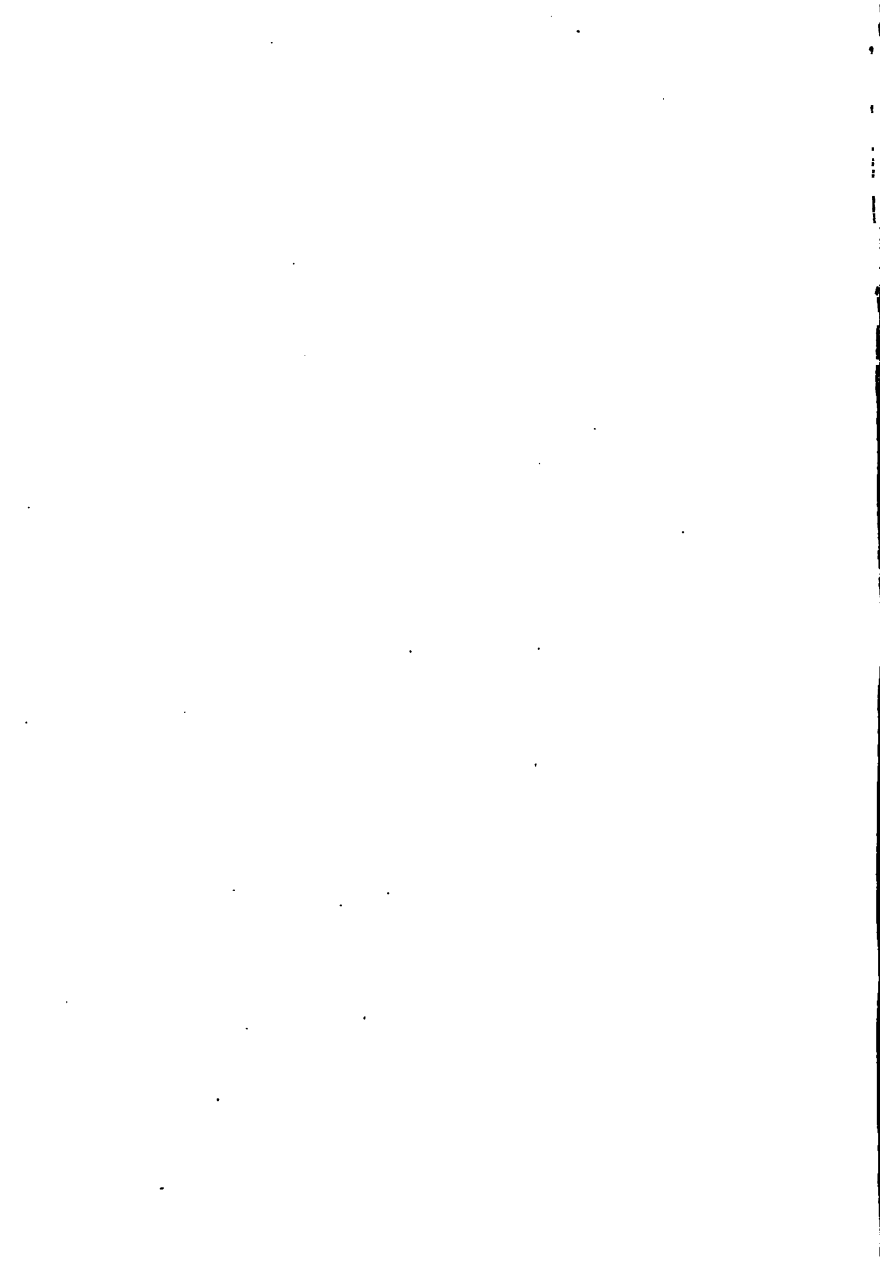
Solcher Art sind die meisten Gewitter in der Natur, solcher Art die meisten im Menschenleben, es erlebt sie jeder. Seine Sonne verdunkelt sich, der Sturm brauset über ihn, ein Gewitter entladet sich über ihm, drohet ihm, schädiget ihn, schlägt ihn nieder; aber die dunkle Nacht enteilet, die Wolken senken sich, die Sonne bricht durch, es richtet der Mensch sich auf; die Kräfte kehren wieder, die Wunden heilen. Heiter wird ihm der Himmel wieder, ein gekräftigt Leben strömt durch seine Glieder.

Doch andere Gewitter giebt es auch.

Ein Wetter saust daher, ein anderes stürmt ihm entgegen, ein drittes eilt dem ersten nach, durch einander zucken die Blitze, in einander rollen die Donner, rund um stürmt der Sturm, auf eine Stelle gebannt tobt die Gewitterschlacht, die Donner verstummen nie, die Blitze erlöschen nie, zerborsten ist die ungeheure Wolkenschaar, Hagel schlägt nieder, Wasserströme ergießen sich, die Erde zittert, erschlagen liegen die Bäume des Waldes, das Korn im Felde, im Sumpfe der Schilf und laut donnert die Fluth durch die Wiesen. Da betet wiederum der Mensch, schaut nach der Hand, welche die Wolken zerreißt, die Sonne scheinen läßt, den Bogen der Gnade baut; aber die Hand kömmt nicht, die Wolken zerreißen nicht, die Donner verstummen nicht, die Blitze erlöschen nicht, die Ströme versiegen nicht. Auf die Erde kniet das


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

M W Cannan



Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Ein

Sylvester-Traum.



Zum Könige der Erde hat Gott den Menschen gesetzet. Zum Sklaven des Irdischen wird der Mensch und weiß es nicht und träumt es nicht, bis er erliegt des selbstgewählten Tyrannen erbarmungsloser Tyrannei.

Wenn am Himmel unbedeckt die Sonne steht, Licht und Wärme strahlend, so erglänzt die Erde, ihre Züge verklären sich, fröhliches Lächeln, reiches Leben strömt sie aus. Birgt die Sonne sich, ergießt aus schwarzer Wolken schwerem Schoose der Regen sich, so erbleicht die Erde, ihre Züge verdüstern sich, zur trauernden Wittwe wird sie, unterm schwarzen Wittwenschleier rinnen ihre Thränen.

Das Schicksal, seine Lebensverhältnisse, nennt der thörichte Mensch seine Lebenssonne. Ja, wenn diese Sonne hell und heiter am Himmel steht, aus ihrem Füllhorne Liebe, Reichthum spendet, volles Licht wirft auf den Lebensweg, ja, da strahlt in Freude und Glück der Mensch, sprüht in feuriger Lebensglut fröhliche Funken rings um sich, dem glühenden Eisen gleich. Aber wie das Eisen kalt und hart und schwarz wird, wenn des Ofens Glut nicht mehr über ihm ist; wie die Erde bleich wird und finster, wenn die Sonne nicht mehr strahlet über ihr, so geht es auch dem Menschen, dessen Schicksal seine Sonne ist. Verdunkelt sich dieses, flieht die Liebe, schwindet der Reichthum, verschlingt die Erde wieder, was sie gegeben, dann erlöschen Glut und Freuden, düstere Sorgen umlagern das Gemüth, bitteres Weh träufelt aus den Augen, dumpf und einförmig rauschen durch das Leben die Klagen der nutzlos trauernden Seele.

Ein unbewölkter Himmel wölbte sich über meiner Wiege, eine heitere Sonne strahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten sich meiner, schmückten meine Tage, mein Frohsinn zog die muntere Jugend an und Freunde ketteten sich an mich. Die ganze Welt lächelte mich an, bestreute meine Bahn mit Blumen, und diese Blumen wurden zu süßen Mädchenaugen, und das süßeste dieser Augenpaare grub sich mir ins Herz hinein, siedelte als meine Geliebte darin sich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hause, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange schlich sich ein, kein Engel mit dem Flammenschwerdte jagte Gefallene aus.

Aber plötzlich hob sich eine schwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieser Wolke saß der Tod, und diese Wolke stund still über meinem Hause, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt schlug mir der Tod, und als keines mehr zu schlagen war als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hause ließ er die Wolke stehn, und keine Sonne sah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft.

Wenn Gewitter schwarz und drohend heraufquellen am Himmel, der Sturm sie peitscht mit mächtiger Hand, Blitze durch die Nacht zucken, der Donner durch den Sturm brüllt, der Sturm den Donner übertoset, so flammen Hütten auf, Leben gehen unter, Ströme brausen durch die Thäler und bebend betet der Mensch: Vater, schone, rechne nicht nach meiner Schuld! Und es schmettert in die Bitten der Donner, um die bebenden Lippen zucket des Blitzes Schein, und ein bebend Laub zittert der Mensch in der Elemente Sturm und fühlt es wieder, daß er ein ohnmächtig Sandkorn ist in des Schöpfers Hand. Aber weiter, über des bebenden Beters Haupt, toset der Elemente Schlacht. Die Donner verrollen, die Blitze verleuchten, im Westen hebt der Vorhang sich wieder,

hell lächelt die Sonne, und je heiterer sie lächelt, um so schwärzer wird die fürchterliche Wolkenwand im Osten; aber sie senket sich tiefer und tiefer und um ihren schwarzen Scheitel legt sich der wunderbare Kranz, aus himmlischen Farben gewoben, der uns verkünden soll, daß des Himmels Pracht und Freude der Erde Nacht und Elend umranden. Dann flieht die Angst, froh sehen Jung und Alt zum himmlischen Bogen auf, rühren neubelebt im Sonnenlicht die wackern Hände und fühlen es erst, wie beten und arbeiten so nahe beisammen liegen, so treu sich einen.

Solcher Art sind die meisten Gewitter in der Natur, solcher Art die meisten im Menschenleben, es erlebt sie jeder. Seine Sonne verdunkelt sich, der Sturm brauset über ihn, ein Gewitter entladet sich über ihm, drohet ihm, schädiget ihn, schlägt ihn nieder; aber die dunkle Nacht enteilet, die Wolken senken sich, die Sonne bricht durch, es richtet der Mensch sich auf; die Kräfte kehren wieder, die Wunden heilen. Heiter wird ihm der Himmel wieder, ein gekräftigt Leben strömt durch seine Glieder.

Doch andere Gewitter giebt es auch.

Ein Wetter saust daher, ein anderes stürmt ihm entgegen, ein drittes eilt dem ersten nach, durch einander zucken die Blitze, in einander rollen die Donner, rund um stürmt der Sturm, auf eine Stelle gebannt tobt die Gewitterschlacht, die Donner verstummen nie, die Blitze erlöschen nie, zerborsten ist die ungeheure Wolkenschaar, Hagel schlägt nieder, Wasserströme ergießen sich, die Erde zittert, erschlagen liegen die Bäume des Waldes, das Korn im Felde, im Sumpfe der Schilf und laut donnert die Fluth durch die Wiesen. Da betet wiederum der Mensch, schaut nach der Hand, welche die Wolken zerreißt, die Sonne scheinen läßt, den Bogen der Gnade baut; aber die Hand kömmt nicht, die Wolken zerreißen nicht, die Donner verstummen nicht, die Blitze erlöschen nicht, die Ströme versiegen nicht. Auf die Erde kniet das

Gewitter nieder, foltert mit Feuer, mit Wasser, mit Sturm die Erde, die drei sind eins geworden, wollen los werden der Erde, die sie nähren und kleiden sollten; und ermattet das Feuer, schweigt erschöpft der Sturm, die Wolken bleiben liegen auf der Erde trüb und schwer und gießen ihre Fluthen über sie aus sonder Unterlaß. Und die Erde stöhnt, ihre Kräfte gehen aus, ihre Früchte sind längst dahin, hoch auf spritzen die Wasser, und noch immer säumet das Gnadenzeichen, der schwarze Wolkenberg zerreißet nicht, will sich nicht randen: will wohl Gott der Erde Untergang?

So hat der bange Mensch schon oft gefragt, noch hat ihn Gott nicht gewollt.

Aber über dem Leben manches Menschen stand ein solches Gewitter und der Mensch ging unter. Das Gewitter stockte über ihm, schlug Schlag um Schlag auf ihn ein, schlug ihn nieder, legte auf ihn sich nieder, gönnte ihm keinen Augenblick mehr, folterte ihn in graulicher Gramesnacht und brach ihm das Herz, hemmte endlich des längst gebrochenen Herzens Schlag und warf ihn in Grabesnacht. So ging es manchem Menschen, der gegen solche Gewitterwuth keine Hülfe wußte.

Ein solches Gewitter hatte zornig über mich sich gelagert, und der Tod war in mein Haus gebrochen einem gierigen Wolfe gleich. Die Eltern hatte ich zu den Todten gebettet, zu ihren Häupten legte sich mein Weib, rings um sie, ein Kranz weißer Todtenblumen, schliefen meine Kinder, welche die Mutter sich nach gezogen. Weiter hin ruhte mancher Freund, und die noch lebten, flohen mich einem Todten gleich. Meine Seele war in den Gräbern, wohin meine Sonne niedergegangen war; für das Leben war mir der Sinn ausgegangen und auch für die Lebendigen. In meinem Hause fand ich keine Ruhe, aber auch keinen Trost in den Gräbern, ich lebte ein Scheinleben, in seiner Schauerlichkeit ähnlich dem Scheintode.

So war bald ein Jahr vergangen, seit die letzte Blume

mir abgeblühet war, und noch waren meine Augen dunkel, noch keinen Sonnenblick hatten sie aufgefangen und mir ins Herz getragen. Unbemerkt glitten die Tage an mir vorbei; unbewußt regierten mich frühere Angewöhnungen; dumpf lag der Schmerz über mir, kein Reiz regte mein Leben auf.

Der Winter war gekommen in ungewöhnlicher Milde, noch war das Gras grün in den Wiesen, Blumen blühten in den Baumgärten, an sonnigen Abhängen reiften Erdbeeren. Aus dem öden Hause lockte mich unwillkürlich die warme Sonne, lockte mich an den Gräbern vorbei ins Feld hinaus weiter und weiter. Fast war es, als ob die mildeweiche Wintersonne, wie leise Liebesworte, sich schmeichle bis ins Herz hinein. Der dumpfe Schmerz ward zur wohl empfundenen Wehmuth; ein gebundener Quell löste seine Bande, drang durch die kalten steinernen Wände, die ihn umschlossen hielten, rann mir wieder hinauf ins trockne Auge und volle schwere Tropfen, wie sie im Frühjahr fallen als Boten des wiedergekehrten Lichtes, rieselten zum weichen warmen Boden nieder, Liebesgrüße, Perlenschnüre, die ich den Meinen da unten sandte. Die da unten aber empfangen freudig die Boten, und es wurzeln die Perlen, blühen als köstliche Blumen empor, funkelnde Diamanten tragend in ihren Kelchen, bringen Zeugnisse, das Leben sei bei denen, um die wir weinen, bringen diamantne Proben aus dem wunderbaren Diamantenfelde, das denen aufwächst im ewigen Leben, die hier reine Thränen weinen, das als ewiger Schatz in himmlischer Blüthenpracht sie erwartet, wenn sie getreu bleiben bis ans Ende.

So wanderte ich in milder Wehmuth und stillem Sinnen, bis meine Füße keinen Weg mehr fanden, niederes Gebüsch meine Schritte hemmte.

Ich stand auf eines waldigen Hügels Rand, vor mir lag das prächtige Aarthal, durchströmt von der klaren, blauaugichten Aare, der schönen Berner Oberländerin, die, eine bald sittige, bald muthwillige Braut, ihrem berühmten Bräu-

tigam, dem mächtigen Sohn der Graubündner Berge, dem edlen Rheine entgegen zog, reichen Brautschatz mit sich führend. Dem edlen grünen Schweizer Rheine gattet sich die schweizerische Maid. Und der edle Rhein, um den Deutsch und Welsch sich streiten, will Schweizer bleiben. Wohl sprudelt er in mächtiger Thatkraft über unsere engen Gränzen, dient freundlich manchem Herrn: aber wenn die üppige Meeresfluth ihm ihre riesigen Arme entgegenstreckt, sich mit ihm gatten will, so birgt der edle Rhein lieber sein edles Haupt im Sande, ehe er Name und Eigenthümlichkeit in der zornigen Umarmung begräbt. Abschied nehmend, Segen empfangend, Segen wünschend drängen freundliche Dörfer sich an die dahinziehende Braut und grüne Matten umschlingen die Dörfer, und muntere Bäche rauschen durch die Matten und viele Kirchthürme, ernst und fest, erheben sich im Gelände, dem Menschen zur Mahnung: daß nicht alles fließen, rauschen, verblühen solle auf Erden, sondern fest und gleich, Sommer und Winter, der Sinn bleiben solle, der von oben stammt, nach oben strebt, in jedem Menschen wohnen solle, wie im Dorfe der Kirchthurm steht.

Um mich schlangen der Solothurner und der Berner Gebiete ihre Arme in einander, wie zwei Schwestern, von Einer Mutter geboren, die sich nicht lassen können, auch wenn jede zu einem eigenen Mann gekommen.

Hinter mir lag der heimelige blaue Berg, halb Berner halb Solothurner, hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserem Sinn, zwischen ihrem Lande und unserem Lande. An dessen Fuße mir zur Rechten lag das uralte Solothurn, aber nicht altersgrau, sondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken, an des Berges Wange hing der Pipine zerfallene Burg, wo kein Karlshof mehr gehalten wird, Lust und Minne nicht mehr in kaiserlicher Herrlichkeit emporsprudeln werden, während in der

armüthigen Hirten Gedächtniß das Andenken an des großen Kaisers Hoflager nicht erlöschen wird.

Vor mir zur Rechten, aber jenseits der Aare, lag die wollüstige Wasservogtei der Solothurner, mit ihren klaren Bächen und schmutzigen Dörfern, mit dem schweren Boden und den leichten Menschen.

Zur Linken lag der Berner kornreiches Gebiete, wo man so weite Beutel findet, wie selten sonst im Lande, und oft so enge Herzen, wie allenthalben anderwärts, und Wangens Thürmlein und Aarwangens festes Schloß ließen mich rathen, welcher Sinn der mächtigere gewesen in der Berner Gebiete, der, welcher Schlösser festigt, oder der, welcher Thürme an die Kirchen baut.

Das freundliche, üppige Gelände stieg allmählig empor und ward zu der hehren Terrasse, die Gottes selbsteigene Hand sich auferbaut im Schweizerlande; die von Stufe zu Stufe zu den riesigen Palästen führt, welche über die Wolken reichen, auf welchen der Herr thronet in feurigen Wettern, in freundlicher Abendröthe, deren wunderbare Majestät die Seele mit Staunen füllet, die dem Gemüthe zu Tempeln werden der Anbetung. Diese eigenthümlichen Gotteshäuser sind des Schweizers Himmelsleitern, auf denen auf und nieder steigen die Engel des Friedens und des Vertrauens, auf denen er selbst emporsteigen soll zu dem, der ihm nicht nur Engel sendet, sondern mit selbsteigener Hand ihn schützet und wahret.

Diese Herrlichkeit lag vor mir, verklärt in goldenem Sonnenschein.

Unten regte sich ein emsig. Leben, die Häuser glichen Bienenstöcken, bei denen das Aus- und Eingehn kein Ende nimmt. Eine wilde Jugend tummelte sich auf den Straßen, um die Häuser wurde emsig gekehrt und eifrig die Bänke gereinigt. Es wollen die Berner reine Häuser, vor allem am Sonntag, damit, wenn der Herr Heerschau hält über seine Knechte, er einkehre ins reine Haus mit seinem Segen sie;

wollen diese reinen Häuser sich selbst zum beständigen Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen seien, damit der Herr einziehe ins reine Herz mit seinem Geiste, so wie ins reine Haus mit seinem Segen.

Da klangen über das geschäftige Gewimmel die Glocken, aus allen Thürmen begegneten ihre Klänge sich, und in ihren reinen Tönen schien der Menschen Treiben sich zu läutern, zu heiligen. Feierlicher bewegten sich die Frauen, ordnend und reinigend; feierlicher schaute die Landschaft mich an. Die Töne verhallten nicht, aus immer weitern Kreisen schwoll der Glocken Geläute heran, schwoll in ernsten Weisen als gewaltiger Lobgesang zum Himmel auf. In den ernsten Lobgesang brauste der wilden Jugend Jubelruf, die sich zu den Thürmen drängte zum stündigen Glockengeläute, die die Kirchhöfe füllte, oder in verwegenen Spielen Luft machte der Lust in ihrer Brust.

Ich wußte nun, es war Sylvesterabend, das scheidende Jahr ward zu Grabe geläutet, und eine ganze Stunde lang riefen alle Glocken den Menschen mahnend zu: Zu eilen und nicht zu säumen, dem scheidenden Jahre mitzugeben in sein Grab, was Haus und Herz beschwert, was Haus und Herz verunzieret, was des Herzens, des Hauses Frieden stört; ihm mitzugeben Zeugnisse unseres Thuns, damit, wenn Gott es rufet vor seinen Thron zur Rechnung, es auch unsere Namen aufgeschrieben habe bei den Namen derer, die ihre Tage mit Weisheit gezählet und mit Fleiß bestellt das Ackerfeld, auf dem die ewigen Schätze wachsen.

Nicht ungehört verhallten die Töne. Manch Auge schaute mit Ernst in sich hinein, manch Herz wogte auf in heiliger Andacht, und ernste Männer und sinnige Frauen sah ich durch die Massen schreiten, sorgfältig Gaben suchend zu Pfändern der Versöhnung, zum Zeichen, daß im neuen Jahre die alte Liebe die gleiche bleiben solle.

Ich aber hatte niemanden etwas zu bescheeren, nichts zu

bereiten auf den folgenden Tag; öde war mein Haus, und meine Liebe ward auf Erden nicht mehr neu.

Wehmüthig schaute ich hinab ins Gewimmel, horchte wehmüthig den herauf quellenden Tönen, aber immer mächtiger drängten sich aus dem Hintergrunde meiner Seele die Bilder der Vergangenheit. Leise sank zwischen Auge und Seele der Schleier, der beide von einander scheidet.

Es sieht das Auge, aber die Seele empfängt seine Bilder nicht; sie zeuget eigene Bilder und schaut sie an mit dem Auge, das noch niemand gesehen. So gestaltet sich ein seltsam Leben, es ist nicht Traum, nicht Wachen, es ist ein Weilen in selbsterschaffenen Welten.

In meiner Seele gingen die vergangenen Sylvestertage auf mit all ihren Freuden. Ich sah den frischen Knaben wieder, an dem freudetrunken der Eltern Augen hingen; sah den Reichthum der Liebe, die ihm ward; sah der Eltern Glück sich spiegeln in seinem Glück. Die Gefühle jenes Sylvesterabends kamen über mich, wo mein Ahnen mir zur Gewißheit ward; wo mir aufging in süßer Liebe der heilige Tempel eines reinen Mädchenherzens, geschmückt mit den wonnereichen Gebilden der Liebe; wo mir der Altar aufgerichtet stand, und darauf das Feuer brannte, das nie erlöscht in eines treuen Weibes Seele; wo ich zum Gott auf Erden ward, weil ich vernahm, daß mein eine Seele sei.

Aber höher auf schwoll mein Glück. Es kamen die Sylvestertage, wo ich Tannenbäumchen rüstete, sie schmückte mit goldenen Nüssen, mit Händen voll Geschenke an die Wiegen meiner Kinder trat, das Bescheeren vergaß, und nicht satt wurde, zu schauen, wie sie so friedlich ruhten, heiteres Lächeln um ihre rosigen Gesichtchen schwebte; wie sie die Aermchen ausstreckten, weil sie im Traume Vater und Mutter sahen, und Vaterlust und Vaterfreude quollen immer wärmer in mir auf. Und wenn ein Vater so recht seiner Kinder sich freut:

bebt ihm da nicht seine Stimme? sein Auge, füllt es sich nicht aus dem Borne der Freude?

Als die Thräne, das Kind des schönen Bildes in meiner Seele, ins Auge trat, erkaltete sie schnell, ein Kind anderer Welt im kühlen Abendwinde. Ihre Kälte weckte mich, der Schleier hob sich wieder: ach! ich war alleine, verronnen waren meine goldenen Tage. Ich saß allein auf einem Hügel überm Aarethale, ein Käuzlein strich an mir vorüber, eine an warmer Quelle verspätete Schnepfe streifte an dem Waldesrand, aus dem geheimnißvollen blauen Grunde traten die Sterne, diese Räthsel Gottes, die kühnen Schiffer auf dem blauen, unendlichen Meere; sie rückten freundlich dem Schwesterchen Erde zu, als wollten sie es ermuntern, zu glauben und zu vertrauen dem gewaltigen Steuermanne, der mit leisem Ruderschlage Welten lenket und die Menschen steuert dem sichern Ufer zu, wo die Stürme schweigen, die Fluthen sich ebnen, die Irrwege nicht mehr sind.

Nichts zog mich heimwärts; aber die übliche Stunde der Gewohnheit rief, ich folgte. Dunkel war es auf Erden, voller Sterne waren die Wege, und immer zahlreicher traten an des Himmels Rand die Sterne, als ob sie den stolpernden Wanderer betrachten wollten, der so mühselig seine Glieder schleppte. Der junge Mond lag hinter einer Wolke, aus dem dunkeln Grunde hob sich eine finstere Masse: es war mein einsames Haus, und schwärzer als alles, ausgebrannten Augen gleich, starrten die Fensterhöhlen hinaus in die Nacht. Hinter keinem Fenster schimmerte Licht, kein düsteres Lämpchen flimmerte durch die Gänge, kein Leben regte sich in den Mauern, stumm, traurig stand es vor mir.

Unheimlich rasselte im Schlosse der Schlüssel, schauerlich knarrte die Thüre, meine Schritte hallten wieder, vom Dache herab kam es wie ein Echo, oder wanderte von dorther mein Doppelgänger mir entgegen? Er kam nicht, es war stille oben wie im Grabe, keine Thüre sprang auf, keine Beinchen

liefen mir entgegen, keine Aermchen schlangen sich um meinen Hals, Alles war todt, hier war niemand mehr, draußen ruhten sie. Ich öffnete Thüre um Thüre, trat von Zimmer zu Zimmer; es war, als müßte ich jemand finden. Aber es war niemand da. Ich fand die Betten, in denen sie gestorben; die Sessel, in denen sie die letzten Tage geruht: aber niemand war darin. Da ward es mir so recht weh im Herzen; es war mir, als wäre ich der letzte Mensch auf Erden, möchte sterben und könnte nicht, müßte alleine bleiben im öden Hause, in der öden Welt. Immer inniger faßte mich das Heimweh nach den Meinen; es war, als riefen sie mich: deutlich hörte mein Herz ihre Stimmen. Ich trat ans Fenster, horchte hoch auf, aber keine Töne vernahm mein Ohr. Dünne Mondesstrahlen schimmerten im Fenster, schwammen an mich hin; im Herzen häkelten sie sich an und zogen mich und riefen mich aus dem öden Hause, dem Sarge meiner Freuden, hinaus ins Freie, wo am duftigen Himmel des Mondes schmale Sichel liebäugelte mit der Erde, während einzelne Strahlen geheime Gänge gingen, geheime Botschaften bringend aus einer andern Welt. Und diese hellen Geisterboten riefen mich und zogen mich dem gottgeweihten Hause zu, welches unter den Häusern ist, was unter den Tagen der Sonntag, das reine und heilige, das nur zu Gott geweihtem Werke die Menschen empfängt, außer dessen Schwelle jeder lassen soll irdisches Sinnen und irdische Sorgen, über dessen Schwelle jeder heimnehmen soll kindliche Liebe und göttliche Kraft. Um dieses Haus ruhen in weitem Kreise alle, welche auf den ihr Vertrauen gesetzet, auf dessen Name sie getauft wurden in diesem Hause, in welchem sie Treue geschworen dem, der ihr Vater zu sein verhieß. Als ihr Leben erlosch, als die Ihren nichts mehr an ihnen thun konnten, als weinen um sie, da betteten sie dieselben vertrauensvoll um dieses Haus als in die Obhut des Herrn, dessen Kraft und Herrlichkeit das Leben schafft und mit neuem Leben die Todten krönen will. In silbernem Glanze schim-

merte der Acker, auf dem in Schwachheit gesäet wird, was in Herrlichkeit auferstehen soll. Ein geheimnißvolles Wehen umfloß mich; die süßen Schauer der Kinderzeit, wenn Mährchen und Sagen Kunde brachten aus einer andern Welt, stiegen in mir auf, und mit leisem Zagen setzte ich mich auf meines Weibes Grab. Es war mir, als sollte ich etwas erwarten, als nahe sich mir eine verhängnißvolle Stunde; aber stille blieb es und friedlich, unbewegt ruhte auf den friedlichen Gräbern der stille Glanz. Es stiegen in mir Gedanken auf: ob nicht da unten die harten, schwarzen Scheidewände zwischen meinen Begrabenen eingefallen seien; ob sie nicht da unten säßen in hell geschmücktem Raume, in verkärtem Gewande, des himmlischen Friedens sich freuten, des Vaters harrend und seines Rufes zur Auferstehung; ob sie nicht meiner gewärtig seien, kein Zugang für mich in die hellen Räume? Ich strengte meine Augen an, aber in der Gräber Schoos sah ich nicht; zwischen mir und ihnen lag die harte, schwarze Thür aus kalter Erde, die alle Gräber schließt. In dieser Anstrengung ward mein Auge mir schwerer und immer schwerer, eine Last senkte sich auf dasselbe, schloß es mir unwiderstehlich, und vor meine Sinne schob sich der Riegel, welcher Welt und Mensch trennt, und in des Schlafes Bande ward mein Leib gebunden.

Da begann es gar seltsam in mir sich zu regen: ein leiser, warmer Hauch wehte über mich; wie warme Küsse brennen, glühte es in meinem Innersten. Wie es der Lilie werden muß, wenn der erste Sonnenstrahl sie trifft, ihre Blätter sich entfalten, ihr Kelch dem Lichte von Oben seinen reinen Schoos erschließt, so ward es mir. Eine verschlossene Thür sprang auf, eine wunderbare Kraft, keinem der fünf Sinne vergleichbar, die ich denn doch das verschlossene Auge des Geistes im Leibe nennen möchte, ward ihrer Fesseln entbunden, von ihren Hüllen frei. Licht war es um mich, in reinem Lichtmeere schwamm ich, Lichtwellen wiegten mich sanft und ein

unnennbares Wohlsein durchströmte mich. Das geöffnete Auge gewöhnte sich an des Lichtes Fluth, gewann an Schärfe und allmählig erhielten die silbernen Fluthen bestimmtere Gestaltungen. Zum wunderherrlichen Garten ward die Welle, die mich trug, und Blumen, die ich nicht beschreiben kann, sproßten um mich auf, und duftende Pflanzen beschatteten mich, und süße Töne, Gesänge aus der Himmelshöhe umquollen mich.

Und wie ich in wonnigem Entzücken mich wiege, strömt eine helle Welle heran, und aus der Welle tritt eine Gestalt, aus Sternenglanz und Blumenduft gewoben, schwebt in meine Arme. Des Wiedersehens Wonnen durchrieselten mich, mein Weib hatte mich umfangen. Wohl lag im Staube ihre irdische Hülle, aber ihrer Seele eigene Schönheit hatte sich verkörpert wunderbar, unnennbar, aber kenntlich alsobald. Andere Wellen, strahlenden Kähnen gleich, wogten herbei, brachten mir Vater und Mutter; sie hießen den theuren Sohn willkommen in ihrem Lande und freuten sich seiner auf himmlische Weise. Da beugten himmlische Rosen sich über uns und aus den Rosen lächelten süße Kinderaugen, blühten Engelsköpfchen auf, entfalteten ihre Flügel, lösten sich ab, flatterten mir zu und freuten sich des Vaters.

Da trank ich Seligkeit aus vollem Becher in vollen Zügen. Und jubelnd erzählten die Meinen, wie mein treues Sehnen sie gesehen, und wie sie den Vater gebeten, daß er dieses Sehnen nicht zum Grabe des Leibes und der Seele werden lasse. Da hätte Gott den Kindern Großes vergönnt: den Vater herauf zu holen ins Reich der seligen Geister, ihn empfinden zu lassen der Seinen Seligkeit, und im Bade der Seligkeit ihn zu heilen vom todbringenden Weh. Da seien die Kinder gekommen als lichte Mondesstrahlen, hätten mich gezogen dahin, wo Gott den Todten Leben giebt. Da hätte der Engel, der den Schlüssel hält zum Allerheiligsten im Menschen, zu dem Auge, das unter sieben Siegeln verschlossen ist, mich emporgetragen ins Reich des Lichts und das Auge

mir aufgeschlossen. Und dieses Auge öffnete sich immer weiter, und viele freundliche Augen sah ich auf uns ruhen, sich freuen unseres Glücks. Viel hehre Augen leuchteten auf mich nieder, Augen, wie sie sein müssen, wenn sie leuchten wollen durch ganze Welten hinaus in die weite Ewigkeit.

Und immer weiter drang das Auge, immer weiter verkörperten sich die silbernen Wellen des Lichts und zahllose Geister sah ich wallen. Alle in gleicher Schöne und jeden doch in eigenthümlicher Gestaltung. Die Einen schienen aus reinem Lichte gewoben. Andere schimmerten in Rosenduft, die Dritten schwammen im blauen Glanze des Aethers, die Vierten strahlten in goldenem Licht. Und wie mannigfach die Färbung war, so erglänzten jugendlich die Einen, während Andere strahlten in unaussprechlicher Würde; aber Alle waren getaucht in unverwesliche Herrlichkeit. Wenn auch die Zahl der Jahre, welche die Geister auf Erden durchlebt, in ihrer Erscheinung erkennbar war, davon hing die Schöne nicht ab, nicht von der Jugend, nicht vom Alter, sondern von den Zügen der Seele, die auf Erden sich ausgeprägt. Und wie ich schaute durch die lichten Geisterfluthen, die in unzählbaren Mengen die Räume füllten; sah ich schwarze Streifen zucken durch sie hin, sah ich dunkle Schatten einzeln, schaarenweise ängstlich irren. Aengstlicher, als die Eule das Sonnenlicht, flohen sie das Licht; aber allenthalben verfolgte sie das Licht. Sie wollten sich bergen vor den lichten Geistern; aber nirgends fanden sie eine dunkle Decke für ihr dunkles Wesen. In verzweiflungsvoller Hast stürzten sie ins Weite; mein neues Auge drang ihnen nach, die Schauer der Ewigkeit durchbebten mich. Die Schranken, welche dem irdischen Auge gesetzet sind im Raume, sah ich gefallen oder in unendliche Fernen gerückt. Um mich sah ich Welten rollen, und wie man hier von einem Hause ins andere sieht, sah ich von einer Welt in die andere, sah in tausend Welten auf einmal, nahm wahr, was rings um mich sich regte, sich bewegte. Mit einem Blicke umfaßte

ich die Erde, die gar lieblich erglänzte, wie in des Mondes Silberschein; sah die Schatten der Paläste, sah hinein in die Fensterchen der Hütten.

Während ich Welten und Hütten sah, war ich bei den Meinen, koste mit ihnen, trank ungestört aus dem Becher der Seligkeit und war mir doch bewußt alles dessen, was in mein Auge drang. Aber wie Ketten und Bande war es von mir gefallen, die Gebundenheit in die Schranken der Sinne war gelöst und während Unendliches mein Auge faßte, genoß ich in voller Innigkeit das Sein bei den Meinen. Da begann ich zu empfinden die Allgegenwart Gottes, zu begreifen, wie Gott bei Allen sein kann und doch in voller Liebe bei jedem; ich erkannte die Wahrheit, daß des ewigen Lebens Anfang die Liebe ist, welche die Schranken des Herzens, das nur Eines fassen, denken, lieben will, sprengt, daß dasselbe Gott und seine Kinder in immer größerer Innigkeit zu umfassen vermag. Der hat schon auf Erden die Schranken der Sinne gebrochen, in dessen Herzen die Liebe eingezogen ist; erkennt es, wie man mit ganzer Seele sein kann bei dem Geliebten, den unsere Augen nicht sehen, unsere Ohren nicht hören; der erkennet es, warum Jesus die selig pries, die ihren Glaubenskreis über die Gränzen der Sinne ausgedehnt.

Ich war ganz dem Kinde gleich, das mit seinen Händchen nach dem Himmel greift; was Welten weit von mir sich bewegte, schien mich zu berühren; ich hatte noch kein Maaß für die Unendlichkeit. Es schien mir, als könnte ich mit dem Finger klopfen an die Fensterchen der Hütten auf Erden, wo jetzt ein eigenthümlich Schauspiel sich entfaltete.

Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die seligen Geister zu den Ihren ziehen läßt mit reichen Geschenken zur Bescheerung auf's neue Jahr. Seine Schatzkammer hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten sie Gaben wählen, die sie den Ihren heilsam wußten, und strömten dann gaben- und wonnereich den Ihren zu.

Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unseligen Geister ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammer öffnet er ihnen, keine Gaben bringen sie, ja kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten sie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Wesen.

Der Drang der Angst trieb sie den Ihren zu, trieb sie ins Saatfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten sie sich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur sehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur kosten, wie bittere Früchte sie trug den Ihren, den Menschen. Aber wie sie auch rangen, wie sie sich wanden, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits war keine Brücke für sie, keine Verbindung war ihnen gegönnt, kein Warnungszeichen. Es soll der Mensch glauben, wer Moses und den Propheten und Höhern nicht geglaubt hat, der hat keine Stimme, ja nicht einmal einen Schatten, den Glauben der Seinen zu wecken.

Ihre markdurchdringende Qual durchschauerte mich, aber störte die Seligkeit der Meinen nicht; die Rathschlüsse des Vaters sind ihnen nicht mehr verborgen, und was wir nur in einzelnen Erscheinungen sehen, das ist ihnen offenbar in seinem ganzen großen Zusammenhange. Ich aber konnte nur schauen, und was ich in der Heimath sah, hat in klaren Bildern sich eingeprägt in meine Seele, während die Bilder aus andern Welten meist in Nebel versunken sind. Einige dieser Bilder will ich darzustellen versuchen, die Fülle der ganzen Anschauung wäre zu viel für die Schrift. Es war ein wunderbares Schauen in das Funkeln der Geister, die in seligem Verlangen der alten Heimath zuströmten, ihr wogend Heer durchzuckt von schwarzen Schatten, und wie in der Nähe der Erde der Strom sich löste, die glänzenden Gebilde sich sönderten, leuchtend und strahlend, und gabenreich jeder der Stätte zu-

eilte, wo die Seinen weilten, wo er bescheeren wollte mit Gaben aus den Schatzkammern des Vaters.

Mein Auge war bei ihnen, schaute mit ihnen durch die Fenster der Hütten, der Paläste, schaute der Geister Bescheerung, ja schaute mit den Geistern in die Seelen der Menschen und sah die Gedanken und Traumbilder auf- und niedersteigen in denselben. Aber was ich auf einmal sah wie mit einem Blicke, das muß ich erzählen langsam eins nach dem andern; aus dem wogenden, sprühenden Leben wird die Bewegung schwinden, und kalt und starr vor die Menschen treten, was so lebensreich mir in die Seele drang.

Drei Rosenknospen gleich schwebten allen voran drei Engelein, und ihre Freude leuchtete durch den ganzen Himmel. Einer armüthigen Hütte eilten sie zu und weilten schwebend vor den trüben runden Scheiben der kleinen Fenster. Ein mattes Lämpchen glimmte drinnen, ein dürftig Weib saß dabei und weinte, spann und netzte zum Spinnen im Augenwasser sich den Finger. Hinten im engen Stübchen keuchte es ängstlich, auf dünnem Bette lag in Fieberglut ein blasser Mann. Jetzt beugte sich das arme Weib weinend über ihn und stärker rannen seine Thränen und feuchteten des armen Mannes trockne Lippen. An der Wand lagen in weiter Wiege drei magere Kinder in tiefem Schlafe, wie der Müde ihn schläft nach hartem Tagewerk, wie arme Kinder ihn schlafen können, die im Wachen der Hunger plagt. Zu ihnen trat die Mutter, und Liebe und Weh stritten in ihren Augen; sie wollte sie besser zudecken, aber das schmale Deckelein wollte sich nicht breiter ziehen lassen. Da zog wehmüthig die Mutter ihr Fürtuch ab, legte es über sie, setzte sich wieder ans Rad, spann und betete. Sie war zu arm, die Hände zum Vater zu erheben, die Hände mußten spinnen; aber sie hatte ein gläubig, inbrünstig Herz, das sich zum Vater hob.

Sie bat gar brünstiglich um Kraft, zu tragen; bat für den armen kranken Mann, für die armen armen Kinder, die

alles alles entbehren mußten, denen sie auch nicht einen Schimmer von Freude konnte fallen lassen in das Dunkel der Armuth. Da schwebten die Engelein über die betende Mutter und küßten ihre matten Augen, und sie schloßen sich leise, und leise sanken die matten Hände in den Schoos, ihr Herz aber blieb bei Gott, und der Vater tröstete sie und zeigte ihr, wie er denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit dienen lasse, ließ vor ihren Augen aufgehn ihre Zukunft, den Segen des Frommen auf Erden und jenseits die verheißene Herrlichkeit. Und während der himmlische Trost im Herzen der Mutter sich anbaute, schwebten die Engelein zu ihrem Vater, verjagten ihm die Fieberglut, wehten ihm Kühlung zu, brachten ihm den sanften, ruhigen Schlaf, und im Schlafe lag die Genesung. Als sie die Eltern erquickt hatten, da legten sie sich zu ihren Brüderchen und Schwesterchen und spielten goldene Träume in ihre Seelen, ließen dort aufgehn die hellste Sylvesterlust, die reichste Freude, und legten zur Freude fröhlichen Sinn, heiteres Hoffen, festes Glauben. Da rötheten sich die blassen Gesichtchen, der Schimmer der Freude verklärte sie, höher und höher schwoll die Lust und mitten aus dem Schlafe sprühte fröhliches Jauchzen. Da erwachte die Mutter und fühlte das Schaffen Gottes in ihrem Herzen, noch nie hatte ein Schlaf sie so gekräftigt. Sie nahm das Lämpchen und zündete nach dem Manne hin, sah die Fieberglut verschwunden, das Keuchen gesänftigt, sah die Genesung dämmern in den ruhigen Zügen, sah auf den Gesichtern der Kinder den Frieden Gottes, Lust und Freude. Da ging ihr die Ahnung auf, daß Engel Gottes in ihrer Hütte gewesen. Nun hob sie Hände und Herz auf zu Gott, dankte für die reichen Gaben, und gieng erkräftigt dem neuen Leben im neuen Jahre entgegen.

Liebreich wie helle Frühlings-Morgen, wenn säuselnde Winde mit den Blumen spielen, während die Sonne sich vermählet mit den strahlenden Perlen, die bei nahender Sonne vom Himmel kamen und in blühenden duftenden Brautbettchen

der Sonne harrten, sah ich eine freudige Geister-Schaar, zusammengesellt, treuen Schwestern gleich; sah hier einen Engel leise sich ablösen, als ob er es heimlich thun wollte, mit einem süßen Geheimniß in der Brust, hier, wo kein Geheimniß ist, hier, wo alles an der Sonne liegt. Das waren die treuen Herzen, die heimliche Liebe bargen in der Brust, wo das Geheimniß dem Geliebten verborgen blieb, die Liebe nicht geachtet ward, und doch treu blieb, sich nicht verbittern ließ, in Milde und Liebe ausharrte bis ans Ende. Die schwebten vorauf, als Engel Gottes zu verkünden, daß die Liebe, die rein bleibt, die sich nicht in Haß versäuert, wenn sie auch nicht gesehen wird, nicht erwiedert wird, auf Erden keinen Lohn erhält, gekrönet werde mit der Krone des ewigen Lebens und getränket aus der Liebe reinstem Borne. Sie schwebten nun schüchtern fast und geheimnißreich, mit Gaben reich beladen, da hin, wo der wunderreiche Zug des Herzens, der alle Wege weiß, nie sich irret, sie führte. So sah ich sie schweben alleine, und zwei und zwei, ans gleiche Herz gebannt, oder zwei und zwei in schwesterlichem Vertrauen ihre Geheimnisse sich erschließend; sah sie schweben, sah sie erglühen im weichsten Morgenroth, wenn sie die Schranken des Hauses durchfloßen. In eifriger Hast suchten sie zuerst die Wiegen der Kinder, liebkosten sie und herzten sie mit himmlischer Innigkeit, beschenkten sie mit himmlischer Freigebigkeit, mit holdem Wesen und Gottes Huld. Dann nahten sie sich leise, sonder Neid und Eifersucht, mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, den schlafenden Eltern, und Liebe strahlte ihr ganzes Wesen, wie die Sonne leuchtet in goldenem Lichte. Ich sah, wie sie aus beider Herzen nahmen, was die Welt darin angesetzt, hingelegt zwischen beide; sah, wie sie Frieden goßen in die Herzen und bescheidenes Genügen, und Zufriedenheit mit Gott und Menschen und den Sinn, der siebenmal siebenzigmal vergiebt in einem Tage. Und hatten sie so reich bescheert, dann küßten sie Mann und Weib mit dem holden Geisterkusse, und

beide lächelten im Schlafe, und in ihren Herzen erwachten Träume alter Liebe voll, und in diesen Träumen keimte ein neues Jahr voll Friede und Freude, aber keines wußte, wer ihnen das fried- und freudenreiche Erwachen bescheeret hatte; sie dankten es Gott und hatten Recht; an jenem Tage erst, wo nichts Irdisches mehr zwischen den Herzen ist, werden sie den Boten erkennen, der ihnen Gottes Gaben gebracht.

In großer Freudigkeit, in ehrwürdiger Schöne sah ich andere Schaaren ziehen; milde war der Glanz, der aus ihren Augen strömte. Ich sah, sie trugen den Segen Gottes in die Häuser der Menschen; sie kehrten in kleine Häuser ein, wo man Sparsamkeit zu Hause sah; sie kehrten in stattliche Gebäude ein, wo große Fülle sichtbar war. Sie segneten das Brod im Schreine, das Oel im Krüglein, die Kinder in der Wiege; sie segneten des Weibes Sinn, des Mannes Streben; sie segneten Aller Eingang, Aller Ausgang. Ich sah, wie der Segen Gottes sich niederließ und Wohnung machte und sichtbar ward in Allem und über Alle. Die da im Schlafe ruhten, ahnten nicht, wer sie besucht, was sie gebracht. Die, die arm waren auf Erden und nie einen Reichen beneideten; die viel bedurften, und immer zufrieden waren mit dem, was sie erhielten, nie noch mehr verlangten, wenn sie viel erhielten, nie zu wenig fanden, was der Karge ihnen gab; die mit dankbarem Herzen jeden Geber liebten, die hat Gott zu Trägern seines Segens auserkoren, hat ihnen die Gnade verliehen, hundertfältig zu vergelten das Gute, welches sie hier empfangen. Sie zogen nun mit Gottes Segen hin zu denen, die in reinem Sinn, aus guten Herzen Haushalter Gottes gewesen, viel gethan und es niemand vorgerückt; deren Rechte viel gegeben und es niemanden gerühmt, und ohne daß die Linke darum gewußt. Auch diese wissen nicht, wer Gottes Segen im Schlafe ihnen gebracht, kennen ihre Wohlthäter nicht, und werden es droben erst erkennen, wie Gott die Reichen durch die Armen lohnet. Nicht nur jene Engelchen, drei Rosen

gleich, welche Allen voraus die dringliche Noth der Eltern zog, sah ich. Zahllose Kinderschaaren eilten durch die Räume mit Gaben aus des Vaters Schatzkammern, um den Eltern zu bescheeren, von denen sie früher Gaben empfangen nach dem Maaße der elterlichen Liebe.

Unter den eilenden Schaaren strahlte ein heller Knabe, in ungewohntem Fluge eilte er einem vereinzelten Hause zu; er hatte den Eltern noch nie Gaben bescheert aus des Vaters Schatzkammern, wohl aber viele Freuden auf Erden; darum war auch die Wunde tief und nicht verharscht, die sein Heimgang geschlagen. Jedes Haus, jeden Baum begrüßte er mit freudigem Nicken; aber er säumte nicht bei ihnen, vor ein helles Fenster zog es ihn. Drinnen waren Vater und Mutter, und beide kämpften mit dem Schmerze. Sie ordneten die Bescheerung, die ihren Kindern morgens werden sollte, und wenn sie zu dem Platze kamen, auf dem in andern Jahren des Geschiedenen Bescheerung lag, und wenn ihre Gedanken sonst sich ihm zuwandten, so ward der Schmerz jedesmal neu, preßte die Herzen, füllte die Augen und lange wollte jedes ihn niederkämpfen, wollte ihn dem andern verbergen, aber sie vermochten es nicht; sie theilten ihn wie zwei treue Eheleute. Theilen sie jede Freude, warum sollten sie den Schmerz nicht auch theilen, warum den gemeinsamen Schmerz sich verbergen? nur der verdrückte Schmerz wird zum Gram und der Gram tödtet. Sie weinten über den leeren Platz, an dem sie sonst den Liebling bedacht; dann stellten sie eine weiße Rose in dessen Mitte, und wollten die Ruhe suchen, aber vom entschlafenen Sohne wichen ihre Gedanken nicht. Da drückte ihnen mit sanften Küssen der helle Engel die Augen zu und wiegte sie in Schlaf; dann erschien er ihnen im Traume, wie sie meinten, in verklärter Lieblichkeit und kränzte sie mit der Gnade des Vaters, die denen wird, die nicht nur thun, was der Vater will, sondern die auch tragen, wie der Vater will; die nicht nur nichts nehmen, sondern die auch geben können,

und nicht nur Geld und gute Worte, sondern das Liebste. Er offenbarte ihnen, wie solches Tragen des Geschiedenen Seligkeit mehre und ein Zeichen sei, daß in den Herzen der Lebenden der letzte Feind besieget sei, der Tod. Wie er so Trost von Oben Vater und Mutter ins Herz gegossen, eilte er zu den Geschwistern und lachte freundlich in ihre Herzen hinein; legte zu der Liebe darin die holde Gabe, die Liebe zu bezeugen; legte zum Glauben an die Eltern die freundliche Zutraulichkeit, die den Glauben fruchtbar macht; legte jedem unters Kissen einen Schlüssel zu der Eltern Herzen, die den Kindern so gerne sich öffnen, denen kindliche Liebe, je älter sie werden, um so mehr wird, was den Pflanzen der Thau in der Sonne Brand. Und freundlich lächelten die Geschwister im Traume, gar süß waren ihre Herzen bewegt, sie streckten ihm ihre Arme entgegen, als wollten sie ihn umfangen für seine Gaben, als wollten sie ihm verheißen treuen Gebrauch derselben nach seinem Willen.

Nicht ferne schaffte ein kindlicher Engel ein ander Werk. In großem Hause waren oben und unten die Fenster hell, aber hinter den obern Fenstern wachte ein anderer Schmerz als hinter den untern, und zwischen beiden war eine kalte, harte Scheidewand.

Oben saß der Vater wach, finster sinnend, in der Hand das düstere Haupt; drunten lehnte weinend die Mutter über Dinge, welche der Tochter werth gewesen; suchte Trost in heiligen Büchern. Aber der Anblick der Andenken ließ neu bluten die Wunde, Thränen verfinsterten die Augen, löschten die Buchstaben aus, und wie eine schwarze Wolke die Sonnenstrahlen auffängt und es dunkel läßt auf Erden, so ließen sie den Trost der heiligen Worte nicht hinunter ins kranke Herz. Beide trauerten um ihr einzig Töchterlein, aber jedes einsam für sich. Jedes hatte seinen Schmerz anders gestaltet und diese verschiedene Gestaltung hatte die Herzen getrennt, war

wie eine Scheidewand zwischen die Herzen getreten, war zu neuem Schmerze geworden, ein neues Unglück.

Zu weich und thränenreich war dem Vater der Mutter Weh, zu trocken und wortkarg der Mutter des Vaters Trauer, und da hatten die Herzen sich getrennt, die doch das gleiche in sich trugen, aber auf verschiedene Weise es an den Tag legten.

Zu diesem Vater sah ich die Tochter schweben; sah, wie sie vor seine Seele trat in herrlich entfalteter Lieblichkeit, ihn umfaßte mit kindlicher Innigkeit, ihm die süßesten Namen gab. Da ward weich des starken Mannes Herz, die Thränenquellen brachen auf, tiefer inniger Schmerz übermannte ihn; er verlangte, sich auszuweinen, nach einem trauten Herzen: er suchte die Mutter.

Aber vor ihm war die Tochter unten, legte als kindliche Gabe der Mutter das Sehnen nach dem Vater ins Herz, den Vorsatz, sich aufzurichten zum Tragen und Dulden nach des Vaters Sinne, zu verschließen die Trauer in das geheime heilige Kämmerlein der Seele, welches der Mensch nur in heiligen Stunden betritt. Als nun so weichen Herzens der Vater die Mutter suchte, so aufgerichtet die Mutter ihm entgegentrat, da sank zwischen ihnen die Scheidewand, ihr Schmerz floß zusammen, ihre Herzen verstanden sich, und das Andenken an die geschiedene Tochter ward zum heiligen immer grünen Tannenbäumchen, an dem sie sich alle Tage bescheerten mit der Liebe wachsendem Verständniß; das sie mit den Gaben schmückten, welche sie dem Vater droben brachten; das sie alle Tage schmückten mit kindlicher Ergebung und gläubigem Vertrauen.

Mit Kindern sah ich viel tausend Mütter wallen, die mit ihnen droben beim himmlischen Vater waren; sah, wie sie ihnen zeigten den irdischen Vater, die irdischen Geschwister, wie sie beiden bescheerten; sah, wie sie die Brücke schlugen für Mann und Kinder nach oben, wie sie dafür sorgten, daß das

Getrennte sich wieder finde, wie sie in Liebe verbanden, was im Leibe sich nie gesehen. Es war ein wunderbares Schauen, wie die lieblichen Engelein hell leuchtenden Sternlein gleich an der Hand strahlender sinniger Geister durch die Räume schwebten, der Heimath zu, durch die Fenster flogen in freudiger Lust.

So sah ich zwei Engelein und ihre Mutter ihren Vater finden, der auf weißem Bette schlafend lag, tiefen Ernst auf seiner Stirne, manche Frage bergend im fest geschlossenen Munde. Er hatte viel gesonnen, ehe er sich schlafen legte. Die vergangenen Tage waren an ihm vorübergegangen, die Gegenwart hatte sich ihm gegenüber gestellt; er hatte den Schöpfer manches gefragt, aber keine Antwort erhalten; er hatte sich selbst geantwortet, aber jede Antwort brachte ihm zwei neue Fragen. Dann war er zu den zwei Kindern getreten, die neben ihm friedlich und lieblich schlummerten; hatte neue Fragen gelesen in ihren Gesichtern, neue aus ihrem Schlafe, und wie er auch antworten mochte, neue Warum plagten immerfort seine Seele. Er hatte sich schlafen gelegt, aber der aufgeregte Geist war nicht gesänftigt.

Da schwebte über ihm die Mutter und brachte ihm seine beiden geschiedenen Kindlein, und diese erglänzten in himmlischer Freude und lächelten gar hold und süß hinein in des Vaters unruhigen Geist. Da war's, als falle ein Lichtstrahl in dunkle Nacht; von der Stirne schwand der Ernst, ein freudig verwundert Lächeln trat auf die Lippen. Und der mütterliche Geist kannte das Lächeln wohl und schwebte zu ihren irdischen Kindern, labte sich an ihnen und legte zu den beiden die zwei Engelein, und diese Engelein drangen in die Seelen ihrer Geschwister und schloßen dort in holden Träumen einen Bund für die Ewigkeit. Noch lag auf des Vaters schönen Zügen das vorige Lächeln, als die Mutter den Vater wieder suchte. Das Freundliche, das in seine Seele getaucht war, verklärte sie ihm nach und nach zu einem festen Traume,

der, eine unverwelkliche Blume, in seiner Seele haften soll, sie zu schmücken und zu laben alle Tage.

Er wandelte in einem zauberisch schönen Gefilde, an jeder Hand ein Kind, und seltsam freudig war ihm im Gemüthe, er wußte nicht warum. Da sah er auf einmal drei herrliche Wesen vor sich, aber er kannte sie nicht; aber seine Kinder rißen sich los von seinen Händen, riefen: ach Mutter, Mutter! und stürzten in die Arme des himmlischen Wesens, das in der Mitte ging. Jetzt gingen ihm die Augen auf, er erkannte sein Weib und wußte nun, daß die beiden andern Wesen seine Kinder seien, die der Mutter in den Himmel vorangegangen. Da ging ihm große Freude auf und lange war es ihm, als müßte er ertrinken in dieser Freude. Endlich hörte er, wie sein Weib sagte: sie sei gekommen, ihm zu danken für sein treues Walten an ihren Kindern, und daß im Himmel Freude sei über ihn. Der Vater habe es gar gut mit ihnen gemeint und ihre Haushaltung getheilt in zwei gleiche Theile, und den einen und schwächern zu sich in den Himmel genommen, wo er gesichert sei vor des Lebens Stürmen; den andern Theil, den stärkern und mächtigern, habe er auf Erden gelassen, zu kämpfen gegen die Stürme der Welt. Sie aber von oben wollen stärken und helfen zu diesem Kampfe, seien Pfand und Bürgschaft dem Vater droben, daß die Hälfte auf Erden die andere Hälfte suchen, wiederfinden werde; seien sie ja eins gewesen in ihrem Sinne, so wollen sie auch eins sein in ihrem Werke und die Kinder würden zusammen kommen und für sie solle die Trennung nicht immer währen. Das sei des Vaters Wille und Rathschluß und kein anderer, und dem Unmündigen werde geoffenbaret, was verborgen bleibe den Weisen dieser Welt. Und wie er das gehört hatte, schwanden allmählig die Gestalten; er wollte sie im Gesichte behalten, kämpfte mit seinen Sinnen und erwachte. Da war ihm, als schwinde etwas von seinem Bette, als leuchteten zunächst vor dem Fenster drei Sterne ins Zimmer herein, und hell und klar ward ihm

im Gemüthe. Er wußte nun, warum der Vater so getheilt, warum er die Mutter mit ihrer Liebe zu den Vorangegangenen genommen, warum er ihn mit seiner Kraft bei den Andern zurück gelassen. Er sah die Gestade, woher die Seinen winken; und er wird theilen mit rüstigen Armen des Lebens Wogen, und was getrennt ist, wird eins wieder werden.

So sah ich Selige wallen vom Himmel zur Erde; sah, wie sie Seligkeit zur Erde trugen: aber durch die Wonne dieses Schauens zogen, wie durch die seligen Geister die dunkeln Schatten, die Schauer vor dem Thun der Schatten. Das war ein fürchterlich Schauen. An ihm fühlte ich meine irdische Gebrechlichkeit und die uns so nothwendige Beschränktheit. Und was ich empfunden, spare ich Andern nicht: welchem Sterblichen gebühret reine Lust, und welches Gemüth bedarf des Schreckens nicht? Doch will ich schonen, wie auch mir geschonet ward, und in dem Maaße, als die Herrlichkeit meines Schauens größer war als ihre Darstellung, in dem Maaße sollen die Schrecknisse, die ich sah, vermindert werden. Wie gerne zöge ich meine Seele ab auch von dem Wenigen: aber wer giebt dem Sterblichen das Recht, sich zu entziehen dem Nothwendigen?

In fürchterlichem Weh streiften die schwarzen Schatten. Sie suchten die Ihren, suchten die Menschen; wollten sich künden, konnten nicht, hatten keine Gaben, keinen Laut, ja nicht einmal einen Schatten. Es haben die Menschen ein sehr festes prophetisches Wort, das da leuchtet in die Finsterniß; wenn sie dem nicht glauben, wie sollten sie einem Schatten glauben, der dahin fährt? einem Laute, der vorüber geht? Wer aber dem Worte glaubt, fest und stark, dem wird der Schatten, der dahin fährt, zu einer Offenbarung, zu einem Propheten der Laut, der vorüber geht.

Ich sah an dunkelm Fenster einen dunkeln Schatten; lang streckte er sich empor, herzzerreißend wand er sich, aber lautlos; von innen heraus seufzte es, stöhnte es wie aus angstgepreßter Brust.

Ein Sohn, den seine und der Eltern Sünden getödtet in grausem Vereine, wand an den Fenstern der Eltern sich, fuhr auf und nieder wie von schauerlichen Krämpfen gefaßt. Er war ihr Liebling gewesen, sie hatten Freude gehabt an seinem Thun, aber keine Augen für seine Fehler; sie hatten keine Ohren gehabt für die Klagen über ihn, und keine Gedanken an eine Rechenschaft für ihr Thun an ihm. Er war das Spielzeug ihrer Eitelkeit gewesen, er war der Spielball der Sünde geworden; er ward ihr Peiniger, sein eigener Todtengräber. Zu der Eltern Grabe hatte er die Steine gehauen, und sie lagen einstweilen in ihren Gewissen. Er hatte in der Sünde sich gewälzet, hoch auf an den Eltern hatte die Schande gespritzt; er war in der Sünde untergegangen, über der Eltern Häupter schlug die Schande zusammen.

Schlaflos und friedlos weinten diese, zankten diese; dem Sünder gebiert die Sünde Jammer und der Jammer neuen Jammer und kein Ende nehmen diese Geburten. Vor ihnen tauchten die frühern Freuden an ihrem Kinde auf und neben diese stellte sich die gegenwärtige Schmach; die ehemaligen Hoffnungen, das gegenwärtige Elend wirbelten durch einander, und der Vater gab die Mutter schuld und die Mutter bezüchtigte den Vater, und der Vater fluchte dem Sohne, der ihre Schande geworden, und die Mutter der Welt, die ihren Sohn verdorben, und auf Beider Gewissen lag schwer eine Last, sie wußten ihr keinen Namen, oder gaben ihr keinen Namen.

Draußen wand sich der Sohn in tiefstem Weh, er sah nur die eigene Schuld, nicht Anderer Schuld; er wußte nun, daß der Stein, den ein Sünder auf den andern wälzet, zermalmend auf ihn zurück fällt; so weit war er bereits gekommen. Er wollte abbitten das Weh, das er angethan; wollte

um Verzeihung bitten, wollte bitten, daß sie um ihrer eigenen Seelen willen mit anderer Liebe ihre Kinder lieben möchten, als sie ihn geliebt; nicht mit der Liebe der Welt, die blind ist, die taub ist, die schwach und ein ewiger Betrüger ist und den Tod bringt allen, die sie liebt. Er wollte bitten, daß sie fürder lieben möchten mit der Liebe, die von Gott kömmt, rein ist, die Wahrheit ist, stark ist und das Böse hasset, wo sie es sieht, und das Gute pfleget, wo sie es findet, und wo es nicht ist, es pflanzet mit Macht und Kraft, und wo das Böse ist, es ausreißet mit Macht und Kraft. Er wollte nicht mit seinem Weh ihre Seelen füllen, wollte ihnen nur zeigen das neue Weh, womit Brüder und Schwestern, in gleich sündiger Liebe erzogen, ihre in Schande gebleichten Häupter beschwerten. Aber was er versuchte, wie er sich winden mochte draußen an ihren Fenstern, die drinnen hörten ihn nicht, sahen am dunkeln Fenster nicht des dunkeln Schattens Auf- und Niederfahren, merkten seine Angst nicht, nicht sein Flehen; sie seufzten und jammerten immer wehlicher, erbebten in immer größerem Entsetzen, und der draußen wand sich immer ängstlicher; der Einen Pein schien des Andern Pein höher und höher zu schwellen.

In gleicher Angst hingen an glänzenden Fenstern zwei scheußliche Schatten, wie verirrte Käuzlein sich klammern ans Gesimse. Drinnen im Hause war es glänzend und üppig. Große Pracht war entfaltet, alterthümliche Geräthe prangten in neuem Glanze, frechstolze Herren und eitel geschmückte Damen bewegten sich in eifrigem Taumel, genoßen, in die Lust des Augenblickes versunken, das Leben, aber ohne Gott.

Diese vornehmen glacirten Menschen wandelten knieestief im Moder der Erde, trotz ihrem glänzenden Hause, und scheuten sich vor der Berührung mit Gott viel mehr, als vor der häßlichsten Sünde; ihre Knechte und Mägde hatten es oft umgekehrt. Aber ihre Häupter sah ich sie hoch aufrecken, den schmutzigsten Dingen, in denen sie wateten knieestief, schöne

Namen geben. Alle Genüsse beuteten sie aus, wühlten in den Hefen, aber alles mit sogenanntem Anstande; je tiefer sie sanken im Thun, um so höher stiegen sie im Dünkel. Diese Lebensweise war ihr Himmelreich, ein Himmelreich ohne Gott, ein Himmelreich, wie es der Molch hat und die Unke. Dieses grausige Himmelreich hatten die beiden schwarzen Schatten, die an den Fenstern klebten wie die Vögel der Nacht, Kindern und Kindeskindern bereitet.

Sie waren ein hoher Herr und eine hohe Dame gewesen, und hatten ihre Kinder für diese Welt erzogen, nicht für Gott; hatten für Familienglanz gesorget, nicht für das ewige Leben; hatten nach gemeiner Christen Sinn nicht gefragt, aber für vornehmen Anstand alles gethan. So hatten sie ihre Kinder fein dressirt, viel intriguirt, dann vornehm liirt und waren endlich ruhig und mit Anstand gestorben, denn nach ihrem Gewissen hatten sie gelebt.

Jetzt waren sie kein hoher Herr, keine hohe Dame mehr; jetzt klebten sie als zwei arme Schatten draußen an den Fenstern, in sich tragend die unaussprechliche Pein einer ewigen Täuschung. Diese Pein und die Angst um Kinder und Familie trieb sie durch die herrlichen Gebilde, unter denen sie manchen Diener, manchen Tagelöhner sehen mußten; trieb sie aus ihrem schwarzen Grabe den hellen Fenstern zu. Dort hingen sie, dort sahen sie ins übertünchte Grab, wollten warnen und konnten nicht, wollten schreien und hatten keinen Laut, hatten so viel Glanz gesammelt und jetzt keinen warnenden Schatten.

In unaussprechlicher Angst sahen sie hinein in ihre Aussaat und konnten sie nicht tilgen; sahen Kinder und Kindeskinder taumeln in einem Himmelreich, das sie gestiftet, und das Himmelreich war die Hölle, und sie wußten es, und konnten es nicht sagen!

Die vornehmen Kinder und Kindeskinder aber nahmen endlich Abschied mit zierlichem Beugen und Neigen, gingen

adelich schlafen in seidene Betten — einstweilen. Sie sahen die zwei Schatten am Fenster nicht, sahen den Ahnherrn und die Ahnfrau nicht, die draußen am Gesimse klebten. Doch von den Schatten, die einzeln flogen, vereinzeltem Jammer nach, will ich mein trübes Auge wenden; aber erzählen muß ich noch, wie ich sie sich schaaren sah, fast wie die Krähen, die Dohlen sich schaaren, wenn sie kein Bleiben mehr haben in unserem Lande, wenn sie ziehen müssen in fremde Lande.

Schwarz und dunkel, ein Berg in weiter Ebene, breitete ein seltsam Gebäude sich aus. Ich konnte nicht sehen, war es alt, war es neu, und seine Form war seltsamer Weise bald diese, bald jene, und von hinten sah es anders aus als von vornen. Bald glich es einem königlichen Palaste, bald einem mittelalterlichen Dome; bald schien es einen nordischen Giebel zu haben, bald ein italienisches Dach. Dann glich es wieder einem großartigen Bürgerhaus mit Treppen und Säulen, und wiederum einem alten Kloster mit langen Gängen und weiten Säulen; und wiederum einem Zeughaus mit eisernen Thoren und Fenstern und wiederum einer luftigen Halle, mit Reben umrankt. Finster war es über diesem seltsamen Gebäude, und stumm war es drinnen; kein Licht erleuchtete die Fenster, keine Stimme scholl durch die Thüren. War aus dem Gebäude das Leben weggezogen? war nie Leben darin? man wußte es nicht.

In unzählbaren Schaaren und schrecklicher Angst flogen um dieses dunkle Gebäude die Schatten, schwarzen Vögeln gleich, Vögeln von allen Größen, wie Spatzen so klein, wie Störche so groß. Sie bedeckten das ganze Gebäude um und um, klebten sich an jeden Vorsprung, stießen einander von den Sitzen, hackten sich wie mit Schnäbeln, stoben an die Fenster, stießen gegen die Mauern, flatterten überm Dache. Wie dunkles Gefieder sträubten sie alles, was an ihnen war, gen Himmel, bogen sich auf und ab, bogen sich nach vornen, bogen sich nach hinten, die Stimme wollten sie pressen aus angst-

gepreßten Brüsten. Aber wie sie sich beugten nach hinten, nach vornen, in grausenhaftem Würgen das Innerste nach außen kehrten, die Augen aus den Köpfen schwollen: keinen Laut, keinen Ton preßten sie aus den ausgedörrten Brüsten.

Gott hatte mit guten Stimmen sie gesegnet gehabt im Leben, und sie hatten damit geschrien ihr Leben lang — jetzt aber fand keiner einen einzigen Laut. Es waren Staatsmänner von jeder Gattung, Lehrer mit allen Titeln; sie hatten ihr Leben lang geschrien von des Landes Wohl, der Seele Heil, vom Werthe der Wahrheit, der Kostbarkeit der Wissenschaft und waren doch alle ihre Worte hohl, und sie dachten nur an sich und redeten nur für sich; und wenn sie schrien von des Volkes Glück, so meinten sie die schöne Ordnung, es regelmäßig und gesetzlich auszubeuten; und wenn sie schrien von des Landes Ehre, so meinten sie ihre grünen Sessel; und wenn sie schrien von der Seele Heil, so meinten sie den blinden Gehorsam einer knechtischen Gläubigkeit; und wenn sie schrien vom Werthe der Wahrheit, so dachten sie an Nahrung für ihre Eitelkeit; und wenn sie redeten von der Kostbarkeit der Wissenschaft, so freuten sie sich über die Dummheit des gemeinen Volkes. So hatten sie geschrien ihr Leben lang, bis sie fett, das Volk mager geworden; bis der Tod die Stimme ihnen ausgeblasen.

Jetzt wollten sie schreien in vollem Ernste, was Wahrheit sei und was verkehrte Weisheit; welche die rechte Lehre sei und welche die wahren Redner; wollten ausschreien ihre Qualen, wollten schreien ins Haus hinein denen, die drinnen schliefen, zur Warnung: aber ausgeblasen hatte ihnen der Tod die Stimme. Sie bogen sich, sie krümmten sich, daß die Augen aus ihren Höhlen starrten, das Gehirn aus den Schädeln quoll: aber der letzte Laut war verschwendet, keinen Ton fanden sie mehr in der hohlen, leeren Brust.

Da kam ein schrecklicher Wirbelwind über sie, rührte sie unter einander, in einander zu einem schwarzen Knäuel, wir-

belte sie fort, wie mit dem Staube das Windspiel fährt; angstzerrissen stoben die einen hier aus, andere dort aus, aber der große Haufe ward einem andern Gebäude zugewirbelt.

Dieses Haus war eben so eigener Art als das erste, nur viel größer noch, auf dem Rücken eines halben Landes schien es zu liegen.

Es war hoch und niedrig: hier aus Flechtwerk gebaut, eine schlechte Hütte, dort aus köstlichen Steinen gehauen, eine fürstliche Wohnung; hier hingen an den Wänden zerbrochene Treppen und Strohfetzen vom Dache, dort zierten Altane das Haus und köstliches Malerwerk das Dach. Kleine Löcher, halb mit Lumpen gefüllt, stellten Fenster vor, und wiederum sah ich hohe Bogenfenster wie in königlichen Schlössern; sah kleine blinde runde Scheiben und Spiegelfenster, daß es eine helle Pracht war.

Aber finster war dieses Haus nicht, sondern erleuchtet um und um.

Drinnen im Hause brauste tausendfaches Leben und das Leben war in seidene Stoffe gekleidet, die Stoffe mit Diamanten besäet, und das Leben war in Lumpen gehüllt und die Lumpen waren in Elend getaucht. Aus weiten Rachen geschleudert, prasselten an die Fenster die gräßlichsten Flüche, aus Nachtigallen-Kehlen zirpten an den Fenstern herum die zartesten Lieder; Messer blinkten, glacirte Hände gestikulirten; Trumpfaus hallte an den Wänden und Gläser splitterten; Pharos eintönige Worte schlichen einander nach, und hinter den Lippen knirschten die Zähne; wilde Augen soffen den Branntwein in vollen Zügen, geile schlürften den Champagner aus Spitzgläsern; hier faßte man sich an unumwunden, dort trieb man erst ein süßlich Augenspiel; hier splitterten Stuhlbeine auf den Köpfen, dort vergiftete man sich mit den Zungen; hier sah man das Thier nackt laufen, dort hatte es Schuhe an den Füßen, Guttuch um den Leib, vielleicht eine Krone auf dem Haupte; hier hörte man es brüllen gerade

aus, dort nach Noten, und während das erste Thier plump war aber gesund, nagte an dem andern an den Beinen der Wurm und dem dritten sah aus den Augen der Teufel.

Draußen aber an Fenster und Fensterchen hingen mit haarsträubenden Geberden arme Schatten, hakten wie mit Schnäbeln in die Fenster, schlugen wie mit Flügeln an blinde Fenster, an's Spiegelglas, schlugen in verzweiflungsvoller Wuth, aber unwillkürlich im Takte der drinnen tönenden Geigen, ans zerbrechliche Glas: aber keinen Ton gaben die Fenster, keine Scheibe brach, kein grauser Schatten fiel in die Luft hinein; aber in immer größern Wellen brauste drinnen die Luft auf, immer wildere Töne schlugen an die Fenster, immer weiter scholl von innen heraus das Getümmel. Immer wilder stürmten die Schatten an die Fenster, pechschwarz ward es an denselbigen, hoch auf einander preßten sie sich, wie an sonnichten Fenstern im Winter die Fliegen; sie rangen wie im Todeskampfe, denen drinnen zu verkünden, daß sie über Gräbern tanzten, in giftigem Pfuhle wateten, Gift tränken, von verderblichen Armen umschlungen wären in teuflischer Lust. Sie wollten ihnen zeigen den Unterschied zwischen ihrem Suchen und ihrem Finden, zwischen Lust und Strafe, zwischen Sein und Werden. Aber wie sie sich wanden und drehten, hakten und schlugen: die drinnen hörten nichts, merkten nichts im Wirbel der Lust, im Taumel der Sünde; in diesen können die Schatten nicht schreien, in diesen werfen die Schatten keinen Schatten. Die Gläser klangen immer lauter, die Augen brannten immer brünstiger, die Flüche schollen immer wilder, die Liebesworte wechselten immer verständlicher und die Geigen spielten immer lustiger, und die Männer geberdeten sich immer häßlicher und die Weiber noch scheußlicher. Hier brüllte der Löwe, dort zischte die Schlange; hier wand sich die Katze, dort stürmte der Stier, und draußen wanden sich immer verzweifelnder, gräßlicher, scheußlicher, aber nach der Geige Takt und Weise, der Schatten unzählbare Heere, und in das Geigen

und Winden kamen durch die Lüfte geschwommen Töne wie Kinder-Wimmern, und die Töne schwollen an zu Seufzern sterbender Eltern, und es kam der Donner zu Tode gequälter Weiber, verzweifelnder Gatten, und die Töne brausten heran immer gewaltiger, floßen zusammen, und ihr Donner hallte wie der Donner des Weltgerichts. Drinnen aber wogte das Meer der Lust in immer wilderer Brandung, und durch die Brandung drang kein Donner, die Geigen spielten immer lustiger, und die Menschen thaten immer greulicher und die Schatten geberdeten sich immer verzweifelnder. Da fuhr aus Gottes Hand ein Blitz, die Lichter wurden blaß, die Menschen erstarrten, zusammengedrückt zum ungeheuren Leichentuche wurden die Schatten, und über's Haus wie über einen Sarg hing das Leichentuch, ein Schrei hallte von Welten zu Welten, brach sich an den Festen des Himmels: versunken war Gebäude und Leichentuch.

Die Chöre der Engel wurden nicht gestört; aber stille ward's einen Augenblick in den Strömen der Geister, nur einzelne der Schatten, die sich dem Schlunde entrafft, strebten einen Hügel hinan, wie man den Menschen, das Wild eilen sieht, wenn hinter ihnen her der Tod jagt. Auf dem Hügel stand in unbeschreiblicher Schöne eine Gestalt. Licht war ihr Kleid; Lichtströme floßen von ihr aus; ein blaß rother Schimmer, einer Krone von Rosen gleich, wand sich ums Haupt. Sie hob die verklärten Augen auf, hob betende Hände auf. Zu ihr hin drängten die dunkeln Schatten, wie zu der Wasserquelle der dürstende Hirsch; schienen die Strahlen ihrer Gebete, die wie feurige Lichtstreifen gen Himmel zogen, zu suchen, sonnen zu wollen in ihnen ihre erstarrten Glieder, heilen zu wollen in diesen lautern Strömen die Verdammlichkeit ihres Wesens. Lichter ward die Gestalt, feuriger strömten die Wellen ihres Gebetes, lichter schienen die Schatten zu werden. Da

wuchs aus den betenden Händen ein Kreuz empor in der Farbenpracht himmlischen Morgenroths. Dieses Kreuz wuchs höher und höher, wuchs in Räume hinauf, wohin mein Auge ihm nicht folgen konnte; und dieses Kreuz warf einen hellen Schein auf die schwarzen Schatten, es schimmerte um sie wie Hoffnung und Friede, ruhiger schien ihr Wesen zu werden und langsam schwebten sie am Kreuze empor, bis meine Augen sie nicht mehr sahen. Da rauschte herrlicher auf der Welten Lobgesang, glänzender strömten die Geister auf und nieder, von keinen dunkeln Schatten mehr durchzogen, und wie eine Sonne leuchtete der Hügel, auf dem die Gestalt gestanden war. Sie war entschwunden! Aber noch stand das Kreuz wie eine Säule des Himmels, leuchtete durch die unendlichen Räume, und um Kreuz und Hügel drängten sich die seligsten Geister.

Und mein Herz vergaß die Angst, als der Schrei durch die Welten tönte, und die Liebe und die Herrlichkeit, die ich jetzt erblickte ohne Schatten, füllten es wieder mit ungetrübter Wonne und Freude; und der Lobgesang, der immer lauter aus allen Himmeln drang, wiegte mich immer mächtiger auf den Wellen gläubiger Andacht, versenkte mich in ehrfurchtvolles Staunen.

Am Hügel, dem Kreuze nahe, sah ich einen strahlenden Engel, aus Glaube, Liebe und Hoffnung war sein Kleid gewoben, und kein Engel schwebte an ihm vorbei ohne Gruß und freudiges Wesen.

Seine Augen, leuchtend klar und mild, hafteten an eines demüthigen Hauses niedern Fenstern. Hinter denselben brannte ein bescheidenes Licht, ein schlichtes Weib war wach, sinnig war ihr Gesicht, aber spärlich ihr Aussehen; viele Kinder schliefen im niedern Gemache friedlich und reinlich. Sie aber rüstete bescheidene Gaben; was der Geist verlangte, was der Leib bedurfte, das ordnete sie sinnig und freundlich. Der Mutter war es schwer im Gemüthe und oft blickte sie zu

einem Bilde auf; dann floßen ihre Thränen, aber leichter schien ihr Gang zu werden. Freundlich und sorgsam blickte sie nach den Schläfern; sah mit wehmüthiger Freude, wie auf ihren Gesichtern freudige Erwartungen sich spiegelten; wischte sich die Thränen ab und blickte in strahlender Liebe wieder zum Bilde auf, und in ihrem Auge stand geschrieben mit glänzender Schrift: Bist du mit mir zufrieden? bin ich deinen Lieben eine Mutter nach deinem Sinn? Hell, wie Sterne funkeln, strahlten draußen des Engels Augen, und dem Weibe war es, als flüsterten die funkelnden Sterne ihm freundliche Antworten, als fächelten ihm leise Winde freundliche Grüße zu. Still und selig ward es ihr wunderbarer Weise im Gemüthe, sie löschte das Licht, und im Herzen ging ihr hell die Sonne des Friedens auf, und das Genügen, welches die Treue bringt, brachte ihr den süßen Schlaf. Aber hell wie Sonnenstrahlen strahlten die Augen fort, gingen von Haus zu Haus und drangen in die Herzen schlummernder Menschen, vom Greise bis zum Kinde. In diesen Herzen blühten dem leuchtenden Engel Blumen der Liebe und der Dankbarkeit, und manches Herz war ein Garten der herrlichsten Blumen, und diese Blumen hatte er alle gepflanzet und der ganze Garten war sein.

Hier durfte er Kränze und Sträuche sammeln für Weib und Kinder, denen er keine Schätze gesammelt hatte für diese Erde. Die Herzen der Menschen waren die Ackerfelder gewesen, die ihm Gott zur Arbeit angewiesen, und die hatte er bestellt mit der Treue, die er von seinem Meister gelernt, und Gott hatte seinem Fleiße das Gedeihen gegeben, sie bewässert mit seinem Segen, daß seine Saat ins ewige Leben wuchs. Hier hatten seine Augen eingesammelt, was ihm gehörte, kehrten reich beladen zu den Geliebten und wollten spenden den reichen Segen, der den Kindern Häuser baut, seinen lieben Kindern, in deren Herzen ihm auch schon ein Gärtlein blühte, von seiner eigenen Hand gepflanzet, welches nun die Mutter mit

Freude und Treue wartete. Denn ihr Herz war von Jugend auf ein Garten Gottes gewesen, und ihres Mannes Hand war nur die des kundigen Gärtners, die das Vorgefundene veredelt und höher zieht.

Als er zurückkehrte zu den Seinen, sah er vor den kleinen Fensterchen viele viele hell leuchtende Geister, kleine Engelein wunderlieblich, jugendliche Geister wunderschön, hehre Gestalten in blendender Ehrwürdigkeit. Alle hatten den Himmel gefunden und waren gekommen, an den Kindern zu vergelten, was ihnen der Vater gethan; zu bewähren, wie reich Kinder durch fromme Eltern werden, auch wenn die Welt sie arm nennt. Sie legten dem Weibe den Kranz des Genügens auf, den Sinn, der in der Treue das wahre Leben sucht, den festen Glauben, daß bei der guten Mutter des Vaters Segen bleibe für und für. Um seine Kindlein schwebten dicht gedrängt die freudigen Geister und brachten das Beste aus den Reichthümern, die in den Schatzkammern des Vaters waren. Sie brachten ihnen den kindlichen Sinn von Freude durchglüht, brachten Einfalt des Herzens, offene Freundlichkeit, inniges Lieben und festes Wollen, heiteres Hoffen und ernstes Streben. Und als Alle gegeben hatten, da meinte der Vater das Beste noch ihnen selbst zu geben, er küßte die Kinder und hauchte sie an mit dem Feuer der Begeisterung, die nicht ängstlich die Sandkörner zählet, nicht Furcht und Hoffen, Gewinnen und Verlieren mit der Goldwage wiegt, die an das Höchste das Höchste setzet! Als heller dem Engel die Augen glühten, als er das Beste seinen Kindern gegeben glaubte, da schwebte in goldnes Licht getaucht, groß und in unaussprechlicher Schönheit ein Engel zu den Kindern in freudiger Eile. Sein ganzes Wesen duftete Freude; es war, als ob er, engem peinvollem Kerker entronnen, die freigewordenen Glieder Licht und Freiheit wollte trinken lassen. Aus wunderholdem dunkelm Augenpaar strahlte eine Fülle von Liebe, wie sie in sterblichen Herzen nimmer wohnet, und in unbeschreiblicher Lieblichkeit

lächelte er jedem auf seinem Wege. Mit Lilien- und Rosenduft war die schlanke Hand umwoben und in derselben hielt er den köstlichsten Demant aus des Himmels köstlichster Krone; sein Feuer strahlte tausend Sonnen gleich. Es war das Siegel des Auserwählten und mit diesem Siegel bezeichnete der Engel die süßlächelnden Kinder, und vergalt mit dem Höchsten, was ihr Vater für des Vaters Reich gethan. Und als der Engel sie besiegelt hatte, schwebte er mit freudigem Winken am Vater vorbei, der freudig und staunend dem Vater droben dankte, daß er das Höchste gegeben.

Aber der Engel hatte sein Werk noch nicht vollendet, er schwamm in der Wonne der Freiheit und des Gebens und der Ausführung himmlischer Aufträge; an gar manches Tannenbäumchen hängte er den kindlichen Sinn und den harmlosen Frieden, der von Gott kömmt und über allen Verstand geht. Er war der Engel Gottes einer, die Gott zu armen Stiefkindern sendet, denen Liebe nicht bescheert, deren selige Eltern im Himmel weilen, denen Gott durch der Kinder Loos ihre Seligkeit nicht trüben läßt und andere Engel sendet, sie zu bewahren, zu beschenken.

So sah ich den wunderherrlichen Engel vor hell erleuchtetem Hause. Die Fenster glänzten und drinnen glänzte es noch mehr. In geschmücktem Gemache standen zwei Tische, auf beiden lagen Geschenke. Der eine stand im Vordergrunde, helle Wachslichter brannten auf ihm. Zwei kleinere Kinder umrannten ihn. Zwei Gestalten standen dabei, eine seidene Dame mit rauschendem Gefieder und ein schöner Herr, aber seelenlos in allen Gliedern. Der Dame und des Herrn Gesichter glänzten, aus Freude an den Kindern, aus Freude, daß sie so reich zu bescheeren vermocht, aus Freude an sich selbst. Der beiden Kinder Gesichter aber glänzten nicht; sie freuten sich nicht über das, was sie erhalten, sondern ärgerten sich über das was sie nicht erhalten; ein heilloses Ungenügen hatte bereits seine Klauen in sie geschlagen. In roher Hast rennen

sie um den Tisch, suchen, was sie nicht finden; reißen an sich, was ihnen nicht gehört, und weinen und schreien, statt zu danken und sich zu freuen. Papa und Mama machen verblüffte Gesichter, suchen zu trösten, und versprechen Mehreres und Besseres auf's nächste Mal.

So ging es im Vordergrunde. Im Hintergrunde, wo schlechte Kerzen düster brannten, standen um spärlich gedeckten Tisch Stiefkinder und sollten sich freuen über magere Geschenke und sollten danken mit demüthigen Geberden. Und als sie danken wollten, schreit das Brüderchen drein, und als sie noch einmal anfingen, frug die Mama mit spitzigem Munde: ob wieder was nicht recht sei? Da traten die Thränen in die Augen der armen Kinder, sie hatten einmal eine ganz andere Mutter gehabt; und Bitterkeit wollte aufkeimen in ihren Herzen, und der Sinn, den ihre erste Mutter in sie gepflanzet, wollte sich verdüstern, und dann, ach, was wäre aus den armen Kindern geworden, und hätten sie nicht erst jetzt ihre erste Mutter so recht und für immer verloren? Als sie sich verdüstert umwandten nach dem dunkeln Hintergrunde, da hatte der goldene Engel Mutterstelle vertreten und reich bescheert. Da fanden sie den neidlosen Sinn, der sich mit Wenigem begnügt und Andern Vieles gönnt; die Liebe, die sich nicht verbittern läßt; das milde, treue Auge, das in sich die Fehler sucht und nicht in Andern. Am Bäumchen hing der seligen Mutter geistiges Ebenbild, und dieses Ebenbild senkte sich hinein in die Seelen der armen verlassenen Kinder und schmückte sie reich und köstlich, daß Mütterchen einst noch seliger werden wird im Himmel, wenn ihr die Stunde des Wiedersehens schlägt. Und als der schöne Engel sein Werk gethan, glänzten inniger noch seine dunkeln tiefen Augen, und auf dem glänzenden Vordergrunde ruhten sie barmherzig und weich, und Eltern und Kinder dauerten ihn und ans glänzende Tannenbäumchen hing er die Bitte: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Als er bescheert, seine Gaben ausgetheilt, seinen Aufträgen nachgekommen war in freudiger Hast, gesellte er sich zu andern, schaute hier einer Bescheerung zu, dort den süßen Träumen in den Seelen der Schlafenden. So sah ich ihn einem Engel sich gesellen, der in großmütterlichem ehrwürdigem Glanze und dem Sinn, der sich selbst vergißt und für Andere sorgt, weit hin gesehen ward im Himmel.

Als dieser Engel auf Erden lebte, war er eine Großmutter gewesen, und die Großmutter hatte im Bescheeren, im Streben, Andern Freude zu machen, gelebt. Die Neujahrstage waren ihre seligsten Tage gewesen, und viele Tage vorher hatte sie in tiefstem Ernste gelebt, der Allen das Rechte treffen will; in der größten Rührigkeit, die alles beschicken will und jedes zur rechten Zeit. Sie hatte Kinder und Enkel auf Erden, seine reichsten Schatzkammern hatte ihr Gott geöffnet, reichlich hatte sie genommen, hatte keines vergessen. Sie fand die Ihren schlummernd in ruhiger Behaglichkeit, fand reiche Bescheerungen überall, aber überall etwas vergessen, an das sie gedacht hätte, wenn sie noch auf Erden gewesen wäre. Jetzt hatte sie andere Gaben, bescheerte Allen: das Sorgen für Andere; die Liebe, die nicht müde wird; die Barmherzigkeit, die hilft zu jeder Zeit, und das Auge, das in allem den Vater sieht; den Sinn, der bei allem an den Vater denkt und, was ihm gehört und was zu ihm führt, höher schätzt als alle Schätze der Welt. Dann hängte sie Diesem besonders an sein Tannenbäumchen den heitern Sinn, den keine Wolke trübt, einem Andern den milden Sinn, der den glimmenden Docht nicht löscht, und einem Dritten den Ernst, der jedes Wortes Bedeutung mißt, und einem Andern noch das Genügen, das will, was der Vater giebt, und nicht alles, was Andere haben. So bescheerte die Großmutter reich und lange; dann schwebte sie zu den Schlafenden, freute sich ihres blühenden Gedeihens; jenen schien sie besser zuzudecken, diesem die Decke zu lichten und sah auf einmal in einen blühenden Garten hinein, mit

welchem der himmlische Vater die gute Großmutter selbst bescheert hatte. Sie sah in ernsten und lieblichen Träumen ihr Andenken blühen in den Herzen der Söhne, Töchter und Enkel; sah, wie jetzt Alle an die Großmutter dachten, die auch immer an Alle gedacht; sah, wie Söhne und Töchter sie mißten, die Enkel aber sie sahen im Traume, sie lebend glaubten, jauchzten und dankten. Der großmütterliche Engel konnte sich nicht satt sehen an dieser Bescheerung, nicht losreißen von den Betten ihrer Lieben.

Längst schon war der Engel mit dem goldenen Strahlenglanze neuen Freuden nachgezogen. Was weilet er jetzt dort vor jenen Fenstern, wo in der Stube verwahrloste Lichter düster brennen und düster, das Haupt gebeugt, die Hände in einander gebogen ein Mann auf und nieder ging und oft bei drei Wiegen stille stand, in welchen drei Knaben friedlich in den Armen des Schlafes ruhten; und wenn er von den Wiegen ging, war düsterer sein Gesicht, und tiefer war sein Haupt gebeugt. Er hatte den Knaben bescheeren wollen, aber er konnte nicht. Vor einem Jahre hatte eine holde Gattin die Bescheerung geordnet, und an ihrer kindlichen Freude hatte sein Herz sich erlabet, und ihre kindliche Freudigkeit war selbst die schönste Gabe geworden für Mann und Kinder, für's ganze Haus. Vor einem Jahre lag vor ihnen einem herrlichen Sterne gleich die Zukunft; in der nächsten Zukunft war der Tod, den hatten sie nicht gesehen. Schwarz umhängte dieser die leuchtenden Sterne, und die Blume verblühte, und draußen in der kühlen Erde schlummerte die, die sein hellster Stern ihm war. Er konnte nicht bescheeren so alleine, und wenn er an die Wiegen trat, so trat zu seinem Weh noch das Weh um seine Kinder — ach! ihr habt keine Mutter mehr! — so mußte er seufzen allemal. Dann stand er vor ihrem Bilde: ja, so war sie, seufzte er — und jetzt! und neues Weh überfluthete ihn.

Diesem armen Manne und seinen Kindern war noch nichts bescheert, und der goldene Engel sah das Weh und seine schö-

nen Augen leuchteten bereits über den Kindern, wollten einen hellen Schein werfen in des Mannes betrübtes Gemüthe. Da schwebte in der Eile des Gedankens ein Geist daher; denn schon begann lauter und lauter der Welten Lobgesang, rief die Geister zur Anbetung; und die Sonnen strömten zusammen, zu bauen des Allgewaltigen Thron. Wunderlieblich, ein göttlich Bild in dunkler Nacht, schritt er durch die Räume; aus Sternenlicht und Himmelblau war sein Kleid gewoben, überflossen mit der Lilie reinem Glanze, in den Schimmer der Rose getaucht. Liebe und Freude und Sehnen leuchteten aus seinen Augen; er hatte sich verspätet, und doch hatte er noch allenthalben zu grüßen mit freundlichen Blicken und Winken, und alle Geister freuten sich seiner und alle schauten ihm freudig nach, wie er von der Liebe gezogen die Räume durchschritt, und doch keinen freundlichen Gruß versagte. In den Schatzkammern Gottes hatte er sich verspätet, der Reichthum des Himmels hatte ihn verblendet, auf und nieder war er geflogen, sich kindlich freuend an der Herrlichkeit, dann suchte er und wählte er und fand immer Schöneres und Herrlicheres und legte das Herrliche weg und suchte noch Herrlicheres.

Da ward ihm angst über dem Wählen, denn schon waren alle Kammern von Geistern leer; er ließ das Wählen, folgte ihrem Zuge, wollte nur schauen und lieben, und daß ihm der Allgütige das Köstlichste mit gegeben, das wußte er nicht. In der Inbrunst der Liebe flog er über die Kinder in der Wiege und senkte sich in ihren Schlaf hinein und in ihre Seelen hinein und in denselben strahlte wieder seine Liebenswürdigkeit; und als er wieder hinaufstieg in himmlischer Freude, denn in Allen hatte er sein Andenken gefunden und im Innigsten das eigene Bild und das Sehnen nach ihm, blieben die Strahlen dieser Liebenswürdigkeit in den Seelen, er aber flog dem geliebten Manne zu.

Dieser betrachtete wehmüthig der Gattin Bild und sah die nicht, die ihn betrachtete mit lebendiger Liebe und der

himmlischen Freude in den freundlichen Zügen. Und doch schien das Bild, das er betrachtete, sich zu beleben, schien freundlicher und freundlicher zu lächeln. Ein unnennbares Etwas schien sich von demselben zu lösen. Er sah nichts, aber es war, als schwebe des Bildes geistiges Wesen, die ganze Freundlichkeit und Holdseligkeit desselben zu ihm heran, träufle, fließe, rinne leise, langsam, wunderseltsam durch ihn hin bis hinein in sein Innerstes, setze da sich an, mache sich Wohnung für immerdar. Es war ihm, als wehe, säusle, rege es sich so lieb und süß in ihm; und das Gefühl rann leise und langsam durch alle Glieder, alle Züge; es war ihm eigens wohl dabei, er wußte nicht wie, und es war ihm, als höre er eine Stimme, er wußte nicht woher: Willst du den Kindern Vater und Mutter sein? Und er mußte fröhlich ja sagen, er wußte nicht warum; aber er fühlte in ihm keine Trennung, keine Scheidung mehr; der Tod hatte seine Macht verloren, der Tod sein Recht; es war ihm, als sei er jetzt erst so recht eins geworden mit der Geliebten, um nimmer getrennt zu werden.

Und in seligem Staunen sah die selige Gattin dieser geistigen Vermählung zu, die der Vater da oben, der die Liebe ist, bereitet hatte, als die köstlichste Gabe, die sie dem armen Verlaßnen bringen konnte. Aufgelöst in Freudigkeit sah sie dem wunderbaren Wandel zu; hörte nicht die immer ehrfurchtgebietender daher wogenden Chöre der Welten zum Preise Gottes; sah nicht, wie die Wellen des Lichtes feuriger, gewaltiger durch die Himmel rollten, und in immer rascherer Bewegung die Geister die untern Räume verließen, die Menge schon geschieden war, und nur Einzelne, welche die Freude und die Liebe an die Ihren gefesselt hatte, von der Erde sich rißen. Es war fast, als ob sie auch äußerlich wieder gefesselt wäre in unauflöslicher Vermählung.

Da riß der goldene Engel, der in hoher Wonne dieser göttlichen Bescheerung zugesehen, das holde liebliche Wesen aus seinem Staunen; dasselbe folgte freudig seinem Führer,

da es sein Bestes zurückgelassen wußte, und die schwesterlichen Geister schwebten den Strömen nach der Geister, dem reinsten Lichte zu.

Auch unser wundersame Garten, die Höhe, aus Licht gebaut, mit Licht begossen, blühend in Licht, zog in immer mächtigerem Zuge dahin; aber wir fühlten die Bewegung nicht, sie änderte lange meinen Gesichtskreis nicht und selig war ich im Schauen und bei den Meinen. Aber allmählig wehte mich ein schaurig Gefühl an, eng ward es mir, und doch immer seliger; ich fühlte immer deutlicher, wie wir in Räumen flutheten, in die mein Auge nicht gedrungen war, und vor mir erhob es sich in unermeßlichen Weiten wie eine Burg, ein Palast aus Sonnen gebaut, und durch seine Thore aus Sonnen gebaut flutheten wir. In der Nähe seiner Majestät hatte der Allmächtige die Kammer aus Sonnen gebaut für Alle, welche in seinen Welten Liebe suchten, nicht fanden und doch die eigene bewahrten; für Alle, welche der Liebe entrissen der Liebe bedürftig blieben; für Alle, welche Liebe säeten und zu harren vermochten auf der Liebe ewige Ernte; und mit der reinsten Seligkeit war diese Kammer gefüllt.

Da lebten selig die Kinder, welche Gott von den Brüsten der Mütter genommen nach ewigen Rathschlüssen; hier tranken sie aus hellen Bechern Seligkeit, und tausend schöner Mütter warteten sie und nährten sie mit seliger Liebe. Hier waren selig die Kinder alle, die auf Erden an harten Herzen verwelkt waren, deren Leben von stiefelterlichen Händen geknickt worden. Hier waren die Kinder, denen die Liebe ihres Lebens Element ist, hier strahlten sie und freuten sich und tausend schöne Mütter sonneten sich in ihrer Liebe. Hier sah man die Großmütter wallen, welche Kinder zu lieben wußten mit sinnigem Ernste; sah die Mütter alle, die Gott von Kindern weggenommen; sah vor allem die Mütter alle, deren Kinder auf Erden

in harten Händen waren. Hier hielt Gott in Liebe sie gefesselt und tröstete sie durch Kinder; das Loos der Ihren ist ihren Augen verborgen. Andere Engel sendet Gott zu ihren Kindern und sorget für das Heil ihrer Seelen, und daß alles zu ihrer Seligkeit dienen muß. Für Mütter würde nirgends ein Himmel sein, so lange sie in harten Händen, an harten Herzen ihre Lieblinge sehen müßten. Hier sah man tausend Mütter glücklich, die auf Erden umsonst nach Kindern sich gesehnt, denen von Gott das Glück auf Erden versagt worden, denen es nun Gott tausendfältig vergiltet, wenn sie in gläubiger Ergebung ausgeharret, mit den süßesten Elternfreuden sonder Gram und Sorgen sie speiset und tränket. Selig über alle Worte sah man hier, die einsam geblieben waren auf Erden, die in unverstandenem Weh nach Seelen sich gesehnt hatten, die keine Seele fanden, die sie eigen nennen konnten, die ihr Weh verschließen mußten in der einsamen Brust. Begriffen wird auf Erden und gewürdigt nur das Weh nach Geld und Ehre; das Weh nach Seelen lohnet Gott. Hier reicht ihnen der gütige Gott die reinste Seligkeit in vollen Bechern; ihnen führt Gott die Kinder zu, die er von den Herzen der Mütter nimmt, ehe der giftige Hauch der Welt sie berührt; läßt im Hauche ihrer Liebe sie aufblühen zu den herrlichsten Blumen des Himmels, die Sonnen gleich am Throne des Allmächtigen stehen, wartend seines heiligsten Dienstes.

Hierher strömten die Geister zusammen zur heiligsten Anbetung; tauchten in die Meere der seligsten Wonne, die in den Räumen flutheten; priesen die, die hier wohnten; priesen Gott den Herrlichen, der so herrlich lohnet. Immer majestätischer, welterschütternder tönte der Lobgesang; Sonnen um Sonnen strömten herbei mit den seligsten Geistern, fügten sich ein dem heiligen Bau und es wölbete sich über uns aus unzählbaren Sonnen das Heiligthum im großen Weltentempel. Tief im fernsten Hintergrunde, wo das Licht am goldensten strömte,

war nicht Ruhe; dort war Wallen und Kreisen; dort war aus den herrlichsten Sonnen der Vorhang gewoben, der vom Heiligen das Allerheiligste scheidet. Und der Vorhang bewegte sich, Sonnenreihen rollten auf, und immer herrlicher in purpurgoldenem Lichte waren die, welche sichtbar wurden. Da flammte nur eine Sonne noch einzig im Hintergrunde, unaussprechlich war ihr Licht, Majestät und Herrlichkeit umschwebten sie, mächtiger, in tiefster Ehrfurcht schwollen die Chöre auf, und lichter ward die Sonne, und die Fülle unnennbarer Majestät strömte aus ihr, die Geister beugten betend sich, mein Herz aber bebte im Tode, mein Auge wollte brechen, ertrug die Fülle der Herrlichkeit nicht, in welcher die Gottheit nahte; da umfaßte mich ein rosiges Engelein, es war das jüngste Kind, das mir entrissen worden, ein Mädchen wunderhold; und das Mädchen küßte mich mit seinen süßen Lippen und rettete vom Tode mich, denn dem Sterblichen ists nicht vergönnt, lebendig Gott zu schauen. Ich fühlte, wie das wunderbare Auge leise sich schloß, Vorhang um Vorhang, aus Sonnenreihen gewoben, fiel wieder vor das Allerheiligste, die Gestalten schwanden, formlos ward das Licht, leise in wonnigem Behagen wiegten mich seine Wellen, trugen mich wieder zurück in diese Welt, wo das Auge geschlossen bleibet, das nicht aus Erde geschaffen ist. Gebunden ward ich wieder in die Schranken und Fesseln der Sinne, die Sinne aber waren gebunden im Schlafe, und Morgens war's, als die Sonne des Schlafes Vorhang hob, das Bewußtsein mir wiedergab; doch lange ging es, bis ich es geordnet hatte.

Sonderbar war es mir zu Muthe. Frischer fühlte ich meinen Körper, die peinliche Mattigkeit, die schwer in allen Gliedern lag, war fort; rascher schien durch die Adern das Blut zu rollen, mein Auge hatte wieder die Kraft, die nicht nur sieht, sondern auch wahrnimmt, und heller und bestimmter flogen die Gedanken durch die Seele. Ich fühlte, daß heilend die Nacht über mir gewesen, daß mit reichen Gaben ich be-

scheert worden; noch standen die Bilder klar mir vor Augen, in meinen Armen fühlte ich noch die Meinen, noch blendete mich all' die unaussprechliche Pracht. Aber hatte ich das alles wirklich erlebt, gesehen, oder nur geträumt? Noch fühlte ich, fast wie eine frisch geschlossene Wunde, die seltsame Kraft, die ohne Augen sieht, deren Schranken hinausgerückt sind in's Unendliche; und doch verflüchtigte sich immer mehr die geglaubte Anschauung, und immer nebelhafter und formloser ward mir alles, was ich in andern Welten gesehen, während Erlebtes bestimmt ausgeprägt im Gedächtniß bleibt und um so bestimmter, als Gestalt und Form desselben seltsam und auffallend war.

So stiegen in mir die Gedanken auf und nieder, und je mehr die Wirkungen der Nacht mir fühlbar wurden, um so weniger wollten sie zur Ruhe gehn und das Räthsel dahin gestellt sein lassen.

Da gedachte ich Hiobs Worte: „Im Traume, im nächtlichen Gesichte, wann ein tiefer Schlaf auf den Menschen fällt, wann sie schlummern auf ihrem Lager, alsdann entdecket Gott das Ohr des Menschen und versiegelt ihre Züchtigung, daß er den Menschen abwende von seinem Thun, die Hoffahrt vom Manne nehme; daß er seiner Seele wehre, damit sie nicht in die Grube komme, und seinem Leben, damit es nicht ins Schwerdt falle.“ Und wenn die Bösen sich künden sollen oder müssen zur Strafe für sich, zur Warnung der Lebendigen; können nicht vielmehr die Guten wiederkommen sich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren? Ist das reine Licht nicht eine Fülle himmlischer Gestalten, deren Formen unser grobes irdisches Auge nicht wahrnimmt? So wogte es auf und nieder in meinen Gedanken, lange wollte das Chaos sich nicht gestalten: da begann endlich das Trübe sich niederzuschlagen, und aus dem Trüben traten folgende drei Dinge mir heraus in fester Gestaltung.

Hier leben wir in Räthseln, im Glauben, nicht im Schauen, und was Gott unserem sterblichen Auge mit einem

Vorhange bedeckt hat, sieht kein sterbliches Auge: und welche Hand nach dem Vorhange freventlich greift, die wird für ihren Vorwitz von Gott geschlagen.

Wenn aber Gott sich kündet in der Morgenröthe, im Thau der Blume, in des Windes Spiel, und des Frommen Auge den Ewigen erkennet in allem Vergänglichen; warum soll dasselbe ihn nicht auch erkennen in des Traumes Spiel, diesen Offenbarungen des innersten Lebens des Menschen, diesen Weissagungen von Kraft und Schwäche, diesem wunderbaren Leben, das, wenn die Sinne ruhen, die Welt verhüllet ist, sich gestaltet als eine eigene Welt, bald verbunden mit dieser Welt, und bald abgerissen von allem Bekannten, eine nie sichtbar werdende Insel im ungeheuren Meere des unsichtbaren innern Lebens, das in der Menschheit nach unbekannten Gesetzen ebbet und fluthet.

Wenn jede gute Gabe von Gott kömmt, dem Vater der Lichter, und dem Frommen alles zur guten Gabe werden soll, und wenn wir Rechenschaft zu geben haben von jeder: sind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir sie nicht anzuwenden zu unserem geistigen Wachsthume? Und wenn ich nun den genossenen Traum brauchen will zum Glauben, daß man nicht suchen solle die Lebendigen bei den Todten, nicht trauern solle um die Gestorbenen, als wären sie todt und hätten wir keine Hoffnung; und wenn ich im Gemüthe Eindrücke durch die Meinen empfangen, sie verehren will, nicht mit Thränen und Weinen, sondern mit Ringen und Kämpfen, mit einem Leben nach ihrem Sinne, in Kraft und Heiterkeit, denn Gott wohnet ja im Lichte, nicht in der Finsterniß: sollte das eine Sünde wohl sein und gegen des Herrn Wort?

So stellte dieses sich fest, und das Grübeln ließ ich; ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe. Ich weiß, sie sehen mich; was ich schaffe, was ich treibe, sie sind dabei,

und wenn ich des Nachts träume, so spielen sie hinein in meine Träume und rathen und helfen mir und freuen sich über mich.

Wenn Kinder mich grüßen mit glänzenden Augen, ich lustig mit freundlichen Kindern spiele, sie an mir auf sich winden wie am Eichbaum der Epheu: dann sehe ich im Sonnenlicht und im Lichte der Sterne meiner Kinder freundliche Augen; sie lächeln mich an, sie winken mir zu, ich kenne sie, wie selig sie sich freuen, daß ihr Vater ein kindlich Herz bewahret, ihr Himmel ihm offen bleibet.

Wenn des Armen Elend mir zu Herzen geht, arme Kinder mir wie die meinen sind, arme Mütter getröstet von mir gehn, mein Wort in harte Herzen dringt, in Hütten und Herzen Friede bringt: dann sehe ich meines Weibes Sternenauge, es lächelt mir zu in des Windes Fächeln aus des Himmels blauem Grunde. Wenn ich heim kehre aus Wind und Wetter, naß und matt, so weht es mich wohlig an und freundliche Grüße wehen mir ums Herz und laben mich und stärken mich; und wenn Undankbarkeit und Unverstand anfachen des Zornes Flamme, graben nach dem Quell der Bitterkeit, die ihre Stelle hat in jedem Herzen, auf der Oberfläche bei den Einen, tief begraben bei Andern: dann fährt weich und sanft eine Hand mir über die Augen und süße Lippen küssen mich, und mir kömmt die Milde, die in Sanftmuth aushält, und nie anrechnet dem Unverstand seinen Unverstand. Wenn ich rathsame meine Sachen und treulich sorge für alles, was Vater und Mutter mir hinterlassen, für Haus und Hof, für Leib und Seele: dann sehe ich die Mutter mir freundlich nicken und stolz in die Runde schauen.

Wenn ich treu schaffe meine Pflicht, mich nicht die Furcht bewegt und nicht die Eitelkeit, nicht die Mode, nicht der Menschen Geschrei, und wenn ich den Rath bei Gott suche, und nicht von der Wage ihn nehme, auf der die Selbstsucht den eigenen Nutzen sich zuwiegt; dann sehe ich des Vaters

ernst Gesicht und ernst auf mir seine Augen ruhn, und schaue seine Gebete im Herzen, daß des Herren Hand mich stützen und wahren möge auf diesen Wegen.

Wenn ich in dunkler Nacht schwere Gedanken wälze in beschwertem Gemüthe, wenn ich kämpfe am lichten Tage mit den Geistern der Nacht, da sehe ich oft hehre Augen leuchten über mir. Es sind alteidgenössischer Männer Augen, Helden-Augen, die durch Jahrhunderte leuchten, und leuchtend auf die Söhne sehen, wie sie verwalten das ererbte Gut, das theuer erkaufte Land, den in Blut und Treue getauchten Ruhm; wie sie verehren den Gott, der in den Schlachten ihnen den Sieg gegeben, und im eigenen Hause die Demuth und den biedern Sinn. Und wenn sie den Willen sehn, der nach Kräften ringt mit der untreuen Zeit; den Muth sehn, der keine Sperrwand fürchtet; das Auge sehn, das offen ist und wachet für Gott und Land: dann leuchten heller ihre Heldenaugen, und diese Augen sprühen aus dem Segen frommer Väter, den festen Sinn, der nicht vom blähenden Winde einer herzlosen Zeit geschwellt wird, den Sinn, der fürs Recht steht, nicht aufbraust, aber auch nicht matt wird, der langsam prüfet, aber dann aushält sonder Wanken.

So erscheinen mir die Todten im Wachen, im Traume; so sind sie mir nicht mehr todt, sondern leben mir.

Wenn die Sonne freundlich scheinet und mild der Abend vom Himmel kömmt, dann zieht es mich, dann ruft es mich auf jenen Hügel, wo ich zum neuen Leben die Keime empfangen, wo die Aare fröhlich rauschet, vom Schweizergarten reich umfangen, wo die Berge gen Himmel steigen, wo von den Bergen der Herr in Thäler und Herzen schauet und in Thäler und Herzen niedersteiget mit seiner Huld und Liebe, wenn der Boden nicht Wegeland ist, nicht Felsengrund.

Wenn dann in der Sonne milden scheidenden Blicken alles verklärt vor mir liegt, die Thäler mit ihrem Grün, die Häuser mit ihren Lebenden, die Kirchhöfe mit ihren Todten: dann

schwimme ich in milder Freude, und weit wird es mir ums Herz. Dann gewinnt meine Freude festere Gestalt.

Es wird mir, als sehe ich Bänder gespannt von jedem Hause in die Kirchhöfe und von jedem Grabe hinüber in die Häuser und diese Bänder glänzen wie Liebesgaben, und diese Bänder sind schwarz wie Eisenketten und Verbrecherbande, und an den Ketten ziehen die Lebenden die Todten zur Rechenschaft und die Todten die Lebenden zum Genusse der Schuld, und an den hellen freudigen Banden ziehen die Lebenden die in den Gräbern zum Schauen ihrer Aussaat und die Todten halten die Lebenden fest und die glänzenden hellen Bande werden zu Wegweisern ins ewige Leben. Und Banden und Ketten verschlingen zu Brücken sich, und tausend Brücken sehe ich hoch gewölbet sich heben von jedem Kirchhofe zu jedem Hause, und auf den Brücken sehe ich körperlich und fest gestaltet die Gedanken wandeln, die von den Häusern in die Gräber gehen und von den Gräbern in die Häuser, und die Gedanken kenne ich alle, kann allen ihre Namen geben, aber die Lebenden drunten haben keine Ahnung von den Boten, die hin und her gehen, gesandt von einer Seele zur andern, mit Fluch beladen die einen, glänzend in Liebesgrüßen die andern. Und Brücken sehe ich, die sind öde und leer, und kein Leben ist mehr zwischen Häusern und Gräbern. Dann schaudert mich, höher muß ich mein Auge heben, es glitzert in meine Augen und Sterne sehe ich am hellen Himmel in der Sonne Schein. Stunden weit sehe ich den Brand der Sonne in hellen Fenstern, und der goldene Stern ist eines stundenweiten Blitzableiters goldene Spitze, in der die Sonne funkelt. Dann denke ich mir, wie doch das Licht von oben die Dinge da unten zu verklären vermöge und um so herrlicher, je reiner die Dinge seien, und wie weit so unbedeutende Dinge zu leuchten vermöchten, vom Lichte da oben verklärt, wenn sie rein seien, und je reiner, um so weiter, während Paläste der Könige, ganze Länder längst in's Dunkel versunken seien. Dann sehe ich die Sonne

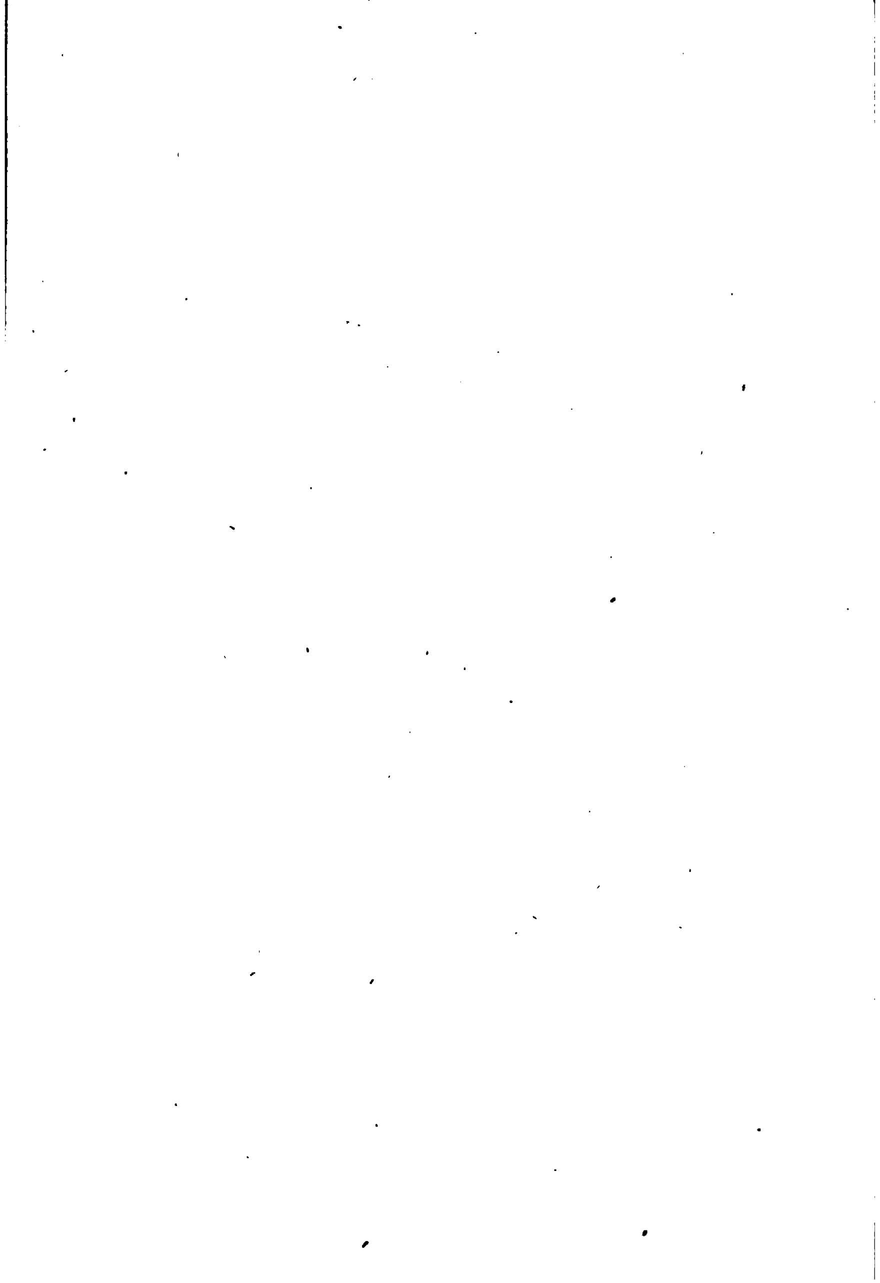
zur Ruhe gehen und immer größer, immer goldener, immer herrlicher, je näher sie dem Scheiden kömmt, und ihr letzter Strahl ist ihr holdester Blick! Ach wer doch auch so sterben könnte! Und der Blick geht nicht verloren, die Berge fassen ihn, röthen sich, werden uns Pfänder und Bürgen, daß der Sonne Glanz und Liebe uns nicht erloschen sei: nur eine kurze Nacht, dann kömmt ein neuer Morgen, und wenn der Morgen kömmt, so fassen sie wieder der Sonne erste Blicke und senden sie zu Thale und künden uns, daß der Tag wieder komme, ein neuer junger Tag in der Sonne Licht und Liebe. Dann hebt sich, wie wenn die Sonne zur Ruhe ist, der Mond über die Berge kömmt und Licht spendet an der Sonne Stelle, bis die Sonne wieder kömmt, der Gedanke, daß die Häupter der Menschen verklärt seien unsern Bergen gleich, welche auffangen die letzten Liebesblicke der Scheidenden, sie leuchten lassen, bis sie selber blaß werden in des Todes Hauch. Und diese Häupter, werden sie nicht auch die ersten Liebesblicke empfangen, wenn der ewige Morgen kömmt?

Dieser Gedanke wird mir zum Monde, er leuchtet mir nach Hause, er steht mir am Himmel, so lange ich ein Pilgrim bin und die Heimath suche.

Die

Wassernoth im Emmenthal

am 13. August 1837.



Vorwort.

Es gab eine Zeit, wo man ob den Werken Gottes Gott vergaß, wo die dem menschlichen Verstande sich erschließende Herrlichkeit der Natur die Majestät des Schöpfers verdunkelte. Diese Zeit geht vorbei. Aber noch weilt bei Vielen der Glaube: das Anschauen der Natur führe von Gott ab, Gott rede nur in seinem geschriebenen Worte zu uns; für seine Stimme, die tagtäglich durch die Welten zu uns spricht, haben diese keine Ohren, daß Gott zu seinen Kindern rede in Sonnenschein und Sturm, daß er im Sichtbaren darstelle das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnißrede sei, die der Christ zu deuten habe, thäte jedem Noth zu erkennen. Zu Förderung dieser Kenntniß ein Scherflein beizutragen, versuchte die nachstehende Darstellung der Unterschriebene. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen, und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen. Fände in dieser Wahrheit Trost ein Unglücklicher, würde sie den rechten Weg einem Irrenden erleuchten, offenbar machen einem Murrenden die Liebe des Vaters, zur Anschauung des Unsichtbaren einen Menschen

führen, dessen fünf Sinne seine einzigen Wahrnehmungsquellen waren, dann hätte der Verfasser seinen Zweck erreicht; andere Ansprüche macht er nicht. Zu treuer Darstellung des Ereignisses waren Andere berufener als er; aber da Alle schwiegen, versuchte er die Darstellung auf seine Weise. Was er sah und hörte, stellte er dar in möglichster Treue. Wer solche Ereignisse erlebte, weiß, wie mit verschiedenen Augen die Menschen sehen, wie verschieden sie die Farben auftragen auf das Gesehene; es wird später der Entscheid unmöglich, wer recht gesehen und recht erzählt, und nur das läßt sich ausscheiden, was offenbare Merkmale der Täuschung oder der Lüge an sich trägt. Dies die Ursache, wenn jemand einen Irrthum zu erkennen glaubt; wissentlich hat der Verfasser keinen hineingebracht. Das Ereigniß an sich war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen in's Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals.

Jeremias Gotthelf.

Das Jahr 1837 wird vielen Menschen unvergeßlich bleiben, die nicht ihren Träumen oder ihren Sünden allein leben, die einen offenen Sinn haben für die Stimme Gottes, welche zu uns redet in Schnee und Sonne, bei heiterem Himmel und im Dunkel der Gewitternacht.

Es war ein merkwürdiges Jahr, aber ein banges, angstvolles für Tausende; wohl ihnen, wenn diese Angst jetzt ihre Frucht trägt — ein gläubiges Vertrauen.

Der Winter, welcher bereits im Oktober 1836 angefangen, den 1. November eilf Grad Kälte gebracht hatte, wollte nie aufhören, der Frühling nie kommen. Am Ostersonntag den 26. März fuhren viele Herren lustig Schlitten, lustig gings auch von Biel nach Solothurn, wo sonst mancher Winter keine Bahn bringt. Während es lustig ging auf den breiten Straßen, konnte auch manch arm Mütterchen nicht an den auferstandenen Herren denken. Es hatte kein Holz mehr, die zitternden Glieder zu wärmen, die Kälte drang ihm durch die gebrechlichen Kleider bis an's Herz hinan. Es mußte hinaus in den schneeigten kalten Wald, einige Reiser zu suchen, oder mußte den schlotternden Körper zusammendrücken in eine Ecke, in den eigenen Gliedern noch irgendwo nach einem Restchen Wärme spürend. Wenn diese frierenden Mütterchen den Zehnten gehabt hätten von dem an selbem Tage zum Ueberfluß getrunk'nen Wein, wie glücklich hätten sie am Abend ihre erwärmten Herzen in's Bett gelegt.

Aber auch mancher Bauer drückte sich in die engste Ecke seiner Stube, um das Brüllen der hungrigen Kühe an der

leeren Krippe nicht zu hören, um nicht hinaus zu sehen in die Hofstatt, wo der Schnee so dicht in den Bäumen hing, so hoch am Boden lag, kein Gräschen sich regte. Er hätte gerne geschlafen, um nicht an seine Bühne denken zu müssen, auf der kein Heu mehr war, durch die der Wind so schaurig pfiff; doch Sorgen sind Wächter, die nicht schlafen lassen.

Am ersten Apriltage wehten Frühlingslüfte durch's Land, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen; aber alle Hoffnungen wurden in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande, legte in Deutschland mannshoch sich, er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte im erstaunten Lande.

Zum eigentlichen Schneemonat ward der April, selten leuchtete die Sonne, ob sie warm sei, erfuhr man nicht; Gras sah man nicht, kein Lebenszeichen gaben die Bäume.

Die Noth ward groß im Lande. Heizen sollte man die Stuben, und hatte kein Holz; füttern sollte man das Vieh, und hatte kein Futter. Es war Jammer zu Berg und Thal; in den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und nöthlich.

Mancher Bauer machte sich so oft und so weit er konnte in Weid und Wald hinaus, und wenn er wieder heim mußte, so wollten seine zögernden Füße nicht vorwärts, wollten gar nicht auf den Platz, wo ihm, wie er genau wußte, das hungrige Muhen seiner Kühe wieder in's Ohr dringen, im Herzen wiedertönen würde. Des Nachts wußte er nicht, auf welche Seite sich legen, damit er nicht höre, wie es seufze und stöhne draußen in den Ställen. Endlich übermannte das Elend sein Herz, er stieß seine schnarchende Frau an und sagte: Frau, du mußt morgen zeitlich auf, mußt mir z'Morge machen, ich muß in die Dörfer hinab, muß um Heu aus, ich kann's my Armi Thüri nümme usg'stah. Dann stund er auf, machte nicht einmal Licht, zählte seine Fünfunddreißiger im Genterli, und rechnete mühselig nach: ob es wohl ein oder zwei Klafter er-

leiden möge? Hatte er das ausgerechnet und sich wieder in's Bett gelegt, so kam es ihm erst vor, wie das wieder einen Strich durch seine Rechnung mache, daß er keinen neuen Wagen könne machen lassen, daß ein dritter oder vierter Zins ihm auflaufe, und statt des Schlafes kam eine neue Trübseligkeit über ihn. Am Morgen zog er seufzend die Ueberstrümpfe an, die Frau band ihm das Halstuch um, ermahnend: er solle doch zeitlich heim kommen, sie hätte nicht Zeit zu füttern, und die Magd gebe gar unerchant yche.

Er wanderte, er zog von Dorf zu Dorf, er fragte von Haus zu Haus, nicht nach dem Preise des Heu's, sondern bloß nach Heu, und glücklich pries er sich, wenn er welches fand. Freilich that es ihm weh, zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler zahlen zu müssen für ein Klafter, und vielleicht am Ende für was — für Esparsettenstorzen; aber es war doch etwas Freßbares, es war besser als Tannennadeln, die auch an Orten zu drei Fr. per Centner verkauft worden sein sollen.

Wenn er endlich seinen matten Pferden das Füderchen lud, wie sprang er jedem Heuhalm nach, den der neckische Wind ihm entführen wollte; und wenn mit dem Füderchen die Pferde matt das Land auf sich schleppten, wie schwermüthig und beladen zottelte er hinter dem Gespann her!

Hat niemand wohl hinter einem der Hunderte von Fudern, die für so viele, viele tausend Franken Heu in's Emmenthal führten, einen Fuhrmann in's Gesicht geschaut? In demselben hat er in großer Schrift lesen können ohne Brille, was in dem armen Manne vorging, wie er rechnete und rechnete: wie lange er an diesem Heu füttern könne. War er mit der trostlosen Rechnung fertig, so sah er auf zum Himmel: ob nicht bald die Sonne kommen wolle warm über den Schnee. Und wenn dann der alte eisige Wind ihm das Wasser aus den Augen peitschte, sah niemand, wie schmerzlich seine Gedanken sich hinwandten zu seinem leeren Genterli, in welchem keine Fünfunddreißiger mehr waren. Aber wie der arme Mann später, nach-

dem dieses Heu zu Ende war, das Stroh aus den Strohsäcken, das Stroh vom Dach, wo man Strohdächer hatte, fütterte, das sah selten jemand, denn das that er im Verborgenen. Wenn aber der Mann mit nassen Augen in finsterm Stalle den letzten Strohsack leerte, so rieb manche Kuh den ungeschlachten Kopf dem armen Manne am schmutzigen Zwilchkleide ab, und leckte erst seine rauhen Hände, ehe sie hungrig in's zerknitterte Stroh biß; es war fast, als ob die gute Kuh den Schmerz ihres Ernährers mehr fühlte, als den eigenen Hunger.

Freilich gab es auch Leute, die nicht Heu kauften, nicht Mitleid hatten mit ihrem Vieh, und zwar nicht aus Geiz, sondern aus — Stolz und Hochmuth. Der Aetti habe auch nie Heu gekauft, sagten sie, und sie wollten lieber ihr Vieh verhungern lassen, als daß man ihnen nachrede, daß sie einmal auf ihrem Hofe nicht Futter genug für ihr Vieh gemacht hätten. Ja, sie wollten nicht einmal Vieh verkaufen, damit man ihnen nicht entweder Geld- oder Futternoth vorwerfe, damit es nicht heiße; sie hätten nur so und so viel Stück zu überwintern vermögen. Sie fürchteten, das thäte ihren Ehren Abbruch; aber wie zwanzig Kühe, die Tag und Nacht von einem Knubel herab brüllen, was sie in die Haut zu bringen vermögen, einen Bauer verbrüllen können fast bis in's Länderbiet hinein, fast bis in's Aargau hinab, daran dachten sie nicht. Es gab welche, deren Pferde des Morgens nicht mehr aufstehen konnten, die mit Fuß und Gabel das älteste aufjagten, es zum Stall austrieben, um es dem Hungertode preiszugeben.

Da wehten am ersten Maitage wieder Frühlingslüfte; es grünte in den Matten, laut jauchzten die Menschen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das Wenige, was es fand.

Karst und Pflug wurden eiligst gerüstet, die Kuttlein an die Ofenstange gehängt, die Winterstrümpfe in den Spycher,

aus den Dörfern schwärmte es aus, wie aus dem Stock die Bienen, und am heißen dritten Maitag glaubte man alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorräthige Wärme und — der Winter war wieder da.

Man jammerte in allen Hütten, auf allen Höfen, ganz besonders aber die Küher. Viele mußten kein Futter mehr zu kaufen, mußten fort aus den Ställen, und Schnee verfinsterte noch die Luft, lag weiß über den Ebenen und klaftertief auf den Bergen. Manchen Küher trieb die Angst auf seine Alp, er hoffte es droben besser anzutreffen, als es von unten das Ansehen hätte, hoffte aufzuziehen, und anfangs mit dem Heu nachhelfen zu können, das er auf dem Berge gemacht und im Staffel gelassen hatte. Aber was fand er? Schnee fast mannstief, und wenn er mit Lebensgefahr zum Staffel sich durchgearbeitet hatte, — kein Heu mehr! So konnte er nicht auf den Berg, konnte aber auch nicht bleiben unten im Lande. Da wuchs manchem Küher der Gram über den Kopf, und das Sterben wäre ihm lieber gewesen, als das Leben.

Und wenn sie wegfahren mußten aus ihren Winterquartieren im Schneegestöber, die hungrigen Kühe, wenn sie am Wege ein mager Gräschen abraufen wollten, das Maul voll Schnee kriegten, auf den Bergen der Schnee höher und höher sich zu thürmen schien, und sie auf diese Berge zu mußten in Gottesnamen: da sah man manchen harten Küherssmann die Augen wischen, ja manchen hörte man schluchzen, und zwar weit.

Wie es anfangs auf den Bergen gegangen, wie Tannkries das Köstlichste war, was man den Kühen, die dazu noch fast erfroren, bieten konnte, will ich nicht erzählen. Und wenn ich's erzählte, so würde sich niemand darüber verwundern, schneite es doch auch unten im Lande noch den 19. Mai.

Da grub sich tiefer und tiefer grimmig Zagen bei den Menschen ein. Man hörte wieder rollen durch's Volk Weissagungen über den nahenden Untergang der Welt. Alle drei,

vier Jahre wird der Untergang der Welt ganz bestimmt vorausgesagt, und eine Menge Leute glauben daran, nehmen es aber ziemlich kaltblütig, und bereiten sich nach ihrer Weise darauf vor.

Vor sechs, sieben Jahren sollte der Merkur die Erde zerstören; da wurde man in einem gewissen Schachen räthig: mit dem Erdäpfelsetzen zu warten, bis der gefährliche Tag vorüber sei. Es wäre doch gar zu ärgerlich, meinten sie, wenn sie die Mühe umsonst haben sollten. Der Seiler-Daniel aber sagte zu seiner Frau: Lisi, wir haben noch zwei Hammlt in der Heli, koche die doch, heute eins, und morgen wieder eins, es wäre gar zu schade, wenn die übrig bleiben sollten, und wir nichts davon hätten. Aber die früheren Untergänge der Welt stellte man sich plötzlich schnell vor, und auch fürchterlich, aber wie viel gräßlicher der jetzt drohende langsame peinvolle Untergang in Kälte und Hunger?

Wenn Andere auch an den Untergang der Welt nicht dachten, so begannen sie doch zu zagen: der liebe Gott möchte sie vergessen haben. Sie erkannten, daß alle Großhansen im Lande und alle Großmäuler alles machen könnten, nur die Hauptsache nicht. Sie konnten mit all' ihrem Witz keine Wärme machen, kein g'schlacht Wetter zum Erdäpfelsetzen; auf alle ihre Machtsprüche kam kein Frühlingszeichen, zeigten sich keine sömmerlichen Spuren. Sie begannen zu glauben, der liebe Gott wolle seine Sonne erkalten, wolle sie erlöschen lassen.

Mensch! wie wäre dir, wenn einst an einem Morgen keine Sonne aufstiege am Himmelsbogen, wenn es finster bliebe über der Erde? Wie wäre es dir um's Herz? Schauer um Schauer, immer todeskälter, würden es fassen, wenn deine Uhr schlüge Stunde um Stunde, Morgenstunden, Tagesstunden, Abendstunden, und die Finsterniß wollte nicht weichen, schwarze Nacht bliebe unter dem Himmel. Was hülfen da alle Lichter und Laternen? Der Mensch könnte sie nicht einmal anzünden vor Grauen und Beben. Den Jammer, das Entsetzen auf

Erden, wenn einmal an einem Morgen die Sonne ausbleibt, kann keiner sich denken. Am fürchterlichsten wird das Entsetzen die armen Sünder schütteln, in deren Herzen auch keine Sonne scheint. O wie wird dann klein werden, was groß war, und groß, was so klein und armüthig schien! In so manches Herz scheint Gottes Sonne nicht, scheint das Licht der Welt nicht hinein, das kam die Menschen zu erleuchten. Lichter und Laternen von allen Sorten zünden die armen Schächer an in ihren Herzen, lassen Irrlichter flunkern darin herum; aber der trübe Dämmerschein erleuchtet den Graus, den Moder, die Todtengebeine nicht, und der Geblendete, der nur in sein Laternchen sieht, brüstet sich noch mit demselben und den flunkernden Irrlichtern, rühmt sich, daß er sein trüb und verblendend Laternchen nicht gegen die Sonne tausche und ihr strahlend Licht. Der Arme wird mit Entsetzen inne werden, was für ein Unterschied es sei zwischen einer Laterne und der Sonne, wenn die Sonne seinen Augen erlöscht am Himmelsbogen.

Es begann der arme Menschenwurm mit Gott zu hadern; die Ungeduld des vergebenen Wartens verwandelte sich in Bitterkeit, fast in Verzweiflung.

Die Menschen dachten nicht daran, daß Gott ihnen auch einmal werde zeigen wollen, was Warten, vergebenes Warten sei, wie bitter es sei, jeden Hoffnungsschimmer in eine Täuschung sich verflüchtigen zu sehen. Und wie lange lassen die Menschen Gott warten auf das Bezahlen ihrer Gelübde, bis sie reimen ihre That mit dem Wort, bis sie erwiedern seine Liebe? Ist nicht eben darin auch groß seine Liebe, daß er euch einmal so recht zeigte, wie angsthaft schon das Warten sei auf seine Sonnenblicke, damit ihr fühlen möchtet zur rechten Zeit, wie gräßlich einst ein vergeblich Warten auf seine Liebesblicke sein würde. In diesem Wartenlassen war also nicht der Zorn Gottes, sondern die Liebe des Vaters; er wußte wohl, daß, wenn es Zeit sei, seine Kraft in Tagen vermöge, wozu der Mensch Wochen nöthig glaubt. Und als

die Zeit da war, den 24. Mai, winkte er, und die Sonne brannte auf die Erde nieder, die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmelsgewalt ausgerüstet, und an's Wunderbare gränzte, um wie viel einzelne Pflanzen aufschossen in einer Nacht. Mit dem Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blüthenschmuck, üppig und prächtig; aber wie die große Welt die Jugend gerne um die Früchte des Alters bringt, so blühen die Bäume wohl schön in der Sommerhitze und den majestätischen Gewittern, aber die Blüthen verwelken bald, und die Frucht bildet sich nicht oder fällt im Werden ab, weil ihr die Nahrung fehlt.

Wie die Kühe sich freuten über das duftige Gras, wie die Menschen jubelten über die Wärme, über den Schweiß, der ihnen von der Stirne rann, konnte jeder sehen und hören, der Luft schöpfte im freien Lande. Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt, und Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Aber die trübe Zeit, der gräßliche Futtermangel, entstanden durch fünf trock'ne Sommer, wird hundertfältig Früchte tragen, und besonders den Emmenthalern. Am Ende ist denn doch Gott der beste Prediger, der gewaltigste Lehrer in allen Dingen; er macht in wenig Zeit den Menschen begreiflich, wozu Menschen lange lange Zeit umsonst gebraucht. Er lehrt und predigt über alle Dinge, auch über weltliche, er ist's, der den Bauern im Emmenthal gepredigt hat, wie gut der Klee sei; und wie vortheilhaft die Esparsette auf ihren Grienbüggeln in allen Jahren, besonders in den trock'nen. Was sie niemanden geglaubt, das glaubten sie endlich ihrem Gott, da er es ihnen handgreiflich zeigte an den hämpfeligen Rippen ihrer armen Kühe. Und wie das Sechszehnerjahr Erdäpfel pflanzen lehrte (dieses Jahr besonders, und nicht das Branntewein-

brennen, wie ein unweiser Mann behaupten will, hat den vermehrten, so vortheilhaften Erdäpfelbau hervorgerufen), so werden diese Jahre Futter pflanzen lehren im Emmenthal, bis die Milch bachweis fließt. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte; das schnellgewachsene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheuern.

Die große Hitze bei der feuchten Erde mußte starke Gewitter erzeugen; besonders gewitterhaft ging der erste Hundstag vorüber, der ein Vorbild sein soll für alle übrigen Hundstage. In der That witterte es auch die folgenden Tage gewaltig. Den 20. Juli entlud sich ein Gewitter über die Egg zwischen Heimiswyl und Rüegsau, wie sie in dieser Gegend seit Jahren selten waren. Nicht von mächtigen Donnerschlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit allem, was sie trug, sondern von den Wasserströmen, die sich über die Mannenberg-, Ramisberg-, Allmisberghöhen ergossen, und zu beiden Seiten in die Thäler stürzten. Was die Wasser auf den Bergen fanden, brachten sie zu Thale nieder, rissen Erdlawinen los, versandeten den Fuß der Berge und schwellten den Rüegsaubach, der sonst so bescheiden um die Füße der Rüegsauer sich windet, zu einer selten gesehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felsenstücke, grub sich neue Läufe, ergoß sich über Matten, ließ zappelnde Fische zurück auf denselben, machte Straßen unfahrbar, und wollte mit aller Gewalt dem Wirthe zu Rüegsau in den Keller, um ihm Fuhren in's Weltschland zu ersparen, oder vielleicht dessen Wein dem durstigen Schachen zuzuführen. Der Wirth stund alle Leibesnoth aus, den ungebetenen Gast, der weder Gold noch Silber, sondern nur Sand und Kieselsteine mit sich führte, vom Keller abzuhalten. Während das halbe Dorf Theil nahm an diesem Kampfe für den Wein und gegen das Wasser, denn das ganze Dorf war dabei betheiligt, versuchte das Wasser heimtückisch einen andern Streich. Vor einem Spycher stund ein Fäßchen mit ungelöschtem Kalk, bis dorthin spülte das

Wasser unbemerkt, schlich dem Füßchen an die Füße. Da fing es an zu zischen und zu brausen in denselben, und noch eine Viertelstunde, so hätten die Leute mit Feuer zu thun und das Wasser im Keller freie Hand gehabt, aber ein kluger Mann, der seine Augen gerne in allen Ecken hat, sah den Rauch und rief zur nöthigen Hülfe.

Auf der andern Seite der Egg, Heimiswyl zu, strömten die Wasser, was sehr merkwürdig ist, wieder feindselig besonders auf einen Keller los, und zwar auf den, oder vielmehr die Keller des Lochbachbades. Die Wasser in ihrer Bosheit und ihrer fanatischen Wuth gegen die Keller dachten nicht daran, daß den Fundamenten des dortigen Hinterhauses so unsanfte Berührungen unangenehm sein möchten. Sie stürzten sich mit fürchterlicher Gewalt dem Hause, den Kellern zu, nicht nur als ob kein Wein im Keller, sondern kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Da war kein Wirth, der dem Wasser unschädliche Bahnen anwies, keine Dorfschaft, die um den Wein besorgt, ihm mannlich zur Seite stund; aber beide ersetzte eine kuraschirte Hausfrau, die den Muth nicht verlor, dem Wasser sich entgegen stemmte, so gut es sich thun ließ, und schuld ist, daß der Schaden nicht größer wurde, als er ward.

Dieses Gewitter schädigte Einzelne bedeutend, ängstigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede, aber daran dachte man nicht, daß es nur ein ganz kleiner Vorbote eines Riesengewitters sei, mit dem der Schoos der Wolken schwanger ging.

Es blieb heiß, und den vierten August war ein stark Gewitter. Da schien auf einmal der Sommer zu schwinden, der Herbst einzukehren; und auf wunderbare Weise theilten sie den Tag unter sich. Der Morgen war herbstlich, man glaubte der Kühe Läuten, der Hunde Jagdgebell hören zu müssen, dann ward der Abend wieder sömmerlich und von des Donners Stimme hallten alle Berge wieder. Ganze Nebelheere hatten der Schweiz sich zugezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Thäler sich gestürzt und lagerten sich grau und

wüst über den Thalgründen und an den Thalwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünste und alles die Luft Trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Gränzen weg über unsere Berge herein, daß es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Schrecken der armen arglosen Schweizer. Wirklich berichten Astronomen, daß in Deutschland, und besonders im Norden desselben, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die unsern Herrgott Morgens und Abends mitleidig bedauern, weil er nicht Witze zu machen verstehe wie sie, die Atmosphäre nie so lauter und durchsichtig gewesen sei als in jenen Tagen des Augusts, wo am Morgen Nebelmassen, am Abend Wolkenmassen schwarz und schwer den Schweizern, mit denen jeder unverschämte Belli sein Bubenwerk treiben zu können meint, über die Köpfe hingen, den Gesichtskreis trübend, das Athmen erschwerend.

Diese Massen waren nicht arglose Wölkchen, die auf sanfter Winde leichten Fittigen reisen von Land zu Land und rosenroth in der Abendröthe Schein lächeln über's Land herein; diese Massen bargen Verderben in ihrem Schoose und entluden sich unter Blitz und Donner gewaltig und zerstörend.

Zuerst schienen sie nur Spaß treiben zu wollen, etwas groben freilich, so wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt ist und an der Donau rauhem Strande und an der Oder superfeinem Sande. Sie jagten die Kühe auf dem Leberberge in die Sennhütten und erschreckten die L . . . nauer, ihnen ihre Herzkäfer, mächtige Schweine durchs Dorf schwemmend.

Dann zogen sie, wie Anno 1798 die Franzosen, vom blauen Berge weg das Land hinauf der Hauptstadt zu, trüb und feucht. Sie wetterten zwei Tage über der Hauptstadt, daß ein Theil der Hauptstädter zu zagen begann, der andere

sich erboste, daß es so laut hergehe im Lande ohne obrigkeitliche Bewilligung. Und rathlos zwischen beiden Theilen stund verblüfft ein Direktor — oder Präsident, mit seinen zwei müßigen Sekretärs, und wußte nicht recht, sollte er erschrecken oder sich erbosen; er drehte mühselig und vorsichtig in steifer Cravatte den Kopf nach beiden Seiten, um zu erforschen, was am räthlichsten sei. Aber die Blitze zuckten, feurigen Schlangen gleich, der Donner schmetterte seinen Schlachtenruf, die Winde brausten ihr Loblied, sie frugen nichts nach Landjägerkommandanten, nichts nach Polizeidirektoren, sie zuckten, schmetterten und brausten als die Herren des Landes, deren Ruf und Schelten Alles unterthan.

Bäume brachen, Häuser krachten, Thürme wankten, bleich verstummte das Menschenkind und barg seinen Schrecken in des Hauses sichersten Winkel. Und als die zornigen Wolken den Herrlein und den Fräulein gezeigt hatten, wer Meister sei im Lande, wälzten sie sich, jeden Tag von neuen Dünsten schwerer, durch neue Nebelmassen gewaltiger, noch weiter das Land hinauf. Aber zu reich gesättigt vermochten sie sich nicht zu schwingen über der hohen Berge hohe Firnen, dem trocknen Italien und dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben sie hängen, tobend und wild, und sprühten mit gewaltigen Wassergüssen um sich. Die Truber, die Schangnauer, Marbacher, die Escholzmatter wurden tüchtig eingeweicht, die Röthenbacher glaubten argen Schreck erlebt zu haben. Menschenleben gingen verloren, Land wurde verwüstet. Die zwei wilden Schwestern, von ungleichen Müttern geboren, die zornmüthige Emme und die freche Ilfis stürzten in rasender Umarmung brüllend und aufbegehrend das Land hinab, entsetzten die Zollhausbrücke und überall ward ihnen zu enge im weiten Bette. Bebend stand der Mensch am allgewaltigen Strome. Er fühlte die Gränzen seiner Macht, fühlte, daß nicht er es sei, der die Wasserströme brausen lasse über die Erde, und sie wieder zähle mit kühner mächtiger Hand. So wild und auf-

gebracht hatte man die Emme lange nie gesehen. Unzählbare Tannen und viel ander Holz schwamm auf ihrem grauen Rücken und erschütterte die Brücken; aber diesmal ward ihrer Gewalt ein baldig Ziel gesetzt und der grauende Morgen fand sie bereits ohnmächtig geworden.

Am Morgen des 13. Augusts erhob sich die Sonne bleich über ihrem lieben Ländchen. Der Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so schnell von dem wilden Heere überzogen ward, weile noch auf ihren blassen Wangen. Der arme Mensch dachte nicht, daß das Grauen vor dem auf der lieben Sonne Antlitz war, dessen Zeugin sie sein sollte an selbigem Tage. Es war der Tag des Herrn und von Thal zu Thal klangen feierlich die Glocken, sie klangen über alle Eggen, in alle Gräben hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf. Und von allen Eggen und aus allen Gräben strömte die andächtige Menge dem Hause des Herrn zu. Dort stimmte in feierlichen Klängen die Orgel feierlich der Menschen Seelen, es redete tief aus dem Herzen herauf der Pfarrer tief in die Herzen hinein; und aus manchem Herzen stiegen gen Himmel Wölkchen christlichen Weihrauchs — das Sehnen, daß der Herr einziehen möge in sein himmlisches Jerusalem — in des frommen Beters geheiligtes Herz. Vom hohen Himmel herab hörte das wüste Wolkenheer das feierliche Klingen, das sehnsüchtige Beten. Es ward ihm weh im frommen Lande. Es wollte dem Lande wieder zu, wo wohl die Glocken feierlich läuten, wo wohl viel die Menschen beten, wo aber in den Herzen wenig Sehnen nach dem Himmel ist, sondern das Sehnen nach Liebes-Genuß und des Leibes Behagen. Und auf des Windes Flügeln durch Windessausen wurde allen Nebelschaaren und allen Wolkenheeren entboten, sich zu erheben aus den Thälern, sich loszureißen von allen Höhen der Hohnegg zu, um dort zu grauenvoller Masse geballt durchzubrechen in das Thuner Thal, und von diesem lüsternen Städtchen weg einen leichten Weg zu finden aus dem frömmern Land ins

sinnlichere Land. Sie gehorchten dem Ruf. Schaar um Schaar, Heer um Heer wälzte dem Sammelplatz sich zu. Von Minute zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknäuel, der an die Wände der Hohnegg sich legte und deren Gipfel zu beugen suchte zu leichterem Durchgang für die schwer beladene Wolkenmasse. Aber der alte Bernerberg wankte nicht, beugte sich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war, wie klug ein kleines Beugen auch scheinen mochte. Als die Wolkenheere in tausend Stimmen heulend, tausendmal fürchterlicher als tausend Hunnenheere heranstürmten, lag schweigend der Berg da in trotziger Majestät und sperrte kühn den Weg, nach alter Schweizerweise, die den Feind hineinließ in's Land, aber nicht wieder hinaus. Da hob höher und höher der Knäuel sich, aber durch die eigene Schwere immer wieder niedergedrückt, ergrimmte er zu fürchterlicher Wuth und schleuderte aus seinem feurigen Schoose zwanzig züngelnde Blitzesstrahlen auf des Berges Gipfel nieder und mit des gewaltigsten Donners Getöse versuchte er zu erschüttern des Berges Grund und Seiten.

Aber der alte Bernerberg wankte nicht, umtoset von den grimmigsten Wettern, beugte sein kühnes Haupt nicht vor den zornerglühten Blitzesstrahlen. Unten, im Thale stund lautlos die bleiche Menge rings um die Häuser, im Hause hatte niemand Ruhe mehr; vor dem Hause stund neben dem blassen Mann das bebende Weib, und schauten hinauf in den gräßlichen Wolkenkampf an des Berges Firne. Schwarz und immer schwärzer wie ein ungeheures Leichentuch mit feurigen Blitzen durchwirkt, senkte sich das Wolkenheer über die dunkel werdende Erde und auch durch das Thal hinab fing es an zu blitzen und zu donnern. Ein langer Wolkenschweif, die Nachhut des großen Heeres, dehnte sich das lange Thal hinab, und am trotzigen Berge zurückgeprallte Wolkenmassen eilten blitzend und donnernd, geschlagenen Heeressäulen gleich, über die Häupter der Zitternden. Schwer seufzte der Mann aus tiefer Brust; ein „das walt Gott“ nach dem andern betete in dem bebenden

Herzen das bebende Weib. Da zerriß im wüthenden Kampfe der ungeheure Wolkenschoos, losgelassen wurden die Wassermassen in ihren luftigen Kammern, Wassermeere stürzten über die trotzigen Berge her; was dem Feuer nicht gelang, sollte nun im grimmen Verein mit den Wassern versucht werden. Es brüllte in hundertfachem Wiederhall der Donner, tausend Lawinen donnerten aus den zerrissenen Seiten der Berge nieder in's Thal; aber wie kleiner Kinder Gewimmer verhallt in der mächtigen Stimme des Mannes, so kam plötzlich aus den Klüften der Hohnegg und der Schyneggschwand über der Donner und der Lawinen Schall eine andere Stimme, wie Trompetengeschmetter über Flötengelispel. Waren es Seufzer versinkender Berge? War es das Aechzen zusammengedrückter Thäler? Oder war es des Herrn selbsteigene Stimme, die dem Donner und den Lawinen gebot? Lautlos, bleich, versteinert stund die Menge, sie kannte den Mund nicht, der so donnernd wie tausend Donner sprach durchs Thal hinab.

Aber in einsamer Bergeshütte sank auf die Kniee ein uralter weißbärtiger Greis, und hob die sonst so kräftigen Hände zitternd und betend zum Himmel auf: „Herrgott, erbarme dich unser! betete er. Die Emmenschlange ist losgebrochen, gebrochen durch die steinernen Wände, wohin du sie gebannt tief in der Berge Schoos, seit Anno 64. Sie stürzt riesenhaft durch den Röthenbach ihrer alten Emme zu, vom grünen Zwerglein geleitet. Ach Herrgott, erbarme dich unser!“ Er allein da oben hatte die Sage von der Emmenschlange noch nicht vergessen, wie nämlich der zu besonderer Größe anschwellenden Emme eine ungeheure Schlange voran sich winde, auf ihrer Stirne ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere; wie Schlange und Zwerglein nur von Unschuldigen gesehen würden, von dem sündigen erwachsenen Geschlecht aber nichts als Fluß und Tannenbaum. Diese Schlange soll von Gott gefangen gehalten werden in mächtiger Berge tiefem Bauche, bis in un-

gehenren Ungewittern gespaltene Bergwände ihren Kerker öffnen; dann bricht sie los, jauchzend wie eine ganze Hölle, und bahnt den Wassern den Weg durch die Thäler nieder. Es war die Emmenschlange, deren Stimme den Donner überwand und der Lawinen Tosen. Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichtuche hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut. In den freundlichen Boden, wo die Oberei liegt, stürzte sie sich grausenvoll, Wälder mit sich tragend, Matten verschlingend, und suchte sich da ihre ersten Opfer. Bei der dortigen Sägemühle spielte auf hohem Trämelhaufen ein liebliches Mädchen, als die Wasser einbrachen hinter dem Schallenberg hervor. Um Hülfe rief es den Vater, auf der Säge sich zu sichern rief ihm derselbe zu vom gegenüberstehenden Hause. Es gehorchte dem Vater, da wurde rasch die Säge entwurzelt und fortgespült wie ein klein Drucklein. Das arme Mädchen hob zum Vater die Hände auf, aber der arme Vater konnte nicht helfen, konnte es nur versinken sehen ins wilde Fluthengrab. Aber als ob die Sägeträmel dem Kinde hätten treu bleiben wollen, faßten sie es in ihre Mitte, wölbten ihm ein Todtenkämmerlein und thürmten sich unterhalb Röthenbach zu einem gewaltigen Grabmale über ihm auf. Sie wollten nicht, daß die Schlange es entführe dem heimischen Boden, sie hüteten es in ihren treuen Armen, bis nach Wochen die Eltern es fanden, und es bringen konnten an den Ort der Ruhe, wo sein arm zerschellt Leibchen ein kühles Plätzlein fand, gesichert vor den bösen Fliegen, die es im Tode nicht ruhig ließen, aber auch sein Kämmerlein den Suchenden verriethen.

Einen armen Köhler jagten die Wasser in seine Hütte, zertrümmerten ihm diese Hütte und wollten ihn weiß waschen, den schwarzen armen Mann, bis er weiß zum Tode geworden wäre; aber auf einen Trämel, der ihm durch die Hütte fuhr,

setzte er sich, und ritt nun ein halsbrechend Rennen mit tausend Tannen, bis er Boden unter seinen Füßen fühlte und an dem Berge hinauf sich retten konnte. Der arme Mann weiß nichts mehr zu sagen von seiner Todesangst und Todesnoth, aber daß der Bach ihm seine Effekten weggenommen, aufs wenigste einundachtzig Batzen werth und darunter zwei Paar Schuhe, von denen die einen ganz neue Absätze gehabt, das vergißt er nicht zu erzählen und wird es auch im Tode nicht vergessen.

Die Kühe in der Riedmatt hatten am Morgen ihre Meisterleute ungern gehen sehen an die Kindstaufe in der Grabenmatt, hatten ihre Häupter bedenklich ihnen nachgeschüttelt; als nun der Donner brüllte und die Wasser brausten, da retteten sie sich in eine Hütte und schauten von da wehmüthig übers Wasser nach der Grabenmatt, ob der Meister nicht kommen wolle ihnen zu Rath und Hülfe. Als die Wasser die Hütte zerstießen, da riefen sie gar wehlich nach dem Meister, und vom Wasser fortgerissen, wandten sie ihre stattlichen Häupter immer noch dem erwarteten Meister entgegen, doch umsonst. Es wußtens die Kühe, wie tief ihr Elend dem Meister ins Herz schnitt, der eine der geretteten aber schwer verletzten Kühe nicht zu schlachten vermochte, weil sie ihm zu lieb war. Während in der Weid die Kühe verloren gingen, stunden im Hause die zurückgebliebene Magd und ein Knabe Todesnoth aus. Auf dem Brückstock hatten sie sich gerettet und der Knabe das Fragenbuch, in dem er in der Stube gelernt hatte, mitgenommen. Auf dem Brückstock lernte derselbe nun fort und fort in Todesangst und Todesschweiß, bis die Noth vorüber war, im Fragenbuch. Das war ein heißes Lernen! Der Knabe nennt es Beten — und wird dasselbe eben so wenig vergessen als der Köhler seine alten Schuhe mit den neuen Absätzen.

Die tiefe Furth wurde dem Bache zu enge immer mehr, er riß die Ufer immer weiter auseinander zur Rechten und

zur Linken, stieg hoch hinauf zu beiden Seiten, warf schwere Steine in hohe Matten, bespülte den Fuß des höher gelegenen Dorfes Röthenbach und gewaltige Tannen bäumten hoch sich auf, den Menschen, die sie nicht erreichen konnten, wenigstens zu drohen. Unterhalb dem Dorfe zerriß er die dortige Sägemühle und stürzte sich nun das liebliche Thälchen hinab.

Um ihre Hütten stunden dort schon lange die armen Bewohner schauernd in dem Feuer des Himmels, welches das Thal erfüllte, die Menschen blendete, Menschen und Hütten zu verzehren drohte. Da drang das furchtbare Tosen zu ihnen heran, ihm nach alsobald stürzte schwarz die ungeheure Fluth, hoch auf ganze Bäume werfend, radweis schwere Trämel überschlagend vor sich her. Ein Stück des Bodens, der sie vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Fluth wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trämeln den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken. Da wards den armen Leuten, als ob die Tage der Sündfluth wiederkehrten; es floh wer fliehen konnte nach allen Seiten der hohen Bergwand oder hohen Bäumen zu. Mütter ergriffen ihre Kinder, Söhne trugen ihre Väter, arme Wittwen führten ihre Ziegen, Andere flohen in Angst mit dem, was ihren Händen am nächsten lag, mit einem Hausgeräth oder gar mit einem Stück Holz oder Laden.

Aber wer steht dort unter der Thür der Hütte, die im Wasser wankt, wankend und blaß, winkend mit den Händen, da ihr Jammergeschrei im Rollen des Donners, im Toben der Fluth, im Krachen der fortgerissenen Holzmasse ungehört verhallt? Eine arme Kindbetterin ist's, die vor einer Stunde ein Kind geboren, aufgeschreckt worden ist aus ihrer ohnmächtigen Schwäche durch das Brüllen der Wogen, und das Kind im Fürtuch tragend bis an des Hauses Schwelle sich schleppte, aber die Kraft nicht hatte, durch die sie umringenden Wasser sich zu wagen mit dem wimmernden Kindlein. Schon glaubte

sie zu fühlen, wie der Tod kalt an's Herz ihr trete, vor den Augen flimmerte es ihr, auf den Wellen getragen wähnte sie sich; da zeigte Gott einem wackern Manne das arme winkende Weib. Der zauderte nicht, folgte dem Winke, setzte das eigene Leben ein und rettete kühn die Mutter und ihr Kind. Wohl, es giebt noch getreue Schweizerherzen!

Mitten zwischen Röthenbach und Eggiwyl stunden zwei Häuser mitten im Thale, nicht weit von des Baches flacher gewordenen Ufern, „im Tennli" nannte man die beiden Häuschen, von denen das eine ein Schulhaus war, das andere ein Krämer bewohnte mit Weib und Kindern, von denen zwei die Gabe der Sprache entbehren. Die Wasser hätten des Krämers Haus umringt, ehe er fliehen konnte mit seinen Kindern, seiner Kuh, durch die Fenster der untern Stube schlugen gewaltige Tannenbäume, er flüchtete sich mit den Seinen in die Kammern hinauf. Aber nun erst sahen sie recht die Größe ihrer Noth, die Wuth der Fluth, die unaussprechliche Gewalt, mit welcher die größten Bäume, wie Wurfgeschütze hoch aufgeschleudert wurden und ihrem Häuschen zu, wie sie an den Fenstern vorbeifuhren und sogar das Dach über den obern Fenstern beschädigten. Sie sahen das oberhalb leerstehende Schulhaus aufrecht daher schwimmen und an der westlichen Ecke des Daches sich feststellen; es schien ein Schirm von Gott gesandt, Holz stauchte davor sich auf, ein immer sicherer werdendes Bollwerk. Da betäubte die Hoffenden ein fürchterliches Krachen, eine Woge hatte das Schulhaus fortgerissen, mit ihm das schützende Holz. Auf's neue donnerten die Tannen, Sturmböcken gleich, an das schutzlose Häuschen; auf's neue gruben die Wellen dem Häuschen das Grab; es senkte sich mehr und mehr, und mit lebendigen Augen mußten die Armen immer näher schauen ins grause Grab hinab, das ihnen die wüthenden Fluthen tiefer und immer tiefer gruben. Sie ertrugen den Anblick nicht, er war fürchterlicher als ein sterbliches Herz ertragen mochte. In der obern Ecke der Kammer knieten sie nieder, die Eltern die

Kinder umschlingend, die Eltern von den Kindern umschlungen; dort weinten sie und beteten und bebten und kalter Schweiß bedeckte die Betenden. Und die Kinder jammerten den Eltern um Hülfe und die Stummen liebkosten und drängten sich an die elterlichen Herzen, als ob sie in denselben sich bergen möchten, und die Eltern hatten keinen Trost den armen Kindern als Beten und Weinen, und daß sie alle miteinander untergehen, in der gleichen Welle begraben werden möchten. Ueber drei fürchterliche Stunden harrten sie aus, betend und weinend, litten jede Minute die Todespein, litten hundertachtzig Male die Schrecken des Todes, und die Herzen schmolzen nicht, ihre Augen brachen nicht in dieser gräßlichen Noth! Der Herr hörte das Beten. Das entsetzte, untergrabene, und halbeingefallene Häuschen blieb stehen, und die armen Kinder mußten nicht trinken aus den trüben Wassern. Der Mann mit seinen Kindern wird sein Lebtag an seinen Herrn im Himmel denken, den mächtigen Retter in so großer Noth, sonst verdiente er, daß der Herr auch seiner nicht mehr gedächte in einer andern Noth.

Von da bis zur Mündung in die Emme liegt noch manches schöne fruchtbare Heimwesen, liegen Mühle und Säge und gerade oberhalb der Mündung Eggiwyl. Dieses Thälchen herunter brauste die wüthende Fluth, durch Ströme aus jeder Bergesrinne immer höher anschwellend, in ganzer Thalbreite, zerstörte die Säge, nahm im wohlbesorgten Leimegut ein Scheuerchen mit zwei Kühen weg, und stürzte nun auf Eggiwyl zu. Auch hier hatten die wilden Wetter getobt auf unerhörte Weise, und als nun von oben her das Schnauben und Brüllen der Wasser den Donner überstimmte und die Blitze immer feuriger zuckten, da ergriff alle der heilige Schrecken des jüngsten Tages. Sie glaubten der Posaune Ruf zu hören, sie gedachten ihrer Sündenschuld, ihre Kniee wankten, trugen sie kaum auf den nächsten Hügel, kaum vermochten sie zu beten, nicht um ein gnädiges Gericht, sondern um des Vaters Er-

barmen. Unten im Dorfe hatte des Sagers Familie vor dem strömenden Regen sich in die Stube geflüchtet, nur der alte Vater war noch draußen geblieben zu sehen, was da kommen werde. Seiner alten Frau war nicht wohl in der Stube ohne Aetti, der nicht mehr flink auf den Beinen war, sie wollte ihn holen unten im Baumgarten, wo der Alte, auf seinen Krückenstock gelehnt, in die Wetter schaute. Da brachen plötzlich die Wasser ein, erfaßten die beiden alten Leute und trugen sie der brüllenden Emme zu. Der alte Mann wurde an einen Baum geschwemmt und kaum hielt er sich an demselben fest, sah er sein altesRaueli bei sich vorbei treiben, bittend die Hände aufheben, glaubte zu hören wie sie, „ach Gott" sagte — und er konnte nicht helfen, konnte seinem altenRaueli nicht helfen, das seinetwegen in den Wassern schwamm, mußte es in den Fluthen begraben sehen, während er selbst gerettet wurde. Hat der Mann wohl die Lösung der Fügung gefunden: warum der liebe Gott sein Raueli zu sich genommen, ihn selbst noch auf Erden gelassen hat?

Das Dorf Eggiwyl war bis hinauf zum Pfarrhaus überfluthet, die Mühle beschädigt, aber besonders die untere Säge dem Fluthendrange ausgesetzt, wo des alten Sagers Sohn mit Weib und Kind in der Stube war. Sie retteten sich mit schwerer Noth hinauf auf das Futter, aber als sie die Häupter ihrer Lieben zählten, fehlte ihnen ein theures Haupt, ein rosenrothes dreijähriges Mädchen. Sie suchten es so gut sie konnten, glaubten es endlich in den Fluthen vergraben und jammerten laut um den Liebling. Den Jammer hörte endlich ein tüchtiger Mann, der von dem Wasser überfallen, auf einem Baume geborgen saß. Der Drang zu retten stieg ihm zu Herzen und er vom Baume, über wankende Trämel weg durch die schäumende Fluth und sprang durch ein Fenster in die Stube, in welcher Stühle schwammen und Tische. Er suchte da das Kind und fand es nicht. Er rief, aber kein Stimmchen antwortete ihm. Er suchte endlich im Nebenstübchen.

Da fand er das Kindlein erstarrt, bis an den Hals in Schlamm und Sand eingemauert, das Köpfchen in den Unrath gesenkt, zwischen zwei Betten, wohin es die Eltern so oft getragen hatten, wenn ihns die Schlafnoth angekommen war, und wo es jetzt Rettung gesucht haben mochte in seiner Wassernoth. Der unerschrockene Mann machte sachte das Kindlein los, trug es den gleichen Todesweg zurück, ohne daß der Fuß ihm bebte oder stärker das Herz ihm klopfte. Erst als er das Kindlein legte in der Mutter Schoos und dem Vater die stille Freude aus den Augen glühte („als der Vater ihm um den Hals fiel", pflegt man sonst in solchen Fällen zu schreiben, aber ein Eggiwyler nimmt wohl den andern bei dem Hals, aber daß ein Eggiwyler dem andern um den Hals gefallen sei aus Zärtlichkeit, weiß man sich seit Mannesdenken nicht zu erinnern), da klopfte dem mächtigen Manne doch stärker das Herz und trieb ihm die Röthe ins Gesicht. Ein inneres Etwas sagte ihm: der himmlische Vater hätte gesehen, was er gethan, und das werde ihm wohl kommen an jenem Tage, dessen Einbrechen sie heute erwartet, der jeden erreichen wird zu der Stunde, die der Vater festgesetzt hat.

Das Mädchen kam wieder zu sich, blühte noch in selber Nacht einem Röschen gleich und verlangte dringend zu Großmüetti in's Bett, — ach das arme Kindlein wußte nicht, wie naß und kalt dem Großmüetti gebettet worden war.

Der Zusammenfluß der Emme und des diesmal mächtigern Röthenbachs war fürchterlich, der ganze Thalgrund ward angefüllt mit wüthenden Wassern, bedeckt mit Holz und Häusern, zwischen denen eine Kuh oder ein Pferd seinen betäubten Kopf nach Rettung emporhob. Wie die tausend und tausend Stücke Holz, ganze Tannen mit ihren Wurzeln, ästige Bäume, hundert Fuß lange Bautannen, Trämel von drei Fuß im Durchmesser, die Schwellen- und Brückenhölzer, die Hausdächer, die Spälten alle den Weg fanden im engen Bette der Emme durch das dichte Schachengestrüpp, das meist an beiden

Seiten des Flusses sich hinzieht, könnte niemand begreifen, wenn man nicht bedächte, welche ungeheure Gewalt die Holzmasse riß durch Dick und Dünn, eine Gewalt, entstanden eben durch die unnennbare nachdringende Holzmenge und die furchtbare Wassermasse, geschwängert mit fetter Erde und darum doppelt so schwer und doppelt so gewaltig.

Keine Tentsche schützten das Land, hie und da brach auch kein Schachen mit seinem Unterholz den Zug des Stromes, darum wankte in der Holzmatt das dortige Krämerhaus im Wasserstrome, darum überschüttete er das schöne Dippoldswyl, riß dem reichen Zimmezeier ein Scheuerchen um und zahlte ihm dafür mit Sand und Steinen aus. Untenher wendet sich die Emme von der rechten Thalseite auf die linke in kurzer Beugung. Wenige Schritte unterhalb der Beugung ohne Schutz, fast in gerader Richtung mit der Emme oberm Lauf, stunden zwei Häuser, von denen eins wieder ein Schulhaus war. Hier nun stürzte die Hälfte der Emme, krumme Wege hassend, gerade fort, zertrümmerte das eine Haus, jagte durch das Schulhaus Trämel als ob es Kanonenkugeln seien, und ergoß sich über das fruchtbare Horbengut, mehr als zwölfhundert Korngarben mit sich schwemmend.

Der andere Theil der Emme fluthete unter der schönen Horbenbrücke durch, wo kein Joch den Wasserstrom hemmte, das Anhäufen des Holzes erleichterte. Und doch war es der halben Emme zu eng unter dem weiten Bogen, sie wühlte sich um die Brücke herum, würde in kurzer Zeit den Brückenkopf weggerissen, die Brücke in die Wellen gestürzt haben, wenn nicht jede irdische Gewalt ihr Ende fände und also auch der Emme Macht und Gewalt. Sie rührte bei der Eschau Säge das Holz untereinander und strömte durch Stall und Stuben, sie erbarmte sich des schönen Ramseigutes nicht, wurde erst recht wild, als der noch nicht abgebrochene mittlere Satz der unglücklich angefangenen Bubeneibrücke ihren Lauf hemmte, und überströmte dort fürchterlich.

Wie es den armen Leuten allen durch alle die Schächen nieder in all den schlechten ärmlichen Häuschen ward, als der gestrige Schreck in dreifachem Maaße wieder kam, als der Strom so plötzlich sie überfluthete, Leben und Habe gefährdend, und niemand wußte, wohin sich retten, welches Ende der Vater da oben der Noth gesetzt, das kann ich nicht beschreiben. Ginge Einer aber von Häuschen zu Häuschen, er würde vieles vernehmen und in jedem Häuschen Neues, Rührendes und Schönes, Heldenmuth von Mann und Weib, Gottesfurcht bei Jung und Alt; er würde hören von manchem Gewissen, das aufsprang im Donner der Fluthen, von manchem Glauben, dem die gewaltigen Wogen nicht nur des Hauses Thüre, sondern auch des Herzens Pforten sprengten zu offenem weitem Eingang. Aber das Alles so recht schön und treu zu erzählen wäre schwer.

Ich aber bin nicht gegangen von Häuschen zu Häuschen, sondern nur der Emme nach, sah wie furchtbar sie wider Schüpbach anrannte und wieder in der dortigen Beugung die Säge theilweise zerstörte, die Brücke zerriß, in immer wüthenderem Laufe den Emmenmattschachen überschwemmte, die dortige Straße durchbrach und die heute mattere schwesterliche Ilfis verächtlich bei Seite schiebend, der Zollbrücke zustürzte, um dort das gestern angefangene Werk zu vollenden.

Sie kam gerade noch zu rechter Zeit, um den dortigen Arbeitern die Mühe des Abbrechens zu ersparen, und einer Schaar Neutäufer tückisch den Uebergang zu wehren, boshaft ihnen Wasser um die Füße wirbelnd zu abermaliger Taufe, trübes freilich, aber wie es zu ihrer Lehre paßt, nach welcher der D..bach-S.... bald ihr heiligster Heiliger werden wird.

Mit gewaltigen Armen riß sie die Brücke weg, trug sie spielend fort, als ob sie dieselbe bei der berühmt gewordenen Wannenfluh aufführen wolle; doch zertrümmerte sie dieselbe obenher. Bei der Wannenfluh erbarmte sie sich Menschen

und Vieh, spühlte die damals zu schmale Straße, auf der Menschen den Hals, Pferde die Beine gebrochen hätten, theilweis fort, und nahm den Rest von circa zwanzig bis dreißigtausend Franken Lehrgeld, welches der gute Stand Bern ihr zahlte, damit sie seine mit zwei-, dreitausend Franken besoldeten oder betaggeldeten Ingenieurs schwellen und straßen lehre, in Empfang.

Der theure Koth, den sie da verschluckt hatte, würgte sie, sie spie ihn zu beiden Seiten wieder aus, rechts, wo der sich alles einbildende X keine Schutzmauer nöthig gefunden hatte, über das Ramseigut, links über den Schnetzischachen, wo ihn die liebe Republik noch einmal bezahlen mußte, und wahrscheinlich wieder theuer. Dem aber frug die wüthende Emme nichts nach, wahrscheinlich eben so wenig als die, für welche der Staat das Lehrgeld bezahlt.

Wo keine Felsen ihr im Wege stunden, ging sie in nie gesehener Fülle über beide Ufer weg, trug die größten Tannen über die höchsten Tentsche und jagte sie mit rasender Gewalt durch die Schächen. Eben diese Wasserfülle hauptsächlich bewahrte die untere Gegend vor unendlichem Unglück, vor einem Durchbruch der Emme, einem Ergießen des Hauptstromes durch eingerissene Schwellen und Dämme in's freie Land hinaus. Wäre der erfolgt, dann wären Dörfer zu Grunde gegangen und viel mehr Menschenleben, indem man in Ebenen dem Wasser nicht entfliehen kann wie in Thälern, wo die zwei Seitenwände wenige hundert Schritte auseinander liegen. So ergoß die Emme nicht an einem Orte, sondern fast allenthalben und zu beiden Seiten ihren Ueberfluß, so entlud sie sich auch einer Masse Holz, die, im Strome geblieben, noch manche Brücke zerrissen hätte. Auf die armen obrigkeitlichen Schwellen und Arbeiten hatte es die Emme mit besonderer Bosheit abgesehen, wahrscheinlich weil die für den Staat Schwellenden sie frecherweise ein klein Mühlenbächlein genannt hatten.

Am Fuße von Lützelflüh lag auch eine Schwelle, die trotz allem Warnen auf neue Mode, d. h. auf Land gebaut worden war; schon lange lag sie im traurigsten Zustande; aber man sagte es nicht gerne, und zu klagen hielt der Respekt die untern Besitzern ab. Aber der verhöhnte Eggiwylfuhrmann kannte keinen Respekt, er zerstörte die letzten Reste dieser traurigen Schwelle und nahm eine Ecke Land mit sich. Zum rechten Einreißen hatte er keine Zeit, sonst hätte diese theure aber traurige Schwelle auch noch ein theures Ende genommen.

Auf der Brücke zu Lützelflüh stund eine bange Menge. Hier und obenher hatte man ein Anschwellen der bereits verlaufenen Emme nicht geahnet. Wohl sah man seit drei Uhr einen schwarzen Wolkensaum an den obern Bergen, sah Regen dort und Blitze und hörte hie und da einen dumpfen Donner; kleine Tropfen waren gefallen, ein schöner Regen strich gegen Abend über's Land und gelassen rüsteten die Männer ihre Tubakpfeifen, um einem Schoppen nachzugehen. O wenn der Mensch wüßte in jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, dann wäre ihm selten mehr eine glückliche Stunde vergönnt!

Auf einmal erscholl der Emme Gebrüll in dem friedlichen, sonntäglichen Gelände. Man hörte sie, ehe sie kam, lief an die Ufer, auf die Brücke. Da kam sie, aber man sah sie nicht, sah anfangs kein Wasser, sah nur Holz, daß sie vor sich her zu schieben schien, mit dem sie ihre freche Stirne gewappnet hatte zu desto wilderem Anlauf. Mit Entsetzen sah man sie wiederkommen, so schwarz und hölzern und brüllend, und immer höher stieg das Entsetzen, als man Hausgeräthe aller Art daher jagen sah: Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern, und diese Trümmer kein Ende nahmen und der Strom immer wilder und wilder brauste, immer höher und höher schwoll. Wo ein fühlend Herz war, das brach in Jammer aus über das entsetzliche Unglück, dessen Zeugen der Thäter selbst an ihren Augen vorbeiführte.

Dem wilden Strome war auch diese Brücke im Wege. Er stürmte mit hunderten von Tannen an deren Jöcher, schmetterte Trämel um Trämel nach, stemmte mit großen Haufen Holz sich an, schleuderte in wüthendem Grimme ganze Tannen über diese Haufen weg an die Brücke empor wie ein Schwefelhölzchen, brachte endlich das Dach einer Brücke und verschlug damit die Bahn zwischen beiden Jöchern. Da krachte die Brücke und hochauf stürzten die Wasser mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Klupf ergriff die auf der Brücke Weilenden, kaum trugen die zitternden Gliedern sie auf sichern Grund: ein angstvoll Bangen klemmte die Herzen der Umstehenden zusammen, die Stimme stockte in des Menschen Brust. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar und nur ein einzelnes: Jetzt, Jetzt! wurde hörbar unter der lautlausen Menge. Die Brücke wankte, bog sich, schien klaffen zu wollen fast mitten von einander, da zerschlug der Strom in seiner Wuth sein eigen Werk, schmetterte einen ungeheuren Baum mitten an das schwellende Dach. Nun borst statt der Brücke das Dach und verschwand unter der Brücke in den sich bäumenden Wellen. Es war der Durchgang wieder geöffnet, es ward wieder frei die Stimme in des Menschen Brust, und jede frei gewordene Brust brachte ein „Gottlob" zum Opfer dar. Es wußten diese Menschen, daß man das Aergste erwarten muß, wenn blinde Wuth sich selbst den Weg verlegt. Aber wo das Aergste droht, da hilft oft Gott; er gebeut, und die machtlose Wuth, die sinnlose Leidenschaft zerstört durch eigenes Beginnen die eigenen Zwecke.

Tobend wüthete die Emme das Thal hinunter, viele hundert Fuß breit, fast von einem Emmenrain zum andern, Hasle und dem Rüegsauschachen zu. Dort hatten die Winkelwirthschaften sich längst geleert, männiglich ängstlich die dreifach gejochte Brücke verlassen, die mit ihren engen Zwischenräumen den Holzmassen den freien Durchgang wehrte. Hier, wie an allen obern Orten, dachte kein Mensch an Maßnahmen zu

Schirmung der Brücken, wie es doch in früheren Zeiten üblich war, und namentlich bei der Haslebrücke. Die gehemmte Emme bäumte Tanne auf Tanne, Trämel auf Trämel, bis weit oberhalb der Brücke thürmten sich die krachenden Holzhaufen. Zu beiden Seiten strömten nun die Wasser aus mit immer steigender Gewalt und suchten dem Strom eine ungehemmte Bahn. Noch einige Minuten und ihr Beginnen wäre auf der Hasle Seite gelungen. Es harrten in den Schrecken des Todes die Kalchofenbewohner der einbrechenden Wasserfluth, welche die ganze Oberburg Ebene verwüstet, ein neues Bett sich gegraben hätte. Es flohen die Rüegsauer durch das steigende Wasser, und überall war ein Beten, daß die Brücke doch von einander gehen möchte. Und die Betenden erhielten den Beweis, daß Gott oft Gnade für Recht ergehen läßt. Die Brücke brach in zwei Theile, diese kreuzten sich majestätisch mitten auf der Emme, schwammen aufrecht einige hundert Schritte weiter hinunter, pflanzten dort nicht weit von beiden Ufern sich auf, stellten das Bild zweier zerstörten Sägemühlen dar, und unglaubliche Holzmassen fingen sich an denselben. Mitten auf dem Grunde, gegenüber Hasle, oder etwas unterhalb, lagerten sich ebenfalls furchtbare Holzstöße ab, schwellten die Emme wieder, die weiter oben einen Einbruch versuchte, aber zu rechter Zeit von tapfern Männern daran verhindert wurde.

Nachdem oberhalb Burgdorf holzsüchtige Jungen den Muth gehabt hatten, von der wilden Jungfrau eigenmächtig den Holzzehnten zu erheben, schnob diese um so empörter die Bürger Burgdorfs an. Diese vergaßen diesmal das Tändeln mit der Jungfrau, ja vergaßen fast einen Witz zu reißen und schirmten mannlich und glücklich Brücken und Häuser. Nur hielten sie es nicht der Mühe werth, für die lockere Schinderbrücke, die seit Menschengedenken eine lockere war, und wahrscheinlich in Ewigkeit eine lockere bleiben wird, damit man in

der soliden Zeit nie vergesse, was locker für ein Wort gewesen, ihr Leben zu wagen.

Verächtlich eilte sie über die niedere Kirchbergerbrücke weg, die mit dem Bauche fast auf dem Grunde ruht; was nicht unter ihr durch mochte, sprang lustig über sie hin. Sie wußte, es wäre in Utzenstorf viel zu löschen und abzukühlen gewesen, auch kannte sie ihren alten Weg, auf dem sie in den Sechsziger Jahren mitten durch's Dorf gegangen und beim Spritzenhaus einen Mann ertränkt hatte, noch gar wohl; allein eigener Wogendrang trieb sie gerade aus, und nur ein klein Brücklein nahm sie weg. Den Bätterkindern goß sie eine gute Portion Wasser über ihr Büchsenpulver. Den Wylern vertrieb sie für einige Zeit die Lust zum Wässern, aber nicht zum Prozediren; den Herren von Roll zu Gerlafingen schonte sie, die waren ihr zu gute Kunden, um ihr Schwellen und Dämme verderben, dem Canton das Holz verwässern zu helfen. (Es nimmt Einen doch wunder, was die Solothurner für ein Gewissen haben. In ihrem Canton erlauben sie keinem Berner an ihren Fyrtigen zu arbeiten, die den Berner doch nichts angehen; ungenirt ziehen sie aber an unserem und ihrem Sonntag mit ihren wüsten Banden Emme auf und ab durch unsern Canton und ärgern alle Leute. Kömmt euch denn euer Glaube nicht nach in unsern Canton, oder glaubt ihr, es gebe keinen Sonntag in unserm Canton? Das könnte aber, nach der herrschenden Erbitterung zu schließen, ein baldiges trauriges Ende nehmen. Leute, laßt doch die Emme am Sonntag ruhig, stört sie nicht muthwillig, sonst zeigt sie euch wieder was sie am Sonntag kann, und läßt auch euch am Sonntag nicht ruhig!)

In Biberist hatte sie Lust, die Abweissteine am dortigen Stutz, die seit Jahren da liegen, ohne daß sie jemand aufgerichtet hätte, zurecht zu setzen. Wahrscheinlich fiel ihr ein, das Solothurner Blatt werde vielleicht einmal seine Nase nicht nur in andere Cantone stecken, sondern auch in den eige-

nen Canton, und dort dahin, wo es Noth wäre, an den Biberiststutz z. B., darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zulg und Rothachen einen Theil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit in's Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Ich bendicht Dälenbach brugvogd zu der Zyt in Schüpach han im namen der zweien Virteln dise brüg lasen bon 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Aeste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum, man glaubte Krakken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen; die Einen ihren Häusern zu, Andere zur Labung und weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach, Wenige blieben zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maaße, als seine Wuth schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Uebelthaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hin-

auf, den Fluß hinab; man wußte nicht woher sie kam, wußte nicht wer sie brachte; augenblicklich war sie in aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Röthenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bubeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte Viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelflüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte: auf dem Klapperplatz hätte die Emme eine Bäurin sammt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß noch eingespannt und lebendig vorauf, die Bäurin bolzgrad, munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem rothen Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja man erzählte: auf einem aufrechtstehenden Kirschbaum sei Einer daher geschwommen gekommen, in seiner Angst hätte er immerfort gekirset, so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man an Ort und Stelle, wo es geschehen sein sollte, niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das Meiste geglaubt; nur das letzte Müsterlein wollte Vielen doch gar zu ung'hürig vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, noch während denselben oder

doch unmittelbar darauf, Dinge erzählt werden, ob denen Einem die Haare zu Berge stehen, die lauter Lug sind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher sie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtstunde hatte der Blitz eingeschlagen, um fünf Uhr Morgens erzählte man sich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind sei verbrannt, man wisse nicht wo und wie; ein Weib sei erschlagen worden von einer zu einem Fenster herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden scheußlich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten, der habe unb'sinnet sein Sackmesser genommen und es dem Weibe in die Brust gestoßen; der Pfarrer sei ganz feurig seinem Hause entronnen, und in einem Wirthshause sei eine große Kammer ganz voll Handwerksbursche gewesen, die seien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von allem diesem war keine einzige Sylbe wahr.

So wie dieses geschieht, wird auch selten ein bedeutend Unglück sich ereignen, dessen Ankündigung man nicht durch besondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Wassernoth die Leute bei ihren Schoppen zusammensaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren, und die Nacht mit ihrem geheimnißvollen Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, sagte Einer: Man hätte es eigentlich wissen können, daß es etwas Furchtbares geben werde. Ein Holzhändler hätte ihm erzählt: er sei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Röthenbach gewesen, und hätte dort Kröten oder Frösche auf Tanntschuplene angetroffen; und wenn diese Thiere in die Höhe sich flüchteten, so sei dies ein untrüglich Zeichen, daß sie nicht mehr sicher auf der Erde seien, das fühlten sie lange voraus. Das komme ihm curios vor, sagte ein Anderer, doch hätte auch er es bestimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen würde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle

schlagen hören, auch in Rüederswyl habe man es deutlich vernommen, und das sei das gewisseste Zeichen von einer nahen außerordentlichen Wassergröße. Davon hatten die Meisten auch gehört, äußerten ihren Glauben an diese Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde: was eigentlich denn dieses Pfähleschlagen sei, und woher es rühren möge? Einer, dem man es ansah, daß sein Geldseckeli bei weitem nicht so groß sei wie sein Durst, sagte: wenn man ihm einen Schoppen zahle, so wolle er verzählen, was das sei. Er hätte es oft von seiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute, und es allemal voraussagen können, wann die Emme groß kommen würde. Des Handels wurde man bald einig, und folgendes vernahm man: Vor vielen tausend (hundert, wollte er wahrscheinlich sagen) Jahren ist das Schloß Brandis nicht da gestanden, wo das, welches im Uebergang 1798 verbrannt ist, sondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, wo man weit hinaus sah in's Land und in viele Gräben hinein. Zur selben Zeit wohnte in dem Schlosse ein gar grausamer Zwingherr, der seine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten seine Lehensleute oder Leibeigenen für ihn bauen, jagen, pflügen, fischen, holzen u. s. w. Er war grausam reich und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er saß ganze Tage auf hohem Thurme und schaute über all sein Land weg, wie seine Bäuerlein arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht emsig genug glaubte, so geißelte er es Abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder sprengte flugs auf seinem fuchsrothen Hengst an ihn's hin und schlug es, daß die Steine hätten schreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu essen; sie mußten dann noch zu Hause den Weibern und Kindern wegessen, was diese mit Noth und Mühe für sich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für sich zu arbeiten, und doch sind sie ihm das, laut ihren alten Pergamentbriefen nicht schuldig gewesen.

Aber wenn Einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr in's Thurmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln. Man soll diese Gefangenen oft bis in's Thal hinab haben schreien und lamentiren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige denn schwellen an der Emme; und doch sei die Schwelle ganz weg gewesen und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie Viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnothwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft komme über die Berge vom warmen Italien her, und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. Marei, habe er seiner Frau gesagt, morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen; wenn nicht geschwellt wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will auf's Schloß und es dem Herrn sagen, so viel Verstand wird er doch haben, daß er das begreift, ist die Mühle doch soviel sein als mein. Uli, habe seine Frau gesagt, dahin gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring ein. Mühlene giebt es noch viele, aber Kopf beкömmst du keinen andern mehr.

So disputirten sie die halbe Nacht mit einander, aber der Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeitlich machte er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lützelflüh zwei Vaterunser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Wirthe. Der Müller war ein

mächtiger Mann mit Achseln wie Tennsthore, aber doch wurden ihm die Beine schwer, als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten die Hunde, Pferde wieherten; die Knechte waren gerüstet mit Spieß und Schwerdt, und ein Bäuerlein stund unter ihnen. Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte in der Nacht beim Mondenschein, draußen auf der Egg, wo jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerlein zusammen zu treiben, als in der Eile möglich wäre; denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und an Bauernfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd mit Schwerdt und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit rothen Augenbraunen fingerslang. Mit seinen grauen Augen blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller in's Gesicht und bat drungelich: daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte zu Hause lassen mit noch Einigen, um zu schwellen, der Fluhluft gehe, und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller auf's Maul und befahl ihm, statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demüthiglich, aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Thor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wuthblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht war umgangen, die Jäger verstellten sich, die Bäuerlein fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern beide aus dem finstern Schlund und beide schnurstraks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer, und wehrte sich handlich mit Schwerdt und Spieß. Aber zwei wüthende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennoth sei; er sprang dem Ritter zu Hülfe, und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nöthig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht kamen, sahen sie wüthend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen niederfluthen. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald in's Thal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluthen sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrothem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben

und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlassen. Der aber hob seine geballten Fäuste zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitaxt auf seinen Retter nieder, und rücklings mit gespaltenem Schädel stürzte dieser die Halde hinab in die wilde Fluth.

Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter: daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf und ab schwellen müsse in dunkler Nacht bei drohender Wassergröße, und stürzte sich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gespaltenem Schädel das Wasser niederziehen, und neben ihnen hoch aufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin.

Aber trotzig, würdig seines trotzigen Geschlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig geberdete er sich je einen Tag wie den andern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren, er fiel alle Tage sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war, und der Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß fassen mit seiner knöchernen Hand die schwere Streitaxt, muß in seinem eisernen Gewande die Emme auf und ab, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitaxt, muß neue einschlagen, wo die Noth es will, der Mensch sie nicht gewahrt; muß durch sein Hämmern, das schauerlich wiederhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum; und muß dann stehen da, wo er den

Müller erschlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann erst darf er wieder in seines Grabes Moder.

Die Familie schmerzte dieser Bann; um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen, denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen sei, hatte sie so trotzig gemacht. Der aber sprach nach langem Forschen: Dieser Fluch löst sich nicht, bis die Emme zahm wird, bis sie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller sich ob fremdem Mehl vergißt.

Da erschrak die Familie, verkaufte Haus und Hof und verließ das Land; sie wollte den grauenvollen Ahnherrn nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und schwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch sich lösen?

So sprach der Bursche, der unterdessen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu lesen ist. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig war's ihnen um's Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Wenn nur der Bursche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten sie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte, die Thüre ging auf, und den alten Ritter glaubten sie zu sehen, die rothen Augenbrauen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar schaurig zu Muth, und weit weg von der Thüre floh jeder. Doch es war nur ein Postillon, der zu der zurückgebliebenen Post sehen wollte.

Da eilten sie nach Hause, aber Manchem fröstelte es den Rücken auf, bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Der Schlaf fehlte keinem, wohl aber Allen schwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannen-

baum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handschuh im Gesicht, oder gar dessen Streitaxt auf seinem Schädel. Alle konnten schlafen in weichem Bette, keine Schuttstatt war ihr Bett, keinem war ein theures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten wachte, dessen selbsteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, sie verbarg es hinter dichtem Wolkenschleier; sie wollte das Elend nicht sehen, welches der gestrige Tag gebracht, nicht sehen den Jammer aller Art, der zu Tage trat in dem dreizehn bis vierzehn Stunden langen Thale, welches die Wasserfluth durchtobt hatte. Dieses Thal, durch welches die Emme fließt, bis sie in die Aare sich mündet, also das eigentliche Emmenthal, ist eines der schönsten und lieblichsten im Schoose der Schweiz, und gar manches Kleinod des Landes erhebt sich auf den mäßigen Emmenhügeln und luegt freundlich über's Land, oder steht keck auf der Emme abgewonnenem Schachen oder Moosgrunde und erntet in reicher Fülle da, wo ehedem die Emme Steine gesäet und Steine gewässert. Wer kennt nicht die üppige Wasservogtei im Solothurnergebiet mit ihren schönen Matten, dem fruchtbaren Ackerland, den herrlichen Bächen, den schönen Kirchthürmen, stattlich und stolz über den finstern Strohdächern, der Dörfer kothigem Wesen, dem lustigen aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer alles sieht, was noch aufzuräumen wäre? An der Emme liegt Landshut, erniedrigt vom hohen Altisberg, wo es ehedem stund, auf niedern Felsen in's ebene Land, dem Ritterthum eine fünfhundertjährige Vorbedeutung. Auf dem jenseitigen Ufer erheben zwei Thürme sich aus der Bätterkinder reichem Dorfe. Der eine weiset nach dem Wirthshause mitten im Dorfe, wo bei beschränkter Aussicht es laut hergeht unter den vielen Leuten; der andere nach dem einsamen Kirchlein auf dem einsamen Hügel, wo endlich des Dorfes Bewohner lautlos schlafen um das Kirch-

lein herum, um sie eine der schönsten Ebenen der Schweiz. Begränzt von niedern Bergen, hinter ihnen die hehren weißen Häupter, über Allem weit und tief der unergründliche Himmel.

An die Emme stößt der Utzenstörfer großes Gebiet und ihr in weitem Gefilde liegendes, unendliches Dorf, in welchem der Fremdling alles findet, was er sucht (doch selten den rechten Weg), nicht nur Heu und Stroh, Eier und Tauben, sondern auch Gutes und Böses, den Sinn, das Herz zu schmücken und die Sucht nach eiteln Narrenwerk.

Auch Fraubrunnen läßt sein Moos bis an die Emme gehen, und die Emme hörte deutlich der Gügler Fluchtgeschrei, aber auch das unglückliche Treffen Anno 1798, wo die in Schußweite unbedeckt vor einem Walde hirnlos aufgestellten Schweizer sich tapfer wehrten gegen die übermächtigen Franzosen, doch umsonst. Dort rannte ein hochgewachsenes Mädchen heldenmüthig drei Franzosen an und fand, Pardon verschmähend, den Tod. Dort lief aber auch ein arm Mannli über Hals und Kopf davon, und, auf dem Moose über einen Maulwurfhügel stolpernd, rief es fallend aus: Ach, meine armen Kinder! Es glaubte in seiner Herzensangst von einer Kugel zum Tode getroffen niedergeworfen zu sein.

Ueber die Emme hin auf Fraubrunnen nieder sieht das wohlbekannte Kirchberg, dessen Kirchthurm schön und schlank weit umher gesehen wird in der reichen Gemeinde, ein Finger Gottes, aufgehoben den reichen Magnaten zur Erinnerung: von wem der Segen komme in Feld und Haus.

Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiß jedes Kind im Lande. Der Demant des Thales, erhebt es sich auf seinen Hügeln, das alte von Bern hartbedrängte, bezwungene, das neue Bern hartbedrängende, ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloß und Kirche einander gegenüber, verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt, das Schloß mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürger-

thum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloß, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder thun vereint; aber flieht die Frömmigkeit, besteht die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig grauenvoll Ungethüm. Ein Unfrommer ist ein Knecht, darum haßt er die Freiheit Anderer; in die Fesseln, in denen er liegt, will er die Andern schlingen. Möglich, daß er seine Sklaverei Freiheit heißt, daß er zu seinem Stroh Heu sagt, Schlitten seinem Schleiftrog. — Und was sollte die Burgdorfer hindern, fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden, und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugniß reden, daß der Mensch nicht bloß aus Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist? Was hilft frei werden dem Hund, dem das Fressen des Lebens Höchstes ist, und das Fressen aus des Herrn Hand das Kommodste? Was hilft frei werden ihm, der als Hund geboren ist, als Hund leben soll, als Hund sterben wird? Freiheit ist der Hunde Elend, ein Herr ihnen Nothwendigkeit.

Wenn doch die Menschen alle die Augen aufthäten und in den Garten Gottes schauten, statt nur in Bücher, besonders in weltsche, es würde mancher mehr sehen, als er sieht.

Während in einem schönen, ziemlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner alterthümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Rüegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Thurm, Rüegsau sein Thürmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauern-

häusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.

Nachdem der Rahnflüher goldenes Gelände die Emme in halbem Bogen umspannt, streckt der Klapperplatz an derselben lang sich hin, repräsentirt durch das Zollhaus, und jenseits liegt lustig auf sicherem Boden und sicher vor der Abendsonne Brand das alte Lauperswyl, mit prächtigen Kirchenfenstern weit hin funkelnd.

Durch den fruchtbaren Langnauerboden, wo g'wirbige Leute wohnen, hervor, stürzt sich bei Emmenmatt die wilde Ilfis in die Emme, die dann, bei Schüpbach noch freundliche Blicke in die schönen Signauermatten sendend, in's enge Eggiwylerthal hinauf sich beugt. Zwischen tannichten Hügeln oder Bergen strömend, bewässert sie manchen schönen Hof an der Berge Fuß; und wie gut vieles Land am Fuße der Berge ist, ahnet man nicht im unteren Lande, wissen es doch manchmal selbst die Besitzer nicht.

Heimelig steht im Winkel, wo der Röthenbach in die Emme sich mündet, Eggiwyl mit seinem kleinen Kirchlein am Thalrande. Ein schmal, aber liebliches Thälchen hat der Röthenbach sich ausgegraben, und von allen Bergen mußte jeder Regenguß die beste Erde schwemmen in dasselbe, während fetter Mergel an vielen Stellen in der Tiefe liegt. Schöne Heimwesen, Sägen, Mühlen liegen in dem schönen Grunde, doch nach Röthenbach zu auch ärmliche Häuschen, deren Bewohner aber dort an der Sonne behaglicher leben, als viele Palastbewohner Schattseite. Das Thälchen schien so friedlich, daß

weder Menschen noch Natur hier den Frieden stören, daß man Unfriede und Aufruhr hier nur träumen zu können schien.

Dieses schöne Thal, das zu unterst in ein Becken sich mündet, worin vor grauen Jahren die Aare und die Emme ihre Gewässer, nach raschem Lauf vom Gebirge her, an der Sonne rasten ließen, das nach oben immer enger wird, in ungezählte Seitenthäler hineinsieht und in Klüften und Felsenspalten hoch an den Bergen ausläuft, war's, welches so traurigen Anblick darbot. Oben im Thale bebte der Mensch vor den Thaten der Wasser, der verwüstenden Gewalt der Natur; aber das Thal hinab trat aus der Menschheit heraus noch erschütternderes Elend zu Tage. Doch unmöglich ist's, das graue, grasse Bild jenes Montag Morgen auf irgend eine Weise lebendig andern Menschen vor die Augen zu zaubern, unmöglich, das lang gewundene Thal und die darin wimmelnden Menschen darzustellen in wahren Treuen. Der Anblick eines Schlachtfeldes, einer zerschossenen Stadt oder Festung, ist furchtbar und mannichfach, aber es sind alles Zerstörungen von Menschenhänden. In allem diesem liegt nur etwas Kleinliches, Unzusammenhängendes, Zufälliges; aber wo ein Element tobte, von Oben angeregt, da ist in der Zerstörung eine großartige Einförmigkeit, ein Ungeheures, welches auszudrücken alle Buchstaben zu klein sind. Wer einen Schauplatz gesehen, wo die Elemente ungezähmt wütheten, wird ihn nie vergessen, aber auch nie darstellen können.

Es möchte jemand wähnen, gegen der großen Donau ungeheuren Ausbruch verschwinde der kleinen Emme kurzer Zornanfall. Er täuscht sich. Der Donau Anschwellen war Folge eines fatalen Stockens des Eises; der Emme Größe erzeugte ein schreckliches Gewitter, das mit Wasser und Feuer die Thäler erfüllte, die Festen der Erde erschütterte. Der Donau Fluthen waren unendlich größer, aber wilder war der Emme Strom. Menschen verschlang die Donau mehr als die Emme, aber fester als die Pesther ihre Häuser hat Gott seine Berge ge-

baut, die Zuflucht der Thalbewohner. Viel mehr Häuser begruben in Ungarn die Wellen, unendlich mehr Eigenthum ging verloren als bei uns; aber Ungarn ist ein weites Land und doch nur ein Theil des noch weitern Oestreichs, da geht in der Masse der Einzelne verloren, und ein groszes Unglück wird klein in so weitem Lande. In einem kleinen Lande aber hat jede zerstörte Hütte Bedeutung, und die Gesammtheit sieht nicht nur den Schaden jedes Einzelnen, sondern fühlt auch dessen Schaden. O es ist gar heimelig in kleinem Lande, wo das Weh des einen Theiles das ganze Ländchen durchzittert! Im weiten Oestreich legen einige Landes-, einige Handelsfürsten Hunderttausende in Conventionsmünze zusammen; im kleinen Ländchen steuert der Bruder dem Bruder sein Scherflein, wie er es eben hat, in verdächtigem Luzernergeld oder in schlechten Neuenburger Batzen, und die schlechten Batzen heilen den Schaden besser, als die Hunderttausende in Conventionsmünze. Und wenn ein armes Bäuerlein mehr geben würde, als der Schultheisz oder der Landammann, was ja leicht möglich sein könnte, so wäre kein Metternich da, der das Bäuerlein des Hochmuths bezüchtigen, sondern vielleicht ein ehrlicher Schweizer, der dem Landammann oder Schultheisz Kargheit vorwerfen würde, denn man giebt hier eben nicht deswegen viel, um der Gröszte zu sein, sondern um dem Bruder am beszten zu helfen.

Die alten treuen Hüter des Thales, die schützenden Berge, sahen traurig und düster in die Verwüstung nieder. Sie waren fest gestanden, die alten Berge, in der Wuth der Wasser, aber furchtbar waren ihre Seiten zerrissen, sichtbar Stunden weit waren ihre tiefen Wunden. Sie werden vernarben diese Wunden, aber die Narben werden den Nachkommen noch lange reden von der Noth am dreizehnten August 1837, wenn im Thale auch jede Spur derselben längst verschwunden ist. Freilich viel grausiger als die Berge sah am ersten Tage das Thal aus. Was in demselben abgelagert, was weggenommen worden, hatte es in eine lange Schutt- und Sandbank umgeschaffen,

auf welcher Bäume zu tausenden herum und über einander lagen. Bald hatte der Strom das Thal mit Geröll und Steinen übergossen, bald Schlamm und Sand aufgehäuft bis hoch an die Bäume, an die Häuser hinauf, bald aber Land und Straßen verschlungen, einen tiefen breiten Abgrund gerissen in den schönen Boden.

Auf diesem Felde der Verwüstung schwankten zerstreut menschliche Wohnungen, untergraben hier oder dort, bald eine Seite, bald den Hinter- oder Vordertheil hinaushängend in den Bergstrom, umlagert von Holz, Schlamm oder Steinen. Eingeschlagen waren die Fenster und aus ihren leeren Fensterlöchern sahen sie Einen an wie erblindete Menschen aus leeren Augenhöhlen; und aus solchen Fensterlöchern ragten ungeheure Tannen heraus, wie vor Zeiten nach wilder Schlacht Speere aus Menschenaugen. Die reinliche Nettigkeit der Stuben war verschwunden, grauer Schlamm füllte sie an, klebte rings an den Wänden; aufgespühlt war der Boden, hie und da guckte ein Hausgeräthe, ein Bettstück aus der übelriechenden Masse, und verschüchterte Hühner stunden neugierig auf der Schwelle, drehten den Kopf bald links, bald rechts, und konnten gar nicht fassen, wo die Tischdrucke hingekommen und die Menschen, die sonst rings sie umsaßen. Hie und da sah man ein Haus, das Front gemacht hatte gegen den Strom, fast unversehrt stehen und glänzen mit wohlerhaltenen Fenstern. Eine Baumgruppe vor dem Hause hatte es gerettet, den Strom gebrochen, den Sturm der Tanne gewehrt. Die treuen Bäume sahen traurig und zerschlagen aus, denn gar mannlich hatten sie fest gehalten und gestritten, für die treue Hand, welche sie besorgt und gepflegt hatte in gesunden und kranken Tagen. Wie ein Held im Sturme des wildesten Kampfes mächtig und ungebeugt, wenn ringsum die Schwächern fallen, hielt oberhalb der Luchsmatt ein gewaltiger und schlanker Saarbaum einsam den tosenden Wogenschwall, ganzer Wälder Andrang, festen Fußes aus, und zeigte am folgenden Tage, wie hoch im Thale Tags zuvor

die Wellen schlugen, und wird es noch den Enkeln erzählen, wenn er von seinen Wunden heil wird.

Keine Mühle klapperte mehr im Thale, keiner Säge Pochen hallte an den Bergen wieder, auf keinem Baume zwitscherte ein lustig Vögelein, die Stille des Grabes lag schauerlich über dem verödeten Gelände. Nur hie und da, bei dämmerndem Morgen, spazierte eine Krähe über die Trümmer, wühlte eine Elster im Kothe; aber die Krähe krähte nicht, selbst die Elster schwieg, wie vom Graus ergriffen.

Da erschienen nach und nach Gestalten der flüchtig Gewordenen zwischen den Trümmern. Lange, lange war den Armen die kurze Sommernacht geworden. Das Erlebte, das Verlorne, die Zukunft wälzten sich schwer über ihre Gemüther, unterbrachen alle Augenblicke den Schlummer, oder ängstigten ihn mit furchtbaren Traumgebilden. Aber Mancher konnte, wollte nicht schlafen, wenn schon die freundlichen Bewohner der Berge ihr weichstes Bett ihm anboten. In der Angst der plötzlichen Flucht, wo keine Abrede möglich war, jedes von dem Orte aus, wo es in selbem Augenblicke stund, fliehen mußte, waren die Familien auseinander gekommen. Der gleichen Bergseite waren die Bewohner eines Hauses zugelaufen, aber nicht am gleichen Punkte sie erreichend, waren sie bald durch weite Gräben getrennt und wußten nichts mehr von einander. Der Mann wußte nicht, war seine Frau im nassen Grabe oder ihm zur Rechten oder zur Linken, die Mutter vermißte ihre Tochter, der kühnere Sohn war vielleicht auf einem Baume geblieben, und hatte erst, nachdem er den ganzen Graus gesehen, eine Zufluchtsstätte gesucht. Es waren am Sonntage Viele ihrem Strich oder ihren Geschäften nachgegangen. Diese wußten nicht, wie es ihren Leuten gegangen, ihre Leute bangten, die Wasser möchten auf dem Wege die Wanderer übereilt haben; sie fanden sich an diesem Abend nicht wieder zusammen. Da nun war Jammer und Wehklage, und ferne blieb der tröstende Schlaf. Man kann sich denken, wie mit

dem ersten Morgenschein die Unglücklichen sich aufmachten und nicht warteten, bis das z'Morgenesse z'weg war, so dringlich ihre freundlichen Wirthsleute sie baten, nur einen Augenblick noch darauf zu warten, weil sie drunten doch nichts erhalten würden.

Wie sie geflohen waren am Abend, jedes nach seiner Kraft, so eilten sie jetzt am Morgen dem Thale wieder zu, jedes so schnell es mochte; und wo jedem zuerst der Anblick in die Tiefe ward, da wurzelte ein sein Fuß, die Hände rang er über dem Kopf zusammen, und ein namenloses Weh erfaßte ihn; dann riß er sich los, stürzte in's Thal, zu sehen, was ihm genommen worden, was geblieben sei.

Wie die Alten ihre zitternden Glieder anstrengten, wie der Stock zitterte in ihren schwachen Händen, den Rüstigen nachzukommen, wie dann der Husten sie überfiel, Herzklopfen sie stille stellte, wie ihre Seele vorwärts strebte, aus den Augen hervorzubrechen schien, den Voraneilenden nach, und wie der träge schlaffe Leib die Seele bannte, das war ein herzbrechend Luegen.

Aber noch hinter diesen Alten, die vorwärts strebten und nicht vorwärts kamen, nicht einmal Athem fanden zu gegenseitigem Jammer, wankte eine jugendliche Gestalt, ohne Stock aber mit gebrochener Kraft, auch sie hatte keinen Athem zum Gehen, keinen zu Wörten, nur zum Weinen, und um auch den zu finden, mußte sie alle Augenblicke niedersitzen an des Weges Rand. Wie naß der Boden sei, merkte sie nicht. Es war ein Bäbi, das einen Hans gar zu lieb hatte, dem nun die Angst das Herz zusammendrückte: ob Hans nicht treulos es verlassen würde, da es nichts mehr besitze als die Fetzlein an seinem Leibe.

Als Bäbeli so saß in nassem Jammer und im nassen Grase, da fragte es eine Stimme: He, bist du's Bäbi, was hockisch da und thust so nöthli? Es war Hans. Aber Bäbi konnte ihm nicht antworten, es schluchzte, daß es ihn's über

und über erschütterte. Thu doch nicht so wüst, tröstete Hans, d's Pläre trägt dir nichts ab, komm du gleich zu uns, wir häben dir z'werche und z'esse, und verkünden könnten wir dann ja lassen, so bald es uns anständig ist. Da wohlete es Bäbi auf einmal, seine Augen glänzten, die Beine wurden ihm wieder leicht, der Athem kam wieder zum Reden, es gab Hans die Hand und sagte: Ih hah glaubt, du sygisch o so ne wüste Hung wie mänge Angere u layisch mih hocke, wil ih nüt meh hah, u das het m'r fast welle d's Herz abdrücke. Du bisch geng e Göhl, sagte Hans, wed selligs vo m'r glaubt hesch, warum hesch mih de yche glah? Zürn doch recht nüt, sagte Bäbi, aber es macht's jetzt afe gar Mänge e so, es isch gar e bösi Welt, es isch afe nüt meh d'r by z'sy. Glücklich und leicht, Hand in Hand, zogen beide den Andern nach und man sah es Bäbi gar nicht an, daß es ihm übel ergangen.

Vereinzelt kamen die Unglücklichen herab zum Grabe ihrer Habe. Der Mann stund trostlos bei dem zerstörten Land, an dessen Verbesserung er Jahre lang gearbeitet hatte, bei dem untergrabenen, verschlammten Hause, das erst neu unterzogen oder zurecht gemacht worden war; das Weib sah zu Thüre und Fenster hinein nach ihrem Hausgeräthe, dem Bette, das erst mit neuen Federn gefüllt, mit neuen Fatzenen geziert worden war. Der Anblick wollte ihnen fast das Herz zerreißen. Da hörte der Mann oder das Weib hinter sich ein: „Gottlob, daß du da bist!“ — es war die Stimme des Vermißten. Und siehe, aus dem Herzen war schon der halbe Jammer gewichen, und ein Plätzchen war frei geworden für den Trost, daß es doch vielleicht nicht so gräßlich kommen werde, als man es sich gedacht, daß Gott wohl noch alles zum beßten leiten werde, da er ja bereits so Theures wiedergegeben, das man verloren geglaubt.

Andere stunden da, lautlos, zerschlagen, nur eines Gedankens voll. Gestern waren sie gesessen in diesem Hause, es war ganz gewesen, sie hatten Hausgeräth gehabt, Vorräthe,

fruchtbringendes Land, muntere Kinder, sie waren da gesessen, waren aber nicht zufrieden gewesen, hatten gemurrt und geklagt über mancherlei, hatten geglaubt, der liebe Gott hätte Allen gegeben, nur ihnen genommen, hatten das gering geschätzt, was sie empfangen, über das sich gehärmt, was sie nicht hatten, so hatten sie geredet gesunden Leibes, der zu essen und werchen sattsam hatte. Mitten in diesem Grollen hatten die Wasser sie aufgejagt und in die Flucht — und jetzt, wie fanden sie ihr Besitzthum wieder, als sie wieder kamen? Da gedachten sie der am gestrigen Tage geführten Reden. Ach in den Boden hinein hätten sie sinken mögen über derselben Vermessenheit; ach, wie gerne wären sie jetzt zufrieden gewesen mit ihrem geringen Zustande, wie gerne wollten sie jetzt Gott danken für seine Güte, wenn es noch wäre wie gestern! Aber er war dahin, dieser Zustand, den sie mit so undankbarem Herzen genossen hatten, und Gott hatte ihnen einen andern gegeben, um an demselben sie Dankbarkeit zu lehren, denn wer im Glücke sie nicht lernt, den unterrichtet Gott durch Unglück. Der verlorne Sohn war bei seinem Vater auch nicht zufrieden, erst als er mit den Schweinen ihre Träber theilte, wußte er, wie gut er es vorher bei seinem Vater gehabt. Tausenden von Menschen, denen der Geier der Unzufriedenheit, der Ungenügsamkeit am Herzen frißt, deren Mund beständig von Klagen überströmt, möchte ich dieses Beispiel vor Augen aufrichten und daran schreiben: Wer die Gegenwart unzufrieden verachtet, dem kommen selten Tage des Friedens, jeder kommende Tag macht den vergangenen gut, nimmt einen Theil des Glückes, das man nicht geschätzt, bringt eine neue Last, an die man nicht gedacht, und wo das Leben eitel Jammer war, da ist das Ende der größte. Und an die Rückseite möchte ich schreiben: Aus dem Herzen kömmt nicht nur alles Böse, sondern auch alles Elend, für welches der Mensch keinen Trost bei Gott sucht, oder keinen bei ihm findet.

Am traurigsten aber gestaltete das Unglück sich, wo Un-

friede unter der Familie war; hier gab man sich auch in der Noth nicht freundliche Blicke. Gerne hätte das Eine das Andere schuld gegeben an dem ganzen Ereigniß, nun ärgerte man sich wenigstens durch gegenseitige Vorwürfe, daß nicht mehr gerettet worden; und neben dem Gram nistete sich der Groll noch tiefer in die Herzen hinein.

Wo aber Friede war in den Gemüthern, Friede mit Gott und Friede untereinander, da fand sich auch der Muth wieder und das Vertrauen vielleicht noch am gleichen Tage, und der Sinn breitete sich in ihren Herzen aus, der zu dem Beten führt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt." Aber man kann sich nicht vorstellen, wie schwer ein armes Weib hat, zu diesem Sinn zu kommen, ein armes Weib, das mit sechs Kindern z'Hus war und jetzt mit blutendem Jammer das Stücklein Erdäpfel sucht, welches es im Frühjahr mit so saurem Schweiß bepflanzt hatte, das Stücklein, welches ihm alles in allem war, seine Kuh, seine Schweine, seine Metzg, sein Kornfeld, sein Kabisplätz, sein ganzer Wintertrost. In einem Stübchen wohnt es mit seinen Kindern, um den Hauszins dient oder taunet der Mann, und wenig bleibt von seinem Lohn für die sogenanhten Hauskosten; wenn er noch gehörig für die Kleider sorgen kann und für etwas Brod, so stellt er sich schon wacker.

Und so ein arm Weib, das Geld für die Haushaltung aus seiner Kunkel ziehen, die Kinder warten, speisen und lehren muß, das bei anbrechendem Tage hinaus muß, seinen Erdäpfelplätz zu säubern, die Erdäpfel zu setzen, zu putzen: welches das ganze Jahr hindurch zu jedem Hämpfeli Mist Sorge getragen hat, wie zu Zuckerbröcklene, die Zeit dazu kaum seinem Rade, seiner Haushaltung abstehlen konnte, den ganzen Sommer durch rechnete: ob es wohl genug Erdäpfel erhalten werde und ob auch gute, denn sie sind ja sein Alles in Allem, Voressen, Bratis und Dessert, — ach, so ein armes

Weib, was muß das fühlen, wenn all sein Schweiß, seine Noth umsonst war, wenn es seine sechs Kinder sieht und keine Erdäpfel!

Und so ein altes schitteres Mutterli, das nichts auf Erden mehr hat als ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher und zwanzig Zeilen Erdäpfel, dem die Gemeinde den Hauszins zahlt, wie muß dem sein, wenn es vor seinem nahen Tode sein Bett, sein Rad, seine Plätzchen verliert; sein Bett war sein Trost, sein Rad der einzige Freund, die Plätzlein sein Brodkorb, seine Freude, wenn es diese alle verliert, und nun gar nichts mehr hat auf Erden, wie muß wohl dem armen Mutterli sein um's Herz? Kann sich wohl eine junge Frau mit Rosen im Gesichte, Gold um den Hals, Seide am Leibe und ringsum die Hülle und Fülle, vorstellen, wie es ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide verschwunden, sie nichts mehr hätte, als um einen schittern Leib einen bösen Kittel, ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher und zwanzig kurze Zeilen Erdäpfel, und wie ihr dann wäre, wenn noch Bett, Rad, Plätzlein dahin gingen? Die junge Frau kann vielleicht dunkel ahnen, wie ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide schwänden, aber das zweite vermag sie nicht zu fühlen. Sie meint vielleicht, wenn sie nichts mehr hätte als ein Bett, ein Rad und sechs Kabislöcher, so wäre ihr dieser Verlust gleichgültig und würde mit dem Andern gehen. Sie irrt, die junge Frau, das kann sie nicht fassen, wie lieb man am Ende das gewinnt, was man einzig noch besitzt — wohl ihr, wenn sie es nie erfassen muß!

So stund Gruppe um Gruppe im wüsten Thale, rathlos, muthlos die ersten Stunden. So ungeheuer schien die Verwüstung, so maßlos der Schade, daß niemand zur Arbeit Muth faßte, weil niemand durch Arbeit dem Greuel zu Boden zu kommen hoffte, kein Ende, keinen Nutzen der Arbeit sah. Es waren furchtbare Stunden und die Sonne schien

nicht in's Thal, darum sah es noch grauenvoller in demselben aus, darum waren noch muthloser die Menschen, denn Unendliches vermag die Sonne über die Erde und über die Gemüther, und die, welche am meisten an der Sonne sind, kennen den letzten Theil ihrer Macht am wenigsten.

Von Eggiwyl das Thal nieder sah es ebenfalls traurig und verschlammt aus. Häuser waren beschädigt, Pflanzungen verdorben und mühsam errungenes Vermögen, die Frucht vieljähriger Arbeit, hart mitgenommen in der Holzmatt. Seltener sah man hier das Land mit Steinen überführt, sah Steine meist nur da, wo kein Holz, Unterholz und Stämmiges, auf und hinter den Schwellen stund, an welchem der Stoß der Emme sich brach. Wo sie ungehindert floß, in Zug kommen konnte, da riß sie Steine hinein; wo aber Holz die Strömung hemmte, schwebte sie nur und ließ bloß Sand fallen und Schlamm. Lebholz an der Emme und besonders auf den Wehren, wo dessen Wurzeln die stärksten Bänder werden, ist der beste Schutz; wo kein Holz ist, da taugen auch die sonst so nützlichen Tentsche wenig, denn in die Länge vermöchten sie den ungebrochenen Anprall nicht auszuhalten.

Da oben waren freilich keine Tentsche, wie unten im Lande, da oben lebte man vertraulicher mit der Emme, oder traute mehr auf Gott, ich weiß nicht welches von beiden. Aber die Emme mißbrauchte furchtbar das leichtsinnige Vertrauen, und Gott zeigte, daß man auf ihn nicht trauen dürfe, wo der Mensch sich selbsten helfen kann. Nun werden die Menschen wohl klug werden und Tentsche bauen; in frechem Muthwillen hat ihnen die Emme selbst das Material dazu freigebig geliefert.

Auch hier sah man Gruppen jammern und Verlornes suchen; sah sie die Stellen suchen, wo ihr Korn gestanden, und wo aus dem Schlamme hie und da eine Aehre trübselig mit versandeten Augen aufblickte, sah sie an Zäunen und an Bäumen weggeschwemmtes Korn suchen, sah sie dort zusam-

menlesen Flachs und Hanf, die auf der Spreite weggespühlt worden.

Flachs und Hanf, so mühselig gepflanzt, so sehnsüchtig erwartet, um ein Zinslein daraus zu berichtigen, um aus Kuder und Knöpfen Leintücher machen zu lassen am Platz der alten verlöcherten, wo bald der Mann der Frau, bald die Frau dem Mann des Morgens helfen mußte, die in die Löcher gerathenen Beine ohne Schaden für die Tücher in's Freie zu bringen; Korn, auf das man sich so gefreut hatte, um doch einmal selbst in die Mühle geben, einmal selbst backen, einmal aus eigenem Mehl einen Weißbrei machen zu können an einem Sonntage, nun war das meiste verschwunden oder verdorben.

Wohl las man zusammen, was man an Häägen und Bäumen fand, riß aus dem Schlamm, was man konnte, oder schnitt bloß die Aehren ab, wusch mühselig in Bächen und Brunnen Korn und Hafer, Hanf und Flachs, aber bei aller unendlichen Mühe trug es doch wenig ab. Was so ein arm Mannli fühlen mochte, während es am Bache sein verdorbenes Korn wusch? Der Ertrag eines Jahres verloren, verloren alle gehabte Mühe und Arbeit, neue Arbeit, neue Mühen vor Augen, nur um später mit Mühe wieder säen zu können; ob auch ernten? das eben frug es mit bitterem Gemüthe. Das arme Mannli hatte Jahre lang bös gehabt, hatte am letzten Neujahr keinen Wein gehabt über Tisch, seit langem, langem keinen Schoppen getrunken, um einige Neuthaler zu erübrigen, weil es sein Stallwerk neu mußte machen lassen, wenn es nicht einfallen, sein Kühlein nicht erfrieren sollte. Oder es wollte einige Kronen abzahlen, die es in der theuren Zeit hatte aufnehmen müssen und seither noch nicht erschwingen konnte. Oder es sollte Bodenzinse und Zehnten abkaufen helfen, und entlehnte nicht gerne Geld dazu auf wucherischen Zins. Dafür hatte es geraggeret und gedarbt, und jetzt alles dahin, und es zurückgeschlagen für viele Jahre, vielleicht

für sein ganzes Leben! Wie mühselig geht es einem solchen Mannli nicht, bis es zum nöthigen Kreuzer kömmt, geschweige denn zu einem übrigen, wie beengt ist ihm sein Weg dazu? Es muß ihn herausschlagen aus magerm Lande, dessen Verbesserung ihm über Verstand und Kräfte geht, auf zufälligen Nebenverdienst kann es nicht rechnen, ist abhängig von jeglichem Wetter, ist ausgesetzt einer Menge Unglück und Mißgeschick, — sein Kuhli ist sterblich, seine Ziege vergänglich.

Wer will es dem armen Mannli verargen, wenn ihm weh ward am Bache, das Weinen ihm im Herzen kochte, der Muth ausgehen wollte, die Kraft mit dem Zweifel zu ringen begann, ob denn auch ein Gott für ihn's im Himmel wohne? Ein Herr hat schwer es zu fassen, was solche Striche durch die Rechnung für ein arm Mannli sind. Wenn einem Herrn ein Zins nicht eingeht zur Stunde, so wird er unwirsch und redet von bösen Zeiten und Abzwacken in der Haushaltung; und wenn ein Apotheker- oder Doktor-Conto über sein Budget hinaus geht, so giebt er eine Mahlzeit, eine Soiree weniger, kauft sich keine neue Kalesche. Wird ein Kaufmann mit einer Spekulation hart geschlagen, wie viele neue Hoffnungen zu neuen Spekulationen breiten sich nicht vor ihm aus? Er versagt sich deswegen keine Ausfahrt, keine Badefahrt, höchstens unterschreibt er zu irgend einem wohlthätigen Zweck einige Franken weniger. Sie wissen nicht, wie diesem armen Mannli zu Muthe ist. Es ist vielleicht eine einzige Art von Herren, die das Mannli in etwas begreifen können. Die stehen freilich nicht am Bache, schmutziges Korn zu waschen, aber sie sitzen am Bureau und erlesen Conto's, rechnen zusammen, rechnen wieder zusammen, aber wie sie auch rechnen mögen, sie sind in diesem Jahre wieder ärmer, der unbezahlten Conto's mehr geworden; wieder ein Kapital ist aufgezehrt, wieder die Einnahme kleiner und die Ausgaben wollen nicht abnehmen, wollen kein Ende nehmen. Ein solcher Herr sieht,

daß in diesem Jahre es wieder mehr zurückgegangen als im vorigen, er sinnet, wo das wohl hinaus solle? Der arme Herr sieht keinen Ausweg. Sie leben bereits so schlecht als möglich; wenn es niemand sieht, nehmen sie für acht Personen zwei und ein halb Pfund Rindfleisch und ein halb Schöppli vierbatzige Nidle per Mal. Aber Aufwand vor der Welt müssen sie doch machen um der Kinder willen; der Frau darf die Toilette nicht geschmälert, verständiger kann sie nicht gemacht werden, und auch er hat nicht die Kraft, sich dieses oder jenes zu versagen. Es fühlt der arme Herr, wie er tiefer und tiefer rutscht einem bösen Ausgang zu. Er kann sich nicht zurückhalten, so wenig als ein Bube den fliegenden Schlitten an der mit Eis belegten Schütte; da macht er es wie der Bube, er macht die Augen zu. Er thut das Bureau zu, zieht den unbezahlten Rock an, stäubt noch einige Stäubchen sorgfältig mit dem Finger weg und geht in die große Societät zu einer Parthie Wist, oder zum Distelzwang etwas Solideres zu essen, als er zu Hause findet.

Trübselige Mannleni sah man das ganze Thal hinab, so weit die Emme übergelaufen war, und wüst und grau sah es aus durch die Schächen und an den Rändern der Emme.

Und doch wimmelte es von frühem Morgen an wieder so lustig durch die Schächen an den Rändern der Emme, auf dem Bette der Emme selbst und bei den Brücken. Von den Höhen aus allen Winkeln stoben Leute, die Holz witterten an der Emme, Leute die Holz wittern wie Raben das Aas. Sie hatten nichts verloren oder Unbedeutendes, darum waren sie so lustig bei der Arbeit. Sie gedachten nicht an die Unglücklichen oben im Thale, sie gedachten nur an das Glück, so viel Holz umsonst zu erhalten, so viel Geld zu Branntewein zu ersparen. Und diesen Branntewein begannen sie zu trinken, Flasche um Flasche sich zutragen zu lassen und Gesundheit zu machen auf das viele Holz, das gute Geschick.

Unter ihnen freilich waren auch Leute, die diesen Sinn nicht hatten, die arbeiteten um Brücken frei zu machen, das gewonnene Holz als Lohn ihrer Mühe betrachteten und später die milde Hand gegen die Unglücklichen aufthaten. Es arbeiteten auch Leute, die gar kein Holz wollten, sondern nur um der Emme freie Bahn zu machen, weiteres Unglück zu verhüten; aber diese beiden Arten waren in weit geringerer Zahl.

Ungeheure Holzhaufen waren überall aufgestaucht, Tannen lagen umher wie Kieselsteine und darauf stürzte die Menge sich. Es wimmelte auf und an der Emme, wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will. Aber sie trugen das Holz nicht zusammen, wie fleißige Bienen den Honig, die neidlos um die Blumen lustig surren, friedlich in die Blumen sich theilen und in den Korb es ablegen zu allgemeinem Gebrauch. So viel des Holzes auch war, so hätte doch jeder alleine alles mögen. Wer kennt nicht die Fabel von jenem Hunde, der mit einem Stück gestohlenen Fleisches im Maul über einen Steg ging und unten im Wasser sein eigen Bild erblickte mit dem Fleisch im Maul, wie er nun das Fleisch fallen ließ, in's Wasser sprang, um seinem Bilde das Fleisch zu entreißen, weil er nicht dulden mochte, daß ein Anderer auch Fleisch habe, oder weil er dessen Stück größer glaubte als das seine. So waltete giftiger Neid zwischen den Wimmelnden, keiner gönnte dem andern auch nur ein kleines Stück, geschweige denn ein größeres, jeder suchte das Beste für sich und glaubte doch sich übervortheilt. Die Beschädigten meinten, ihnen gehöre das Holz, die Unbeschädigten gehe es nichts an. Die Unbeschädigten, Hergelaufenen, die größere Menge meinte dagegen, sie hätte das nächste Recht dazu, sie erhielte bei diesem ganzen Unglück nichts als Holz, während, wenn alle Ueberschwemmten entschädigt würden wie an einem gewissen Ort, wohin bei geringem Schaden wahrscheinlich die erste und reichlichste Steuer gekommen (Spaßvögel meinten, die daßige

Bittschrift müßte schon am Abend vor der Ueberschwemmung gemacht worden sein): so hätten die Beschädigten großen Profit, sie rühmten sich ja selbsten dessen, und um diesen Preis würde sie (die Menge) sich recht gern alle Jahr ein paar Mal überschwemmen lassen.

Ja in Vielen wohnte der teuflische Sinn, der über jedes Unglück, aus dem sie den kleinsten Nutzen ziehen, sich freut, dessen Wiederholung alle Tage sich wünscht, unbekümmert um die, welche dabei zu Grunde gehen. So wie Beschädigte und Unbeschädigte sich giftig ansahen, so machten die Armen auch nicht süße Augen denen, die vermöglich waren und doch Holz sammelten. Der mangelte es nicht, hieß es, aber er ist der wüstest Hung, er gönnt armen Leuten nichts, man sollte solche bei den Beinen aufhängen, die nie genug sehen, aber das wird ihm kein Glück bringen, er wird hoffentlich nichts desto mehr haben, so redeten sie. Der Neid zwang sie endlich zu gemeinsamem Arbeiten, und bei diesem Arbeiten tranken sie Branntewein und waren so preußisch, stolz und bösmäulig, daß, wer durch sie hinging, nicht nur keinen Dank auf einen Gruß erhielt, sondern froh sein mußte, wenn er ungeneckt von ihnen weg kam. Jeder Bettelbub streckte seinen Kopf bolzgrad auf und machte der ganzen Welt ein trotzig Gesicht. Hintendrein klagten dann alle bitterlich, daß ihre Ausbeute die Mühe nicht gelohnt, daß sie allein mehr geschafft hätten, daß die Obern den besten Theil vorweg genommen, wurden gar noch böse über die Eggiwyler und Röthenbacher, daß sie für die Emme nicht mehr Holz zweg gehabt hätten. Und doch sammelte mancher zwei bis drei Klafter und beklagte sich noch bitterlich. Und wo waren alle die, die für den ganzen Winter mit Holz sich versehen hatten, als es eine Steuer galt für die zu Grunde Gerichteten? Welche gaben? Wie Viele hatten keinen Kreuzer für sie, sie waren freilich arm, aber das Unglück hatte ihnen doch für Franken Holz zugeworfen. Ach es giebt Leute, mit denen man Mitleid haben sollte, und es fast gar nicht kann,

Leute, die meinen, sie seien nur da um zu fordern, zu nehmen, unverschämt zu sein; andere Leute seien nur da für sie, wie die Kirschbäume für die Spatzen; die aber selbst für niemanden da sind, sich aller Menschenpflichten enthoben glauben, die höchstens einem Saufbruder sechs Kreuzer leihen für einen Schoppen Branntewein. Das sind meist Leute ärmerer Art, doch nicht Alle; o nein, auch Reiche haben Kieselsteine in der Brust statt Menschenherzen. Gab es nicht auch solche, die mit eigenen Rossen das erbeutete Holz zum eigenen Hause führen konnten; und welche wirklich die Aermern vom Holzsammeln ganz ausgeschlossen wissen wollten, aus dem Grunde, daß sie auch nicht schwellten; oder welche das gesammelte Holz gerne auf die Rechtsamenen vertheilt hätten?

Gab es nicht Einen, der schon nach der ersten Ueberschwemmung, am verhängnißvollen Sonntag Morgen, während dem Gottesdienst, von armen Leuten in seinem Schachen gesammeltes, zugeschwemmtes Holz zu seinem Hause führen ließ, wahrscheinlich um seine mit Wedelen verpallisadirten Fenster noch besser zu verschlagen? Und dieser Mann besitzt Hunderttausende und Wälder, aus denen er für mehrere Tausende Holz schlagen lassen könnte, zum größten Vortheil des Waldes; rings um sein Haus läßt er Scheiterbygen unten abfaulen, und für etwas Gutes hat er nie einen Kreuzer, traut nie einem Menschen, nicht einmal unseres Herrgotts schöner Sonne, sonst würde er sie doch in seine Stube gucken lassen. Er behauptete das Recht dazu zu haben, weil die Emme ihn geschädigt habe und nicht die armen Leute. Und hätte ihm die Emme noch hundert Fuder mehr sogenannten Sand, der aber mit Mergel an den meisten Orten reich geschwängert ist, auf sein schattig Moos getragen, wo er sich nicht satt wässern kann, weil ihn das Wasser reut, das er nicht aufreiset, so hätte er noch lange keinen Schaden, sondern großen Nutzen gehabt. Und hätte er wirklich großen Schaden gehabt, so hätte er nicht am Schweiße armer Leute sich erholen, sondern bedenken sollen,

daß es Gott der Herr sei, der ihm eine Mahnung gegeben habe: daß wem viel gegeben worden, von dem viel gefordert werden werde. Und wenn der Herr dein Gott Rechnung von dir fordert über das anvertraute Gut, was willst du antworten, Mann?

Doch es gab noch Andere, die höher stehen, die einsehen sollten, daß ihre Existenz von der Achtung, in welcher sie bei dem Publikum stehen, abhange, die das Strandrecht auf die unverschämteste Weise in Anspruch nahmen, die Arbeiter bezahlten und tränkten, um Holz ans Land zu bringen und Holz aller Art zu zerstückeln, zu verstümmeln.

Diesem Zerstückeln von Bauholz trat endlich ein Verbot entgegen, wirkte aber nicht schnell genug. Ach du mein Gott, wer führt denn eigentlich die Befehle der Regierung aus? Wenn ich sie wäre, ich würde extra Belohnungen aussetzen für alle die, welche mir zu Willen wären und an die Hand gingen. Hintendrein kam ein anderer Befehl, daß alles aufgefischte Holz zum Besten der Beschädigten verkauft werden solle. Und wie wurde jetzt dieser Befehl ausgeführt? Wie suchte man an Orten dieses Holz auf, und wer suchte es auf? Ich bin wieder überzeugt, die Herrn von Roll werden aus extra Gründen besser bedient. Ach wenn ehrliche Leute im eigenen Hause so sicher wären, als jenes aufgefischte Holz vor den Häusern, und Bettler auf den Straßen, sie wären glücklich. Welche unverschämte Rechnungen wurden nicht für das Herausziehen und Führen dieses Holzes eingegeben! Die Ortschaften und Gemeinden, die dieses thaten, und ihre Rechnungen verdienten billigermaßen bekannt gemacht zu werden, und besonders die Ortschaften, die reich entschädigt wurden, viel Holz vermeuft hatten und für das wenige Holz, welches sie zur Hand stellten, unverschämter Weise eine Rechnung machten, welche den Werth des Holzes überstieg.

Wahrhaftig, man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes trösten:

wer unverschämt ist, der lebt dest bas. Und wenn man solche Menschen bei jeder Gelegenheit öffentlich stempelte, besserte es nicht? Und wenn Beamtete mit dem nöthigen Ernst, mit gehöriger Schärfe statt Schwäche, Hand ob hielten, besserte es wieder nicht?

Es heißt, und wenn es wahr ist, so ist es merkwürdig, dieser Befehl sei auch auf die Gemeinden Eggiwyl und Röthenbach ausgedehnt worden, diese hätten sich aber widersetzt, und mit Recht. Sie wollten nicht das eigene Holz (denn wem war es weggenommen worden, als ihnen?) verkaufen lassen, um den Erlös mit allen Schächleren, denen die Emme kein Holz genommen, aber viel gebracht, trotz dem Befehl, zu theilen. Und wie unbillig wäre es gewesen gegen die Besitzer der Klasse, die keine Entschädniß erhielt, denen es vielleicht das meiste Holz genommen und die das auf ihrem Lande liegende hätten verkaufen müssen lassen für Andere, die entschädigt wurden bei weit kleinerem Schaden?

Durch die Holzfischer eilten die Holzhändler, die Trämel gehabt bei den geschädigten oder weggerissenen Sägen, oder Flöße an der Emme, und suchten das verlorene Holz auf. Jeder wollte sein Holz kennen und zeichnete das erkannte an mit seinem Zeichen; und solcher Zeichen fand man viere von vier verschiedenen Holzhändlern an einem einzigen Trämel. Es wollte halt keiner zu kurz kommen.

So ging es Emme auf und ab, als ob Banden hungriger Irländer in unser Land eingebrochen wären, das bei ihnen übliche Strandrecht geltend zu machen. O es waren gräßliche Gegensätze zwischen den betrübten Geschädigten und den so gierig Haschenden. Während die Ueberschwemmten ihre Hütte jammernd reinigten, machten Unbeschädigte jubelnd Beute. Betäubter ward der Menschenfreund am ersten Tage in dem Tosen der Emme, aber betrübter am zweiten Tage, als die Menschen losbrachen in ihrer thierischen Gier.

Aber wenn der Menschenfreund sein Angesicht verbergen

will, so trittet ihm wieder das Aufrichtende entgegen; wenn das Häßliche im Menschengeschlecht am grellsten sich darstellt, so taucht gegenüber seine Herrlichkeit leuchtend auf; wenn die Schuld, die den Menschen vor Gott verwerflich macht, am gewaltigsten hervorbricht, so stellt sich ihr entgegen eine reine versöhnende That, die das Bewußtsein uns erhält, daß denn doch noch etwas Göttliches in uns sei trotz allen widrigen Erscheinungen.

Bei Kirchberg war man mit dem Freimachen der Brücke beschäftigt. Man war so erschreckt, daß nun alle Abende ein Anlauf der Wasser erwartet wurde, man suchte daher in der größten Eile das hemmende Holz wegzuschaffen. In die trübe und noch nicht kleine Emme fiel ein Knabe und wurde fortgerissen. Die Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebte, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag fünf wackere Männer daß sie vergaßen jede Bedenklichkeit, jede Bedächtlichkeit, sich selbst, und über sie kam einer der göttlichen Augenblicke, ein Augenblick, in dem der Mensch aus sich heraustrittet und zum Boten Gottes wird. Lebendig ward der Emme der Knabe entrissen, aber Einer der Fünfe, Jakob Zingg, geachtet und Vater, verlor das eingesetzte Leben und Waisen wurden seine Kinder. Er ward ein Opfer seiner Menschenliebe, aber war er nicht auch ein sühnend Opfer, das er Gott und Menschen für seine irrenden Brüder brachte, die aller Liebe vergaßen; ein Opfer, den Bitten zum Siegel: Vergebet, so wird euch vergeben! Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun!?

Die Kunde von dem fürchterlichen Gewitter und der Emme Wüthen durchflog das Land, und die Schrecken des Augenblicks mit der Größe des Schadens, den grausen Anblick des Thales mit gänzlicher Zerstörung verwechselnd, redete man von zu Grunde gegangenen Millionen, und je weiter vom Thale, desto größer wurde der Millionen Zahl. Der Wunsch, den Schauplatz des Unglücks zu sehen, drängte sich Tausenden

auf, und, wenn man sagt, Tausende führten ihn aus, sagt man nicht zu viel. Dieser Wunsch drängte sich den mittleren und besonders den unteren Ständen auf, und sie führten ihn aus. Die obern Stände sind Sklaven der Mode, sie spazieren und reisen nach dem Zuge der Mode. Ein neues Naturereigniß kömmt nicht alsobald in die Mode und ehe es darein kömmt, ist sein Charakter verwischt, doch giebt es auch Ausnahmen, wie z. B. Goldau.

Um solche Ereignisse aufzufassen, braucht es ein offenes Gemüth, einen gesunden Sinn; auf den Anblick desselben kann man sich in keinem Handbuche vorbereiten, darum getrauen sich Viele nicht hin. Goldau steht aber in jedem Handbuch, darum wandern dort die meisten Wanderer. Zudem ist man in höhern Ständen zu vornehm, um neugierig zu sein, zu gleichgültig für alles, was außer den eigenen Kreisen liegt, zu bequem für einen beschwerlichen Tag.

Möglich auch, daß es Menschen giebt, die nicht gerne dahin gehen, wo eine überirdische Macht so Ungeheures vollbracht. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß in der Nähe Gottes jede irdische Größe verschwinde, und zwischen dem Bettler und dem Kaiser kein Unterschied mehr sei, und welcher Unterschied dann zwischen irgend einem Knecht und irgend einem Schreiber, meinethalben Gemein- oder Staats- oder Kompagnieschreiber?

Es gibt ja Menschen, die nicht dahin zu bringen sind, wo sie nicht allein reden können, oder wo nichts von ihnen geredet wird, sondern vielleicht nur von Gott. Menschen, die um ihre theure Person eine solche Blase von Dünkel aufgetrieben haben, daß sie sich unendlich groß vorkommen und möglicherweise Andern auch. Begreiflich wagen sich solche nicht in ein so enges Thal, an dessen schroffen Seiten die theure Blase zerspringen könnte, sie verstummen müßten. Sie gehen nicht dahin, wo Gott so nahe war, müßten sie doch da zusammenschrumpfen wie Käfer an der Sonne; sie fühlen es doch, daß

Gott Einen nicht für das nimmt, für was er sich selbst ausgiebt, oder was der Schneider aus ihm gemacht. Solche Kreatürchen fliehen Gott oder läugnen ihn gar.

Es giebt aber auch eine Menge Menschen, und besonders in der sogenannten ungebildeten Klasse denen die Aufregung ihrer Gefühle wahre Wonne, eigentliche Wollust ist, und wenn sie zur tiefsten Demüthigung führen sollte. Ein Instinkt läßt sie die hohe Bedeutung ihrer Gefühle ahnen, und daß ein kindlich Gemüth sehe und vermöge, was dem Verstand der Verständigen unsichtbar, unmöglich bleibt. Zur Aufregung ihrer Gefühle haben sie keine künstlichen Anstalten, wo der Grad der Erwärmung am Thermometer haarscharf abgemessen wird; Gott sorgt ihnen aber für lauter natürliche, und zu denen drängen sie sich: zu Krankenbetten, Leichenbegängnissen, Brandstätten, Naturereignissen überhaupt; ja ich glaube, das Strömen zu Hinrichtungen sei bei sehr Vielen eine Folge dieses Instinktes. Wenn nur diese Gefühle nicht Nebel blieben, nicht zu Rauchwolken würden, sondern zu Hebeln des Lebens sich gestalteten! Der ist ein Herr der Menschen, der diese Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger, sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß. Aber ein niederträchtiger Schuft, ein verachtungswürdiger Pinsel ist, wer diese Erregbarkeit mißbraucht zu eitlem Spiel, zu eigner Ehre, zu selbstischen, sündigen Zwecken. Ach und solcher Schufte oder Pinsel, die es thäten, wenn sie es könnten, ist voll die Welt!

Aber am Sonntag den 20. August sah man solche Pinsel nicht in dem unglücklichen Thale, oder nur verstummte; da redete Gott selbst zu den geöffneten Herzen. Eine feierliche Stimmung hatte eine große Menge Menschen ergriffen weit umher und schwebte die ganze Woche durch über ihren Gemüthern. Früh am Sonntag machten sie sich auf, und immer feierlicher ward ihnen um's Herz, je näher sie dem Schauplatz der Thaten Gottes kamen. Es ward ihnen im Gemüthe wie

manchmal, wenn sie in verhängnißvollen Augenblicken des Lebens, mit ergriffener Seele, im Klang der Glocken, ein hehres Gotteshaus betraten, in welchem volltönend die Orgel rauschte. Und wie zu einem berühmten Gotteshaus an heiligem Feste, wallfahrteten von allen Seiten her Menschenmassen und drängten sich in's Thal.

Diesmal war die Sonne über dem unglücklichen Gelände heiter aufgegangen, sie freute sich, den andächtigen Seelen zu beleuchten das Walten des Allmächtigen und dem Allmächtigen zu zeigen die andächtige Menge. Wie mit heiligem Schauer wehte es die Besuchenden an. Mit leisem, bebendem Schritt wandelten sie dem Brennpunkte der Zerstörung entgegen, und hemmten in tiefem Staunen ihn oft; es verstummte das Schwatzen, und nur in einzelne Ausrufungen brach ihre Ehrfurcht aus. Ein kindlicher Glaube kam über sie, und keine Zweifel an das Wunderwürdigste, was die betäubten Bewohner ihnen erzählten, selbst es glaubend, stiegen in ihnen auf; daß große Kommoden und Schränke zu kleinen Thüren und Fenstern herausgeschwommen, wurde mit dem gläubigsten Vertrauen angenommen und weiter erzählt. Wo die Verwüstung am gewaltigsten hervortrat, stunden die Wanderer in tiefer Ehrfurcht still wie an Altären Gottes und beugten in tiefer Ehrfurcht ihre Herzen vor des Herrn unendlicher Macht.

Die andächtige Menge sammelte sich in und um die beiden Kirchlein im obern Thale, und offene Ohren und offene Herzen fanden die Worte der Diener Gottes; aber eigentlich war das ganze Thal ein Gotteshaus geworden, eine heilige Kirche, jeder Wandelnde ein Beter und jeder Beter unaussprechlicher Seufzer voll. Es zog der Mann mit dem Weibe, die Braut mit dem Bräutigam, der Schatz mit dem Schätzchen, der Spaßvogel mit seinen Kumpanen, aber im Gefühl ihrer Niedrigkeit in der Nähe Gottes, waren alle anderen Gedanken untergegangen, der Spaß vertrocknet, das Lachen verstummt

und alles eins geworden im Bewußtsein: Staub zu sein in des großen Herrn Hand.

Es war ein heißer Tag, der Wein Bedürfniß geworden, aber seine sonstige Gewalt hatte er nicht; er weckte weder Scherz noch Streit, vertrieb die Andacht nicht. Niemand vergaß den heiligen Boden, auf dem er wandelte.

Die Schaaren wogten feierlich wie Welle auf Welle das Thal auf und nieder, unübersehbar, ungezählt. Wahrlich, die Herzen des Volks sind noch nicht flach und hart getreten, sind noch für die schönsten Gefühle empfänglich; aber leider verflüchtigen sich diese gar zu gerne in luftigen Dunst, werden nicht genährt und groß gezogen, um als Thaten die Herzen zu verlassen.

Aber wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude trittet, mitten in die Freude das Leid, so sprudelt oft in den tiefen Ernst hinein das Lächerliche, und umgekehrt. Hier erschien auf einmal mitten in der andächtigen Menge ein Engländer, über seinen glotzenden Augen den bekannten Strohhut, und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacirten Daumen. Woher er kam, und wohin er ging, ist bereits zur Sage geworden, denn nach den Einen soll er das Thal hinauf, nach Andern hinabgegangen sein. Er erschien in Röthenbach, wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen theuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verduzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht, was das eigentlich sei. Endlich fiel es jemanden ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man jemanden trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten

Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbückli die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigenthümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern, und Witzworte flogen hin und her, reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden, spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, ächt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammen genommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Frösche im Teiche, wo so ein Engländer unbewegt bleibt wie ein Gott über den Kreaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Schaaren begleitet, begann er die Reise, und der Spott zog hinter ihm drein, kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und theilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht, wohin, aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt: er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heut zu Tage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimath. Mit dem Verschwinden des erschütternden Anblicks des Thales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demuth die Theilnahme und das Mitleid mit den unglückli-

chen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen, wie Gräßliches diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Theilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer, als in Fürstenländern, sie geht von oben herab bis zum Tauner — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher und Schnitztröge. Freilich giebt es auch eine Klasse, die nie giebt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der gerne viel verthut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohlthat. Viele warteten nicht, zu geben, bis auf den angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den angesetzten Bettag gesetzt wird, im Glauben: der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bisthum etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere Lebenszeichen geben, als die Sucht zu regentelen, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen. Es gab mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße, getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen: Aug um Aug, Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut: Thorheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zu bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie

jetzt Hülfe suchen, die stets so große Worte schwallsweis hätten für's Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig wären, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte, einen Kreuzer aus dem eigenen Sack zu geben.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem ächt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als nothwendig anerkennt; an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt; an dem schlauen Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen; an dem billigen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten; an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt, ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da that es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hülfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Geberden, mit dem gleichen Augenspiel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte“ seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn Worte? Der Buchstabe tödte, sagt ihr. Habt ihr denn den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch giebt er sich kund! O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Ueber sechszigtausend Franken flossen zusammen im Ländchen, über sechs Franken per Kopf. Will Oestreich seinen Ungaren in gleichem Maaße steuern freiwillig, ohne die Hülfe

des Staates zu rechnen, so muß es über fünf Millionen zusammenlegen. Wo Viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo Wenige viel geben; und wo der Mensch frei und leicht athmet, da nur hat er Lust und Muth zum thätigen Mitgefühl.

Zur Vertheilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig berathen, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Antheil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, zwei Zehntel seines Schadens; wer fast alles verlor, mit Mühe sich erhielt, drei Zehntel; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitzthum war, fünf Zehntel. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb, als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maaße ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblößten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austheilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er so viel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Ueber den Grundsatz waren Einige unzufrieden, sie hatten Unrecht. Dem armen G'husmann, der seinen Zins geben mußte und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli, dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer in's Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt so viel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch giebt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigenthums geschädigt worden, vielleicht tausend Fr. verloren und fünfhundert Fr. behielten, mehr

als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar Viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, welche man am Morgen nach der Ueberschwemmung machte, vielleicht noch mit der Laterne, mußte natürlich ganz anders ausfallen, als eine andere, die Tage oder Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne, die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu Klagen, man mag es machen, wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntniß machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austheilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon Manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging, daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn, Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei solcher Zögerung, ohne einem Menschen zu gut zu kommen,

und daß für Viele diese Zögerung eine große Wohlthat war, denn sonst hätten sie längst alles gebraucht, schon für den Maien nichts mehr gehabt, geschweige denn für den langen Brachet, der vor der Thüre ist.

Daß die Austheilung eine treue ist, daran zweifeln nur Mißtreue, und es behaupten z. B. nur Niederträchtige, es kämen geschenkte Hammen vor der Austheilung ab Handen. Wer wird wohl die Million müssen gestohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird sie vielleicht ein ehrlicher Polizeier in seiner Ledertäsche verkräzt haben müssen? Wenn schon ein solcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumpostet und ihm seine Kutte nie plätzen läßt, in Versuchung käme, etwas für einen ganzen Rock bei Seite zu schaffen, z. B. eben die Million aus England, so würde den armen Schelmen sicher niemand deshalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land flossen die Steuern aller Art in die bedürftige Thalschaft, thaten wirklich unsäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne dringende Noth, und mildthätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Muth. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, gesund erhielten, so sollten sie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeistern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menschen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie sollten Allen schreiben in's Herz hinein, der Herr, der den Wassern ihre Kammern geöffnet zur Wohlthätigkeit, dieser Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntniß: daß er der Herr sei, nehmen und geben könne nach seinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern seiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgethan, ihn kindlich aufgenommen in dieselben, und kindlich seinem Walten sich ergeben.

Wo die erhaltenen Gaben aufgenommen werden mit Freude und Dank, da thun sie nicht nur dem Leibe wohl, son-

dern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Mißgunst, da bringen sie den Unsegen in's Haus, und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern Dank, sondern ganze Heeresschaaren von bittern, sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es giebt wahrhaftig nichts, das wohlthätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abschreckt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Hadersaat unter die Besteuerten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was die Besteuerten zu wenig erhalten, mehr Aeußerungen des Mißvergnügens, als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben: ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie vertheilt worden, oder sonst ab Handen gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Seckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute luegen würden, wenn ihre Gabe komme, wie sie mit thränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe auf's neue preisen und loben würden.

Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen, wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch Keins dem Andern seinen Theil gönnt, und wie leichtsinnig

man damit umgeht, es würde der guten Frau ein ander Mal sicher eine schwere Ueberwindung kosten, eben so tief in Seckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von Unglücklichen gebären, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als wenn die Hülfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugniß ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich will nicht näher das traurige Thun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl und Röthenbach so zugehe, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüthe führen: daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zu Tage treten, verurtheilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie tödten bei Vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urtheil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute am Betrage der Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig wurden, daß sie die milde Hand aufgethan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen, ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Hadergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht mehr öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der Eine erhalten, was der Andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wie viel,

nicht mehr, nicht weniger, jeder erhalten solle. Darum sollte niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an zu hoch gespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorne, sondern das Empfangene, das niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie Einem wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man niemanden mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dankbar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der uns nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die um Gottes und der Liebe willen so viel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Noth.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete ein köstliches Blümelein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümelein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen durch's ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, Geben und Nehmen, Unglücklichsein und Unglücklichen helfen.

Alles thut der Herr, damit jede Schickung an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, grausig sah im letzten Herbst das Thal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es Vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott: wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, zum Pflanzen der Nahrung ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Thal der Verwüstung

zu, damit auch es schweige und sein Anblick nicht fort und fort jammernd rede zu den Thalbewohnern, und sie sich sammeln möchten, um mit besonnenem Muth ihre Kräfte walten zu lassen, wenn zur Arbeit die Sonne rufe.

Aber wie unter dem Schnee hervor im Winter die Thiere des Waldes ihre Nahrung scharren, so giebt es Menschen, die auch unter dem Schnee hervor Nahrung kratzen für ihr mißvergnügtes Herz, das keine andere Arbeit kennt, keine andere Lust, als Klage ausströmen zu lassen gegen Gott und Menschen. Ein feuerspeiender Berg ruht doch noch zu Zeiten, seine Feuerströme verglühen, selbst das Grollen in seinem Schoose schweigt; ein stolzes Herz aber schweigt nimmer, seine Ausbrüche strömen fort und fort; selbst wenn die Emme austrocknet in den heißen Sommern, stocken diese nicht; selbst wenn Fluß und See zusammenfrieren in hartem Winterfrost, bleibt flüssig der Klagestrom mißvergnügter Herzen. Was doch wohl für Materie sein mag in einem solchen Herzen?

Doch hat sicher auch manches Herz den Winter durch sein Gleichgewicht wieder gefunden; hat Muth gefunden und Zutrauen zu der Zukunft, hat den Glauben neu gefaßt, daß Gott nur den verlasse, der sich selbst verläßt.

Lange schwieg der Herr, lange ließ er bedeckt die Erde, lange Zeit, Muth und Glauben zu fassen, gab er den Menschen.

Endlich zog er die Decke weg, hauchte neue Kräfte der Sonne ein und redet nun laut und immer lauter von Tag zu Tag. Es knospen die Bäume, lustiges Grün drängt sich allenthalben aus Schlamm und Sand hervor; und wo eine fleißige Hand dem Schlamm oder Sand Samen anvertraute, da steigt zu Tage eine üppige Saat.

Wohl sind noch wüste Stellen im Thale, sind tiefe Furchen an den Bergen, die einen werden nie, die andern lange nicht vergehen, aber bald wird der größte Theil des Thales neu geboren sein, wunderbarlich, wird aller Welt verkünden, wie groß des Herrn Werke seien und wie herrlich über der

Erde seine Güte, wie seine Allmacht Nacht in Tag verwandle und wüste Zerstörung in helle Pracht.

Ein Thor möchte sagen, die gepriesene Weisheit und Güte komme ihm vor wie muthwilliges Kinderspiel, das auch zerstöre, um wieder von vornen beginnen zu können. Der arme Thor kennt Gottes Walten nicht, weiß nicht, daß in der Zerstörung immer der Keim einer herrlicheren Schöpfung liegt, daß alles, was Gott schaffet, sichtbarlich ein Spiegel des Unsichtbaren ist, ein Spiegel dessen, was vorgeht in des Menschen Seele, dessen, was vorgehen sollte in derselben. Der gute Gott findet es nöthig, selbst zu predigen und durch seine eigene Predigt selig zu machen, die daran glauben. Er redet leise, meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Thal, dann zittern Berg und Thal, und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer, es weiß, wer redet. Und wenn des Herrn Predigt Berge gespalten, Thäler verschüttet, Menschen-Glück und Arbeit zerstört hat durch feurige Blitze, durch der Wasser Gewalt, so hat der Herr dem Menschen gezeigt seine Majestät und die Haltlosigkeit dessen, was am festesten scheint auf der Erde, und mit den empörten Wassern macht er ihm verständlich empörte Leidenschaften, und daß sie es seien, die Häuser brechen, Leben tödten, Länder verzehren.

Und wenn der Herr jetzt redet im Frühlingswehen, im grünen Grase, das dem Schlamm entsprießt, in den Blüthen der Bäume auf dem Schuttfelde, so ruft er auf zu frohem Muth, zu heiterer Hoffnung, die in tiefster Nacht nie an dem kommenden Tag verzagt, so will er weisen auf versandete, verschlammte, versteinerte Herzen, will sagen: daß es auch da grünen und blühen sollte und könnte; daß wie graus, wie hoffnungslos ein Herz aussehen möge beim ersten Anblick, bei dem Herrn alle Dinge möglich seien; wie mit des Herrn Hülfe der Mensch das trostlos scheinende Thal wieder blühend machen

werde und reich, so könne und solle jeder Mensch, so unfruchtbar und versteinert er auch scheinen möge, neu geboren werden zum Grünen und Blühen, zum Fruchtbringen in Liebe und Treue.

Es klingt im Frühlingswehen die Verheißung: wie lieblich das Thal sich gestalte im warmen Hauche des Herrn, wie schauerlich es gewesen nach der Wasser wildem Wüthen, so schauerlich sei anzusehen das von Leidenschaften zerrissene, so unfruchtbar das mit sündigen Gelüsten überschlammte Herz, so lieblich werde es aber allgemach auch in diesem zerrissenen und überschlammten Herzen, wenn des Herrn Lüfte wehen, seine Sonne leuchtet in diese Herzen, und in diesen Herzen die alles vermögende, gebärende Kraft hervorrufe, die Liebe. Da rege sich dann das Gute und Schöne, baue und treibe auf dem verödeten Boden himmlische Pflanzen und Blumen, deren Duft nicht vergeht, deren Grün nicht verwelkt, die keine Wasserfluth wegspült, die dann aus dem Leben in den Himmel wachsen und dort Kronen werden Allen, die hier treulich bauen und säen, aber nicht nur Waizen und Korn auf ihres Ackers Boden, sondern auch des Herrn mündlich und schriftlich Wort auf ihres Herzens Grund.

So, ihr Emmenthaler, predigt euch der Herr mit selbsteigenem Munde. Thut eure Ohren auf und hört des Herrn Predigt, erkennet sein gütig Leiten, die Wunder seiner Allmacht im Thale; verstehet ihn aber auch, den Herrn, der durch das Sichtbare erwecken, beleben, beseligen will eure unsichtbaren Seelen. Bauet und säet munter, unverdrossen in den Schoos des neubelebten Bodens, freuet euch, wie die Saat gedeiht in des Allmächtigen Segen; aber dieses Sichtbare sei euch nur der Spiegel, in dem ihr erblickt das Unsichtbare: wie an den Herzen Arbeit noth thue, wie auch da bei dem Muthigen, Unverdrossenen der Segen des Herrn sei, und auf dem wüstesten Herzensboden herrlich gedeihen könne, was mit des Herrn Hülfe gesäet wird. So werden dann euer Thal

und eure Herzen wetteifernd grünen und blühen zur Ehre des Herrn, herrlicher von Jahr zu Jahr, und jede wüst gebliebene Stelle im Thale und in den Herzen ist nur ein neuer Sporn zu neuer Arbeit, ein neuer Trieb, die Hülfe des Herrn zu suchen und mit dieser Hülfe zu bauen und zu säen auf irdischen und geistigen Boden. Ein glückliches Leben geht dann über dem Thale auf, das kein Donner erschüttert, keine Lawine begräbt, keine Emme zerstört; jedes Herz wird zum blühenden Baum, und zwischen den Herzen klemmt nichts mehr trennend sich ein, sondern eins sind alle im Wetteifer, zu säen und zu bauen dem Herrn zu Lob und Ehre; und von oben nieder senkt dann die unsichtbare Himmelsleiter in's Thal sich nieder, auf der alle Tage alle Herzen in den Himmel steigen, bis sie der Vater reif erfindet für den Himmel und sie behält in seinem Schoose. So wird zum Heil, was man mit blutigen Thränen empfangen, wird zum Born der wahren Kraft, was zuerst eine Quelle von Noth und Verzweiflung schien.

Nun gilt aber des Herrn Predigt nicht den Thalbewohnern allein, sein Wehen säuselt um alle versandeten, verschlammten Herzen. Wie der Donner seiner Stimme in den Tagen des Augusts Tausende aufrief und Tausende versammelte im unglücklichen Thale, über sie ergoß das Gefühl ihrer Ohnmacht und seiner Allmacht, daß sie ihre Herzen beugten in unaussprechlicher Ehrfurcht und zitternd baten, daß er sie nicht zertreten möchte; so ladet er nun wieder jeden ein mit lauen Lüften, warmen Sonnenstrahlen, zu kommen und zu schauen, wie lebengebend er sei, wie er aus dem Graus der Verwüstung hervorrufe neues Grün, neue Blumen, Früchte verheißend, und immer reichere und schönere, je weniger der Mensch Muth und Vertrauen verloren, damit jeglichem der Glaube aufgehe, daß auch auf seines Herzens Boden es grünen und blühen könne, wenn er ihn ausbreite der Sonne des Herrn und mit Glauben und Vertrauen zu pflanzen versuche auf demselben.

So kommt denn und höret auf des Herrn Frühlingsrede und empfanget mit ihr in öden Boden den Samen, der zur Seligkeit reifet. Und könnt ihr nicht kommen, so schauet eure Matten, eure Bäume, wie reich und wunderschön des Herrn Frühlingswehen sie gemacht, und lasset dann das gleiche Wehen auch an eure Herzen dringen, daß auch da ein neues Leben auferblühe, ein unvergängliches, wunderliebliches, wunderkräftiges Leben. Schauet jeden Tag, jetzt und wenn die Sonne höher steigt, und wenn sie wieder tiefer sinket rings um euch, erkennet, was der Herr thut, höret, was er predigt, dem Leibe zum Heil, der Seele zur Seligkeit. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Ausdehnung verkündet seiner Hände Werk, und je ein Tag nach dem andern quillet heraus mit seiner Rede, und je eine Nacht nach der andern zeiget Weisheit an. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, doch wird ohne diese ihre Stimme gehört. Ihre Schrift gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an das Ende des Erdkreises." Würden so unsere Augen den Herrn schauen, so würden auch unsere Grundsätze des Herrn voll, dann würde jeder Ort, den unser Fuß betrittet, zur Kirche, jeder Tag zum heiligen Fest, das ganze Land zum großen Gotteshaus, gläubiger Beter voll, horchend auf die Stimme des Herrn. Dann würde aber auch eines Jeden Leben ein Loblied auf den Allerhöchsten, jedes Herz ein Dankaltar, und jeder Mund würde beten aus Herzensgrund: Herr, wie du willst, und was du giebst, ist unserer Seelen Seligkeit. Und die Engel des Herrn, die Freude, die nie verglüht, der Friede, der über allen Verstand geht, die Freiheit, die keine irdische Gewalt erzwingt, der Glaube, der Berge versetzt, die Liebe, die Alles überwindet, würden Wohnung machen in unserm Ländchen in allen Hütten, und Ländchen und Hütten würde erfüllen des Herrn Segen und unaussprechliche Wonne.

Darum lasset die Predigt des Herrn euch zu Herzen gehen. Ich habe sie zu deuten versucht auf meine Weise in der Liebe;

ich wollte zeigen, wie des Herrn Thun zu verstehen sei dem verständigen Gemüth. Möglich, daß ein Anderer des Herrn Predigt besser verstanden, dann rede er; und seine Rede wird ein neues Zeugniß sein, wie reich des Herrn lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menschenkinder sich ergießt, wie noth es thäte dem, der Ohren hat zu hören auf dieses nie verstummende Wort.

Doktor Dorbach, der Wühler

und

die Bürgsenherren

in der

heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847.



Die Sage von den Bürglenherren, welche vor vielen hundert Jahren am Bachtelenbrunnen im Utzenstorfer Walde in der heiligen Weihnachtsnacht ihre eigene Schwester, arme Weiber und Kinder sammt einem frommen Mönch erschlagen, ist bekannt und bereits gedruckt in Dursli dem Branntweinsäufer.

Als die wilden Brüder in die Schaar der Armen brachen, warf die Schwester, welche heimlich hier Wohlthaten spendete, sich ihnen entgegen, ward geschossen mit einem Pfeile, niedergeritten, und über die Armen kam blutig der Tod. Da sprach der Pfaffe, der an der Eiche beim Brunnen stand, folgenden Fluch mit weitschallender Stimme, daß er vernommen ward im Himmel da oben und in der Hölle da unten: Ueber euere Seelen komme das unschuldige Blut, brenne sie von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß sie zur Ruhe nicht kommen. Aus dem Grabe sollt ihr steigen alle Jahre in dieser Nacht, sollt jagen hier mit Jagdgeschrei und Hundegeheul, so lange hier der Brunnen fließt, so lange der Mond am Himmel wandelt. Da hatte sich aus ihrem Blute die Schwester gehoben und gefleht mit leiser Stimme: O wende den Fluch von meinen Brüdern, wende ihn um Maria's willen, der Himmelskönigin! Und leise hatte sich ihr Haupt zur Erde geneiget und aus der zerrissenen Brust rann ihr Leben. Da hatte der Mönch gesprochen: Den Fluch wenden kann ich nicht, das gesprochene Wort geht alsbald zu Gott, wird lebendig in seiner Hand. Aber wenn auf wilder Jagd die wilden Männer in zehn Jahrhunderten zehn verwilderte Männer trostlosen Weibern, wim-

mernden Kindern zurückführen, den hier gemordeten Müttern und Kindern zur Sühne, dann mögen sie ruhen im Grabe. Das Fernere walte Gott! Da traf ein Pfeil des Pfaffen Herz, er starb alsbald; aber lebendig blieb sein Fluch. Ueber neunhundert Jahre reiten nun die sieben wilden Brüder, die Bürglenherren. Neun Männer haben sie aus sündigen Banden gelöst, Weibern und Kindern wieder zugeführt.

Dursli, der Branntweinsäufer, war der Neunte, nun fehlt noch der Zehnte. Da reiten sie nun wilder noch in grausiger Hast, wilder wird ihre wilde Jagd, den Zehnten suchen sie, nach Ruhe dürsten sie nach bald tausend Jahren wilder Jagd.

In den kürzesten Tagen des Jahres 1847 wanderte ein Männchen in ziemlicher Morgenzeit die unendliche Straße von Biel nach Solothurn. Seine Kleider waren nicht für den Winter eingerichtet, doch schien er nicht zu frieren, sein Gesicht blühte, absonderlich die Nase. Er schien sehr lebhaften Gemüthes, schüttelte den Kopf, focht mit den Händen in der Luft, schnellte keck und kühn die dünnen Beine auf die Straße nieder. Reich mit Wirthshäusern ist diese Straße gesegnet; wer ein weich Gemüth hat, für freundliche Winke empfänglich, und angenehme Bekanntschaften liebt, dürfte mit seinen Beinen in Verlegenheit kommen, wenn er jedem freundlichen Zuge entsprechen wollte. Lengnau liegt auch dort, unter welchem Breitengrade wissen wir wirklich nicht, aber zwischen Biel und Solothurn so ungefähr in der Mitte. Lengnau darf auf keiner Karte vergessen werden. In Lengnau ist nicht bloß die berühmte Huppergrube mit dem seltsamen Lehm, wie weder im Himmel noch auf Erden keiner mehr zu finden sein soll, aus welchem man das Kachelgeschirr macht, welches nie spaltet; in Lengnau ist nicht bloß ein Schulhaus, welches an den Tagen, an welchen es darum herum aufgeräumt ist, die Zugänge wirk-

lich auch gangbar sind, prächtig genannt zu werden verdient; in Lengnau wächst nicht bloß ein Wein, der seines Gleichen nicht hat in Europa (derselbe vergläsurt die Magen, nämlich die, welche ihn ertragen mögen: so, daß sie fürder verdauen und verwerchen können an Speise und Trank, was unter dem Himmel auf Erden ist, hundertjähriges Kalbfleisch, französischen Branntwein in Nidau oder Biel gemacht, ja Speckſalat von Schierling und Erbsmuß mit Blausäure gekocht), sondern dort ist noch ein ehrwürdiges Denkmal alter Weisheit und landesväterlicher Huld: dort vor dem Gasthofe ist nämlich noch eine von den schönen stotzigen ausgetretenen hölzernen Treppen, Jakobs Himmelsleiter, auf welcher nur die Engel, welche neben den Beinen noch Flügel hatten, ordentlich auf- und niedersteigen konnten, vollkommen ähnlich. Eine solche Treppe ist eine wunderschöne wohlthätige Vorrichtung. Beinen, welche bereits sturm sind, vergeht die Lust sich hinauf zu wagen, Beine, welche endlich oben sind, müssen Vorsicht brauchen, beim Verstande bleiben, um ungebrochen wieder hinunter zu kommen, und jedem Christen muß es einfallen, wie es geschrieben steht: Du sollst Gott nicht versuchen und einem vermessenen Menschen geht es endlich übel aus! Unser Freund wagte es, kletterte die Treppen hinauf und trat in die Gaststube, welche nicht leer war. Zwei Männer saßen hinter Schnapsgläsern, zwei andere hinter einer Suppe und einer Flasche Wein, den sie aber hauptsächlich in die Suppe gossen, und auf dem Ofentritte saß der Wirth, dem man es von weitem ansah, daß er nicht an Wassersuppe auferzogen worden. Unser Freund war gewohnt, seine Zeit zu nutzen, jede Gaststube konnte er zu seinem Ackerfelde machen, wo er wenigstens säete, wenn auch nicht erntete. Er hatte die Gabe der Ansprache und verstand es, auch Andere zum Reden zu bringen. Er hatte eine Zeitung ergriffen, welche auf dem Tische lag, fragte nach dem großen Hause mitten im Dorfe, und an Schulhaus und Zeitung knüpfte er sehr passend seinen Faden an. Es war aber stru-

des, wüstes Garn, welches er abwickelte, war gezwirnt aus Ungenügen, Unzufriedenheit, Bosheit, Lüge, geschmiert mit dem allerneusten Ichthum und grober Fleischeslust, odentlich in Theorie gebracht, welche, von Kathedern herab in feine anständige Worte gekleidet, sich sehr elegant ausnimmt, in den Gaststuben dagegen gar liederlich und handgreiflich lautet, einem abgegriffenen, vertrunkenen Menschen ähnlich wird. Das ist eben das Allergrößte an dieser Lehre, daß sie für Alle verständlich lautet, für die Unmündigen und die Weisen der Welt, für Stallknechte und Schiffzieher, für Professoren und Rathsherren, und allenthalben hinpaßt, in Hörsääle und Gaststuben, nur daß man ihr andere Röcke anzieht, je nach dem Klima. Die Zeitung bot ihm Stoff, über das Bestehende zu schimpfen, über die Tyrannen, welche trotz aller Freiheit noch immer dem Volke auf dem Nacken säßen, viel ärger als die alten Landvögte, das Volk unendlich zu bedauern, nicht bloß wegen dem Elend, in welchem es schmachte, dem Joch, unter welchem es sich zu Tode keuche, sondern darüber, daß es so in der Dummheit gehalten werde, daß es Joch und Elend gar nicht merke, sondern meine, es sei frei und glücklich! Das sei das Schrecklichste am ganzen Handel! Was sie mit dem Schulhaus wollten, so lange sie noch eine Kirche hätten und einen Pfaffen! Das Volk werde nie gesund, so lange man noch Kuttenstinker habe, welche dem Volk alle Tage frisch die Augen verkleisterten. Diese müsse man ausrotten, wie die Wanzen, wie sein Freund, der große S. in B., zu sagen pflege. Die meisten Lehrer taugten nichts. Viele seien Pfaffenknechte oder sonst zahme Schafe, andere hätten wohl guten Willen, seien aber kreuzverflucht dumm, hörten wohl zuweilen was läuten, wüßten aber nie wo, blieben ihr Lebtag Kameele und Philister. Natürlich war da der Kreuzweg, der auf seine Person führte. Er glaube, das Volk wäre hier so dumm nicht, wenn es die rechten Leute hätte, welche ihm die Augen öffneten und das wahre Heil verkündigten. Er wollte nicht ein Jahr da

sein, so müßte es anders werden. Vor allem würde er ein Blatt gründen, wo das Volk unverfälscht zu lesen bekäme, was Freiheit sei, was es alles noch nicht habe, was ihm gehöre und was alles noch auf ihm liege, welches von Grund aus vernichtet werden müsse. Dann würde er auch Abendstunden halten, Vorlesungen, in welchen er dem Volke erkläre, wie es gehe in der Welt und wie es gehen sollte, was es für Rechte hätte und wie die wahre Sittlichkeit gerade darin bestehe, daß es alles thue, was die Pfaffen verböten, und nicht thue, was sie geböten, wie die Güter und die Arbeit vertheilt werden müßten. Der Bauer müsse zum Herrn werden und der schweren Arbeit enthoben, man könne es machen ohne diese, wenn man es recht anfange.

Da war's, wo das Männchen falsch griff. Der Wirth hatte mehr oder weniger die Bieler Farbe und Art. Er half gerne räsoniren und glaubte leicht, was Fremde ihm aufschwatzten, er war radikal, ohne eigentlich zu wissen, warum und wozu, hörte gerne über die Herren am Brette räsoniren, und um wegen Pfaffen und Kirche zum Märtyrer zu werden, dazu aß er die Bratwürste zu gerne. Er hatte seinem Gaste mit vergnüglichem Lächeln zugehört, so lange er in den angedeuteten Schranken blieb. Als derselbe aber auf die Eigenthumsfrage kam, ja da verging dem Wirthe das Lächeln. Es waren Menschen in der Gaststube, welchen der Wirth die Lehre vom Theilen für ein gefährlich Gift hielt. Er hielt es für seine Pflicht, seine Gäste vor Schaden zu wahren, ihren Nutzen zu fördern. Nebenbei war er sehr vermöglich und nicht so dumm wie jene Krämerin, welche im Glauben stund, bei einer allfälligen Theilung würde sie an den reichen Pourtales von Neuenburg gewiesen und sie beide hätten unter sich allein ihr Vermögen zu egalisiren; er wußte, daß er bei einer solchen Gelegenheit jedenfalls ein Beträchtliches abzugeben hätte. Mit Schein, sagte daher der Wirth, seid ihr auch einer von den fremden Fötzeln, welche anrichten und fressen wollen, was sie

nicht gekocht. Ja das wäre kommod für Halunken und Landstreicher, wenn sie, nachdem sie alles verlumpet, am Ende mit denen theilen könnten, welche fleißig gearbeitet, böse gehabt, um für ihre eigenen Kinder einen Nothpfennig zu ersparen. Solche Leute sind nichts als Unglückmacher, man sollte sie mit Knitteln todtschlagen wie tolle Füchse. Wenn ihr nichts Gescheuteres zu reden wißt, so trinkt und macht daß ihr fortkommt, von wegen die Treppe ist stotzig und schon mancher Bessere als ihr ist ungesinnet unten angelangt. Das Männchen hatte keinen Muth, aber eine gewaltige Portion Frechheit im Leibe, welche bellt den Spitzhündchen ähnlich, bis sie einen Stock sieht, dann heulend und geußend, den Schwanz zwischen den Beinen, sich zurückzieht. Er glaubte in den Augen der Schnapsbrüder Beifall zu lesen und entgegnete dem Wirth, es werde doch hier nicht verboten sein, seine Gedanken frei auszusprechen, er werde doch nicht etwa nach Rußland oder China verirrt sein, wo die Menschen mit Maulkörben am Maul zur Welt kämen, oder gar unter die Jesuiten, welche nach Belieben in jede Haut fahren könnten, sogar in Wirthshäute. Ja, sagte der Wirth, der an starken Tubak nicht gewöhnt war, frei sei man hier, aber nicht bloß die fremden Fötzeln und Halunken, sondern auch die ehrlichen Landeskinder, die seien doch einstweilen noch nicht die Sklaven und gesetzlichen Basteseln fremder Spitzbuben. Er solle nur frei reden, er werde dann so frei sein, ihn die Treppe hinunter zu werfen, daß er Tagsheitere brauche, um seine Gliedchen zusammenzulesen. Wolle er aber ganz dieselbe hinunter, so solle er seine Zeche mit vier Batzen zahlen, kein Wort mehr reden und zur Thür hinaus, so schnell ihn die Beine tragen möchten. Das Männchen sah sich um nach Beistand, aber die beifälligen Blicke waren verschwunden bei des Wirths energischer Rede. Er faßte sich rasch, duckte sich und war unten auf der Straße, er wußte kaum recht wie. Oben setzte der Wirth, den übeln Eindruck zu verwischen, seine Rede fort. Ich habe dieses Hundegeschlecht

kennen gelernt zu meinem Schaden, sagte er. Anfangs glaubte ich, was das für Leute seien und wie gut sie es meinten, die kennten die Wahrheit und sagten sie aus lauter Wohlmeinen, die müsse man hören. Ich rechnete es fast für eine Ehre, wenn ich ihnen einen Schoppen aufstellen konnte; und wenn sie nicht zahlten, dankte ich noch — ich Lümmel — den D—. Aber wohl, die lernte ich kennen, ich war da gerade auf dem rechten Platz dazu zwischen Biel und Solothurn, und glücklicher Weise ehe mein ganzes Weibergut dahin war. Doch war das Lehrgeld immer noch groß genug, aber der Zorn noch größer über die dumme Gutmeinenheit, welche meint, es sei Schuldigkeit, solchem Gesindel alles zu glauben, die Hände unter die Füße zu legen und sie zu halten für die von Gott gesandten Engel, uns aus dem Diensthause Egyptens zu führen, und wohin? Möchte doch wissen, wohin wir sollten? Ich kenne jetzt ihr Gebrüll von Freiheit und weiß was es bedeutet, es ist die Diebslaterne, mit welcher sie leuchten, wo was zu stehlen ist, Geld und Gut, Weiber und Töchter, und zuletzt die Freiheit selbst, von der sie so wenig wissen, als ein Esel vom Singen, wie laut er auch brüllen kann.

Der Wirth redete nicht dumm, doch seine Weisheit wollen wir ihm nicht zu hoch anschlagen, er hatte sie gar zu theuer bezahlt, er hatte aber auch gar zu viele Gelegenheit dazu. Das Haus, welches Geschäfte macht in der Freiheit, hat gar viele Reisende, die alle kehren begreiflich in Wirthshäusern ein, legen da ihre Waare aus und zwar mit einer unerhörten Frechheit. Gegen sie sind die Badenser, Würtemberger, Frankfurter Reisenden, welche in Schnupftabak, Blau oder Cichorien machen, schüchterne Jünglinge. Sie sind die Herren des Hauses, wo sie einkehren, sie nehmen sich die Frechheit zu allem, in ihren Gelüsten liegen ihre Rechte; wer ein Wort gegen ihre abgegriffenen Muster der Freiheit wagt, der wird angedonnert, durchgeblitzt in souverainer Verachtung, moralisch todtgeschlagen. Es wäre ihm besser gewesen, er wäre in die Hände eines tür-

kischen Paschas oder eines alten Landvogts gefallen, als in die Klauen eines neumodischen Herrgöttleins oder eines Reisenden, der in Freiheit macht. Es wäre auch an der Zeit, daß man sich von diesen Herrgöttlein und ihrer übel versetzten unächten Waare emancipirte.

Nun ungefähr wie ein Pascha, der aus seinem Paschalik, oder ein alter Zwingherr, der aus seiner Burg unrechtmäßig vertrieben worden, stöffelte unser Männchen weiter und sah alsbald Gränchen vor sich, Gränchen das wunderliche! Wie in uralten Zeiten zwei feindliche Brüder oder Schwestern auf zwei sich gegenüberstehenden Hügeln sich anbauten, jeder aus seinem Sitze dem andern das Leben verkümmerte, aus seinem Sitze ihn zu treiben suchte, fast so stehen in Gränchen Kirche und Schulhaus sich gegenüber. Beide sind neu erbaut, die Kirche etwas früher, an beiden sparte die Gemeinde nicht, auf beide war sie stolz; denn beide zeichnen sich aus weit umher, beide erbauten die gleichen Menschen, und doch, wie oft Kinder aus gleichem Blute entsprossen, war es eine Zeit, wo beide sich haßten, weil in beiden nicht der gleiche Geist wohnte. Die ältere Schwester, die Kirche, liegt höher, besser zum Beschießen geeignet, die jüngere tiefer, vortheilhafter gelegen zum nächtlichen heimlichen Miniren. Unser Männchen kannte dieses Verhältniß. Denn accurat wie jedes Haus seine Reiserouten hat, seine Notizen über die Lage der verschiedenen Ortschaften, ihre Gebräuche und Abgaben, die verschiedenen Abnehmer, ihren Charakter und Geldseckel, accurat solche Landkarten hat auch das große Haus, welches in der Freiheit macht: Landkarten über die Stimmungen, Verhältnisse, Hauptknoten u. s. w., nur sind sehr viele Personen-Namen dabei, welche bei den gemeinen Landkarten fehlen. Indessen ist bei diesen Karten das Fatale wie bei den gemeinen Landkarten auch, daß Veränderungen entstehen, welche man nicht vernimmt oder nachzutragen vergißt. Es ist alles auf der Welt dem Wechsel unterworfen, die Gränzen der Länder, aber noch viel mehr die Stimmung der

Menschen. Ja wie manchem Reisenden ist es nicht schon begegnet, daß er an Orten, wo er den größten Absatz gehabt, das nächste Mal mit großer Schmach und Schande sich schieben mußte, dieweil plötzlich den Leuten über die Sünden des Hauses die Augen aufgegangen, ohne daß das Haus es wußte. Es zählte mit Sicherheit darauf, die Abnehmer, welche es seit zehn Jahren betrogen, noch wenigstens neunzig andere Jahre ohne Anstand fürder betrügen zu können auf dem gleichem Fuße. Ungefähr ähnlich geschah es unserm Geschäftsreisenden des großen Hauses, welches in der Freiheit machte. Das Wort Freiheitsapostel brauchen wir nicht, wir wollen das heilige Wort nicht mißbrauchen da, wo das Wort Geschäftsreisende oder Commis voyageurs vollkommen paßt.

Seiner Karte nach konnte das Männchen hier ein einstweilig Unterkommen zu finden hoffen, wenigstens als Station, von welcher aus es sich orientiren könnte. Seine Umstände waren so, daß er aus Vorgängen hoffen konnte, sie würden große Theilnahme finden, und die gleichen Vorgänge ließen die Station als sehr geeignet erscheinen, auf die Umgegend sehr bedeutend einzuwirken, namentlich die verfluchten Aristokraten im gegenüberliegenden Büren total todtzuschlagen. Er verstund das Ding, indessen fehlte ihm doch das Ding. Er nahm an, alles sei geblieben, wie es vor wenig Jahren gewesen; statt nach dem berühmten Gränchenbade abzulenken, welches wenige Minuten vor dem Dorfe seitwärts liegt, und dort den Stand der Dinge zu recognosciren, marschirte er kühn in's Dorf und in's Wirthshaus hinein. Er dachte nicht, daß in Ortschaften, welche früher Flüchtlinge aufgenommen, der Geist so gut sich ändern könne, als der Geist in den Menschen, welche ehedem als Flüchtlinge aufgenommen worden. Das ist das Gute im Solothurner Gebiete, daß man in den Wirthshäusern fast allenthalben und zu allen Zeiten Gäste antrifft, von welchen man vernehmen kann, was die Glocke geschlagen. Die Betriebsthätigkeit muß im Solothurner Lande sehr groß sein,

dem Verkehr in den Wirthshäusern nach. Nun kennen wir wohl unsern Dorbach, denn so heißt unser Männchen, dagegen aber die herrschende Stimmung in Gränchen viel zu wenig, um mit Sicherheit zu behaupten, die dortige Stimmung habe total umgeschlagen.

Es ist möglich, daß Dorbach in ein unrechtes Wirthshaus gekommen oder zufällig die unrechten, d. h. konservative Gäste angetroffen. Wir können bloß so viel sagen, daß es keine halbe Stunde ging, so war er in den bittersten Händeln. Wahrscheinlich knüpfte eben Dorbach an Rückerinnerungen an und winkte mit dem Holzschlägel, was Gränchen Fremden zu verdanken hätte, weil natürlich so ein Herr Doktor und Professor meint, man müsse mit Bauern, wenn man verstanden sein wolle, laut und deutlich sprechen. Von den Leuten in der Gaststube mußte er sich sagen lassen, man habe hier des fremden Lumpenpackes satt. Man habe Erbarmen mit ihm gehabt und ihm zu Kleidern, Brod und Ehren geholfen, aber kaum sei es erwarmt gewesen, habe es den Meister spielen wollen im Hause, habe Streit und Zank angerichtet, den Leuten die Haare zusammengebunden, die ehrbaren Leute verlästert, der Väter Sitten und Religion verhöhnt, die Leute angeschmiert, das Beste vorweg gefressen, die Schweizer Kühe geheißen. Wenn diese Leute irgendwo zur Macht kämen, wäre es das Erste, daß sie die Schweizer unterdrückten und über's Land kämen nicht wie Landvögte, sondern wie die Läuse über die Bettler, die Mäuse über den Speck, die Füchse in den Taubenschlag.

Dorbach war gar nicht in der Stimmung, zu begütigen, er sparte sein Maul auch nicht, und man machte bereits Anstalt, ihm einen Begriff beizubringen, wie man Spatzen vom Acker jage, als der Wirth von der Jagd heimkam. Er mittelte, wies seine Mitbürger zurecht, nahm den Fremden in Schutz. Er übte eine schöne Pflicht; was ihn dazu bewog, wissen wir nicht; es sind halt oft unsere besten Werke mit Sünden be-

fleckt, und Wirthe machen in dieser Beziehung sicherlich keine Ausnahme. Er sagte; den Fremden hätte man viel zu verdanken, sie hätten den Schweizern das Licht angezündet; jetzt da es brenne, solle man es ihnen nicht so gröblich verdanken. Sie seien halt wie sie seien, anders könne man sie nicht machen, aber man solle sie doch reden lassen, damit würden sie wenig zwingen, und kommod seien sie allweg, um das zu verrichten, was man selbst mit keinem Finger anrühren möchte. Das sagte er leise und im Dialekt so kauderwelsch als möglich, damit die seltsame Entschuldigung der Betreffende nicht verstehen möchte. Der Wirth hatte aber Mühe mit seinen Mitbürgern, er überzeugte sie nicht, ihre Gegenreden fertigte er mit einem kurzen „Abah" ab, bis sie endlich gingen mit den Worten: Warte du nur, du wirst witzig werden vor dem letzten Fastnachtsmarkt.

Dorbach erkannte im Wirthe einen Freund und machte ihm Mittheilungen. Ich bin der Doktor Dorbach, war Professor, habe mitgewirkt an der Freiheit der Schweiz. Dem Namen nach werden Sie mich kennen, meine Verdienste können Ihnen nicht unbekannt sein. Aber es ist verflucht, daß in der Schweiz die Reaktion beginnt, ehe in Monarchien das Signal zur Freiheit gegeben ist. Im Sonderbund hat es nur gepfuscht, der Hyder der Aristokraten und Jesuiten ist der Hals nicht abgeschlagen, die Köpfe haben sich verdoppelt. Ich war Professor in H., Pfaffen und Patrizier brachten mich um meine Stelle. Sie witterten, daß ich freisinnige Blätter in Deutschland und in der Schweiz fütterte mit der wahren Kost; sie rächten sich, sie stießen mich mit meinen acht Kindern auf die Gasse in dieser Jahreszeit. Das konnten nur Pfaffen und Jesuiten thun. Er wischte sich die Augen, sie waren aber eigentlich nicht naß. Ich, ich Doktor Dorbach, Professor, ich muß wie ein gemeiner Bettler dem Brode nachwandern auf der Straße. Ich sage nichts, aber da brennt's! Er ballte die Faust und legte sie auf's Herz, mit der andern Hand rückte

er die Brille zurecht, mit welcher er behaftet war. Ich war in Biel, dort war kein Platz für mich, nicht einmal im Postwagen als blinder Passagier fand ich Raum. Ich erhielt Anweisungen nach Solothurn, man sprach mir aber auch von Lengnau, besonders von Gränchen, wo vielleicht Beschäftigung sei für mich und ein gehörig Auskommen. Ach Gott, ich brauche so wenig; essen thue ich wie ein Kind und der Wein ist hier so wohlfeil. In Lengnau ist aber nichts, da ist nicht einmal der Wirth freisinnig, da kann man sich denken, wie es in den andern Strohköpfen aussieht und was die für einen Pfaffen haben müssen. Den Ort habe ich mir notirt, den Hund von Wirth werde ich zeichnen seiner Zeit. Wenn ich nur ein warm Obdach hätte einstweilen! Wo wir nichts als Fußtritte kriegten und Stockschläge und Weisungen, in vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen, da wird bald nur für uns gekocht und gebraten werden, und Ihr Gnaden wird es vornen und hinten heißen.

Lieber Mann, ich sage es Ihnen im Vertrauen, die Mine ist gegraben und gefüllt, die Schwefelfaden sind gelegt, die Lunte anzuzünden wird bereits Feuer geschlagen. Bis dahin könnte ich Unterricht geben, in welchen Fächern man will; könnte ein kleines Blatt herausgeben, ein wahres Bedürfniß für diese Gegend, eine Handdruckerei wäre mir versprochen; könnte des Abends Vorlesungen halten über Geschichte, Naturlehre, Physik, Chemie, Pfaffenthum, Freiheit und Menschenrechte, alles unentgeltlich, versteht sich, nur für den gehörigen Unterhalt, versteht sich. Gränchen ist berühmt, man kennt in Deutschland diesen Ort; ich habe meine Hoffnung hierher gestellt, Sie werden nicht wollen, daß ich mich getäuscht, mein lieber Mann! Bei Ihnen möchte ich bleiben und zwar nicht umsonst, Sie als freisinniger Mann sollen bezeichnet werden in allen Blättern, in welche ich schreibe. Kein Freisinniger Deutschlands soll hier durchpassiren, ohne bei Ihnen einzusprechen. Herr Wirth, ein Verdienst sollen Sie sich um Ihre

Gemeinde erwerben, welches Kinder und Kindeskinder Ihnen nicht vergessen werden. Mit den Lehrern werde ich mich in Verbindung setzen, dann an den Pfaffen hin da oben, wollen ihn ängstigen, wie man mit Rauch den Fuchs, der sich in seinen Bau verkrochen, ängstigt bis zum Tode. Chömet loset! rief eine Nase zur Thüre hinein. Der Wirth mußte die Nase kennen, denn alsbald stand er auf und ging. Als er wieder kam, sagte Dorbach: Nun, nicht wahr, Herr Wirth, hier kann ich bleiben, einstweilen mein Haupt zur Ruhe legen, bis der Schlag losgeht und Europa mich anderswohin ruft? Es würde mich freuen, sagte der Wirth, wenn es Sommer wäre, aber für den Winter bin ich nicht eingerichtet, ich habe kein warmes Zimmer. Vielleicht wäre drüben im Bade Platz, aber im Winter müssen sie das Holz auch sparen; daneben bis die Zeitung im Gange wäre, wäre ja der Sommer da, und mit den Vorlesungen weiß ich es nicht, man hört ganz umsonst so viel neues berichten, daß niemand gerne mehr um was neues einen Kreuzer giebt, es müßte denn gar was Rares sein. Am besten wäre es, Ihr ginget auf Solothurn, Ihr seid gleich dort; wenn an einem Orte, so kommen dort Leute wie Ihr an Platz. Dort haben sie immer Geld für was Narrs, darum ist das Land so arm. Sie haben dort an der lateinischen Schule Lehrer, sie sagen ihnen auch Professor und zahlen ihnen ein Sündengeld, fünf-, sechshundert Gulden und noch mehr. Das ist ja ein bloßes Almosen und kein Geld, sagte Dorbach, ich hatte schon Stellen von mehr als tausend, ja von fünfzehnhundert Gulden, und damit läßt sich kaum anständig leben. Fünfzehnhundert Guldi! sagte der Wirth, Donnerwetter, fünfzehnhundert Guldi! mehr als ein Rathsherr! Warum seid Ihr nicht da geblieben? Pfaffen und Patrizier haben mich ja vertrieben, wie ich es schon gesagt, antwortete Dorbach. Fünfzehnhundert Guldi, sagte der Wirth, verflucht viel Geld. Wäre ich an Eurer Stelle gewesen, mit denen Pfaffen und Patriziern hätte ich gesucht nachzukommen. Abah! hätte dabei den-

ten können, was ich gewollt. Fünfzehnhundert Guldi sind ein Geld, um das kann man schon was thun!

Was Dorbach dachte, wissen wir nicht, er murmelte etwas von Dreckseele, Gesinnung und Grundsätzen, und frug dann deutlicher den Wirth: ob er meine, daß in Solothurn was für ihn sei? Er glaube es, sagte der Wirth, doch versprechen könne er nichts. Es sei in Solothurn wie an andern Orten; wo ein Pöstlein sei, da paßten Zehne darauf, wie die Katzen vor den Mäuselöchern. Jedenfalls sei da nichts von fünfzehnhundert Gulden; wo so Viele vom Kuchen wollten, da könne man so groß die Stücke nicht machen. Sie vermöchten nicht mehr so viel in die Stadt zu geben, sie hätten mit sich selbst mehr als zu viel zu thun, sollten den ganzen Tag die Hand im Sacke haben, daß es ihm, wenn er schon Wirth sei, allemal Angst mache, wenn er ein fremd Gesicht gegen sein Haus kommen sehe, weil er fürchte, der wolle was von ihm.

Dorbach's Freundschaft zum Wirth hatte beträchtlich abgenommen und schwand endlich ganz. Dessen Benehmen schrieb er aber einem kurzen Husten zu, der hinter der Thüre vernehmbar war, aus einem weiblichen Halse zu kommen schien und ihrer jungen Freundschaft die galoppirende Schwindsucht an den Hals brachte. Der Abschied war kurz und so vertrocknet, daß der Wirth, als er den Rücken seines Gastes zehn Schritte von seinem Hause sah, einen ganzen Schoppen den Hals hinuntergoß ohne abzusetzen. Er schien ihm besonders wohl zu machen, den ganzen Tag war er äußerst aufgeräumt und sang den ganzen Tag das einzige Lied, welches er in seiner Gewalt hatte, nämlich: Mys Herz isch Trures voll vo wege Babi's, es het der Esel use glah, er isch im Kabis!

Unser Dorbach aber hatte es anders, der sang nicht und pfiff nicht. Singen und pfeifen werden aber auch den Meisten vergehen das Aarthal hinunter nach Solothurn im Winter bei dünnen Kleidern und starkem Bysluft. Zudem ist der Weg

von Gränchen weg nach Solothurn schauderhaft, accurat als ob es der Weg wäre in die lange Ewigkeit, welche bekanntlich kein Ende hat. Es war ein schrecklicher Zorn, den der kleine Mann den langen Weg, der sich auseinander zu schieben schien, wie man Maßstäbe hat, bei welchen sich dieses thun läßt, verwerchete. Er gehörte, wie der Leser, der nicht im Fortschritt begriffen ist, den man bekanntlich, je schneller es vorwärts geht, desto weniger sieht (vide Exempel an den Eisenbahnen), zu der Sorte von Menschen, welche als erstes Menschenrecht das Recht in Anspruch nehmen, zu leben nach ihrem Belieben. Können sie das nicht, schreien sie über Ungerechtigkeit und verdorbene Zustände; wer ihnen nicht dazu verhelfen, all ihrem Begehren nicht entsprechen will, den verschreien sie als Aristokrat, Jesuit, Geldmensch, suchen ihn der Rache des Pöbels zu überliefern. Diese Menschen suchen nie die Ursache ihres Mißgeschickes in ihrem Herzen und eigenen Verhalt, sondern allezeit in andern Menschen und den bestehenden Verhältnissen. Was das Menschenkind die Grändher und namentlich den Wirth, der freisinnig sein wollte und ihn, den Doktor Dorbach, gewesenen Professor, so schnöde laufen ließ, seinerseits liegen ließ, dürfen wir nicht einmal auf's Papier bringen, es könnte Händel geben, und im Solothurnerbiet ist das Prozediren so wenig gut als im Bernerbiet, wo es bekanntlich ein grundschlecht Gewerbe ist.

Weit, weit vor sich, scheinbar ganz am Himmel oben, schien ihm ein Busch Häuser zu stehen: er hielt ihn für die Stadt Solothurn, da er trotz seiner Brille kurzsichtig war. Er steuerte mit Macht darauf los, aber je mehr er steuerte, desto mehr schienen die Dächer sich zu retiriren, accurat wie die Tessiner, wenn sie Kanonen in der Ferne hören oder gar eine wirkliche Flinte von weitem sehen. Das machte ihn ungeduldig und das Maul ganz trocken; er kehrte rasch links ein, wo ihm ein fast unmerklicher Besen was Nasses andeutete. Man muß wirklich die Humanität preisen, welche so großartig dafür sorgt,

daß kein Reisender mit einem trockenen Maule geplagt wird, sondern wie er von ferne dran denkt, alsbald links eine Tränke findet, freilich böse und gute beidweg. Beideweg jedoch eine große Wohlthat auf diesem Wege, wo die Sonne direkt vom Himmel brennt, den Jurakalk pulverisirt, der im Sommer bei leichtem Winde pfundweise dem Reisenden in den Mund fliegt.

Das Lokal, in welches Doktor Dorbach trat, war nicht großartig, die innere Ausstattung nicht prächtig, die Aufwärterin nicht elegant, doch die Hauptsache war gut, ein scharfer Schnaps, und was will man mehr? Ein Gespräch mit der Wirthin wollte nicht recht laufen. Ka nit weltsch, antwortete sie anfangs. Nun verschweizerte Dorbach sein Hochdeutsch etwas mehr, was er sehr gut konnte, da er sich lange genug in der Schweiz herumgetrieben hatte, und es ging., d. h. die Wirthin wußte nun, daß er deutsch redete. Aber es ging doch nicht, denn Dorbach behandelte diese gemeine Wirthin grob und barsch, wie es diese Freiheitshelden im Brauch haben, wo sie nichts zu fischen finden oder sonst glauben, es gehe ihnen an. Solche Sprache liebte aber auch diese gemeine Wirthin nicht, es kam keine Zärtlichkeit in ihre Unterhaltung, welche sie flüssig erhält, wie die Wärme den Honig, sie trocknete daher alle Augenblicke ab. Dorbach fand Zeit zur Selbstbeschäftigung, er machte seine Kasse. Seine Baarschaft trug er verzettelt in allen Taschen; was er empfangen, hatte er immer in die erste beste gesteckt und zumeist nicht nachgesehen, was es war. Auf's Geld an sich setzte er keinen Werth und für den folgenden Tag sorgte er nicht, dafür ließ er Andere sorgen, machte, wie gesagt, den Anspruch an die Menschheit als erstes Menschenrecht, daß sie ihn, den Doktor Dorbach, erhalte. Er zog nun seine gesammte Macht in einen Sack zusammen, ungefähr wie Windischgrätz aus den verschiedenen Provinzen Oesterreichs seine Truppen vor Wien sammelte, und hielt Heerschau darüber. Hunderttausend Stücke und darüber brachte

er freilich nicht zusammen, doch mehr als er gedacht. Ohne Noth konnte er sicher bis Solothurn vordringen, ja ein ziemliches darüber hinaus, auch wenn ihm dort keine Verstärkungen zuflossen. Wir können aber nicht sagen, daß dieses ihm besondere Freude gemacht hätte, das Bangen des Fleißigen, woher Brod nehmen und den Seinigen Brod schaffen, wenn er kein Geld hätte, kannte er nicht, er ward bloß zornig über die verfluchte Welt und die bestehenden Verhältnisse, daß ein Mann, wie er, der Doktor Dorbach, an solchen Kleinigkeiten Mangel leiden müsse, nicht im Ueberfluß sitzen könne. In der neuen Weltordnung, welche er sich ausgedacht, da kam es anders, da ward die Arbeit nach den Talenten ausgetheilt, da machte man die Reichen, die Grafen und Banquiers, die Edelleute und Fabrikanten zu Packeseln und Holzhackern, die Lichter der Welt aber, er, Dorbach und andere, saßen an der Sonne auf dem Johannisberg, theilten den Andern die Arbeit zu, regierten überhaupt die Welt und hielten alle Tage Heerschau über das weibliche Geschlecht, um Aufruhr und Revolution zu verhüten. Jetzt machte ihn auch das Geld, mit welchem man ihm wahrscheinlich in Biel auf die Beine geholfen, zornig, von wegen er wäre dort lieber sitzen geblieben, als wieder auf die Beine zu müssen. Er betrachtete seine Baarschaft als eine Art von Loskaufgeld, mit welchem man sich z. B. mißbeliebige Einquartirung oder gar Plünderung vom Leibe hält. Daß man ihn so behandelte, machte ihn wild; er glaubte nicht bloß allenthalben eine erfreuliche Erscheinung zu sein, sondern auch das Recht zu haben, zu jedem seiner Freunde zu sagen: Bruder, ich bleibe bei dir, und mit ihm Dach und Fach zu theilen, wie man zu sagen pflegt. Seine Freunde schienen es aber accurat gehabt zu haben wie jene Krämerin, sie theilten auch lieber mit dem Pourtales als mit dem Dorbach. Er trank im Zorne seinen Schnaps und machte mit großer Bitterkeit sich wieder auf den Weg. Er musterte seine Freunde und Kampfgenossen, verglich ihre Errungenschaften und Lage mit

seinen dünnen Hosen und müden Beinen, seine Kenntnisse, seine Leistungen im Dienste des großen Hauses, welches in Freiheit machte, mit den ihrigen, fand überall das verkehrte Verhältniß der Leistungen zum Lohne. In dem Hirse, den er, Dorbach, gesäet hatte, saßen Andere, kochten den Brei für sich, während er nichts zu kochen hatte als Gift und Galle, Groll und Rache über den Undank der Menschen. Er brütete lange über den fürchterlichsten Plänen. Doch wie im Allgemeinen der Geist nicht ganz unabhängig von der Materie ist, wurden auch die Wallungen seines Gemüthes sanfter, seine Pläne milder in dem Maaße, als der Schnaps verdampfte. Er nahm sich vor, in Solothurn von seiner Stimmung gar nichts merken zu lassen, ganz ruhig und gefaßt aufzutreten, vielleicht daß doch dort der Ort sei, wo seine Feigen reifen, die Orangen ihm blühen würden.

Unterdessen schritt er vorwärts und kam doch nicht vorwärts auf der heillosen Straße in die Ewigkeit. Eine halbe Ewigkeit schien es ihm zu gehen, bis er zur vermeintlichen Vorstadt von Solothurn kam, und als er dort war, war es wiederum nicht die Vorstadt, sondern bloß einige Häuser, und die Straße lief weiter, glich einem langen, langen unendlichen Darme, und am Ende desselben sah er etwas liegen als wie so eben hinaus gewurstet, was vielleicht Solothurn sein mochte. Er suchte sich darüber Gewißheit zu verschaffen und hatte die beste Gelegenheit dazu. Links wieder stand ein prächtiger Gasthof mit hohem Balkone; Ritter und Edelfrauen waren zwar nicht darauf zu schauen, wahrscheinlich wegen dem Bysluft, aber unter demselben sah er einen halb vollen Fuhrmann stehen, der ihm nicht bloß die gewünschte Auskunft gab, sondern auch die sicherste Garantie, daß, wenn er etwas verlange für den Hunger, absonderlich für den Durst, es da innen zu finden sei. Dorbach war ein Mann, der viel auf Garantien hielt, er überzeugte sich alsbald, daß sie diesmal richtig seien, fand eine warme Gast-

stube, sah trinkende und essende Leute. Er hatte ebenfalls Hunger und Durst, und da der Finanzminister keine Einwendungen machte, sanctionirte der König die Begehren der beiden Kammern.

Der Wirth war ein gesprächiger, zuthätiger Mann, der seinen Gästen sich sehr interessant machen konnte, absonderlich mit einem guten Glase Wein. Die Wirthin war kaum als Wirthin geboren, hatte mehr den Bauernschlag, schien gutmüthig und ganz glücklich, wenn sie mal was Ordentliches aus der Pfanne auf den Tisch geschroten und bugsirt hatte wohlbehalten. Allerlei Kinder liefen herum zwischen Tischen und Beinen. Dorbach nahm an, es sei des Wirths Nachkommenschaft, und behandelte sie mit einiger Rücksicht, d. h. er stieß sie nicht mit den Stiefeln von sich, wie er es den Hunden machte, wenn sie seinen Beinen zu nahe kamen.

Es schien Dorbach, der dafür eine gute Nase hatte, wie auch für alle Gerüche aus der Küche, es herrsche hier eine bedeutende Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, er athmete sympathetische Lüfte, er witterte Bruderherzen. Der Wirth ließ anfangs nur so hier und da was fallen. Wie er aber zutraulich wurde, kam Zusammenhang in die abgebrochenen Brocken. Er klagte über zu viel Zahlen, zu theure Regierung, wie man nicht wisse, wo das viele Geld hinkomme, über den Hochmuth der Regenten, gäb wie niederträchtig man sie nehme. Kaum habe Einer die Füße unter einem grünen Tische, mache er den Junker und thue als ob der Kaiser von Rußland sein Vater sei. Er sei Waffenkamerad von Vielen, aber wer an der Regierung sei, kenne ihn nicht mehr, selbst solche, welchen er für Musterungen Strümpfe und Hosen geliehen, weil sie zu arm gewesen, solche selbst anzuschaffen. Aber je ärmer Einer gewesen, desto verfluchter thue er und habe gar keine Achtung mehr für die Landleute. Im Sommer und manchmal auch im Winter kämen viele Herren aus der Stadt und seien schrecklich freundlich, man warte ihnen aber auch recht

auf, und den Wein fänden sie nirgends wie hier, er fahre aber selbst in's Weltschland. Sie sagten, sie wüßten nicht, wie ich es auch mache, in der Stadt bekäme man nirgends solchen Wein wie bei mir, wenn man ihn auch zahlen wollte. Ich könnte es ihnen sagen; aber ich möchte es den Wirthen drinnen nicht zu leid thun, es ist mancher ein guter Freund von mir. Aber komme ich einmal in die Stadt, ist's als ob die Herren ganz andere Augen hätten, sie kennen mich nicht, geschweige daß mir einer die Hand giebt. Da lupfe ich die Kappe, wie es üblich ist bei uns herum, sage: gute Obig, Herr Rathsherr, Herr Stadtvogt, Herr Kaplan, aber keiner giebt mir den Namen und reicht mir die Hand und sagt: gute Obig Wirth, wie stoht's mit de Fische oder händ d'r süst was Guts? es glust mich neue mol wieder euere Wy z' versuche, de Sexedryßiger oder de Zweievierziger oder Sexevierziger, welcher besser sei; Vieredryßiger händ d'r doch keine meh? Sie hebe kaum die Hand an den Hut und göhnd wyter, grad als wenn sie mich gar nicht kennten, als wenn ich aus dem Schwarzbubenland wäre, oder gar aus dem Schwarzwald.

Das waren Redensarten für unsern Dorbach, accurat was Karrensalbe ist für ein Wagenrad. Seine Goldader sprang ihm auf, seine Rede ward flüssig, er redete, was die Gaststube fassen mochte, vom Verderben der Welt durch Jesuiten und Aristokraten, durch Pfaffen und Philister, von der Dummheit der Menschen, welche dieses duldeten, welche in der Mehrzahl doch sich knebeln, die Augen verbinden, sich berauben ließen von dieser verfluchten privilegirten Räuber- und Mörderbande. Wenn das Elend am größten sei, sei auch die Hülfe am nächsten. Mitten in den Feigen und Schlechten wachten Solche auf, welche das Heil der Menschen wollten und trotz Undank und Verrath an den Fesseln feilten, die Bande sprengen, die Morgenröthe der Freiheit bringen wollten. Das seien die Rechten, treu wie Gold, könnten wie Prinzen wohnen in gol-

denen Palästen, statt herum zu pilgern in kalter Winterzeit, wenn sie ihre Liebe zur Freiheit, ihre Treue am Volke verleugnen, Grundsätze und Prinzipien opfern wollten dem angebotenen Golde. Auch er gehöre zu diesen, auch er sei ein Opfer der Tyrannei, welche die Welt beherrsche; statt in Schwanenfedern zu liegen, wisse er nicht, wo der Stein sei, auf welchen er diese Nacht sein Haupt hinlegen könne. Aber so lange er Haut an den Füßen habe und ein Hemd am Leibe, wandere er der Freiheit nach und der Gleichheit, und sollte er darob zum ewigen Juden werden, oder die Tyrannei ihn in einem Mörser zerstoßen.

Er war ganz herrlich anzusehen, als die Begeisterung ihm so rundweg vom Munde floß. Dem Wirthe verging darob das Herz, wie ein Stück Zucker im Wasser, er machte auch ein Gesicht, als ob er selbst zu einem Glas voll Zuckerwasser werden wollte. Das sei jetzt geredet mit Wahrheit, sagte der Wirth, so hätte er es nie gehört; er spreche da eine Gesinnung aus, mit welcher man jede Verfassung pflastern sollte von oben bis unten, dann hätte es doch einmal eine! Es werde viel geredet in dieser Stube, besonders im Winter; im Sommer führe er die Herrschaften aus der Stadt und Kapläne, und, wenn sie es begehrten, auch die Herren Aerzte hinauf in den Saal, wo der Balkon sei, aber so fest habe er doch die rechte Sache noch nie gehört. Er wollte gerne eine Flasche Sechsunddreißiger oder gar Vierunddreißiger holen, sie sollte keinen Kreuzer kosten und er habe doch guten, er habe ihn selbst geholt, er möge mit denen Weinherren nichts zu thun haben, wenn das, was der Herr gesagt, ein Rathsherr oder zwei gehört hätten. Die hätten eine Nase voll nehmen können. Er nehme auch kein Blatt vor den Mund, habe schon oft ihnen die Wahrheit gesagt, so gut er es verstanden, daß ihn gedünkt, es sollte ihnen die Haut abgehen. Aber es mache ihnen alles nichts, was er sage: Hör' du, sagten sie ihm gleich, du bist immer der gleiche und nie zufrieden. Wenn

unser Herrgott vom Himmel käme und die Mutter Maria mit ihm, sie würden es dir nicht recht machen, du räsonirtest doch immer fort. Ja, sage ich ihnen dann, ich bin alleweil der gleiche, es wäre gut, es hätten es Andere auch so und änderten nicht die Haut, sobald sie an die Regierung kämen. Da haben sie schon manchmal gesagt: wart du nur, das nächste Mal mußt Rathsherr werden. Da habe ich gesagt: Wählt mich nur, es ist dann die Frage, ob ich's annehme. Aber sie haben mich noch nie zum Rathsherren gemacht, sie wissen wohl warum, daß ich nur der gleiche bliebe, und das käme gar curios, wenn ich so wäre und die Andern alle anders. Wenn nur die Herren kämen, was sie zu solchem sagten, nimmt mich gar zu wunder; aber bei solchem Byswind kommen sie nicht.

Doktor Dorbach liebte solche Anerkennungen. Er fand, er habe selten einen Wirth gefunden, der so gut ihn gefaßt, so tief in seinen Sinn eingedrungen. Er machte dem Wirth Komplimente über seinen tiefgehenden politischen Sinn. Er könne sich nicht aussprechen, wie wohl es ihm thue, hier auf dem Lande einmal jemand gefunden zu haben, der ihn verstehe. Er sei nicht pressirt; wenn es dem Wirthe recht sei, bleibe er einige Wochen hier; gelegentlich könnte er den Herren den Text lesen, auf die Landleute wohlthätig einwirken, in der Zwischenzeit Hauslehrer sein. Er wollte die Kinder in einigen Wochen weiter fördern, als sie in einer gewöhnlichen Schule in zwei Jahren kämen. Bei der Nähe der Stadt, wo er Freunde habe, finde er schon literarische Beschäftigungen und könne zugleich seine Ansichten über Elend und Nothstand im Solothurnergebiet im freisinnigsten Blatte ausdrücken. Was sagt ihr dazu, Herr Wirth? Das gefiele mir, sagte der Wirth. Den Kindern könnte man die Schuhe sparen; schlaft ihr nicht gern in einem kalten Zimmer, so könntet ihr beim Stallknecht schlafen, er hat ein Bett für drei. Was würdet ihr Kostgeld zahlen? Ja potz Himmel,

was da Doktor Dorbach für Augen machte! Kinder unterrichten, beim Stallknecht schlafen und Kostgeld zahlen? Kostt geld? sagte Dorbach, was Kostgeld? welche Besoldung gebeihr mir dann als Hauslehrer? Ja, sagte der Wirth, Hauslehrer, den er bezahlen müsse, begehre er keinen, er hätte bloß geglaubt, er könnte die Schule ersparen, thäte ihm einen Gefallen, wenn er ihn behielte für ein anständig Kostgeld; ein großes hätte er nicht einmal begehrt, bloß so wie es für einen solchen Herrn anständig sei.

Curios, auf einmal war es ander Wetter, die Brüderlichkeit zu Ende. Die Gesinnungen gingen auseinander und Dorbach ohne viele Komplimente weiter. Der Wirth leckte noch einmal so wohl an seiner Pfeife und rühmte schmunzelnd, wie wohlfeil er den hätte verbrauchen können. Der Wirth war allerdings ein ganz vortrefflicher Patriot, aber aus der Klasse, welche man Sackpatrioten nennt. Dorbach nahm das aber nicht so kaltblütig, er lief in heiligem Zorne der Stadt zu und fluchte bitterlich über die Bauern, von denen man nie wisse: ob der Esel im Schelm stecke, oder der Schelm im Esel. Es war aber auch Zeit, daß er lief und zwar tapfer, es ging gegen Abend, die Sonne rückte immer rascher dem Untergang zu, und Dorbach glaubte nur weniger zu rücken, je strenger er lief. Er kam sich vor wie ein Hund in einer Tretmühle. Solothurn wollte gar nicht nähern.

Er hätte gerne noch Freunde aufgesucht, Empfehlungen abgegeben, Quartier gefunden, aber längst war es Nacht, als er endlich durch das ehrenfeste Thor humpelte und mit Mühe die ihm im Falle der Noth bezeichnete Herberge fand. In seinem Gemüthe war er wiederum so mit der Welt zerfallen, daß er es mit dem schnäuzigsten Metzgerhund aufgenommen hätte. Nicht gewohnt, früh zu Bette zu gehen, suchte er, so müde er auch war, doch die Gleichgesinnten auf. Ob Dorbach Freimaurer ist, wissen wir nicht. Freimaurerei ist dato der große Bettelbrief, gültig auf zwei Welttheile, mit welchem

die Ruh- und Friedlosen, die Weltbeschmerzten, Europamüden, Zerrissenen, die Märtyrer der Gesinnung, die Bürger eines kommenden Jahrhunderts wandern durch Europa nach Amerika, durch Amerika nach Europa und zwischen Amerika und Europa hin und her. Dorbach trat, so klein er war, doch mit ganz besonderem Selbstbewußtsein in den Versammlungsort, man sah, er hatte sich um das Imponiren vielfach bemüht. Er glaubte, das gehöre zu einem Doktor, welcher in sieben Fächern Professor sein zu können glaubte. Wir müssen sagen, der Glaube hat nicht bloß viel für sich, sondern die Kunst des Imponirens ist auch viel werth. Nur ist hier wie an andern Orten das Mögen und nicht Können äußerst fatal. Wir können nicht sagen, daß sein Empfang, als man endlich den Unerwarteten erkannte, sehr stürmisch gewesen sei, die Kunde von seiner Ankunft mehr angezogen als fortgestoßen hätte. Indessen das hinderte nicht, daß in einer Zeitung folgende Nachricht stand, mit einer großen Hand bezeichnet: Den 23. December hatten wir das Glück, den berühmten Doktor und Professor Dorbach bei uns zu sehen. Unerwartet trat er bei uns ein, die Ueberraschung war groß und innig. Der Jubel, den Hochgefeierten Mann auch einmal in unserer Mitte zu sehen, stieg von Minute zu Minute, lief wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Dorbach ist da! tönte es in die dunkelste Spelunke hinein. Die freisinnigen Bürger strömten zusammen, den Kämpfer für Freiheit und Recht zu sehen, zu begrüßen. Wer ihm die Hand geben, sein Kleid berühren konnte, war glücklich, aber Tausenden versagte das Gedränge dieses Glück. Unser großes Lokal war zum Ersticken voll. Das Gedränge hinderte ruhige Besprechung. Dorbach war sehr müde, doch sprach er herrliche begeisterte Worte aus der Tiefe seines göttlichen Gemüthes, sie gruben sich mit eherner Schrift in die Herzen. Der Abend wird uns unvergeßlich bleiben. Am folgenden Tage sollte ein großes Essen stattfinden. Der Storchenwirth hatte bereits unaufgefordert große Anstalten getrof-

fen, aber unaufschiebbare Angelegenheiten zwangen den Theuren, schon am folgenden Tage abzureisen. Uns tröstet nur das Versprechen seines baldigen Wiederkommens, ihm folgen unsere besten Wünsche auf seiner ruhmvollen, segensreichen Bahn.

Uebersetzt man diese Ankündigung in den einfachen Styl, so lautet sie ungefähr so: Was zum — ist schon einer wieder da, hätten deren doch bald genug gesehen, wenn der — nur schon wieder weg wäre! Der Jubel reduzirte sich auf ein eigenthümlich Zucken im Gesichte, ungefähr wie man es macht, wenn eine Schröpferin uns ihre Hörnchen in den Nacken setzt. Die Bekannteren frugen verblüfft kraus durch einander Woher, Wohin, nahmen ihn dann zum Tische und setzten sich zu einer Flasche. Dabei blieb es. Zudrang war ferner keiner sichtbar. Im Gegentheil zwischen dieser Gruppe und den andern Gästen blieb ein ziemlicher Zwischenraum. Wer konnte, rückte bas abe, und Mancher trank seinen Schoppen rascher aus und ging früher heim, als er sonst gewohnt war. Die nähern Freunde waren daher bald ungestört und Dorbach konnte ausrücken mit allem, was er auf dem Herzen hatte, mit allgemeinen und Privatangelegenheiten. Was die letztern betraf, so gab er sich nicht mit Fragen ab, sondern er machte seinen Freunden Eröffnungen. Er sagte, er gedenke hier zu bleiben, eine Professur zu übernehmen, oder wenn keine Stelle offen sei, einstweilen Privatunterricht zu geben, eine Zeitung zu gründen oder die Redaktion einer bereits bestehenden zur Hand zu nehmen, seine vermischten Schriften zu sammeln und herauszugeben, einen Handwerkerverein zu stiften, dort Stunden zu geben und die üblichen Vereinsbücher herbeizuschaffen. Er sprach mit großer Bestimmtheit, nahm durchaus keine Notiz von der Verlegenheit, welche sich auf einigen Gesichtern sichtlich genug herausstellte. Schüchterne Einreden überhörte er eben so, wie er die Gläser nicht zählte, welche er hinunterlaufen ließ.

Die Herren rutschten ungeduldig auf den Stühlen, obschon man sonst in Solothurn nicht der Meinung ist, man müsse immer mit den Hühnern zu Bette gehen, und den Solothurnerinnen muß man nachreden, daß nicht bald Bürgerinnen so gut einsehen und begreifen können, wie man eine Flasche über den Durst trinken kann, als sie. Endlich brauchte man Kunst und es kam wirklich zum Aufbruch. Zwei machten sich hinter den Andern weg und zu dem Einen sprach der Andere: „Hör' du, wer ist der kleine Teufelskerl, der säuft als wäre er das Heidelberger Faß und spricht als wäre er der alte Goliath und ist doch nur ein ganz kleiner Knirps, der jedenfalls durch ein Nadelöhr geht, daher wahrscheinlich ins Himmelreich kommt?“ „Ach,“ sagte der Andere, „das ist eben einer von den fatalen Kerls, welche Einem immer auf der Haube sind, wenn man unglücklicherweise einmal mit ihnen angebunden. Es sind wahre Kinder des Teufels, denn ließ man sich einmal von ihnen am kleinen Finger anrühren, so wollen sie nicht bloß die ganze Hand und Haut und Haar, sondern den ganzen Leib sammt der Seele. Ich kenne leider die Kerls, aber ich meide sie. Das sind die Kerls, welche man braucht, um die Revolution zu machen, d. h. um das Bestehende zu zersetzen, alle Institutionen, Ehe, Eigenthum u. s. w., selbst Gott für veraltet zu erklären, das Fleisch auf den Thron zu setzen. Das sind die Kerls, welche sobald man etwas von Freiheit sprach, herbeiliefen, wie ehemals das Volk zu einer Kaiserkrönung nach Frankfurt, um von dem gebratenen Ochsen zu kriegen und das Maul an die Brunnen zu setzen, aus welchen der Wein sprudelte. Haben sie sich irgendwo durch eigene Schuld und heillose Frechheit um's Brod gebracht, so erscheinen sie unerwartet vor der Thüre, fordern was ihnen beliebt als Märtyrer ihrer Gesinnung, gleich Verwundeten, die als Freiwillige im ersten Feuer gestanden, und legt man ihnen nicht die Hände unter die Füße und behandelt sie wie türkische Paschas, so erheben sie ein Zetergeschrei, als ob man sie abstechen wolle wie ein

altes Huhn, und predigen einen Kreuzzug gegen uns arme Teufel.

„Hoffentlich werden wir dieser Zehntherren bald los, es giebt Loch für sie anderwärts. Der Zehnten auf meinem Gute, der nun abgeschafft ist, kam mich bei weitem nicht so hoch zu stehen, als ich an diese Bursche seit einiger Zeit ausrichten muß. Das ist ein Kerl, der schwer Geld verdienen könnte, bringt sich um alle Stellen, läßt Weib und Kinder im bittersten Elend, schlüge den nächsten Verwandten, den größten Wohlthäter leiblich oder moralisch todt um dreißig Kreuzer, wenn er zufällig Durst hätte. Ist er im Unglück durch eigene Schuld, sollen es Aristokraten und Jesuiten gethan haben, brüllt die Welt voll über die verfluchten Schweizerkühe und steigt doch im ganzen Lande den Kühen nach, um sie zu melken. Die Kühe sollen sich melken lassen in aller Demuth und noch Gott dafür danken, daß er ihnen einen solchen Melker von Gottes Gnaden geschickt, sollen ihm schaffen Fischeli z'Morge und Krebseli z'Nacht, alles bei Androhung der allerhöchsten Ungnade. Ich bin aber dessen satt und entschlossen, mir das Geschmeiß ein für alle Male vom Leibe zu halten, gehe es mir wie es wolle. Gute Nacht, schlaf wohl, und wenn man am Morgen nach mir frägt, so sage, es sei ein Expresser gekommen und habe mich auf's Land gerufen."

Am andern Morgen finden wir unsern Dorbach auf der Straße ziemlich spät, er flucht bereits wieder innerlich. Er trifft die Freunde nicht. Der eine mußte unerwartet verreisen, und wann er heim kommt, weiß man nicht; ein anderer ist sonst nicht daheim, und wo er ist, weiß man ebenfalls nicht. Endlich erwischt er einen, vielleicht daß an diesem eben die Reihe war, das Wetter über sich ergehen zu lassen. Dorbach spritzt erst die bereits gesammelte Galle los und frägt: was für Aussichten für ihn da seien und was die Freunde gethan, die ihnen gestern gemachten Eröffnungen zu verwirklichen? „Höre du," sagte der Freund, und schenkte ein, wahrscheinlich

weil man Pillen gewöhnlich in etwas Flüssigem einnimmt, „du bist hier ganz am unrechten Orte, hier ist nichts für dich, das ist wohl bekannt, und ich begreife gar nicht, wie man dich hierher weisen konnte. Es war wohl eine Zeit, wo man hier auch das Fieber hatte, ein Pole mit schwarzen Augen zum Mittagsessen eingeladen, ein Fremder angestellt wurde, aber das Fieber ging rasch vorüber, das Klima ist ihm nicht günstig. Man liebt hier eigentlich nur die Fremden, welche Geld austheilen, wie Kosciusko es that, wo, wenn der Mann nicht den Verstand hat, das Pferd stille steht. Das Geld fließt hier nicht in Strömen, und wenn es fließt, haben die Einheimischen das Maul an der Röhre, es ist ihnen eigentlich nicht zu verargen, sie haben es nöthig. Es ist auch eine sehr große Beschränktheit hier. Man sagt: wenn man Brod übrig habe, so gebe man es am liebsten den Einheimischen, und möchten es die Menschen nicht, den einheimischen Hunden. Bitte, werde nicht böse, es sind ja keine Anzüglichkeiten, sondern bloß Berichte über die hiesige Stimmung. Begehre nicht auf, es sind nicht Geldmenschen hier, man sammelt nicht Schätze, aber was man braucht, braucht man am liebsten für sich. Ja ich weiß wohl, was du meinst, jeder zahle an das Gemeinewohl das Seine, du mit deinen Talenten, der Philister mit Geld; aber diesen Kalkul hat man einstweilen hier noch nicht begriffen. Man ist hier durchaus nicht pfäffisch, ja man ist sogar freisinnig, aber nur im Geiste, nicht im Gelde, der Geist ist halt unendlich, das Geld endlich. Diesen Satz fassen die Solothurner ganz klar. Hier ein anständig Brod zu finden auf die Dauer, kann ich dir also durchaus keine Hoffnung machen. Sieh im Bernbiet oben, da ist Geld und Dummheit viel, und was die Fremden nicht machen, das machen die Tochtermänner. Die Berner erfahren es wie die Juden, wohin es führt, wenn fremde heidnische Weiber eingeführt werden. Im Bernbiet sind viele unserer Leute, sind Sekundarschulen und Privatlehrer und Handwerksvereine, ein ausgesäet Feld,

wo man nur zu ernten braucht, sind Knoten, von wo aus viele Fäden laufen, ist viel Arbeit und sicher mancher froh über einen Gehülfen, wenn ihm eine höhere Bestimmung weiter ruft, wenn er z. B. Herold der Republick in Baiern oder Sachsen werden soll. Dahin gehe, aber nicht heute, heute bleibst bei mir."

„So, ist das dein Rath?" sagte Doktor Dorbach, „theuer ist der nicht. Aber meinst du denn eigentlich, du verflucht Vieh, ich sei es nicht satt, mich so von Einem zum Andern schubsen zu lassen, wie die Buben die Bälle sich zuwerfen? Meinst du, ich lese die Galgenfreude nicht an Euren Schweinsköpfen, wenn einer von euch meiner los wird; mich einem Andern auf den Hals wirft und dabei denkt; einem recht, dem andern billig, habe ich blechen müssen, kannst du auch! Ihr Luder, die ihr warm sitzt, was habt ihr für die Freiheit gethan? Nichts! Im Nest seid ihr gesessen mit Behagen und habt euch gewärmt, während Andere froren. Um's Brod habt ihr geheuchelt, geschmeichelt, den Katzenbuckel gemacht, seid gekrochen wie die Hunde und freßt es nun wie die Hunde. Klopft ein Bruder, der im Vortreffen gestanden, bei euch an, will sich wärmen und sättigen, knurrt ihr wie die Hunde, legt die Tatzen auf das Bein, an welchem ihr nagt, zeigt dem Bruder die Zähne und weiset ihn weiter, ihr Hunde!" So redete Dorbach. Der Kleine konnte schrecklich sein trotz dem Allergrößten.

Der Andere erschrak aber nicht, redete ihm gelassen zu. „Sieh," sagte er, „das ist eine grobe Rede und noch dazu eine dumme, ungerechte. Du warst angestellt, so gut oder besser als ich, warum führtest du dich nicht auf, daß du deine Stelle behalten konntest? Ich habe sichere Nachricht, daß du dich durch eigene Schuld darum gebracht. Ich kenne keine Verpflichtung, daß die Sparsamen und Fleißigen die Verschwender und Tollköpfe erhalten müssen. Ich will dir aufrichtig noch eines sagen. Ihr mit euerm unsinnigen Treiben, mit

euerm unverschämten Betragen gefährdet die Lage aller Deutschen, welche hier ihr Brod gefunden und im Frieden es essen möchten. Ihr seid schuld, wenn man am Ende alle Deutschen haßt und an einem schönen Morgen uns sammt und sonders zum Teufel jagt. Ihr geberdet euch hier im fremden Lande, als wäret ihr die Herren, die Schweizer die Knechte, wollt sie lehren, was Freiheit ist, und übt die schändlichste Tyrannei, stiftet Streit und Zank, gefährdet die Ruhe des Landes, setzt dessen Lage auf's Spiel und verleumdet alle Schweizer, welche ihr nicht an der Leine führen könnt, auf das niederträchtigste. Sieh, das kriegt man dann endlich auch satt, und was ihr gesündigt, werden zuletzt die Unschuldigen büßen müssen."

„Du wagst es, so zu mir zu reden?" rief Dorbach, „du, der du ohne mich nichts wärest, als ein Wurm, der längst zertreten worden? Bist also ein Abtrünniger geworden, ein Jesuiten- und Pfaffenknecht, verrathest die Brüder um Silberlinge, stößest sie hungrig von deiner Schwelle. Warte, du Judas, das müssen die Brüder wissen, du verfluchter Philister, das sollst du büßen. An den Dorbach sollst du denken dein Lebtag", und fort polterte er in vollen Zornesflammen, hörte auch die begütigenden Worte des Freundes nicht.

Also ging es ihm in Solothurn, wohin er so fest seine Hoffnung gestellt; bleibende Stätte fand er nicht. Pilgrim und Fremdling mußte er bleiben und begriff doch nicht warum? Aber so geht es in der Welt sehr oft und bei den Gelehrtesten am häufigsten, daß sie alles begreifen, alles lesen können, Gedrucktes, Geschriebenes, ja sogar die Hieroglyphen der Egypter und Babylonier, nur nicht was Gott mit eigener Hand in gewaltigen Buchstaben vor der Nase an die Wand schreibt. Dorbach war groß in seinem Zorne, in seiner Seele brannte die gründlichste Verachtung aller Lumpenseelen, die ihr Brod selbst essen, nicht zu ihm sagen wollten: Bruderherz, theure Seele, nimm, was ich habe, nimm meine Stelle, ich

habe mich warm gesessen, kann nun wohl auf die Strümpfe, eine andere zu suchen. Er wälzte eine namenlose Verachtung vor sich her gegen das ganze Gezüchte der gemeinen, principien- und ideenlosen Hunde, welche Ruhe und Frieden liebten, nicht alles aufboten, Revolutionen und Krieg zu machen, und zwar recht gründliche Revolutionen, recht blutigen Krieg. Ihn schauderte vor der niederträchtigen Gesinnung der Dreckseelen, die behalten wollten, was sie hatten, und es nicht zum Opfer bringen wollten für die gute Sache, sobald er es begehrte. Solche alle sollten im Dreck erstickt werden, denn nie brächte man die auf die freie Höhe der neuen Zeit. Im ersten Zorne rannte er gegen das Baselthor. Da fiel ihm ein, daß zu viele Spatzen auf einem Kirschbaume die Kirschen rar machen, er schwenkte daher beim Münster der Fußbrücke zu, gegen das Bernthor. Nicht nach Bern wollte er, er kannte Bern und wie viele Spatzen dort hinter den Kirschen waren. Er hätte am liebsten einen Kirschbaum gefunden, auf welchem noch gar keine Spatzen gewesen, solche Bäume sind aber rar in unserer bevölkerten Zeit. Indessen kannte er einen Bruder, der im Bernbiet auf einem Kirschbaume saß und das Handwerk aus dem Fundament verstand, pfiffig, geil, anmaßlich, kriechend, falsch war, als wäre er aus dem allerbesten Galgenholz geschnitten, wo es ihm anging, den Richter machte, als wäre er einer der von Gott über Israel geordneten Richter. Er wußte wohl, daß dieser Spatz ihn nicht begehrte auf dem Kirschbaume, auf welchem er selbst saß, aber er konnte ihm vielleicht einen anweisen, auf dem noch kein Spatz saß, eine Spätzin hätte ihn weniger genirt. Begreiflich kehrte er aber noch ein, ehe er Solothurn verließ. Es war bald Mittag und der Zorn macht bekanntlich trocken. Es war der Tag vor Weihnacht, es war ein schöner Tag. Es läutete viel in Solothurn an diesem Tage, und es läutet schön in Solothurn, wenn es recht angeht und nicht bloß die kleinen Glöcklein klingeln und bimmeln. Aber dem armen Dorbach war alles nicht recht, die

Sonne nicht, sie verdarb ihm den Weg, die Glocken nicht, die machten ihm Ohrenweh. Wenn es einmal wüst in der Seele ist, so scheint der wüsten Seele alles wüst, was vor sie kömmt. Es war keiner der ersten Gasthöfe, in welchem er einkehrte, sein Zeichen war ein verdorreter Busch. Verdorrete Büsche, seien es Tannen-, Dorn-, Palm- oder andere Büsche, sind merkwürdige witzige Schilder für solche Häuser: sie bezeichnen den Menschen, der da aus- und eingeht, das Ende seines Aus- und Eingehens, das Verdorren. Aber so dumm sind die Menschen, absonderlich da, wo Sekundarschulen sind, d. h. Schulen, welche aus Bauern sekundäre Herren machen, d. h. Halbherren, daß sie so was durchaus nicht begreifen noch verstehen. Hinter dem dürren Busche fand Doktor Dorbach wirklich auch das dahin gehörende Publikum, welcher dem Sinnbilde Ehre machte: halbverdorrete Bürger, halbvertrocknete Handwerker und ganz verdorbenes Weibervolk. Man schöppelte und räsonirte gewaltiglich. Die Einen schimpften über die Herren, die Andern über die Bauern, die Dritten über die Regierung, die Vierten über die Pfarrherren, kurz es schien da die allertüchtigste Gesinnung, wahrer Vollblut-Patriotismus zu herrschen, d. h. eine totale Unzufriedenheit mit allem, was im Himmel und auf Erden ist.

Hier fühlte sich Dorbach in seinem Elemente, wohlig als wie das Fischlein auf dem Grunde, hier war es ihm, als sollte er Hütten bauen. Er half räsoniren, und was Andere in die Kreuz und in die Quer sagten, ließ er aufmarschiren mit geschlossenen Gliedern in förmlicher Schlachtordnung mit Artillerie und Cavallerie, ließ alle Waffen spielen und blitzen schrecklich. Aber es ging ihm wie den Eidgenossen im Sonderbundskriege, er schoß zu hoch über die Köpfe und gab so sich selbst bloß. Er schimpfte nicht bloß über Herren und Bauern, Regenten und Pfarrherren, wie die Andern, er schoß bis zum Himmel hinauf, lästerte alles Heilige, namentlich den Weihnachtstag und dessen Bedeutung.

Ja da kam er auf einmal auf ganz andern Boden. Katholiken sind wunderlich, namentlich Luzerner und Solothurner. Sie können sehr leichtfertig reden, namentlich im Bernbiet, können thun, als ob sie alles Glaubens baar seien, aber sie sind sehr oft nicht, was sie scheinen. Sie können schimpfen über Gebräuche, können gegen Heilige muthwillig sein, aber lästern über das Hochheilige, besonders an heiligen Festtagen in der Nähe ihrer Kirchen, wo sie noch deren Glocken vernehmen, und besonders von Fremden, das wollen sie nicht hören. Hinter dem leichtfertigsten Muthwillen ist zumeist doch noch eine heilige Scheu verborgen, sie fürchten die Bären noch, welche die muthwilligen Spötter fraßen. Anfangs hörte man auf das Männchen und dessen Rede, so lange sie sich auf irdische Dinge und Personen bezog; als sie aber höher sich verstieg, das Allerheiligste lästerte und lächerlich zu machen versuchte, da gab es saure Gesichter und Widerspruch. Dorbach konnte auf fremdem Terrain sonst sehr vorsichtig sein, gehörte nicht zu denen, welche mit der Faust gleich die Fenster einschlagen, um besser durchzusehen, und in jedes Haus mit der Thür fallen. Er achtete sonst auf die herrschenden Winde, stellte nach ihnen seine Segel, jedoch nur seinem Ziele zu. Er gehörte unter die verruchten Lehrer, deren Hauptaugenmerk es ist, nicht bloß allen positiven Glauben, sondern auch jedes religiöse Gefühl zu tödten, den jüdischen Fleischessinn einzuführen, die Materie auf den Thron zu heben, aber alles auf verblümte, unmerkliche Weise. Man kann sie bei keinem Worte fassen, die Worte haben keine Handhabe, weder Nasen noch Ohren, sie tödten nach und nach, stibitzen Stücklein um Stücklein unbemerkt, impfen in kleinen Portionen das Gegentheil ein, tröpfeln die Aqua toffana ein, die geruch- und farblose, welche die geschicktesten Aerzte nicht zu erfassen vermögen, geschweige denn einfältige Papas und Mamas und am allerwenigsten eine hohe Stadtbehörde oder andere schultheitliche Weisheitsbüchsen. Das sind gewöhnlich die allerkreuz-

dümmsten Choristen oder Statisten. Es giebt immer Worte, welche man Stadt- und Staatsbehörden in die Hand stößt, accurat wie die Wartmütter in den Kleinkinderschulen Fahnen, Stecken, Zeichen den Kindern in die Hände stoßen, wenn sie dieselben spazieren treiben. So stieß man solchen Behörden zu einer Zeit in die Hände die Worte Neolog, Rationalist, Freimaurer, Freidenker, damit schlugen sie verflucht um sich und klopften die Rücken aus in die Kreuz und Quer. Plötzlich stieß man ihnen die Worte Humanität, Liberalität, Fachwissenschaft, Gründlichkeit, System in die Hände und damit hätschelten und tätschelten sie die Betreffenden, bis sie stinkend wurden, entweder davon liefen oder sonst erkniffen mit den papiernen Sternen an der Brust, accurat wie in Kleinkinderschulen, d. h. mit löschpapiernen Zeugnissen, mit denen sie sich brüsteten, als wären es goldene Kronen. Dorbach wußte mit diesen Statisten, d. h. Staats- oder Stadtbehörden, sonst umzugehen wie der Schiffer mit den Winden und segelte, bis Sturm ausbrach, sehr gut mit ihnen. Aber wenn der Wein wirkte, vergaß er Vorsicht und eigentlich war er sehr hochmüthig. Er benutzte wohl das Pack, aber wenn es sich ihm entgegensetzte, konnte kein alter Zwingherr gröber sein und es verächtlicher behandeln als er. Er verstand es dann zu demonstriren, daß Alles außer ihm Nichts sei und sein Ich die einzige wirkliche Existenz oder das einzige Wesen, welches eine wirkliche zu beachtende Existenz hätte. So that er es auch jetzt, es blitzte und donnerte als meinte er, er sei Jehova und sitze auf Sinai. Aber so wenig er Jehova war und auf Sinai saß, so wenig hatte er Juden um sich, die sich gerne ducken, wenn es wettert, sondern Solothurner, und zwar nicht bloß Schneider und Handschuhmacher, das sind jedenfalls eine andere Art von Krebsen.

Sie waren noch dazu vom gröbsten Korne, welches man in der dortigen Steingrube findet, ergrimmten über den Fremdling, der so unbescheiden und lästerlich ihr Bestes im Kothe

herumzog, und begannen nun in groben und hohen Tönen das beliebte Lied über die Fremden, welche den Landeskindern nicht bloß das Brod vor dem Maule wegfressen thäten, sondern noch dazu im Lande herumführen mit Schnauben und Toben, Glauben und Leute verlästerten, Streit und Zank anzettelten, als wären sie nicht bloß Kinder des Teufels, sondern zweimal ärger als er selbst. Aber nur Geduld, nach Weihnacht komme der Sylvester, da läute man nicht immer und ewig nur das alte Jahr aus, da läute man auch einmal die neue Landplage zu Thor und Land hinaus und zwar unsanft, die Schnänzler, die verfluchten, das fremde Pack allzumal, vor welchem kein Pföstlein und kein Meitschi sicher sei. Allen mache man es wie den Käfern, man schüttle sie von den Bäumen, werfe sie in ein Loch, schütte Kalch dazu, daß sie weniger stinken thäten. Kurz, die thaten jetzt, daß es Dorbach ward, als höre er bereits das Hep, Hep, er machte, daß er das Thor fand; aber noch lange war es ihm, als käme ihm der Landsturm nach, als tönte es Hep, Hep hinter ihm her. Seine Haut war ihm nicht feil, so wüst sie war; er konnte beispiellos frech sein, so lange es anging, und beispiellos feig, sobald es an die Haut ging, er gehörte durchaus in das Geschlecht der Tauchenten. Er marschirte also stráks zur Stadt hinaus, den Berg hinauf auf der Bernstraße. Er sah mehr als einmal zurück, ob ihm der Troß nicht folge. Sah er dann niemand, so schüttelte er sein Fäustchen über die Stadt, als wie zum Fluche, als ob er sagen wollte: Warte du nur, bis ich wiederkomme, wahrscheinlich als Attila, so gleichsam als Geisel Gottes. Wie schön der Blick über Stadt und Thal war, das sah er nicht. Wie der fromme Glaube durch ein frommes Leben, zog die schöne Aar ruhig und klar durch's schöne Thal, und wie ein frommer Mensch in Gottes Gnade und Segen, glänzten Thal und Fluß in der Sonne Licht.

Nachdem er das Fäustchen geschüttelt hatte, bereitete er die Präliminarien zur Verwirklichung der Drohung, schnitt

die Ruthe, probirte die einzelnen Reiser, d. h. er schmiedete Zeitungsartikel, schnitzelte Bannstrahlen, spitzte Pfeile und tauchte die Spitzen in indianisches Gift. Dieses Handwerk verstand er aus dem Fundament und trieb es mit Freuden, es war seine wahre Bürgerlust. Es ist dieses ein grauenvolles Handwerk, ein eigentliches. Es ist das Handwerk der Schlange im Paradiese; die, welche es treiben, sind der Schlange Abkömmlinge. Sie streuen Gift in alle Verhältnisse, säen Mißtrauen, und wie die Schlange Gott verdächtigte der Eva, untergraben sie den Glauben an Gott, den Glauben an gute Menschen, verdächtigen und verleumden dem Volke die Besten im Volke, schieben den edelsten Zwecken die niederträchtigsten Absichten unter und ersinnen Lüge auf Lüge, wie Kanoniere Lage auf Lage geben. Die Zahl dieser Sünder ist Legion und gut dressirt sind sie, scharf eingeschult, ganz wie von Sulzberger die Milizen. Ein Pfiff von der Wacht ertönt, das ganze Rudel, Meilen weit zerstreut, spitzt die Ohren und paßt auf weitere Losung, giebt die Losung weiter, und in Hunderten von Zeitungen widerhallen die Lügen und Verleumdungen, wiederholen sich hundert-, ja tausendfältig, bis Bresche geschossen ist, bis Sturm gelaufen werden kann. Diese Legion hat Siege erfochten, an die keine Seele gedacht, sie wird aber auch ihr Moskau finden, so gut als Napoleon; durch Niederlagen wird man siegen lernen, wenn man sich einmal von der Verblüffung erholt und den gehörigen Muth wieder sucht und um den Geist bittet, der unserer Schwachheit aufhilft.

Als Dorbach auf die Höhe kam, lag im röthlichen Lichte der untergehenden Sonne ein reiches Land, mit dunklem Walde reich durchzogen. In tiefem Hintergrunde standen in stiller Majestät hell und klar unsere Berge, noch blühten sie nicht in der Abendrötheglut, sie glichen Rosenknospen, harrend auf den Kuß der scheidenden Sonne, um zu Rosen zu erblühen. Doch Doktor Dorbach sah das nicht, er sah selten etwas, was ihn nicht geradezu anging oder in sein Handwerk einschlug.

Er fühlte nichts als die Befriedigung über die bereitete Arbeit und ergötzte sich, indem er sich vergegenwärtigte, wie die Betroffenen aufschreien würden wie getretene Hunde, oder in tödtlichem Schmerze sich winden, wie von vergifteten Pfeilen, welche aus sicherm Verstecke verruchte Buschmänner abgeschossen, die unerwartet Getroffenen. Arbeit macht aber auch durstig, daher streckte Dorbach seine Beine immer schneller und länger nach dem Dorfe, welches vor ihm lag. Er wollte diesen Abend noch weiter, näher seinem gedachten Freunde auf den Leib, doch wäre er einstweilen auch in Bibrist geblieben, wenn dort ein Kirschbaum ohne Spatzen gewesen wäre, eine fette Schulstelle z. B. oder ein freisinnig Blatt sich hätte gründen lassen. Bis dahin ist dort keines erschienen, und das Klima schien bis dahin dieser Produktion nicht günstig: indessen scheint auf der Welt alles möglich zu werden. Es bedarf z. B. in Bibrist nur 'n Koplon, so ein rechter lieber Junger, so kann der Kukuk für nichts mehr stehen, ein Blatt ist im Umsehen gesichert; kaufen es die Männer nicht mit Geld, zahlt es das Weibervolk mit Eiern und Enten. Es war stille im Dorfe und in der Gaststube, die Wirthsleute nicht gesprächig, es war als ob eine Art von Bann auf der Welt und ihrem Treiben liege, eine unsichtbare Kraft bewältige die sinnlichsten Gemüther, aufsprenge eine lang verschlossene Kammer, und aus derselben schritten drei ernste lang gefangene Gestalten: die heilige Scheu, die inbrünstige Andacht, die gläubige Demuth. Das machte Dorbach Langeweile und spotten mochte er doch nicht. Der Erfolg konnte hier noch derber ausfallen als in Solothurn, er trank hastig, die Wärme wirkte, er schlief ein. Sein Schlaf war anfangs ruhig, was Angenehmes schien ihn zu beschäftigen. Nach und nach ward er unruhig, wild, dann krampfhaft ängstlich.

Es träumte ihm, er hätte irgendwo die Gemüther bearbeitet, Gährung sei gekommen, die Revolution in Aussicht gestanden, den Tyrannen habe er mit giftigen Pfeilen

durchlöchert wie ein Sieb, daß derselbe auf dem letzten Löchlein geblasen, da habe derselbe plötzlich sich aufgerafft und ihn abfassen lassen. Er erschrak innerlich, that stark äußerlich, protestirte gegen die Gewaltthat, rief Himmel und Erde um Rache an gegen die Verletzung aller Bürgerrechte, gegen diesen rechtlosen Zustand, wo ein Tyrann sich nicht bloß vertheidige gegen einen Bürger, sondern sogar Repressalien gebrauche, räche, was gegen ihn geschrieben worden, während doch Preßfreiheit sei, jeder schreiben könne was ihm beliebe ohne Störung, und nur das souveräne Volk allein das Recht habe zu schinden und zu hängen, wer etwas ihm Mißliebiges geschrieben. Aber an das Protestiren kehrte man sich nicht. Er rief das Volk zusammen, und das Volk kam nicht, ja er sah zum Himmel auf, aber stille blieb es da oben. Er sollte gehängt werden, er wand sich wie ein Wurm, aber der Strick kam ihm um den Hals trotz alles Wehrens. Er versprach Eröffnungen, aber man hörte ihn nicht. Es fing an zu läuten, jämmerlich wimmerte das Armensünderglöcklein. Er war in Gedanken so oft ein Held gewesen, hatte sich in die Brust geworfen, Reden an das Volk gehalten, das es Steine aus dem Boden sprengte, das Volk in Thränen aufgelöst ward, war dann gestorben wie Stephanus, und tausend Hände fuhren mit Schnupftüchern in sein Blut und färbten sie roth für Kinder und Kindeskinder. Als nun das Armensünderglöcklein wimmerte so jämmerlich, da ward es ihm auch jämmerlich im Herzen, an Kühnheit und Rede dachte er nicht, gebrochen warf er sich in die Kniee. Da entstand ein heftiges Klirren, er hörte einen schrecklichen Schrei, er sprang auf, riß die Augen auf, das schreckliche Glöcklein wimmerte noch immer, aber er sah kein Schaffott, keinen Henker, nichts als eine dunkle Stube und eine verschlafene Stubenmagd. Sie schien mit ihm in sonderbarem magnetischen Rapporte zu stehen. Als er einschlief, schlief auch sie ein, und als er gehängt werden sollte, schrie sie schrecklich auf, aber eigentlich nicht

wegen dem Hängen, sondern weil Dorbach in seinen Todeskrämpfen Glas und Schoppen an den Boden geworfen hatte. Mit dem Traum war auch die Gefahr vorüber, aber wohl war es ihm doch nicht da. Man kann es auch begreifen! Er trank rasch noch einen Schoppen und ging. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht.

Er schlug nicht die große Heerstraße in's Bernbiet ein. Das war auch so eine lange, lange, wie die, auf welcher er sich gestern die Beine fast abgelaufen, und die nichts besser gleichen als einer amerikanischen Rede, welche zuweilen sieben Tage fortlaufen sollen. Man hatte ihm noch eine andere gezeigt, welche noch dazu schneller zu seinem Ziele führen sollte, diese schlug er ein. Die Straße führte alsbald in den Thalgrund, über eine magere lange Emmenbrücke auf ein weites Feld, eigentlich in eine sehr große Ebene, in welcher unendlich viel liegt an Aeckern, Häusern, Mühlen, Schmieden, Wald und Wiesen, unendlich viel läuft von Hasen und Menschen, Wasser und Weibern, Zinsen und Klappereien, Prozessen und Politik, Kiltbuben und Volksmännern, Rathsherren und Bettlern. Es war nicht finster, gegen Osten schwebte eine eigenthümliche Helle am Horizonte, es war, als wolle mitten in die Nacht hinein ein junger Morgen kommen. Dorbach kümmerte sich aber nicht darum, sah es wahrscheinlich nicht einmal. Er lief, als wenn das Armesünderglöcklein Beine bekommen hätte und ihm nachliefe. Besonders unheimlich kam es ihm in die Beine auf der langen Brücke über den weißen breiten Grund, durch welchen kaum sichtbar der vertrocknete Fluß sich wand. Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn hell der Mond scheint. Es ist als wären die hellen Kiesel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenstraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit.

Träume sind sehr merkwürdig und oft von Gott gesandt.

Sie bringen aus den Tiefen der Seele herauf, was da unten auf dem Grunde verborgen liegt, sie bringen dem Menschen, welcher sich ihrer achtet, zum Bewußtsein beides — verborgene Kräfte und verborgene Schwächen. An so was dachte aber Doktor Dorbach nicht. Er ärgerte sich bloß über das heillose, unnütze Läuten, welches er einmal noch gänzlich abzustellen hoffte sammt den verfluchten Tyrannen, welche die Menschen nicht bloß nicht in Ruhe leben ließen, sondern noch im Traume molestirten. Er that schwere Gelübde, das müsse anders werden, füllte auf's neue Bomben und Granaten, überschlug das Terrain, wo die Batterien am zweckmäßigsten aufzufahren hätten, das feindliche Lager zu beschießen.

Darüber ging der Mond auf, groß, klar, herrlich, in wahrhaft himmlischer Majestät. Aber Dorbach, der eben nichts mehr haßte als alle und jede Majestät, throne sie, wo sie wolle, sah ihn nicht einmal verächtlich an. Das verdroß die Geister, welche in den Tiefen wohnen und über den Wassern schweben, aber doch verehren in aller Demuth, was am Himmel ist. Sie woben aus den Dünsten, über welche sie Macht haben, einen Schleier, ließen ihn leise, unmerklich von der Erde weg zum Himmel auf, daß es seltsam wunderbarlich wurde, als wandere man in einer Seele voll Ahnungen, als gehe man zwischen Geheimnissen und Räthseln und überall in den Räthseln drehten die Schlüssel sich in den Schlössern. Es ist ein Wandern wie in einer andern Welt, es ist als nahe man sich den Thoren des Himmels, hinter welchen der Pilgrim, der endlich auf der rechten Straße die Thore gefunden, findet Gottes unaussprechliche Herrlichkeit.

Aber davon merkte Doktor Dorbach nichts. Als er Bomben und Granaten in hinlänglicher Zahl gefüllt glaubte mit Mord und Brand von allen Sorten, sah er den Nebel und es fiel ihm ein, ob er verirrt sei oder noch auf dem rechten Wege? Dorbach war ein Culturmensch, kein Naturmensch. Wenn schon nach einer Seite hin beide sich berühnen, wie alle

Extreme, so ist doch dies durchaus nicht der Fall, wenn sie irgendwo im Nebel stehen. Ein Culturmensch vom feinsten Schlage wird, wenn er einmal merkt, daß er in wirklichem Nebel steht, nicht bloß verlegen, er kriegt recht eigentlich Angst. Giebt man so Einem eine alte Schwarte in die Hand, in Schweinsleder eingebunden, oder einen Verfassungsentwurf für ein Land hinter den Himalayabergen, er ist alsbald zu Haus, die tiefsten und kühnsten Auslegungen stehen ihm zu Gebote. Oder weise man ihm die Fußtritte eines Menschen an, den er moralisch todt beißen soll, er verliert die Fährte, hat er sie einmal aufgenommen, nicht mehr, er ist ihm auf der Ferse durch Dick und Dünn, durch Laub und Gras, bis er ihn todt gebissen. Aber im Nebel, ja, da ist's ganz anders! Im Nebel, und wenn derselbe so leicht ist, daß man in aller Bequemlichkeit noch sehen kann, wo der Mann im Monde sein Maul hat, da ist so Einer wie ein Kind, ist halt weg. Vor seinen Geist stellt sich alles, was er von Kindesbeinen an gehört und gelesen, das im Nebel passirt sei: von Menschen, welche in's Meer gefallen oder in Flüsse gerannt und lebendig ertrunken, von Andern, welche über Felsen hinaus gestürzt, im Walde sich verwickelt, daß sie ihr Lebtag nicht herauskommen konnten, oder in unendlichen Ebenen sich verlaufen, in Moräste gerathen, da erfroren, mit Sand und Schlamm bedeckt erst nach tausend Jahren wieder gefunden worden, annoch ganz jung und schön. Dann kommt es ihm aber auch in Sinn, was er gehört und gelesen, wie Viele durch Ruhe und Besonnenheit sich gerettet hätten, und namentlich durch folgende drei Dinge, welche jeder Mensch im Nebel zu beachten, überhaupt kein Mensch zu vergessen habe, denn eigentlich wisse kein Mensch, ob er nicht auch in Nebel kommen könne ganz unerwartet und unvorbereitet, so daß er gar nicht Zeit habe, heimzugehen und nachzuschlagen, was ein Mensch im Nebel zu thun habe.

Die drei Dinge seien nämlich die, und seien untrüglich.

Man solle scharf um sich sehen, ob man nirgend ein Licht bemerke. Wo ein Licht sei, da sei meist auch ein Haus. Irrlichter im Nebel seien nicht gebräuchlich; man solle scharf aufpassen, ob man keinen Hund bellen höre; wo ein solcher belle, da sei ebenfalls gewöhnlich auch ein Haus, und höre man mehrere sich antworten, so sei anzunehmen, da seien auch mehrere Häuser oder gar ein Dorf; höre man aber eine Uhr die Stunde schlagen, so sei mit Gewißheit anzunehmen, daß da ein Kirchthurm sei, und wenn auch nicht allemal ein Dorf, so doch bestimmt ein Küster, welche zumeist der Wege sehr kundig seien und sehr bereit sie zu weisen, weil sie zumeist ein Trinkgeld sehr nöthig hätten.

So ging es unserm Dorbach. Der sah sich im Nebel die Augen aus dem Kopf nach Licht, hörte sich die Ohren wund nach Hundegebell und Stundenschlag, ja er that noch mehr, er sperrte weit die Nase auf. Er erinnerte sich, wie oft er etwas gerochen, was die Mutter oder sonst eine Köchin gebacken, was er sein Lebtag weder gesehen noch gehört hätte. Er dachte, wie leicht eine Luftwelle ihm den Duft von geröstetem Kaffee, einem Eierkuchen oder geröstetem Speck zutragen könnte, oder einer tapfern Mehlsuppe, oder selbst von etwas Angebranntem, was ihm diesmal ebenfalls willkommen gewesen wäre. Mit großer Spannung sperrte er wirklich Augen, Nase und Ohren auf, mehr konnte er nicht. Aber nichts wollte ihm durch eins der Löcher eingehen von dem, was er brauchte, wie auch oft ein Fischer alle seine Reusen setzt nach edeln Fischen, und er findet nichts als unbrauchbares Gezüchte darin, oder gar Frösche und Kröten.

Während er so alle seine Pflichten verübte zu seiner Lebensrettung, vergaß er Eines, nämlich auf den Weg zu sehen; daran hatte er gar nicht gedacht, davon stand aber auch in keinem Buche etwas. Drei Tage nach dem Vollmond, auch wenn Nebel zwischen Himmel und Erde ist, sieht man freilich nicht, ob man auf dem rechten Wege ist, d. h. auf dem, wel-

cher uns an unser Ziel führt, aber man sieht doch immer, ob man auf einem Wege ist oder gar keinem, auf einem breiten oder schmalen, ja man sieht selbst die Scheidewege. Achtet man sich dessen aber nicht, so kann es leicht geschehen und selbst ohne Nebel, daß man aus einem breiten Wege in einen schmalen kömmt, und aus einem schmalen in gar keinen, und eben dieses passirte auch unserm Doktor und Professor Dorbach, dem in Hegel und Aristoteles viel Bewanderten, leider aber nicht im Nebel; aber wohl verstanden, wenn auch oft benebelt, wanderte er doch nicht gerne im Nebel, er saß lieber. Was halfen ihm aber jetzt der Hegel und der Aristoteles, als er auf einmal keinen Weg mehr unter den Füßen hatte, in Schlingpflanzen stand, die sich wie Schlangen um seine Füße wanden, gewaltige Gestalten vor ihm standen, gewaltiges Geäste über ihn hereinragte, das er halb sah, von dem er halb ahnete, daß es Eichen sein möchten! Jetzt ging ihm wohl ein Licht auf, aber bloß in der Seele, daß er vom Wege abgekommen: er wußte nicht wie und wo? Er begriff, daß er in einem Walde sei, aber er wußte weder in welchem, noch nach welcher Seite zu die Straße liege. Da ward ihm bang im Herzen und jämmerlich im Gemüthe, wie er es lange nicht erlebt hatte. Im Walde ohne Ausweg, in kalter Weihnachtsnacht in dünnen Kleidern, so kalt und schaurig der Tod, wenn er als Frost an den Menschen kömmt, ihn umfängt, bis das warme Blut kalt geworden, steht in den Adern wie im Flusse das Wasser, wenn es zu Eis werden will! Sterben wollte er ja nicht, auf keinerlei Weise, ernten wollte er noch, was er ausgesäet, wohl und herrlich leben davon. Unkraut, Dornen, Disteln hatte er ausgesäet, Trauben erwartete er zu ernten, so groß war die Weisheit des Thoren. Er schüttelte sich auf aus der Angst, er faßte sich. Er war glücklicherweise nicht müde, nicht schläfrig. Er war an diesem Tage nicht zwei Stunden weit gegangen, hatte so eben erst geschlafen, selben Tags keinen Schnaps getrunken, er dachte, wenn er sich bewege mit Mäßigung, wo

möglich in der gleichen Richtung, so könne er sich warm erhalten und es aushalten bis zum Morgen, wenn er nicht früher das freie Feld oder einen Weg finde. Der Wald, so viel er merkte, bestand aus uralten Eichen mit sehr dünnem Unterholz, unter welchem die Brombeersträuche die fatalsten waren, so daß der Wald kein amerikanischer Urwald war, sondern ein bequemes Spazieren erlaubte. Er setzte sich also in Bewegung, aber vorschriftsgemäß nach Licht spähend, horchend auf Hundegebell und Glockenschlag, die Nase hoch zur bequemen Witterung von allfälligen Eierkuchen oder sonst was in Butter Gebackenem.

Es ging aber nicht lange, so fing sich sein Fuß in einem der vielen festgespannten Brombeerzweige, er stolperte und fiel. Schaden nahm er keinen, aber es wackelte ihm der Muth in seinem Gemüthe, und hoch hob er die Beine, um den ausgespannten Schlingen zu entgehen. Da fand ein Bein keinen Boden, er stürzte; ein Schrei wie der Todesschrei eines Rosses, welches von Wölfen zerrissen wird, entfuhr ihm. Er dachte an einen unergründlichen Gletscherschlund, wo die Ewigkeit erkrohlet, wer da hinunterfällt. Aber es war kein Abgrund, er platschte bloß, so lang er war, in seichtes Wasser, es war ein breiter Bach mit nicht sehr hohen Ufern, welcher sich gemüthlich durch den Wald bewegte. Er nahm keinen Schaden, er ward bloß naß, was indessen um diese Zeit eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Er zitterte wie Espenlaub, es war nicht zu unterscheiden, ob von innerm oder äußerm Frost, wahrscheinlich von beiden. Es war aber auch immer mehr Ernst dabei, um diese Jahreszeit in Nebel und Wald ohne Weg und Richtung, von Gott und Menschen verlassen zu stehen, rathlos und jetzt noch naß dazu. Als Josephs Brüder in fremdem Lande in die Klemme kamen und verlassen den Tod gewärtigten, denn damals machte man wenig Komplimente mit den Menschen, sprachen sie: das haben wir an unserm Bruder Joseph verdient. Unser Doktor Dorbach hätte

füglich auch sagen können: das habe ich an Weib und Kindern verdient, aber er sagte es nicht, er dachte es nicht einmal, denn er glaubte an die Sünde nicht, weder an die wirkliche noch an die angeborne. Natürlich, wer nicht an Gott glaubt, hat's mit der Sünde kommod, sie fällt ihm weg ganz von selbst, wie dem Kinde ein Milchzahn.

Indessen ward ihm doch immer übler zu Muth, er wußte selbst nicht, war es Angst, oder fing es ihm an im Kopf zu fehlen, es schwirrte ihm gar seltsam vor den Augen. Plötzlich zuckte es ihm durch alle Glieder, als wären sie von elektrischem Schlage getroffen, er war auf etwas getreten, das bog sich auf und lag ihm eisig kalt und feucht um die Beine. Es war eigentlich nur ein Ast und das Kalte kam von den nassen Hosen, aber er meinte, es sei eine Schlange, die sich ihm um die Beine gelegt so schlüpfrig, naß und kalt. Es schien ihm, als raschelten noch mehrere um ihn her, glitten kalt und grausig ihm an den Beinen auf. Eine plötzliche Schlangenangst ergriff ihn, als ob die Welt voll Schlangen wäre, ward es ihm. Er fühlte Schlangen am ganzen Leibe sich schlingen und drängen, so schaurig kalt, so grausig! Doch dieser Anfall ging vorüber, der Nebel senkte sich, er sah Sterne, im Mondlicht glänzten die Wipfel der Eichen, auf der Erde aber lag noch eine dichte Nebeldecke über Manneshöhe. Da schlug weit und dumpf ein Hund an, ein Windstoß fuhr durch die Wipfel der Eichen, seltsam rauschte es in dem Gebüsche. Da fuhr Dorbach auf, das waren ihm himmlische Töne. Kraft kam wieder in seine Glieder, Angst und Schlangen schwanden vollends, hastiger strebte er vorwärts, den himmlischen Lauten zu, die doch so unhimmlisch lauteten für den, der unbefangen gewesen und auf Hundelaute sich verstanden hätte. So tief, hohl und zornig, wie ein Ungewitter in tiefem Felsenthale, heulen sonst Hunde nicht. Immer mächtiger schwoll es an, immer näher kam es, es war, als heule das ganze Hundegeschlecht in Weh und Wuth.

Da fiel der Nebel ganz, klar ward es zwischen den Eichen, die hier sehr dünn standen auf freiem weiten Platze ohne Unterholz, nur hier und da ein Wachholderstrauch. In der Mitte des Platzes quoll aus der Erde herauf ein Brunnen und floß alsbald als breiter Bach, im Mondlicht glänzend wie ein reicher, reiner Silberstrom, durch den Wald. Ueber dem Brunnen stand die größte der Eichen, gewaltig, vielhundertjährig, seltsam regte es sich unter derselben und um den Brunnen. Es waren nicht Wolken, nicht Wesen, nicht Schatten, es war etwas, für welches Dorbach keinen Namen wußte. Der ganze Himmel schien voll Hundegeheul, wie nah, wie fern es war, wußte Dorbach nicht, aber weit, weit oben, wo eine ausgehauene Waldstelle war, kam es ihm vor wie eine ungeheure schwere schwarze Wolke, die sich auf die Erde gesenkt. Hinter der Wolke herauf schien das Geheul zu brechen und die Wolke wälzte sich wie eine Meereswelle den ausgehauenen Wald herunter dem Brunnen zu. In der Welle funkelte und flimmerte es, als führen schlängelnde Blitze durch sie hin, als wäre sie mit funkelndem Edelgesteine besetzt. Und funkelnde Punkte blitzten von ihr aus, fuhren vor der Welle her, schossen auf Dorbach zu, der versteinert stehen blieb. Es waren glitzernde Schlangenaugen, welche auf Dorbach zufuhren, wie in dürren Steppen Flammen fahren durch's dürre Gras, und hinter den Augen waren dünne gelbe Schlänglein, welche blitzschnell hinter den glitzernden Augen glitten und ringelten. Da war es Dorbach, als fahre ihm eine glühende Hand über das Gesicht, reiße ihm die alten Augen aus und setze ihm neue ein. Plötzlich erkannte er mit Grausen die Schlänglein allzumal. Es waren seine verkörperten Jugendsünden, die auf ihn einfuhren und züngelten. Es waren die Lügen, mit welchen er Vater und Mutter bedient, die Verleumdungen, mit welchen er Brüder und Schwestern gequält, die Afterreden, mit welchen er Streit und Zank erhalten in jeder Schule, in welcher er war, die Lehrer und Schüler feindselig auseinander gehalten zu ge-

genseitiger Pein und Qual. Sie schossen daher, Pfeilen gleich, die grün und giftig glitzernden Aeugelein, offen der langgespaltene Mund, weit vorgestreckt und zornig züngelnd die zweizackige Zunge. Er wollte fliehen, aber ringsum glitzerte es zornig, züngelte es giftig. Er wollte die gelbe Brut zertreten, aber sie glitschte unter den Füßen weg, umwand ihm die Beine in gereizter Wuth gleich glühendem Eisendraht, und im innersten Mark fühlte er in unnennbarem Weh die Spitzen ihrer Zungen. Von der schwarzen Welle hatte ein schwarzes Stück sich losgerissen, war vor ihr weggerollt, zerplatzt in tausend und abermal tausend schwarze Schlangen, die, den glühenden Rachen aufgesperrt, die Zunge weit vorgestreckt einem flammenden sprühenden Eisen gleich, in weiten wilden Sprüngen auf ihn einsetzten, und er war gebunden, fliehen konnte er nicht. Er kannte sie auch alle, diese schwarzen wilden Schlangen, es waren auch seine Kinder, Sünden, die er gezeuget. Es waren die Sünden des Neides, der Bosheit, des Undankes, der Sinnenlust von jeglicher Art, mit welchen er von je und gegen Alle gesündigt, mit denen er je gelebt, und am schwersten gegen seine Allernächsten. In zorniger Hast bögelten sie sich an ihn heran, an ihm auf, bissen sich in sein Fleisch Blutsaugern gleich, stießen das flammende Eisen ihm in's Herz, umwanden seinen Leib wie mit eisernen Ringen, und immer gräßlicher, betäubender füllte den Himmel das Hundegeheul.

Aber gräßlicher, weit über das gräßliche Geheul hinaus, schrie plötzlich Dorbach auf. Hinter den schwarzen Schlangen her und mitten unter ihnen waren andere Schlangen geglitten unbemerkt. Sie waren farblos, nicht grau, nicht weiß, augenlos, lang, schlüpfrig, zahllos. Ohne Bewegung glitten sie an ihm auf, glitschten ihm zum Mund hinein, in seinen Leib hinunter, spielten mit seinen Eingeweiden, streckten zu seinen Augenhöhlen heraus die augenlosen Köpfe, krochen hinein in zahllosen Schaaren, schwellten ihn auf zum unkennbaren Ungeheuer, peinigten ihn mit tausendfacher Höllenpein. Er kannte

sie alle, diese schrecklichen, greulichen, farblosen Schlangen ohne Augen, die unbemerkt gleiten in den Menschen, das höllische Weh ihm bringend: es waren seine eigensten Kinder, in unzählbaren Mengen gezeuget. Es waren die Worte, die Redensarten, Bemerkungen, Erläuterungen, wie zufällig, unabsichtlich, zwecklos hingestreut, mit welchen ein Lehrer die Seelen der Kinder vergiftet, den Glauben an Vater und Mutter, an Gott zersetzt, Tugend und Treue lächerlich macht, die sinnlichen Lüste wecket, das Streben allein auf das Diesseits richtet, die heilloseste Selbstsucht nährt und den alten Menschen, der Gott und Nächsten, Alles hasset außer sich selbst, den eigenen Gott und die verfluchte Schlange, welche ihn verführt. In unnennbaren Zahlen war die Brut seinem verruchten Munde entglitten, hatte Seelen vergiftet, und ein Strom von Vater- und Mutterthränen, glühend und heiß wie der Lavastrom, der, brennendem Schlunde entflossen, sich zischend und brausend in's Meer stürzt, daß es hoch auf sich bäumt, stauchte sich auf vor den Thoren des ewigen Gerichtes und schrie um Rache über den, der da die Kleinen geärgert und von dem sonst so ein unendlich Aergerniß gekommen, wie über keinen, dem ein Mühlstein an den Hals gehängt und der da versenkt wurde, wo das Meer am tiefsten war. Diese Schlangen alle nun, die ganze zahllose Brut, kamen zurück, giftgeschwollen, genährt von der Unschuld der Seelen, suchten ihren Vater. Sie kamen daher unzählbar, wie die Heuschrecken des Morgenlandes, suchten die Höhle, welcher sie entstammt, und füllten sie mit tausendfacher Höllenpein, mit dem Lohne, den Höllenkinder Höllenvätern zahlen. Dorbach hörte kaum das nahende Hundegeheul, von welchem der Boden bebte, die Eichen krachten, aber er sah durch die augenlosen Schlangen die schwarze Welle schwarz und mächtig nahen, und aus ihr ragten schreckliche Zacken auf, wie aus schaumgepeitschtem Meere Felsenspitzen. Es waren aber nicht Felsen, es waren die Häupter riesiger Schlangen, welche die riesigen Leiber in einander geschlungen hatten, die Köpfe hoch

empor aus dem Knäuel streckten und mit weit klaffenden Rachen nach der Beute sich dehnten, die sie witterten, näher und näher, und diese Beute war ihr Erzeuger.

Und unter ihnen reckte eine ihr Haupt weit über die andern auf, trug eine Krone, gewunden aus tausend Schlangen; der Schlund war eine Feueresse, die Zunge ein zweischneidig Schwerdt, die Augen große Kessel, in welchen Neid und Bosheit, Geiz und Gift, List und Frechheit brannten und siedeten. Dorbach kannte sie auch, diese schauderhaften Riesenschlangen, so giftig als gewaltig, alles begeifernd, zermalmend, verschlingend. Es waren die ungeheuern Verleumdungen, mit welchen er seit Jahren fort und fort mit eiserner Beharrlichkeit in den mannigfaltigsten Tonarten und den verschiedenartigsten Blättern ganze Stände, die besten Männer, die tüchtigsten Säulen eines freien, aber christlichen Volkslebens umwunden und begeifert hatte, daß sie Ekel erregend, Abscheu erweckend niemand mehr zu berühren wagte, die mit Schlangen-Schaum und Gift Begeiferten. Die in der Mitte mit dem höllischen Haupte und der Schlangenkrone, die hatte die fürchterlichste Arbeit gethan. Das war die, welche die Sprache verfälschte, mit der verfälschten Sprache den Menschen bethörte, mit christlichen Worten höllische Begriffe in seine Seele impfte, und niemand wußte wie, und niemand verstand sich mehr, und niemand wußte wie ihm geschah; die Fleischeslust Sittlichkeit nannte, Selbstsucht Religion, die Ehe eine Unsittlichkeit, den Uebergang zum thierischen Leben sittlichen, entschiedenen Fortschritt, Rebellen gegen göttliche und menschliche Ordnung Volksfreunde; Eigenthum Diebstahl; Treue, Wahrheit, Gerechtigkeit veraltete Begriffe, deren sich die Culturfreunde zu schämen hätten, entschiedene Frechheit tüchtige Gesinnung, Unglauben Aufklärung, wilde, freche Zuchtlosigkeit edles Unabhängigkeitsgefühl; die mit den verfälschten Begriffen eine ganz andere Anschauungsweise und Würdigung aller Zustände und Verhältnisse vorbereitete, listig, frech, beharrlich, darum glücklich; den

großen Abfall herbeiführen, zum Vorhof der Hölle die Erde machen wollte. Er kannte sie auch, diese alle, es waren seine Lieblingskinder, sein Stolz; das Haupt mit der Schlangenkrone war der Sohn, der ihm das Reich erobern, ewigen Ruhm ersiegen sollte, den Thron in der Republik der Wühler. Die kamen jetzt in wildem Ringen den Vater zu verschlingen, den von Schlangen schon Umsponnenen, von Schlangen innen und außen in tausendfache Höllenpein Getauchten.

Da waren sie alle wieder, seine Kinder, die ganze heillose Brut, am Vater selbst zu versuchen Gift und Geifer und alle ihre Kraft und Macht. Grausenhaft in Gier und Gewalt fuhr nach ihm aus die große Schlange mit dem Höllenrachen und der Schlangenkrone, aber die Beute sollte sie nicht fassen. Die andern Schlangenköpfe fuhren in giftigem Eifer und Zorn auf die große Schlange ein, bissen und rangen sich an ihr heran, sie beugte sich zum zornigen Kampfe, tausend und abermal tausend Schlangenköpfe fuhren giftgeschwollen aus der Krone, zu streiten für ihre Königin. Aber das Wild kann nicht jagen auf eigene Faust und sich beißen und streiten um die erreichte Beute, wenn an seinen Fersen die Hunde hängen, hinten her die Jäger tosen in donnerndem Rosseslauf mit Peitschenknall und Jagdgeschrei, wie auf wilder Jagd die wilden Jäger reiten. Von oben her stürmte das ganze Heer schwarz und schrecklich dem Brunnen zu, der silbern und friedlich floß in hellem Mondesscheine. Da flatterte es von der Eiche weg ängstlich, wie Tauben flattern, wenn auf sie der Habicht stößt; dunkel wurde es über dem Brunnen, in wildem Winden ließen die Schlangen sich los, als gehetztes Wild schossen sie weiter. Aber den Vater ließen sie nicht, sie nahmen ihn mit, sie faßten ihn, rollten ihn in ihren Knäuel hinein, rollten mit ihm weiter in immer rasenderer Jagd, tosend und ächzend durch den weiten Wald.

Nacht war es um Dorbach, Nacht aus Schlangen gewoben voll Gift und Geifer, eingewickelt war er in die grausi-

gen, kalten, schlüpfrigen Riesenleiber, gleich einem Wickelkinde. Das Bewußtsein verlor er nicht, er fühlte alle Schlangen, fühlte vieltausendfache Höllenpein, und er kannte sie alle, diese seine schrecklichen Kinder, fühlte ihr Gift im Mark, ihren Brand im Fleische, das kalte zerreißende Gewinde in den Eingeweiden, die Rachen, die nach dem Vater schnappten.

Aber schrecklicher als alles war ihm der Tod. Sterben wollte er nicht, grausenvoller als alle die tausend und tausend Schlangen, welche Gift und Geifer an ihm verschwendeten, war ihm das Nichts nach dem Tode, welches er so viel und schön gepredigt denen, die er verführen wollte. Er suchte Gedanken, Listen, wie er entrinnen möchte, er spannte seine Seele auf die Folter um Gedanken, wie nie ein Leib um Bekenntnisse gefoltert wurde; aber sie hatte keine mehr, konnte keine geben, nichts war mehr in ihr als Galle und Gift, Angst und Pein, das Gefühl der unaussprechlichen Qual, in der er gerollt ward in Mitte seiner Kinder, gehetzt von wilder Jagd.

Plötzlich, wie wenn ein Schiff, das mit vollen Segeln fuhr, von einer Windsbraut erfaßt, an einen Felsen geworfen wird, in tausend Trümmer fährt, prallte der scheußliche Knäuel an einen festen Gegenstand, zerplatzte, und am Brunnen bei der Eiche in freundlichem Mondeslicht stand Dorbach, unsichtbar waren die Schlangen, silbern plätscherte der Brunnen, aber vor ihm standen zwei Hunde, die Haare gesträubt, die Zähne blank, und weit heraus hingen lechzend die Zungen, und um ihn hielten auf sieben schnaubenden Rossen sieben geharnischte Gestalten, schwer gewappnet, offen die Helme, wild und schauerlich die Gesichter; hinter ihnen auf schwarzem Rosse höher als alle hielt eine dunkle Gestalt, regungslos, aber gewaltig. Dorbach, sobald er die Gestalten erblickte, wenn auch in uralten Wesen, Fleisch und Bein vor sich zu haben glaubte, hatte er die alte Frechheit wieder, und vergessen war die ausgestandene Pein sammt allem, was an ihm vorübergegangen.

Aber plötzlich stand auch sein Weib neben ihm, und seine

acht Kinder alle umgaben ihn. Da erbebte Dorbach wieder bis in's Herz hinein; was da werden sollte, begriff er nicht, und zornig wollte es sich regen im Gehirne gegen Weib und Kinder. Doch dazu war nicht Zeit, der nächste der Hunde sprang auf Dorbach ein, unwillkürlich schob dieser das Weib ihm dar. Dem ersten der Hunde sprang der zweite nach, ein Kind theilte des Weibes Geschick. Hinter den Hunden her ritten die Ritter an. Kind um Kind warf Dorbach hin zum Schutz und Lösegeld, dem letzten der Brüder das jüngste der Kinder. Als er allein nun stand, das Geschrei der Geopferten Wald und Himmel füllte, da schritt auf schwarzem Rosse die schwarze Gestalt aus dem Hintergrunde und wie tiefer Donner rollten die Worte über des Sünders verfallenes Haupt: Jetzt bist du mein, dem Zehnten gehört der Zehnte. Und wie das gesprochen war, waren alle Schlangen lebendig und wieder da, ringelten sich um seine Füße, bissen sich im Körper ein, glitten ihm zum Mund hinein, umschlangen ihn mit ihren Riesenleibern, wälzten ihn auch in den schauerlichen Knäuel hinein, und los ging wieder die schreckliche Jagd. Aber alsbald hieben die Jäger mit Schwerdtern und Peitschen in den grausigen Knäuel ein, hieben ihn in Stücke, und die Stücke verschlangen die Hunde, zerstampften die Rosse, und in vieltausendfacher Höllenpein fühlte Dorbach, wie er von Hunden gefressen ward, und erst als das letzte Stück verschlungen war, ward es Nacht über seiner Seele einstweilen.

Verschwunden war der mitternächtliche Greuel, vor den Mond hatte schwarzes Gewölke sich gelegt, einsam war es am Brunnen, in tiefem Schweigen standen die Eichen, stille war es im ganzen Walde. Eine Weile nach Mitternacht war es, als ein langsames dumpfes Geräusch vernehmbar ward. Es war als kämen langsam Wagen daher, aber man hörte weder Peitschenknall, noch des Fuhrmanns sonst so weithallende salbungsvolle Töne. Unheimlich wäre es jedem geworden, der es vernommen, und wer das Frühere gehört, hätte geglaubt,

es kehre wieder nach vollendeter Jagd das wilde Gejäge, aber müde und matt, die Jagdbeute auf Karren geladen nachführend.

Den Wald herauf am Bachtelenbrunnen vorbei führte keine Straße, Waldwege wohl kreuzten sich hier, bewachsen mit Gras, bloß von Hasen, Jägern und Holzschelmen betreten und ordentlich befahren am Tage nur dann, wenn da herum alle zehn Jahre etwa einmal Holz geschlagen ward. Diesmal waren es wirkliche Wagen oder Wägelchen, es war eine Schmuggelei von Weingeist, der von Solothurn ins Bernbiet, ohne Ohmgeld zu zahlen, geführt werden sollte. Der Weg war ganz gut gewählt, und um das Unternehmen vollständig zu sichern, hatte der Weinhändler die Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren ward, ausgewählt als die passendste. So gefährlich, wie in Spanien und Frankreich, ist bei uns das Schmuggeln nicht, auch nicht so großartig, aber doch immer Schlauheit und Vorsicht nöthig. Wird man ertappt und hat keine Heiligen im Himmel, welche die Sache als einen bloßen unschuldigen Verschuß darzustellen wissen, kostet es mörderlich Geld. Ohne Laterne und ohne Gerede führten die mit den Wegen wohlbekannten Fuhrleute den Zug den Wald herauf, wollten an Brunnen und Bürgeln vorbei gegen Kirchberg oder Ersigen zu Da stolperte der vorderste Fuhrmann, daß ihm trotz aller Instruktion ein lauter Fluch entfuhr. Er untersuchte mit dem Fuße, worüber er gestolpert, und als er endlich merkte, daß es ein Mensch war, fluchte er noch einmal und hielt die Wagen an. Die Fuhrleute hielten Kriegsrath. Aeußerst verdächtig kam es ihnen vor, an diesem abgelegenen Orte und um diese Zeit einen Menschen zu finden, und noch dazu schlafend. Es konnte kaum anders sein, als daß Einer ihnen hier aufgelauert und darüber entschlafen war. Am kürzesten und sichersten ward gefunden, ihn todtzuschlagen, sei er wer er wolle, so verrathe er sie doch dann nicht mehr. Die Ausführung schob aber einer dem andern zu, denn aus bloßer Vor-

ficht mit kaltem Blute einen Menschen todtschlagen, ist nicht jedermanns Sache. Allweg schade es nicht, sagte einer der Fuhrleute, wenn man sehe, wer es sei und ob man ihn nicht kenne? Er strich ein Zündhölzchen an, inspizirte und sagte, er glaube nicht, daß der viel mache, es sei ein Fremder, wahrscheinlich ein Handwerksbursche, werde oben im Felde verlaufen und hierher gerathen sein. Er rathe, ihn schlafen zu lassen, erwache er, so könne er sehen, wie er hinweg komme; erwache er nicht mehr, so seien sie doch nicht schuld daran.

Vom Schein des Zündhölzchens und dem Gerede schreckte aber Dorbach auf, es war ihm, als fühle er Hunde und Schlangen wieder über sich. Als er die Augen aufriß und natürliche Menschen um sich sah, schrie er erbärmlich um Gnade und Erbarmen. Da ward ihm verdeutet, er solle inne halten mit dem Gebrüll, sonst schlage man ihn todt, solle sagen, wer er sei und wie er hierher gekommen. Dorbach war voll Schrecken noch und erzählte ziemlich wahr, wie er hierher gekommen und was alles über ihn gekommen, wahrscheinlich bloß im Traume, aber im schrecklichsten, scheußlichsten, den er sein Lebtag gehabt. Die Fuhrleute horchten erschrocken und starker Schlotter kam über sie, denn sie kannten die Sage von den Bürglenherren wohl, aber sie hatten vergessen, daß jetzt die Nacht war, in welcher sie reiten müssen, die heilige Nacht. Das ist Fuhrleuten allfällig zu verzeihen, vergessen dieses doch noch ganz andere Leute. „Dir wäre nützer, du wärest nicht mehr erwacht,“ sagte Einer, „jetzt mach, daß du zum Walde hinaus kömmst, und probire zu beten, vielleicht daß dir das noch helfen kann.“ Dorbach trat darein nicht ein, sondern fragte, ob sie nicht was zu trinken hätten, ihn friere und dürste entsetzlich, und ob er sie nicht begleiten dürfe, er kenne ja den Weg nicht. „Nicht um tausend Gulden,“ sagte einer der Fuhrleute, „ginge ich mit dir durch den Wald. Gehst hier gerade aus dem Bache nach, so bist in fünf Minuten aus dem Walde, in einer halben Stunde im Dorfe. Du kannst trinken, so

stirbst wenigstens nicht vor Durst, ehe er dich nimmt.“ Man reichte ihm eine halb angetrunkene Flasche. Er nahm einen tüchtigen Schluck, wollte sie dann zurückgeben. „Behalte sie nur,“ sagte einer, „die rührt keiner von uns an, und wäre ein Trunk vom allerbesten darin. Jetzt mach', daß du fortkommst, sieh, da gehst durch und kannst nicht fehlen.“ Dorbach mußte gehen und schweigen, wie sehr sich in ihm der Versucher rührte, den Fuhrleuten eine Vorlesung zu halten. Aber die Glieder wackelten ihm doch zu sehr und Lokal wie Personal waren ihm doch zu unheimlich und unrichtig. Die Fuhrleute hielten, bis er weiter war, lenkten dann in einen andern Weg, um so rasch als möglich auf der andern Seite aus dem Walde auf das Feld zu kommen, und suchten das alte Wagensträßlein trotz größerer Gefährlichkeit, kam sie aber doch nur von Menschen.

In einer gewissen Betäubung, wahrscheinlich eine Mischung von alter Angst und neuen Schlücken, kam er durch den Wald und bald ins Dorf. Unterwegs verwerchete er einen schrecklichen Zorn über die Dummheit und Inhumanität der Fuhrleute, über den herrschenden Aberglauben im Volke und die verfluchten Pfaffen, welche denselben nicht mit Stumpf und Stiel längst ausgerottet, die Menschheit, ja alle Fuhrleute vom ersten bis zum letzten human und liberal gemacht hätten und dafür gesorgt, daß die als Engel gebornen Kinder Engel blieben, bis sie von Würmern gefressen und vom ewigen Tod verschlungen würden. Aber solche Gedanken schossen nur so wie Blitzstrahlen durch den Kopf, hielten nicht fest. Einmal im Dorfe angelangt und in der warmen Stube, versank er alsbald in einen schändlichen Katzenjammer an Leib und Seele. Er mochte das Erlebte drehen wie er wollte an dem Drehstuhle moderner Anschauungsweise und es klopfen mit psychologischem Hammer, er kam doch nicht durch. Es graute ihm wohl vor Schlangen, aber er hatte weder an Schlangen gedacht, ehe er in den Wald kam, noch viel weniger an seine Sünden. Je mehr er darüber denken wollte, desto

wunderlicher ward ihm zu Muthe, ihn fieberte, es that ihm alles weh, er glaubte ein Nervenfieber im Anzuge oder eine Gehirnentzündung, betrachtete das Erlebte als ein Vorspiel dessen, was er noch erleben müsse, legte in dieser Erwartung mühsam und in banger Angst sich zu Bette und schlief trotz der Angst bald ein. Er schlief, bis der andere Morgen am Himmel stand, erwachte bei vollem Bewußtsein und bei ganz gesundem Leibe und zwar seit langen Jahren zum ersten Mal ohne sturmen Kopf. Seine Voraussetzungen waren also irrig gewesen, von seinen Muthmaßungen paßte keine.

Nun kam es doch über ihn, wenn auch nicht wie Reue, doch wie ein Schatten von Reue. Trotz allen seinen abgerundeten und in einander abgeschlossenen Ansichten dachte er daran, daß wenn eigentlich trotz seinen Ansichten ein höheres Wesen sei und gegenüber demselben eine Verantwortung, die seinige schwer werden müsse. Es kam ihm vor, wenn er gegen die Ehe gewesen, so hätte er keine eingehen sollen; jetzt, da er doch eine eingegangen und zwar nicht bloß ungezwungen, sondern unter großem Hasten und Drängen von seiner Seite, und jetzt Kinder habe, so habe er doch einigermaßen wenigstens die thierische Pflicht, für ihren Unterhalt zu sorgen, bis sie ihn selbst fänden, wie es auch bei einigen Thieren der Fall sei. Es waren doch einmal seine Kinder und einige derselben waren ihm sogar nicht unangenehm, ja sie hatten ihm manchmal Freude gemacht, selbst Hoffnungen erregt. Er hatte sein Lebtag so viel von Bildung gesprochen, von ihrem Werthe in dieser Zeit, wer sollte seine Kinder bilden, wenn er es nicht that, ja nicht einmal für ihre Nahrung sorgte, geschweige denn für ihre Bildung? Nun da sagte er sich freilich, dafür sei der Staat da, der habe alle Kinder gemeinsam zu erhalten und zu erziehen, die Last müsse gleichmäßig vertheilt sein. Größere Last gebe es keine, als acht Kinder aus bloßem Verdienst zu erziehen, und ungerechtere Ungleichheit gebe es ebenfalls nicht, als daß Andere bei großem Vermögen keine Kinder

und also auch keine derartige Last hätten. Indessen die Sorge, daß diese Ungerechtigkeit egalisirt, die Kinder wirklich vom Staate übernommen und dazu gesehen werde, daß ihnen besondere Sorgfalt zu Theil werde in dem Maaße, als er auch besondere Verdienste hätte, das schien ihm denn doch eigene Pflicht — so kalkulirte er.

Indessen glauben wir denn doch an einen väterlichen Zug, eine aufgerüttelte Wehmuth, welche dem Kalkul zu Grunde lag. Man täusche sich nicht. Was der bloße Verstand verarbeitet, seien es Begriffe, Ansichten, Grundsätze, in Regeln gebrachte Gesinnungen und wie die Dinge alle heißen mögen, es sind doch nichts anders als blank geschmiedete Gefühle, Regungen, Triebe, gerade wie in einer Schmiede, wo, was der Schmied verarbeitet zu scharfem Stahl und festem Eisen, als unlautere Schollen aus dem Schooße der Erde kommen. Zu dem kam noch Eines: ihm fehlte der Muth, was weiteres zu versuchen, er hatte das Bedürfniß nach einem Obdach, nach Ruhe für einige Zeit, ihm graute vor allen Wegen, Stegen, absonderlich vor allen Wäldern. Er dachte, wenn er daheim fleißig sei und schaffe nach seinem Vermögen, bringe er in alle Wege einen erklecklicheren Verdienst heraus, als wenn er wandere auf den verfänglichen Straßen selbstsüchtigen Freunden nach.

So ging er heim, jedoch nicht etwa bußfertig und gleich wie der verlorene Sohn mit den Händen im Haar und dem Bekenntniß auf den Lippen: ich habe gesündigt vor Gott und Menschen, bin nicht werth dein Mann zu sein! O nein, er kam heim als der Herr des Hauses, freilich ohne Donner und Blitz, wie sonst oft, sondern bloß mit dem einfachen Bewußtsein, er sei der Doktor Dorbach, hier Herr und Meister.

Weib und Kinder waren überrascht, als er bei ihnen eintrat, man kann es sich denken. Doch faßte sich sein Weib alsbald und kehrte ihm nicht den Rücken, sondern gab ihm freundliche Worte; einige Kinder wurden blaß, andere gaben ihm die Hand, je nach dem Verhältnisse, in welchem sie zusammen

standen. Was das Weib hatte, gab es her, aber der überall hervortretende Mangel ärgerte ihn doch, und an allem, was ihn ärgerte, war natürlich nicht er, sondern jemand anders schuld nach moderner Ansicht. Es war ihm sehr unbehaglich da, unheimlich, begreiflich nicht wegen seiner Art und Weise, sondern weil nach moderner Ansicht niemand wohl sein kann bei Weib und Kindern, besonders wenn nicht von allem die Fülle und mehr als genug für Alle vorhanden ist. Indessen überwand er sich anfänglich und that so ziemlich manierlich; doch in dem Maaße, als die Eindrücke am Bachtelenbrunnen sich verwischten, stellte sich die alte Hässigkeit und üble Laune wieder ein. Sein Weib fing wieder an zu zittern und es stellte sich der Angstschweiß ein, und die Kinder krochen in Winkel oder wo ein Versteck war, wenn sie des Vaters Tritt oder Stimme hörten. Von wegen der kleine Freiheitsmann, der ward wieder zum gewaltigen Hausdespot, bei welchem der Kaiser von Rußland noch hätte Lehrgeld geben können. Er war der Ansicht, daß Haus und Staat, die politische Freiheit und die häusliche Freiheit ganz verschiedene Arten von Krebsen seien; war wahrscheinlich kein Germane, sondern ein Slave, ein Polack vielleicht, der Doktor Dorbach. Die Frau aß mit Zittern einen Bissen, sie mußte immer fürchten, es sei nicht der rechte oder dem Manne einer zu viel. Es war, als ob das trübseligste Regenwetter eingebrochen sei über diese Familie, kein Sonnenblick fiel mehr auf die Gesichter, geschweige in ihre Seelen, es war ein Leben als ob ein Sauerteig, gemischt aus Galle, Essig und Teufelsdreck, in dasselbe gerührt worden sei. Wenn Dorbach weise Nachbarn gehabt, konnten sie an seiner Familie die Zukunft eines Staates sehen, an welchem Dorbach etwas zu regieren kriegte, oder wenigstens sein Geist andern Geistern eingeimpft wurde.

Dorbach arbeitete. Wie der Jäger seine Pfeile, ließ er die zubereiteten Artikel fliegen, aber was er verdiente, brauchte er für sich und es reichte nicht hin, und immer trüber war

das Wetter, es war fast, als ob Gott das Zeichen des Regenbogens vergessen hätte. Da fand er einmal einen Brief daheim, der lautete:

Bruder!

Gleich nach Empfang von Gegenwärtigem reise nach X. Dort ist das Terrain günstig, der Freiheit Bahn gebrochen, nur einige Steine sind noch zu sprengen, welche im Wege liegen, das thut sich mit einigen Centnern Löschpapier, man braucht für solches Geschiebe, wie du weißt, nicht einmal Schießbaumwolle. Du begreifst, es müssen einige sogenannte brave Männer, Respektspersonen, Zöpfe und jesuitische Luder todt gemacht werden, dazu bist du der Mann, in diesem Handwerk bist du bewährt. Zugleich freut es uns, dir für einstweilen unter Dach zu helfen, später findet sich schon was Besseres. Du begreifst, daß es um die Redaktion eines neuen Blattes in X. zu thun ist, welches unter deiner Leitung stehen soll. Deine wie des Blattes Existenz sind vollkommen gesichert. Nähere Instruktionen und Notizen findest du an Ort und Stelle, melde dich nur bei dem dir bekannten Rothen. Es wird sehr vortheilhaft einwirken, wenn du mit Anspruch, in patentem Wix aufmarschiren würdest. Die Ausgaben werden dir ersetzt. Wäre das Geld nicht so rar, es würde dir gleich das Nöthige geschickt. Die letzte Zeit hat gar zu verflucht viel konsumirt, nicht bloß die Kassen sind erschöpft, sondern die Quellen scheinen sich ruiniren zu wollen. Hast du nicht Geld, so hast du doch sicher noch Kredit, nimm auf Pump; hast du dabei noch den respektabeln Vortheil, daß du es ersetzt kriegst und es nicht zu bezahlen brauchst. Dort bist du außerhalb Schußweite deines Weibes, und Gevatter Schneider und Handschuhmacher reisen dir nicht nach. Eile!

Dein

T.

Dorbach lebte neu auf, war doch dies wieder eine Stellung. Nebenbei hatte er freilich einen schändlichen Zorn zu verarbeiten, erstlich, daß man ihm nicht Geld geschickt, und zweitens, daß ihm niemand Kredit machen wollte. Nun am Ende, wenn es sein muß, weiß ein Mann wie Dorbach sich immer zu helfen. Er versetzte die besten Kleider seiner Frau, versilberte die noch vorhandenen Sparpfennige der Kinder und einige alte noch vergessene Familienstücke, reiste ab und ist bis jetzt nicht wieder erschienen bei Weib und Kindern, hat um sie sich nicht gekümmert.

Brüder!

Die sieben Bürglenbrüder oder Bürglenherren werden ihre Erlösung kaum mehr suchen in der Bekehrung eines verlaufenen Literaten und Professoren. Ob man es wohl vernimmt, an wem sie in diesem Jahre ihr Heil versuchen, und ob ihnen endlich Erlösung wird? Ruhe im Grabe wollen wir den wilden alten Jägern wünschen von Herzensgrund; um Ruhe in die friedlosen Gemüther, die da herumirren in der Welt, Streit und Hader säen und daher nirgend ein Genügen finden, wollen wir beten von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Der Gott des Friedens möge sich der Armen erbarmen, welche, von Unzufriedenheit gegeißelt fort und fort, eine verbitterte Seele Spießruthen jagt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; er möge sich ihrer erbarmen, ehe der Tod sie faßt, das Grab verschlingt!

Eines
Schweizers Wort
an den
Schweizerischen
Schützenverein.

~~~~~~~~~~
~~~~~~~~~~



Vorwort.

Herr von Fellenberg, Alt-Landammann, trug dem Fest-Comite zu Chur bei Uebersendung seiner Gaben an: auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen zu lassen, und schlug dazu den Unterzeichneten vor.

Das Comite ging in den Vorschlag ein und das Ansuchen gelangte an den Verfasser. Derselbe unterzog sich der Aufgabe um so williger, weil er die hohe Bedeutung des Schützenvereins anerkennt und die gegebene Basis seinen Ansichten nicht widersprach. Sollte Vielen die Ausführung der dargestellten Ideen wie ein frommer Wunsch erscheinen, ein schöner Traum, so streiten wir nicht, sondern fragen: Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?

J. G.

Nachwort.

Von mehreren Seiten aufgefordert, übergiebt der Verfasser nachstehendes sogenanntes Manifest, welches bis jetzt nicht im Buchhandel war, dem Publikum.

Einige Auslassungen, zu denen er berechtigt war, einen Beisatz, der gewünscht ward und der ihm von Herzen ging, ausgenommen, glaubte er an dessen ursprünglicher Gestaltung nichts ändern zu sollen, nicht sowohl aus dem Grunde, weil nichts zu ändern gewesen, sondern weil es so, wie es ist, von denen, welche es hervorgerufen, anerkannt und gebilliget worden.

J. G.

Gottes Rathschläge sind unerforschlich, Welten sind seine Gedanken. Wie diese Gedanken seinem Willen entströmten — zu einer eigenthümlichen Welt ein jeder ward, zahllos, maaßlos den Raum bevölkerten, das hat keines Menschen Auge gesehen.

Wiederum erzählt uns keines Menschen Mund die Läuterungen alle, durch welche Gott die Erde gehen ließ, ehe Menschen sie bewohnen, bebauen, verklären konnten.

Was Gott gethan, ahnen die Weisen; aber Einer anders als der Andere. Ob wogenden Wassern, ob feurigen Wellen die Berge entstiegen, wie langsam, wie schnell sie ihre Häupter enthüllten, sie badeten im reinen Blau des Himmels; wie langsam, wie schnell des Feuers Wellen erloschen, die wogenden Wasser zu der Berge Füßen verrauschten: das berichtet keine Geschichte.

Aber über die sprühenden Feuerquellen, die gährenden Fluthen hob sich dem Himmel nahe eine Feste, gegen dieselben mit Bergen gegürtet; auf dieser Feste ruhte des Herrn Liebesblick und mit väterlicher Hand weihte er sie durch seinen reichsten Segen zu seiner Feste. Und diese Weihe blieb bis auf den heutigen Tag, und diese Feste heißt das Schweizerland.

Ueber manchem Lande wölbt klarer der Himmel sich, stehet wärmer die Sonne und wehen mildere Lüfte; in manchem Lande ist ein üppigeres Wohnen, fruchtbarer ist der Erde Schooß, und Gold und Diamanten sind die Eingeweide der Berge. Aber über keinem Lande steht so unverrückt des Herrn Liebe; sie ist unser Polarstern, der nie untergeht, während über jedes

andere Land die Nacht kömmt, welche seine Sonne verschlingt. Ueber keinem Lande träuft so stetig des Herrn Segen und wehen seine Warnungen so milde, ist so sicher, wird so treu bewahrt, was der Herr gegeben; ist so stärkend dem Leibe, so heilbringend dem Lande, was die Erde bringt, was die Berge gewähren. — Was hier ausgesprochen ist, liegt nicht in den Gefilden des Ahnens, ist nicht den Zeiten entnommen, deren Geheimnisse keines Menschen Auge geschaut; die Liebe des Herrn, ihre stetigen Segnungen liegen diesseits jener dunkeln Gebiete, einem Strom des Himmels gleich schlängeln sie sich klar und herrlich durch alle bekannten Jahrhunderte, strömen ja in reicher Fülle an unsern eigenen Augen vorüber in goldenem Wellentanze, so daß wir es glauben müssen, weil wir es selbst sehen: unser Vaterland ist des Herrn Feste, sein eigener Blick hat es geweiht zu seinem eigenen Lande, und mit selbst eigener Hand hat er es behütet in der Fluth der Völker, in den Strömungen der Jahrhunderte.

Als des Herrn allmächtige Hand immer fester schnürte die Bande der Elemente, floß grollend das Feuer in dunkle Kammern, die Wasser schäumend in ihre weiten Becken; aber noch lange bebte die Erde in Zorn und Groll und fand das sichere Gleichgewicht nicht. Und es war, als ob in diesem Beben auch die Völker nicht Ruhe fänden, der Erde Zittern sie aufjagte aus ihren Sitzen; sie wirbelten auf der Erde herum wie der Wind die Welle aufjagt aus des Meeres Schoos, sie peitscht, bis sie verrinnt an ödem Strande, bis sie zerschellt an zackigtem Felsenriff.

So tobten, als eine neue Fluth, die Völker über die Erde; aber über unsere Berge schienen nur einzelne Wellen geschlagen zu haben und bald wieder Ruhe und Stille eingewohnt zu sein in des Herrn Feste. In Stille und Ruhe vom Herrn geschirmt, wuchs hinter den Bergen ein Völklein auf, der Geschichte unbekannt, bis es auf einmal heldenkräftig und zornes-

muthig, einem Sohne des Himmels gleich, als ein mächtig gefürchtetes Volk gegen Rom, die Weltbeherrscherin, in des Kampfes Schranken tritt. Einem Strome ist es vergleichbar, den ein geheimnißreicher Quell geboren, in der Berge Schoos groß genährt, der aber dann als eine mächtige Fluth aus dessen durchbrochenen Seiten strömt und Schrecken verbreitend in die Ebene sich ergießt. Aber auch es widerstand der Sünde des Uebermuthes nicht, dem Verderben des Helden, welches die Kraft der Meisten brach, wenn sie am üppigsten schien, ehe die Reife des Alters sie schmückte und festigte. Das jugendliche Heldenvolk, auf seine Kraft vertrauend, verachtete des Herrn Feste, brach hervor aus der Berge Ring, suchte eine wärmere Sonne, suchte ein üppigeres Land; aber des Herrn Segen war nicht mit ihm, seinen Schirm fand es nicht; es fand Noth und Grab, fand, seinen Enkeln zu Nutz und Frommen, des Herrn Zeugniß: daß des Herrn Hand und Liebe über seiner Feste sei und über jedem, der wohnet in dieser Feste und treu sie wahret in Zucht und Furcht; daß sie aber nicht sei über dem, der muthwillig sie verläßt um einer andern Sonne, eines reichern Landes, eines üppigeren Lebens willen, nicht über dem, der im Vertrauen auf die von den Vätern ererbte Kraft vergißt, was den Vätern die Kraft gegeben. Dieses Zeugniß prägte der Herr in Blut und Graus durch fünf Jahrhunderte der Geschichte ein; denn was Menschen nicht vergessen sollen, muß tiefer als in Erz gegraben sein, in manch' auf einander folgendes Geschlecht, und schaurig und grausenvoll müssen den Enkeln vor Augen stehen die Trümmer der väterlichen Thorheit.

Es war, als ob die ausgezogenen Helvetier die Häupter ihrer Berge gebeugt hätten; denn alsobald schlugen neu aufgewühlte Völkerfluthen wieder über dieselben herein, das Land ward eine Wüste, das Volk ohne Hirt eine Heerde, die zerstreut in der Irre geht, eines jeglichen Beute!

Wie aber kein Erdbeben ewig dauert und jeder Sturm

zu Ende geht, das Athemschöpfen nothwendig wird, nach allen gewaltigen Anstrengungen im weiten Gebiete der Lebendigen, so sänftigte sich allmählig die Völkerfluth, wenn auch noch lange einzelne Wellen hoch hereinschlugen über's Land, aber sie kürzten sich immer mehr und der zerschellten folgte immer seltener eine andere.

Aber wie nach Wasserfluth, nach Erdbeben oder Bergstürzen mit Schutt und Steinen das Land bedeckt ist, war Europa übersäet mit Trümmern von Völkern, war eine zerbröckelte Welt, und bunt durch einander lag Gleiches und Ungleiches und auch das Gleiche war vom Gleichen getrennt, wie man noch jetzt auf Goldau's Grab Bergblock neben Bergblock sieht, und jeder steht für sich alleine und zwischen allen sind öde Räume und leere Klüfte.

So bleibt es durch Jahrhunderte im wüsten Felsenthale, wo der Tod wohnet, wo keine Pflanze blüht, kein Vogel nistet, das Gestein zu hart, die Lüfte zu rauh sind für des Mooses erweichende Kraft, aber so bleibt es nicht, wo Leben wohnt, so bleibt es nicht auf Goldau's Grab, wo die Pflanze blüht, der Vogel nistet; die Klüfte, zwischen Stein und Stein, alle lassen sich ebenen, so daß Leben über dem Tode zusammen wächst. So bleibt es noch viel weniger unter den Völkern, da gährt das Leben fort, auch wenn es stille scheint, während dem tiefen Athemholen, nach langer Erschöpfung.

Bald tritt das Leben wieder sichtbarlich zu Tage, es verzehrt den Tod, es scheidet vom Ungleichen sich das Ungleiche, stößt das Widerstrebende aus, und das Gleiche sucht das Gleiche und mit dem Gleichen bindet sich das Gleiche und bildet zu einem neuen eigenthümlichen Wesen, zu einer eigenen Gestaltung sich.

Die Revolutionen gebären die Organisationen, aber Mutter und Töchter haben oft so ähnliche Naturen, daß man sie fast nicht zu scheiden weiß.

Die Revolutionen tobten zuerst in der Erde; ihre Töch-

ter sind unsere Berge, die so frei und frank zum Himmel strebten. Sie tobten unter dem Geschlechte der Menschen; ihre Töchter sind die Völker, wie sie nach und nach sich gestalteten, nach der großen Völkerfluth, und zum Verwandten das Verwandte sich gesellte, das gleiche Leben Trümmer mit Trümmern band.

So bildete sich allmählig aus dem großen Trümmerhaufen die Eidgenossenschaft heraus und durch's gleiche Leben verbunden, stellte sie sich dem Betrachtenden als ein Ganzes dar, wie von Rigi's Kulm hinweg Goldau's Grab, trotz den Trümmern, immer mehr zum blühenden Thale wird; denn zwischen den Blöcken keimet Gras, an den Blöcken herauf schleicht das Moos und wie verschieden das grün gefärbte Leben in der Nähe scheinen mag, ein Leben scheint es doch. So ward auch wieder ein Leben in unserem Lande; das Ungleiche, welches sich nicht binden ließ, ward ausgestoßen, floh, und zur Feste des Herrn ward wiederum unser Land.

Das geschah in den großen Tagen der Eidgenossenschaft, die wir Alle kennen, den Tagen, in welchen der Schweizer es bewährte, daß eine Kraft in seiner Seele glüht, welche in ihrer Art nicht schwächer ist, als die Kraft, welche seine Berge gen Himmel trieb; daß die Kraft auch in seinen Adern rollt, welche in so eigenthümlicher Stärke durch alle Erzeugnisse seiner Länder strömt.

Das waren die Tage, die wie Sterne leuchten in unsere Geschichte hinein, wo der Schweizer Ehrenfestigkeit leuchtete in die treulose Zeit hinein wie ein Gestirn in dunkle Nacht, wo ihre Heldenkraft thronte über den Schlachtfeldern, ihr Name wie ein zweischneidend Schwerdt in die Herzen der Völker fuhr. Das waren die Tage, in denen die Männer lebten, deren Namen schweizerisches Gemeingut sind, zu denen auf, wie zu Ahnenbildern, jeder Schweizer die Augen seiner Söhne richtet, deren Namen aber auch unter den hehrsten glänzen in der Weltgeschichte, am hellsten und herrlichsten

aber wohl — da, wo alle Namen aufgezeichnet stehen, die Großes thaten, weil sie sich selbst vergaßen.

Es waren die Tage, wo Tell vor leerem Hut sein Haupt nicht beugen wollte, sein Kind es aber auch nicht beugte — vor des Vaters Pfeil; wo kühn und fest die Häupter standen, wo Winkelried sich selbst vergaß, seines Weibes und seiner Kinder gedenkend, sein Leben warf in den Speergrund hinein, zur Rettung der Freiheit und des Vaterlandes; wo Erlach Fürstenkraft bezwang, und trotziger Bürger Ungehorsam — durch die Macht seines Namens und die Macht seines Willens, und jegliches Mißtrauen der trotzigen Bürger und feindlichen Fürsten — durch nie getrübte Ehrenfestigkeit, weil auf seinen Namen nie ein Schimmer der schändlichen Lehre fiel, daß, um geträumten Parteivortheils willen Alles erlaubt sei; wo Adam der Camogasker mit kaltem Schwerdte des Kastellans geiles Blut kühlte und Chaldar dem Freiherrn von Fardün, dem Verhöhner seines Hausrechtes, den Uebermuth in heißem Brei erstickte; wo die Helden im Burgunderkriege ihre Schwerdter flammen ließen, daß vor deren Blitzen Kaiser und Könige bebten und der Kühnste derselben vor deren Schärfe sein stolzes Haupt senkte in ein nasses Grab. Ja, das waren die Tage, deren Andenken jeder Schweizer heilig hält, deren Andenken sein Herz erwärmt, seine Seele erhebt, in dieser kalten niedern Zeit!

So entstand in rauchendem Blute allmählig die Eidgenossenschaft; zu einem Volke wurden wieder die, welche des Herrn Feste bewohnten, wie es die Helvetier waren, aber größer, bedeutsamer in der Weltgeschichte, enger in sich selbst verbunden. Wie ein Berg in ebenem Lande erhob sie sich hellstrahlend unter den Völkern der Ebene, ward weithin gesehen, aber von niemand ohne Zorn oder ohne Ehrfurcht; und fremder Herren Knechte sah man herumkriechen an des Berges Fuß und Seiten, und herum um den Gipfel, um mit Zaubersprüchen von allerlei Sorten des Berges zornige Kraft zu

künftigen oder zu entzünden, und das Eine oder das Andere nach ihrer Herrn Lust und Nutzen.

Fest, breit, einem Berge gleich, erhob sich die Schweiz, und also stehet sie noch unter den Völkern Europa's; aber jedem Berge gleich ist sie geklüftet mannigfach durch manchen Schlund und Grund, einzelne Zacken und Hörner streben empor, zerrissene Wände, überhängendes Gestein drohen den Einsturz. Wer nur von weitem den Berg gesehen in seiner Majestät, erschrickt und bebt, wenn er in dessen Mitte kömmt, die Zerrissenheit sieht und wie locker und schroff und scheinbar unverbunden Vieles durch einander liegt; er fürchtet den Einsturz, er wendet sich zur Flucht. Doch unverzagt bleibet und bebet nicht, wer die Gebirgswelt kennt; er weiß, daß andere Gesetze walten im Gebirg als am Meeresstrande, daß ohne Spur Jahrhunderte lang über die Fluh der Wind geht, daß Wind und Wellen alle Tage durcheinanderwerfen den Meeresstrand.

Nach diesen großen Tagen kamen die stillen Tage. Wie nach gewaltiger Hitze der Regen kömmt, nach schwerer Arbeit der Schlaf, nach mächtigem Ausbruch des Feuerberges seine Donner schweigen, das Feuer sich legt, die Lava steht, erstarrt, einem Gürtel des Todes gleich, um den Berg sich legt: so kam auch Aehnliches über die im Mittelalter so regen Völker, so kam Aehnliches ganz besonders über unsere Eidsgenossenschaft.

Ueber sie kam es wie Erstarrung, und das starre Todtenwesen ward Gewohnheit, schien Gesetz, daß wenn bloß ein Stein zum andern rollte, männiglich über das ungewohnte Leben erschrak und des Berges zornigsten Ausbruch fürchtete.

Wir nennen diese Zeit eine öde, traurige Zeit, sie war es; wir nennen sie eine böse, verderbliche Zeit, wir irren.

Wie der Winter nicht des Sommers Kraft verzehrt, son-

dern des Sommers Kraft bereitet, wie unter des Schnees Leichentuch zur Auferstehung die Natur sich rüstet, geheimnißvoll und unsichtbar die junge Saat ein fröhliches Leben beginnt, und wie die Lava ein schaurig Todtengewand ist, aber verwittert der Schoos des üppigsten Lebens wird, so ward jener Zeit eine ähnliche Bedeutung im Völkerleben. Das neue Leben kam nicht wie ein Wirbelwind über die Völker; es regte sich auch nicht in seinen äußern Verhältnissen, trieb sie daher auch nicht aus ihren Sitzen; es regte sich in den Tiefen des Geistes; es war ein Bewußtsein der Bande, die diesen umschlangen, der Klüfte, die Menschen von Menschen trennten, ein Sehnen nach einer freiern Welt, nach einer innigeren Vereinigung des Bruders mit dem Bruder.

In die mittelalterlichen Gewohnheiten hinein brachen die Strahlen der alten Sonne wieder, weckten Geister zum Leben, brachen aber auf die seltsamste Weise sich an der nach und nach zum Leben erwachenden Masse. Was vom Geiste ausging, drang in die sichtbare Welt, ergriff um körperlicher Dinge willen auch die, welche vom Geistigen nichts wissen, und ein neuer Sturm kam über die Völker und in grausenhafter Schlacht schlug durch manch Jahrzehnt das Alte mit dem Neuen sich. In Rauch und Dampf war die Welt gehüllt; Organisationen wechselten mit Organisationen, jede entschwand unter Rauch und Staub, und jede entstand unter Donner und Blitz; und durch Staub und Rauch drangen die herrlichsten Strahlen des erwachten Menschengeistes. Je mehr die Kriege die Völker zerrissen, desto näher kamen sich die Menschen, desto besser verstanden sich die Geister, und je freier die Geister wurden, um so stärker wurden sie, errangen sich die lang geträumte Herrschaft über die Elemente, schmiedeten Ketten für diese und zwangen sie, als gefesselte Geister zu wunderbarem unterthänigem Dienste.

Der allgemeinen Regung konnten wir nicht fremd bleiben; was Europa durchzuckt, empfinden auch wir. Ein eigen-

thümlich Leben keimte auch unter uns, entfaltete seine Schwingen, einzelne Wellen von außen her schlugen über unsere Berge, und was die Wellen nicht brachten, das trugen später die Winde uns zu, die über die Berge wehen.

Die Geschichte dieser Zeit näher zu berühren, liegt außer dem Kreise dieser Schrift; wie andere litten und stritten, litt und stritt auch die Schweiz, was andere fanden, fand auch sie: aber über das Allgemeine hinaus, ward ihr vor andern eine Gabe, ein Zeichen eines eigenthümlichen Lebens und der besondern Huld des Herrn, ward ihr ein Born des reichsten Segens; und von diesem zu reden ist Zweck dieser Schrift.

In der Zeit der geistigen Aufregung, in diesen Tagen des Erfindens waren es nicht die Schweizer, deren Geiste die hellsten Funken entsprühten, die Kräfte des Dampfes ermaßen sie nicht: die Gesetze der Maschinen ersannen sie nicht: aber das Sehnen nach Vereinigung mit getrennten Brüdern glühte im reinsten Feuer in ihren Seelen, weckte das Streben, verwandte Geister zu suchen, und Klüfte und Schlünde, die zwischen Menschen liegen, zu ebnen, sie auszufüllen mit brüderlicher Liebe; und wenn auch kein Schweizer einen neuen Stern entdeckte oder des Mondes Beschaffenheit ergründete, so waren es doch Schweizer, die zuerst in trautem Vereine zu höherem Streben sich zusammenfanden. Aber was dieses Sichfinden damals war, ermisset man nimmer.

Wer hat nicht schon ein grünes Kornhälmchen gesehen, dessen Häuptlein durch den Schnee brach, dessen lieblich Grün so seltsam abstach gegen das weiße Schneefeld, dem so allein der Tod drohete in der nächsten Nacht und der rauhen Luft; und wo die weite Schneefläche war, breitet nach wenig Tagen ein großes grünes Saatfeld sich aus; und wiederum fällt so seltsam auf der wenige Schnee, der an der Sonne serbet und nach wenigen Tagen gar nicht mehr sein wird.

Auf ödem, schwarzem Lavafelde wächst ein Pflänzlein auf

das erste in schwarzem Steingerölle; man möchte weinen um das arme Pflänzlein, das so lieblich steht in der schwarzen Oede. Aber wenige Jahre, so haben Menschen und Gott im wüsten Graus eine neue Welt geschaffen, und einzelne mächtige Steine nur geben Zeugniß, wie es war vor Zeiten und wie es ward durch Menschenfleiß und Gottes Macht im Laufe der Zeiten.

In wilder Felsenkluft sproßt eingeklemmt in hartes Gestein unscheinbar und dürre ein klein Gesträuch. Des Herrn Vögel oder des Herrn Winde hatten den Samenstaub hingetragen, oder es war entstanden nach des Herrn Willen und über der Menschen Verstand. Aus dem unscheinbaren Gesträuche wächst ein klein Röslein empor so wunderlieblich, so wunderzart, trotz des harten Gesteines, an dessen Brust es liegt trotz der rauhen Lüfte, die es tränken. Die Sterne kosen mit ihm, der Mond wirft seinen lieblichsten Schein auf dasselbe; aber keines Menschen Auge sah dasselbe, keines Gärtners Hand pflegte es. Und lange blieb das Röslein alleine und manch Röslein verblühte alleine. Aber die Wurzeln verwittern nicht, Jahr um Jahr — wenn die Sonne höher steiget, blüht es neu, aber nicht immer alleine. Rings um dasselbe sprossen neue Gesträuche auf, und aus den neuen Gesträuchen blühen auch neue Röslein und nach Jahren, welche der Herr zumißt, deren Zahl er alleine kennt, ist zu einem blühenden Garten das ganze Felsbeet geworden. Röslein reiht an Röslein sich und hoch und herrlich preisen sie **Den**, d e s s e n H a u c h s i e e r s c h a f f e n, d e s s e n H a n d a u c h ü b e r i h n e n w a l t e t e.

Einundachtzig Jahre sind es, daß eine solche Pflanze sproßte im harten Gesteine unseres Vaterlandes, in den rauhen Lüften der damaligen Zeit. Alle Jahre blühte sie, manches Jahr alleine, aber nicht immer; wo sie alleine war, ist jetzt eine Blumenwand und ihr Duft steiget auf zum Himmel.

In den begabtesten eidgenössischen Geistern, in solchen, in welchen vor allen das Walten Gottes sich offenbarte, entstand ein Sehnen nach einer Vereinigung, welche nicht abhängt vom

Gebirg oder Wasser, von längst gesetzten Gränzen oder gestrenger Herren Willen, sondern von der Stimmung der Geister, dem gleichen Wünschen und Sehnen, dem gleichen Willen und Ringen.

Das aber war ein verwegen Sehnen, vermessener als des zarten Kornhalms Beginnen, welcher der erste den Schnee durchbricht. Aber wie diesen eine unwiderstehliche Kraft, die nicht frägt nach Gefahr und Noth, zu Tage trieb: so ist auch das rechte Sehnen in des Menschen Brust eine Gewalt, welche ihre Wünsche durch alle Gefahren ins Leben setzet, durch das Eis der Zeit und ins harte Gestein hinein ihre Wurzeln schlägt.

Schüchtern und geheimnißvoll verabredeten die edelsten Eidsgenossen eine Zusammenkunft im Bade Schinznach. Ein beispielloses Unternehmen war es vor einundachtzig Jahren, daß sonder Geschäfte und Krankheit, sonder obrigkeitliche Sendung oder Erlaubniß, erleuchtete Männer in einem Bade zusammentraten. Als sie es unternahmen, schlug wohl Allen das Herz, es umwehte sie geheimnißvoll, wie die Blätter lispeln, ehe der Sturm beginnt. Sie werden geglaubt haben, es umwehe sie der obrigkeitliche Zorn; sie dachten nicht, daß es die Stimmen der Altvordern waren, die sich freuten ob ihrer Enkel Beginnen. Ein Grauen mochte sie wohl alle durchrieseln, als sie auf die geheimnißvolle Fahrt sich wagten, die nicht viel weniger war, als ein neues Sichsuchen auf Grütlis geheimnißreicher Matte. Als sie das Blümchen pflanzten, mögen wohl Ahnungen ihre Herzen geschwellt haben; aber was es werden sollte, seine Fülle, seine Bedeutung, das träumten sie doch wohl in ihren kühnsten Träumen nicht.

So quillt das Größte und Herrlichste, durch Gottes Kraft hervorgetrieben, aus den Tiefen der Seele fast bewußtlos; der Mensch ahnt, was er thut; aber weit über seinen Gesichtskreis hinaus wachsen die Folgen seiner That, und nicht selten bleibt unbedeutend und verkümmert elendiglich, was der Mensch mit

großem Pompe in die Welt stellt, als das Größte in Rechnung bringt.

Die meisten der Männer, welche diese Zusammenkunft verabredet hatten, verbargen ihre Reise, nachdem sie vielfach gewarnt worden, verließen heimlich die Mauern der Städte, schlichen halb verkleidet geheime Wege. Die Freunde zagten, die Weiber weinten, auf die Stirnen der schlafenden Kinder fiel eine heimliche Thräne des Vaters, welche weder Freund noch Feind sehen sollte; der Abschied wurde genommen, fast wie auf Leben und Tod, fast wie Zwingli ihn nahm, als er ritt nach Kappels verhängnißvollem Grunde. Aber verschieden sind des Herrn Wege und unerforschlich seine Rathschläge; hier führt er zum Tode, dort zum Leben, und es weiß es der Eine nicht, und es weiß es der Andere nicht.

Es ist schon geschehen, daß da, wo man vor Zeiten steile Wände sich senken sah in finstern Abgrund, wo man kühne Kletterer klimmen sah über dem Abgrunde, ihres Todes jeden Augenblick gewärtig, man jetzt breite Heerstraßen sich ziehen sieht in bequemer Beugung, kühne Brücken sieht in mächtiger Wölbung, und eine sorglose frohe Menge, welche hinüber und herüber wandelt in mannigfachstem Verkehr.

Gerade solche Kletterer waren die, welche im Jahr 1761 unter Bangen und Sorgen nach dem Bade Schinznach sich stahlen, Schinznach zu einem neuen Grütli weihten. Was auf dem Grütli am Vierwaldstättersee vorberathen ward, das setzten am nächsten Neujahrsmorgen die Rather ins Werk; was im Grütli an der Aare Strand gepflanzt wurde, das brauchte ein Jahrhundert, um zu keimen und zu reifen.

„Helvetische Gesellschaft“ nannte sich dieser Verein. Sie blieb lange das einsame Blümlein im Gebirge und blühte in Demuth fort; sie wurzelte alle Jahre fester trotz rauhen Lüften und hartem Gesteine, und weit umher erquickte sie mit dem Hauche kräftigen Lebens die Seelen, aber unbemerkt, sich selbst fast unbewußt.

Der Tag des Zusammentrittes der Gesellschaft war der Wonnetag der Männer, die sie bildeten. Jeder sog sich die Brust voll Schweizersinn, voll Begeisterung für Vaterland und Menschenwohl, trug den gewonnenen Sinn heim hinter seine Berge, in seine Thäler, strömte ihn dort befruchtend aus im Kreise seines Wirkens. Wenn sie so einzeln kamen aus dumpfen Städten, abgelegenen Thälern, einsamen Berghalden, wo jeder sein besseres Leben kaum zu fristen, den Muth nach etwas Besserem zu streben kaum zu erhalten vermochte, und nach und nach groß ward der Ring der Männer, und jedem einzelnen es ging wie dem ganzen Verein, jeder ein hartes Ringen hatte mit der schweren Zeit, und doch alle bewahrten den heiligen Glauben an die höhere Bestimmung des Menschen und an den Willen des Herrn, daß es besser werde im Vaterlande, und in Allen der Muth feurig loderte, dem Herrn in Treue zu dienen, zum heiligenden Werke beizutragen, jeder an seinem Orte und nach seiner Kraft; so ward jeder wieder zuversichtlich in seinem Geiste, und stärkte den Glauben an die bessere Zukunft des Vaterlandes. Er wußte nun, daß sein Thun kein vereinzeltes sei, daß sein Wille, sein Sehnen noch in hundert Herzen glühe, daß wenn es auch nur Sandkorn um Sandkorn bringe zum großen Werke, hundert und hundert Hände ebenfalls Sandkörner brächten, daß was jeder an seinem Orte schaffe, zusammenwachsen und sich wölben werde zu einem neuen Himmel überm Vaterlande.

Wohl weiß der, welcher die ewigen Wahrheiten in's Leben führen will, daß sein Helfer im Himmel nicht schläft und den guten Willen anerkennt, seinem Streben ein Gedeihen giebt, früher oder später. Aber wenn er so einsam sich fühlet auf Erden, niemand freundlich diesen Willen anerkennt, noch weniger ihn theilt, dann faßt so gerne Muthlosigkeit den armen Sterblichen; er wird irre an Gott und sich selbsten fährt dahin mit dem Strome.

Den vereinzelten Männern tagete es, als sie sich in

Schinznach zusammen sahen. Neu belebt, einer bereichert durch den andern, kehrten sie heim, legten die gewonnenen Schätze an, ein jeder an seinem Orte, und was sie schafften und wirkten, vermag nur der auszusprechen, der dem Thau des Himmels nachzurechnen weiß, die Leben, die er enthält, die Labungen, die er spendet, die Kräfte, die er erweckt.

Dieser segensreiche Verein, einst unsers Landes köstlichster Edelstein, emporgetragen aus den reichen Schachten des schweizerischen Gemüthes, an Werth durch die glänzendsten Erfindungen des menschlichen Geistes nicht übertroffen, war unter allen Vereinen der Erste. Lange blieb er es, bis sein Vorbild noch andere erweckte, nicht in der Schweiz nur, sondern auch in Europa.

Wo in einem Zweige der Wissenschaft, oder in einer Richtung des Lebens frischer Athem wehte, da traten eidgenössische Männer zusammen, theilten brüderlich sich mit, was jeder erfahren oder ersonnen. Sie fühlten, wie in der Einheit unbezwingliche Kraft liegt, sie legten die Probe ab, daß je tüchtiger Einer für sich ist, er um so mehr die Vereinigung mit Andern sucht und in der Einheit seine Kraft gesteigert findet. Sie gewannen Alle an Wissen, an Einsicht; die Vereine mochten eine Richtung haben, welche sie wollten, so brachten doch alle einen Gewinn, und der war der größte: sie brachten die Ueberzeugung, daß überall zu Berg und Thal wackere Männer wohnen, sie brachten den Glauben der Schweizer an den Schweizer, sie brachten das Ahnen eines Schweizerlandes, in welchem alle innern Schranken gefallen, alle Klüfte ausgefüllt, alle Zacken verschwunden, weil über allen irdischen Spalten die Geister sich gefunden.

Diese Vereine zogen ihre Kreise vorzugsweise unter den Männern, welche einen Zweig der Wissenschaft oder der Kunst mit Liebe pflegten (diese Vereine wurden hauptsächlich im übrigen Europa nachgeahmt), oder aber unter denen, welchen das Volk der Gegenstand ihrer reinsten Liebe war, die Förde-

nung seines Wohles das Ziel ihres Strebens. Die Männer aus beiden Klassen fänden sich zumeist unter den gebildeten, vorzugsweise unter den mittlern Ständen. Es giebt eine Klasse überall und auch bei uns, die aus dem Volke herausgewachsen ist, sich daher nicht mehr zum Volke rechnet, wo ein verschrobener Sinn eine Kluft zwischen ihr und dem Volke gegraben, so daß das Wohl des Volkes ganz außer ihrem Gefühlskreise liegt, das Volk ihr nur erscheint, bald wie ein Brodkorb und bald wie ein Fußschemel. Es giebt einen engen Sinn, der nur nach Kronen und Batzen zu rechnen weiß, nur die Scholle kennt, welche die Hand bearbeitet.

Hieher drang der Sinn der Vereine nicht, in der zu hohen und der zu niedren Brust weckte der neue Hauch kein neues Leben.

Noch aber lag eine große Masse in Schlummer und harrte des Hauches, der sie in's Leben rief; in den Seelen ruhte der ächte Schweizersinn, aber die besondere Richtung, in welcher die vorhandenen Vereine sich bewegten, berührte sie nicht.

Die Gegenstände, mit welchen sich dieselben befaßten, lagen den meisten zu hoch oder zu ferne, außer dem Bereiche ihrer Kräfte, banden also nur die zusammen, welche in der gegebenen beschränkten Richtung sich bewegten, waren aber nicht ein Bindungsmittel für die Masse, für die Nation; auf die Nation träufelte ihr Segen; die Mehrzahl aber wußte nicht, woher dieser Segen kam, so wenig, als sie weiß, woher und auf welche Weise der Thau auf die Pflanzen kömmt.

So waren die Vereine wohl National-Eigenthum, aber national waren sie nicht, d. h. die Nation genoß ihre Frucht, aber ihren Werth kannte sie nicht. Das geschieht wohl oft, daß der eigentliche Nationalschatz mitten in der Nation vorhanden liegt, ja vor ihren Augen liegt; aber ihre Augen sehen ihn nicht, sie sind gehalten, bis Gottes Finger sie berührt, bis er den Schlüssel zu der Kammer, die ihn birgt, der Nation in die Hände legt.

Da fand der Zufall, der Instinkt, ein glücklicher Einfall zu guter Stunde, so pflegen nämlich die Menschen zu nennen, was Gott an uns thut, das wahre, das einzige Bindungsmittel, um welches die Nation sich sammeln konnte, zum großen Vereine, welcher die Masse umschlang, die keiner besondern geistigen oder künstlerischen Richtung sich hingab, aber doch den ächten Schweizersinn schlummernd trug in ihrer Brust, sich sammeln konnte zu einer Einheit, trotz Flüssen und Gebirgen, sich sammeln konnte in dem Bewußtsein, daß sie alle Söhne eines Vaters, Kinder einer Mutter sein, trotz der verschiedenen Redeweisen, trotz der verschiedenen Beinamen, sammeln konnte um die Ueberzeugung, daß überall, so weit schweizerische Marchen gehen, schweizerische Männer seien, ihres Namens würdige Träger, Segen spendend im Frieden in stiller Demuth, todesmuthig im Kriege in alter Heldentapferkeit.

Was konnte aber dieses Bindungsmittel anders sein, als die Nationalwaffe, als der Stutzer?

Noch ist dem Schweizer die Freiheit sein höchstes irdisches Gut, noch lebt in ihm der Sinn, es zu wahren, und die Kraft dazu, und darum liebt er auch und ehret, was sie ihm soll wahren helfen, was seiner Kraft zur Hand sein muß; er liebt seine Waffe. Diese Waffe ist ihm jetzt das schwere Feuerrohr, zu welchem ein klares Auge, eine sichere Hand gehören, beide des Schweizers angebornes Eigenthum. In dieser Waffe liegt zugleich etwas Geheimnißreiches, Wunderbares, welches zu jeder Zeit seine besondere Gewalt üben wird über der Menschen Gemüther; ein fernes Ziel zu treffen, den Tod in die Weite zu senden mit sicherer Hand, daß das erzielte Opfer fällt, wie vom Blitz aus Gottes Hand getroffen, unerwartet und ohne Abwehr, hat etwas Götterhaftes. Darum ergreift auch das Wunderbare dieser Kunst fast jedes Knaben Herz mit unwiderstehlicher Gewalt: darum fesselt auch in Ehrfurcht unsern Blick, wer dieser Kunst Meister ist.

In hohen Ehren stand diese Kunst schon im Alterthum,

ein Vorrecht der Götter war es, zu treffen mit immer sicherer Hand. Jupiter schleuderte seine Blitze, die Götter und Göttinnen schossen ihre Pfeile ab und fehlten ihre Opfer nicht.

Gepflegt wurde die Kunst, besonders vom deutschen Stamme; ausgezeichnet in derselben blieben seit Tell's Zeiten die Schweizer, die Tellenhand, das Tellenauge vererbten sich.

Es wechselte das Geschoß, aus der Armbrust ward der Stutzer; es blieb die Lust und die Kunst, es wechselte das Ziel: bald war es die flüchtige Gemse, bald der Scheibe Mittelpunkt, allenthalben bewährte sich die gleiche Fertigkeit.

Arme und Reiche zu Stadt und Land wetteiferten in dieser Kunst, denn bei uns dämmte oberkeitliche Furcht sie nicht in einer Gilde enge Schranken. Den Werth dieser freien Kunst erkannte und erprobte man an Unterwaldens Gestaden, am Rothenthurm, zu Neuenegg, in Zürich's Rebbergen und vor allem an der Aare Strand, als wenige Schützen ein ganzes Heer von des Stromes Ufern trieb.

Auch ist sie keine Kunst, die einsam, verborgen getrieben werden kann. Der Schütze kann sich nicht einschließen wie der Alchimist, der in verborgener Werkstatt den Stein der Weisen sucht, wie der Mathematiker, der an die Quadratur des Zirkels den gesunden Verstand setzt. Die Schützenkunst ist eine freie, frohe, eine gesellige Kunst, sie treibt einen Schützen zu dem andern, nicht um einer dem andern etwas abzulernen, sondern um einer mit dem andern zu wetteifern; denn da steht jeder für sich, und auf des Mannes selbsteigenem Geschick, das nicht vom andern zu erlernen ist, ruht eines Jeden Kunst.

Darum erloschen unter uns die Schützenkünste nicht. Die Schützen fanden sich auch sonder Schützenhaus und Schützengesetze, öffentliche Schützenfeste (Schießeten) wurden ausgeschrieben fast an jedem Orte und zu jeder Zeit. Mancher alte Mann, wenn er eine glückliche Stunde haben will, schließt seinen Schrank auf, holt die bunten Säckelein hervor, durch

welche schimmert das blanke Gold, legt daneben die silbernen Gaben, die gewonnenen Waffen, nimmt eins nach dem andern zur Hand, legt eins nach dem andern wieder hin, schaut träumend auf sie nieder. An seinem Auge ziehen vorüber die Tage seiner Jugend, seiner Kraft, seiner Liebe, im feuchten Glanze seines Auges schwimmt seine ganze Vergangenheit. Und immer dunkler wird sein Auge, er muß es abwenden, er hat in seinen Lebenslauf gesehen, wie ein Anderer in die untergehende Sonne; noch ist das Auge geblendet, aber bald wird es dunkel, finster; denn am Rande des Thores steht die Sonne, und hinter dem Thore ist das Grab. Die Pforte aber, die aus dem Grabe führt, sieht keines Sterblichen Auge, daß aber eine sei, zeuget an jedem Morgen die aufsteigende Sonne.

Darum aber war die Waffe tausend Herzen lieb, die Schützenkunst geehrt durch's ganze Volk, bei Reich und Arm, zu Stadt und Land, und der Stutzer die bedeutungsvollste Zierde eines Schweizerhauses. Wo man einen Stutzer hängen sah an der Wand, da wohnte auch ein Schweizer, das wußte man.

Der Gedanke, einen schweizerischen Schützenverein zu stiften, einen Schützenbund, gehört daher unter die Gedanken, von denen der Mensch nicht weiß, woher sie kommen, noch viel weniger, wohin sie führen. Der, welcher zuerst ihn aussprach, wußte sicher wohl, was er sagte, aber das Bäumlein, welches er pflanzte, kannte er kaum.

Aber auch nur in eine Schweizerseele konnte dieser Gedanke kommen und nur in schweizerischem Boden Wurzel fassen. Wer in einer Monarchie geboren wurde, dem lag der Gedanke eines Vereines, welcher das ganze Volk umfaßte und bewaffnete, außerhalb seiner Gedankenreihe, er lag ihm im Gebiete des Wahnsinns.

In keinem Lande hätte man harmlos den Gedanken aufgefaßt und Wurzel schlagen lassen, das Volk bewaffnet zu

versammeln, ohne Führer und nur in der Ordnung, welche es sich selbsten gab. Kaum hätte in einer Monarchie das Gefühl für Ordnung und Anstand die Masse so durchdrungen, daß sie frei und froh, unbewacht und unbezwungen, in den Schranken des Gesetzes sich bewegt hätte, während die Macht in ihren Händen lag, der Wein in Strömen floß. Wie wäre es erst in Amerika gegangen, wo die Repräsentanten des Volks sich wie Buben am Boden wälzen oder wie Spitzbuben auf einander schießen!

In jedem andern Lande wäre ein solcher Verein entweder unterdrückt worden, oder er hätte sich selbst zerstört.

Bei uns aber schlug dieser Gedanke Wurzel und wuchs herrlich auf, doch nicht rasch und auf einmal. Im Schweizerlande ist der üppige Boden nicht, der über Nacht Pflanzen treibet, unter deren Schatten am folgenden Tage Menschen ruhen können; wir haben ein steinern Land, und was wurzelt, wurzelt langsam. Aber sind die Wurzeln einmal getrieben in's harte Gestein, dann werfen Sturmwinde den Baum nicht um, dann splittern die Aexte, welche an die Wurzel wollen.

Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit der Verein begonnen, die großen Nationalschießeten, die Schützenfeste ihren Anfang genommen; aber erst jetzt durchdringt die Theilnahme das Volk, umfaßt in immer weitern Kreisen die Schweizer allzumal mit magnetischer Kraft, einem lebendigen Mittelpunkte gleich, zieht die Nation trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, trotz Cantonsnamen und Vorurtheilen an, und gründet durch Erweckung des ächten Schweizersinnes die wahre Einheit, welche über allen Formen und Gewalten steht, in Friede und Noth die gleiche ist, nicht untergeht, mögen Gränzen sich ändern oder Verfassungen. Ja, diese magnetische Kraft reicht nicht bloß bis an des Landes Gränzen, sie geht weit über die Gränzen nach Süd und Nord, in heiße und kalte Länder, geht über weite Meere hin, geht so weit als Schweizer wanderten, weckt in der fernsten Ferne

das Sehnen der Söhne des Landes nach der Mutter, fesselt also die entfernten Söhne neu an's alte Vaterland, und aus allen Gegenden der Welt und über die breiten Meere her kommen Pfänder der Liebe und Treue und bringen Kunde, daß die Kinder die Mutter nicht vergessen, die Mutter auf ihrer Kinder Treue zählen könne zu jeglicher Stunde.

Anfangs zogen die Schützenfeste nur die Schützen an, und außer den Schützen höchstens die, welche gern einen lustigen Tag mitmachten, wo nur die Gelegenheit sich bot, und wer unter diesen letztern einen bekannten Namen hatte, verbarg ihn, wenn er konnte.

Nicht unbedeutend waren schon anfangs die Preise; aber sie kamen zumeist aus der Schützen eigenen Säcken: die wenigen Ehrengaben kamen von den Behörden des Ortes und des Staates, in welchen der Schießet abgehalten wurde, und waren oft nur die Früchte mühseliger Berathungen. Jetzt strömen an die Feste Männer und Frauen aus allen Gauen, Ehrengaben aus allen Cantonen, aus allen Ländern, in denen Schweizer wohnen. Zur Ehre des Festes sein Scherflein beizutragen, öffnet sich so manche Hand, welche nie den Stutzer getragen. Des Festes Herrlichkeit zu sehen, zieht so manchen Mann nicht nur, sondern auch so manches Weib, die nichts wissen von Schützenbrauch und Sitte. Dem Feste ein Wort zu weihen, Zeugniß zu geben von dem, was im Herzen brennt, treibt so manchen Mann auf die Rednerbühne, dessen Name einen guten Klang hat im Vaterlande, der weder ein Schütze ist noch die eigene Rede nöthig hat zu eigener Verherrlichung. Aber des Tages begeistertes Wehen öffnet den lebendigen Quell in seiner Seele, und aus derselben strömt über die Tausende durch seine Rede ein begeisternder Hauch.

Und warum sollten nicht so viele Tausende dieses Festes Herrlichkeit zu sehen trachten, und wem das Trachten gelingt, glücklich gepriesen werden? Wird das, was hier zu sehen ist,

anderswo geschaut im Schweizerlande, anderswo in der weiten Welt?

Hier sieht man flattern alle Fahnen unter einer Fahne, sieht über allen Schweizern den gleichen Geist, den Geist des Festes, den Geist des Vaterlandes, und dieser bringt über alle eine Einheit, die man so sehnlich wünscht und nirgends sieht, so sehnlich sucht und nirgends findet.

Man sieht keine Klüfte mehr, welche die verschiedenen Meinungen ziehen zwischen den Menschen. Man sieht nicht Schwarze, nicht Weiße, nicht Rothe, nicht Städter, nicht Länder, nicht Zürcher, nicht Berner, man sieht Schweizer, von einer Freude erfaßt, von einem Gefühl gehoben und getragen, und dieses Gefühl ist das Nationalgefühl. Was sonst in des Herzens tief unterstem Grunde schlummert, jetzt kömmt es zu Tage hell und klar: es ist der Brudersinn, der im Volke ruht, wenn auch die Leiter uneins sind, es ist die Freude des Schweizers am Schweizer, der Glaube des Schweizers an den Schweizer, wenn auch Bitterkeit und Groll durch die Wipfel der Spitzen rauschen; es ist die Gewißheit, daß das Volk in Liebe und Treue, seinem innersten Wesen nach — über allen Parteien steht, daß die Zeugnisse, welche man dagegen anführen will, die Organe der öffentlichen Meinung, wie sie sich selbst zu nennen belieben, die Zeitungen voll Streitigkeit und Schmähung nichts sind als Abzugsgräben, durch welche das Unreine fließt vom Reinen weg, so daß, je häßlicher der Koth ist, den sie wälzen, um so reiner der Acker wird, aus dem sie fließen.

Hier sieht man ein wahrhaft mannhaft Volk, jedes Glied desselben in sich das Bewußtsein tragend, daß in seiner Hand die Sicherheit seines Vaterlandes liege, in seiner Hand dessen Ehre. Daher die Ehrenfestigkeit eines Jeden, der Anstand, mit welchem die Massen durch einander strömen, die Mäßigkeit mitten im Jubel, die Sicherheit ohne Polizei und Staatsgewalt. Man sieht, was bei uns (allenthalben, z. B. in Amerika, wäre es nicht so) aus dem Menschen wird, wenn man

ihn als ehrenwerth ehrt; wie der Niedrigste gehoben wird, wenn man in ihm den Menschen achtet, ihm Kreise öffnet, deren Rechte er nicht hatte, deren Pflichten er daher auch nicht kannte. Wer an einem solchen Schützenfeste als ein Mann einhergeht, der sich zu meistern weiß, von dem darf man auch hoffen, daß er als ein Mann stehen werde in der Schlacht, daß er ein Mann in seinem Hause sein werde, der sich selbsten ehret, wie er von Andern geehret ward.

Man sieht, was man sonst nirgends sieht, als theilweise in unsern Verfassungen auf dem Papiere, hier veranschaulicht im Leben. Man sieht den Reichsten wie den Aermsten, das Standeshaupt und den Hirten Theil nehmen an einer Sache mit dem gleichen Rechte, der gleichen Freude, der gleichen Einigkeit; mit dem gleichen Rechte stehen sie im Schießstande, mit dem gleichen Rechte sitzen sie hinter der Flasche am Tisch; wie mit Seinesgleichen geht der Schütze mit dem Lader um, aus einem Glase trinken sie, aus einem Stutzer schießen sie. Es wird Einem, als sei man an einem altschweizerischen Freudentag, wo in ächter Brüderlichkeit die zusammen sich freuen, die eingeschmolzen haben in heißer Schlachtenglut alle Unterschiede, und einer dem andern sich bewährt als Freund und Retter.

Dieses Schauen geht über jedes andere, es gewährt nicht nur eine Nationalfreude, sondern eine allgemeine, eine rein menschliche. Hier kann man sehen, wie ein Volk ein Herz und eine Seele wird, auf welchem Felde es eins werden kann und einer dem andern gleich, und zwar ohne chartistische Greuel, ohne kommunistische Träume.

Das Fest, welches wir hier vor Augen hatten, ist das Solothurner Schützenfest im Jahr 1840.

Dort war es, wo so manches Schweizerherz aufjauchzte in lauter Freude, so Mancher von einer Erhebung sich erfaßt fühlte, die er nicht gekannt. Auch unter grauen Haaren füllte sich manches Auge mit Thränen, und es dankte Gott, der solche Tage heraufgeführt, die man nicht zu schauen gehofft

hatte auf Erden, die man nicht gehofft hatte in einer Zeit, welche so sturmbewegt war, in welcher die Herzen so zerklüftet schienen.

Aber wie Gott — und Gott ist es ja doch, der jeden Tag heraufbringt mit allem, was darinnen ist — Todte auferwecken kann, so kann er auch mitten unter Schutt und Graus hervor die schönsten Blumen ziehen, kann auftauchen lassen mitten im Weltengebrause eine liebliche Insel, kann sie schützen mit Felsenriffen, kann sie schmücken mit Herrlichkeiten aus seiner Hand. Aber nicht nur dankte der Greis dem, dessen Huld die Tage ihm noch heraufgeführt in sein Leben, sondern er gedachte auch der Gründer des ersten Vereines, die vor einundachtzig Jahren zu demselben zogen in dunkler Nacht auf verborgenen Wegen mit bebenden Herzen, während zu Hause die Weiber weinten, die Freunde zagten.

Und sie schlichen zu keiner Verschwörung, nicht ein tollkühnes Unternehmen zog sie zusammen, es war nur ein stilles Weh, ein Sehnen nach Trost, nach Hoffnung, daß das Schaffen an einer bessern Welt keine Thorheit sei.

Wenn der Herr, so dachte der Greis, ihnen allen öffnete die Feste des Himmels, in allen ihren Beziehungen zu schauen die Herrlichkeit dieser Tage, wie müßten ihre Herzen in seliger Wonne schlagen, wenn sie die Ernte erblickten, die aus ihren treu gepflegten Saaten emporwachsen und reifen wird; wie würde es ihnen ums Herz werden, wenn sie sehen könnten, wie mit dem Stutzer bewaffnet, unter Kanonendonner und Trompetenklang die Tausende, in stets wachsender Zahl zum freien Feste ziehen, wie brüderliche Grüße die Brüder ab den Bergen und aus allen Thälern bewillkommnen, wie die freie Rede sich ergießt nach Herzenslust über alles, was eines Schweizers Brust bewegen kann, und wie die Standeshäupter dabei weder zürnen noch beben, sondern mit dem Volke sich brüderlich einen! Wenn sie in den Tausenden erkennen würden den gleichen Sinn, der die ersten Stifter in Schinznach zusam-

mentrieb in Gefahr und Angst, einen Sinn, der seit ihrer Zeit zu einem Gemeingut geworden, das in mannigfacher Form hervortritt, aber in jeder Gestaltung anerkannt, geehrt wird als die Blüthe des Vaterlandes, als die Frucht einer bessern Zeit: wenn sie dieses erkennen könnten, müßte diese Erkenntniß nicht der schönste Schmuck ihrer Krone werden?

Als der Greis dieses dachte, dachte er an den Wandel der Zeit, und was in derselben dem Herrn möglich sei, wie, was er vor achtzig Jahren für unmöglich gehalten, eine Thorheit gescholten worden, jetzt frei und frank, wie von selbst in nie gesehener heimischer Pracht vor seinen Augen stehe; da drang sein Blick sich noch in die fernere Zukunft hinein, jetzt ihm wohl noch ein etwas dunkles Land, welches ihm aber bald die Sonne, welche über der Ewigkeit steht, erleuchten wird. Er gedachte, daß nach den vergangenen achtzig Jahren achtzig neue kommen werden, in welchen des Herrn Kraft und Liebe eben so mächtig sein werden, als in den vergangenen. Er gedachte, wie in diesen neuen Jahren die wohlgepflegten Bäume sich gestalten, und welches Wachsthum gewinnen werde der Baum gesammter Eidsgenossenschaft, so wunderbar behütet in den vergangenen Jahren; daß er in den Schützenfesten jetzt schon ausgewachsen sei, die volle Fülle gewonnen hätte, das konnte er nicht glauben. Was er zu Solothurn ahnte, das ward ihm zur unwandelbarern Ueberzeugung, als die Theilnahme am Schützenfest zu Chur nicht bloß inniger ward durchs ganze Schweizerland, als sie je noch gewesen, sondern auch in immer weitern Kreisen ihre Kraft äußerte, und Pfänder und Zeichen dieser Theilnahme aus allen Weltgegenden herbeiströmten, so daß die Ehrengaben eine nie erlebte Höhe erreichten. Die volle Pracht des Baumes auf Erden zu schauen, ist dem Greisen freilich nicht vergönnt, und die volle Zukunft durchschaut er nicht, über ihr steht ihm die Sonne der Ewigkeit noch nicht unumwölkt; aber er ahnet sie, er ahnet sie um so heller und klarer, je deutlicher des Schützenfestes, des Schützenbundes Be-

deutung und Verbindung sich ihm vor die Augen stellt. Daß diese Bedeutung und Verbindung zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werde, schien ihm nothwendig; denn von diesem Bewußtsein hängt die Herrlichkeit des eidgenössischen Baumes ab, wie er sie sah in seinem Geiste.

Was er erkannte, was er im Geiste sah, das soll ausgesprochen werden; aus ödem Träumen wächst keine schweizerische Frucht; soll ausgesprochen werden, sonder Kümmern über das Deuteln der Menschen; was aus einem Schweizerherzen kömmt, wird doch wohl noch zu Schützenherzen dringen sonder Deuteln.

Der Schützenverein ist entstanden auf dem Boden des schweizerischen Gemüthes, welches nach der Einheit sich sehnt; das Schützenfest ist ein Sinnbild nationaler Einheit nicht nur, sondern auch der brüderlichen Gleichheit. Was es jedem Schützen insbesondere, was es der Nation noch werden sollte damit immer reicher die Fülle seines Segens über unserm Lande werde, dieses trat auf folgende Weise vor die in des Festes Freudigkeit gebadeten Augen des Greisen.

Darum, welches Auge kein solches Bad empfangen, wer die Dinge mit dürrem Verstande zu werthen und ihren Werth in Zahlen zu berechnen gewohnt ist, der sieht die Preise, rechnet die Kosten, bringt die versäumte Zeit in Anschlag, die Unwahrscheinlichkeit des Gewinnens, bringt auf diese Weise einen Nationalverlust heraus und erschrickt, wenn derselbe von Fest zu Fest größer werden sollte, wünscht, hofft deshalb ein gleichsam Zurückwachsen des Festes in seine ursprünglichen Schranken.

Wie diese Augen das Ganze, so fassen andere die einzelnen Theilnehmer ins Auge, eines Jeden besondere Verhältnisse, erkennen solche, denen Arbeiten nothwendiger wäre als Schießen, die ihren Kredit festigen sollten zu Hause, statt zu zielen nach so selten getroffenen Zwecken, stellen sich so manchen gestörten Hausfrieden vor, so manches weinende Weib, verwahrlosete Kinder, ein bitteres Darben daheim, während überflüssigem

Schwelgen der Väter am Feste. Auch die, welche so sehen und rechnen, werden einen verdammenden Schluß am Ende ihrer Rechnung finden.

Das, was diese sehen, wollen wir nicht in Abrede stellen, gegen die Richtigkeit ihrer Rechnungen nicht Einsprache machen; aber wie es viele Seiten giebt im Menschenleben, so giebt es auch verschiedene Rechnungen, und wie in jedem Gemüthe die Dinge einen andern Werth haben, so giebt es auch verschiedene Schlüsse in den Rechnungen.

Allerdings ist auf Erden nichts rein; das Edelste wird mit Schwäche gemischt, das Reinste mit Sünde, das Höchste mit dem Niedrigsten. Allerdings mag manches Weib weinen, wenn mit allem Gelde der Mann zum Feste zieht, mit Schulden wiederkehrt; allerdings mögen Kinder weinend nach dem Vater fragen, wenn der Hunger sie plagt und das Brod fehlt; allerdings mag des Hauses Friede fliehen, wenn ohne Preis in stiller Bitterkeit der Vater wiederkehrt und in der Unzufriedenheit mit sich selbsten mit niemand anderm zufrieden ist, den Groll über sich selbst an Andern ausläßt, zur Arbeit den Muth nicht hat; allerdings mag eine tiefe Kluft die Herzen dauernd scheiden, wenn in Unzufriedenheit die Eheleute geschieden sind, der Mann einen bessern Sinn heim bringt, das Weib denselben nicht aufnimmt, so daß desselben Groll einem Pfeile gleich in Gift getaucht zurück in des Mannes Seele fährt. Allerdings mag eine ungeheure Summe aufgehen und was mit ihr hätte vollbracht werden können, wenn man sie zusammengethan, hätte etwas Großartiges zu leisten vermocht, welches alle Menschen mit den Augen sehen, mit den Händen hätten fassen können.

Das alles geben wir gerne zu. Möchten weinen mit dem armen, verlassenen Weibe, den hungernden armen Kindern, weinen um den gestörten Frieden, welcher jedes Hauses köstlichster Hausrath ist; wir geben zu, daß dieses des Festes düstere Seite ist, und daß des Geldes viel gebraucht wird,

und daß das Geld heut zu Tage keiner Familienhaushaltung mangeln darf: aber daß das Geld alles werth, daß es das Höchste sei, das glauben wir nicht, da gehen unsere Rechnungen auseinander. Wir glauben namentlich in unserm Schweizerlande sollte etwas theurer und werther sein, als das Geld. Zudem ist es nicht das Geld, womit wir unsere Freiheit wahren, den Himmel gewinnen, sondern mit dem, was ich meine. Drum, wenn wir es mit unsrer ganzen Habe erkaufen könnten, so hätten wir einen guten Kauf gethan, und nicht nur zum Heile des Vaterlandes, sondern auch Weib und Kindern zu Nutz und Frommen, zu Nutz und Frommen ihres Leibes und ihrer Seele; sie würden nicht mehr weinen, weder aus leiblicher noch aus geistiger Noth, welche vom schlechten Vater kömmt.

Wo aber sollte dieses Eine der Schweizer eher finden und heim kramen können, als im Ländchen da hinter den Bergen, wo das Eine duftet und wohnet, als da, wo das Land der Treue und des besten Kramens ist? Keinem Sohne eines andern Cantones steht der Bündner an Tapferkeit nach, von der Römer Zeiten weg bis zu den Franzosenzeiten hat er sie im Kriege bewährt; er hat sie aber auch im Frieden erprobt bis auf diesen Tag. Wer streitet wohl so tapfer mit dem Leben, als des rauhen Graubündens rauher Sohn? Er legt nicht die Hände in den Schoos und erwartet das Manna vom Himmel; er streitet mit wilder Erde, wilden Wassern, wilder Luft und gewinnt ihnen den spärlichen Unterhalt ab. Und wer seine Kraft an dieser wilden Dreiheit erprobt hat, zieht in die weite Welt, ringt dort mit der menschlichen Thorheit und gewinnt ihr ab mit unermüdlichem Fleiße des Geldes die Fülle. Aber, er erringt es nicht um seinetwillen und verbraucht es nicht wieder in eigener Thorheit; es vergißt der Bündner seines Landes nimmer, er ringt und kämpft im Schweiße seines Angesichtes Jahre lang, um seines Landes willen, und was er erworben, bringt er heim in's nie vergessene Vaterland, der

Biene gleich, die ihre süßen Schätze zurückträgt in den Korb, dem sie entflogen ist. Und wie mancher Sohn anderer Berge hat es in fremden Landen erfahren, daß der Bündner nicht bloß seine Berge kennt, sondern daß ihm theuer sind alle Schweizerberge und deren Söhne, daß er die Treue des Schweizers am Schweizer kennt; denn wie mancher fand in der Noth einen Bündner und seine Noth hatte ein Ende!

Darum ist das Fest gerade am rechten Orte, von woher jeder heimkramen kann den rechten Schweizersinn, in welchem unsere Einheit liegt und unsere Kraft, in welchem die Gewalt und die Majestät liegt, welche uns souverän gemacht hat und einzig uns souverän erhält. Man täusche sich aber nicht über unsern Sinn und meine, wir glauben, der Schweizer Kraft sei bloß eine blutige, Raum zur Tapferkeit gewähre nur das Schlachtfeld; ihre Treue erprobe sich nur im Heldentode. Alles was auf Erden reift, muß gepflanzet sein vorerst und wachsen der Reife entgegen; vollendet, wie vom Himmel herab, springt nichts zu Tage: so entstand im elterlichen Hause jegliche Bürgertugend, und wären die alten Schweizer nicht so treu im Vater- und Mutterhause gewesen, so groß in ihren blutigen Schlachten wären sie nicht geworden.

Tell ist der Vater der Schützen, Tells Söhne nennen sie sich, zum Vorbild nehmen sie ihn. Darum Schützen, vergesset Eines nicht: Tell hätte seinen Schuß, der als der erste gilt, so lange geschossen wird, nie gethan, wenn er nicht ein Tellenkind, einen Buben gehabt hätte, seiner würdig, der den Glauben zu ihm hatte, dem Glauben an Gott gleich, daß des Vaters Hand sein Kind nimmer verletzen werde. Dieser Glaube ist größer noch als der Schuß, ehret höher Vater und Kind; aber im Winde kömmt dieser Glaube nicht, gepflanzet muß er sein und gepflegt, je einen Tag um den andern vom ersten Bewußtsein des Kindes an.

Du Schütze! hast du keinen muntern Buben daheim, einen kühnen und trotzigen, einen lieben und treuen? Hast du so

einen, was meinst du, hat er Glauben an dich, kannst du ihn auch stellen, wohin du willst, wie Tell seinen Buben stellte, und stünde er dir, wie Tells Bube stand; sonder Wanken und Zagen, weil er den Glauben an dich hat, daß du ihm kein Weh anthun werdest! Ohne diesen Glauben des Kindes wird kein Vater ein Tell. Was meinst du, hat dein Bube diesen Glauben? Hat er ihn, so freue dich, Vater! Er sei dir das schönste Zeugniß, daß du ein biederer, ehrenfester Vater bist; denn solcher Glaube kömmt eben nicht im Winde, er ist nur eine Frucht der Vatertreue. Weißt du aber, daß dein Bube einen solchen Glauben nicht hat, so weine, du bist ein armer Vater! Forsche nach in deinem Leben, was das Vertrauen dir geraubet, des Vaters schönste Zierde — du wirst es finden: es ist die mangelnde Treue. Krame nun den Vorsatz heim, ein treuer Vater zu werden, der das Vertrauen seiner Kinder fesselt. Vermag einer als Vater das Vertrauen seiner Kinder nicht zu gewinnen, wie will er es denn fordern dürfen als eidgenössischer Mann?

Schütze! es ist doch schön, einen Buben zu haben, welchen der Vater stellen kann, wohin er will, unter den eigenen Schuß oder unter fremden Schuß, und wie ihn der Vater heißt, geht der Bube froh und keck zum Leben, zum Tode, weil sein Herz es weiß, daß der Vater das Rechte will, gehe es zum Leben, gehe es zum Tode. Was meinst du, Schütze, wärs nicht schön, solche Buben daheim zu haben? Darum bringe heim als Festgeschenk und Preis die altschweizerische Vatertreue, werde solcher Buben werth, sie werden dann auch deiner werth.

Staufacher, den Ehrenfesten und Milden, der nicht an eigener Noth litt, aber schwer an der des Landes, den kennt ihr Alle. Er zagte vor gewaltsamer Abwehr der Noth, er kannte des Versuches Ausgang nicht, und ein solcher bringt gar oft engere Bande und größeres Verderben in's Land und Haus, über Weib und Kind. Wer verscheuchte sein Zagen, hieß ihn Gleichgesinnte suchen, wollte mit eigener Hand den

Brand werfen in's eigene Haus, aber nicht mehr dulden die bisher erduldete Ungebühr? — Es war Staufachers edles Weib, welches nicht nur mit dem Mann theilte den Sinn für das Vaterland, sondern ihn kräftigte zur Hingebung, sein Weh zu einem Entschlusse reifte, ihn aussandte, die That zu beginnen. Wäre sie nicht in der Treue und Biederkeit des Mannes ein glückliches Weib gewesen, sie hätte dieses nicht gethan, sie hätte nicht an die Noth des Vaterlandes gedacht, sondern nur an die eigene, sie hätte statt Muth Thränen gehabt, hätte nur Groll gehabt gegen den Mann und darum keinen Sinn für das Vaterland. Nur des biedern Schweizermannes Weib ist eine biedere Schweizerin, nur wo der Mann des Weibes Herz gesund erhält, hat dasselbe für etwas mehr Platz, als seinen eigenen Jammer, hat Platz für die Freude, daß der Mann ein Schweizer sei, und sieht mit Freuden ihn ziehen zu den schweizerischen Tagen, sei es zu freudigem Spiele, sei es zum blutigen Schlagen.

Nur wo in einem Hause eine solche schweizerische Mutter waltet, da ist ein ächt schweizerisches Ehrenhaus; Schweizerblut strömt durch die Adern der Kinder; der Kinder freudiger Sinn wächst zu frohem Muthe auf, erstickt nicht im Grame der Mutter; der Mutter ähnlich werden die Töchter, schweizerische Ehrenmänner die Söhne.

Schütze! hast du ein solches Weib daheim? Hast du es durch Treue dir so gezogen, gestärket zu solchem Sinne durch deine Ehrenfestigkeit: dann Schütze, freue dich, dein Haus ist in guter Hand, steht auf festem Grunde — in deiner Brust ist der Muth nicht bloß ein flüchtiger Schein, er ist eine stätige Flamme, die hier und zu Hause in gleicher Fülle brennt, die im Frieden nicht erlöscht, im Kriege zum verzehrenden Feuer wird.

Freudig bist du zum Feste gezogen, wirst freudig heimkehren; freudig harret deiner dein Weib, freudig empfängt es dich, denn es ehrt und kennt die Gabe auch, die du heim-

bringst, trägt es sie ja auch in treuer Brust, deinen neu gestärkten Schweizersinn, den frisch entbrannten Muth zu allem Schönen und Guten.

Hast du aber kein solches Weib daheim, keines das deine Freuden theilt, dich mit Freuden ziehen ließ; hinterließest du Groll und Thränen, weißt du, daß solche dir noch warten, wenn du heimkehrst, mischt dir dieses Bewußtsein bittere Tropfen in den Becher der Freude, trübt dir selbst den Blick, wenn du den Zweck fassen willst, macht unsicher deine Hand: so frage dich selbst: verdienst du es besser? Bist du ein Stauffacher, daß an deiner Seite eine Stauffacherin gedeihen könnte? Bist du der Treue und Ehrenwerthe, der Biedere und Fromme, der das Vertrauen seines Weibes fesselt, seine Seele erhebt, dem Haushalte Vorsorge thut, den Kindern voranleuchtet in jeder guten Sitte?

Weinen und darben sie um deinetwillen — warum kömmst du auf's Fest? Das hätte kein rechter Schweizer gethan; du bist ein ungetreuer Mann, und wer im Kleinen nicht getreu ist, wie sollte der getreu im Großen sein; und wer es mit dem eigenen Hause nicht gut meint, wie sollte der es gut meinen mit dem Vaterlande; und wer Weib und Kindern keine Freude opfern kann, wird der wohl Leib und Leben opfern dem Vaterlande?

Man lasse sich nicht verleiten durch ödes irres Geschwätz: Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande; aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlet der Heldenmuth, der aus der Seele stammt, und was nützet in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt? Darum Schütze, wenn der Wein im Becher bitter ist, von der Heimkehr dein Auge sich wendet, kein schweizerisches Weib freudig deiner wartet, so greife in deine Brust, suche deine Schuld; du wirst sie finden; tilge sie, sonst wird in den Tagen der Freude dir immer bitter der

Wein sein und die rechte Freudigkeit hast du auch nicht in den Tagen der Noth. Hier am Feste gehe der Sinn dir auf für die eigentliche Manneswürde und den Willen trage heim, zu versöhnen die Vergangenheit durch Treue, ein rechter Mann zu werden. Am Feste ward jeder als Mann geehrt, es flog manchen Schützen das Gefühl einer Würde an, das er nie empfunden, und diesem Gefühl entstammte die Würde, und Mäßigung am Feste weiht dasselbe durch wunderbare Männerwürde. Dieses Gefühl nimm heim, Schütze, als die höchste Ehrengabe, und bleibe daheim ein Mann!

Mann sein heißt aber nicht Tyrann sein, nicht leben von des Andern Schweiß, sondern heißt der Stamm sein, an welchem das Weib sich aufrecht erhält, die Kinder sich aufranken, bis sie eigenen Halt erlangen, der Stamm sein, der des ganzen Hauses Bau in Ehren trägt, demselben einen guten Klang gewinnt im Lande, der Kinder reichstes Erbe.

So gekräftigt und erhoben, sollst du heimkehren, Schütze, sollst also bleiben; dann ist das Fest zum häuslichen Segen geworden.

Kommt dann wieder ein solches Fest, so wird diesmal Freude dein Weib ergreifen, es wird dich gehen heißen, wie die Staufacherin ihren Mann nach Freunden sandte, wird freudig deiner Heimkehr harren, die Freude dir gönnen aus Herzens Grund, weiß sie doch, du bringst die rechte Weise des Hausvaters wieder mit, die in erhöhter Lebensfreudigkeit über alle Glieder des Hauses strömt.

Und wenn statt den Tagen der Freude blutige Tage kommen sollen, wenn auf den Bergen Flammenzeichen den Feind verkünden, wenn Tod und Brand in's Land dringen, dann ist es dieses Weib, welches nicht vergeht in Jammer, den Stutzer von der Wand dir reicht, dich gehen heißt zum Schutze des Vaterlandes, einen Kuß dir giebt auf Leben und Sterben, den Buben dir nachschickt, dein treuer Tellbube zu sein, im Streite dir zu helfen, im Tode bei dir zu sein, —

das stark, muthig und Gott ergeben Haus und Kinder hütet, aber den Brand werfen würde mit eigener Hand in's eigene Haus, wenn es dem Vaterlande frommen, dem Feinde schaden würde. Schütze! was meinst du, ein solches Weib, eine solche Schweizermutter, wäre sie etwas werth? Nur ein Land, welches solche Mütter heget, nur ein Haus, in welchem eine solche Mutter waltet, stehen fest in des Lebens Brandung; der Friede verzehrt sie nicht, der Krieg zerstört sie nicht. Darum, Schütze, hast du eine solche, so freue dich und danke Gott; hast du sie nicht, so schaffe sie dir. Es ist der Mann, aus dem das Weib gebildet wurde und noch wird. Bringe den ächten Schweizersinn heim, werde ein ächter Hausvater, so wird dir eine ächte Hausmutter werden; kannst dein Haus umschaffen zu einem ächt schweizerischen Ehrenhaus, auch wenn es nur eine kleine Hütte ist, die Thüre niedrig, die Scheibe blind.

Schütze! meine nicht, das solle eine Kapuzinerpredigt sein, wie man heut zu Tage Jesuitenpredigten macht, es seien die Worte eines Halbnarren, da auch Worte eines ganz Tollen an dich gerichtet wurden; ein ächter Schütze kümmere sich nicht um solches Zeug, er lache darüber. Schütze, meine dieses nicht. Der, welcher dieses geschrieben, ist weder ein Kapuziner, noch ein Jesuit, auch toll ist er nicht, weder ganz noch halb; er ist ein so ächter Schweizermann, als du einer bist, hat den Stutzer auch zur Hand gehabt, freilich kaum so gut als du geschossen; aber es ist sein heiliger Ernst. Ohne häusliches Glück kein schweizerisches Glück, ohne häusliche Tugend keine Schweizertugend. Es ist ja eine Quelle, aus welcher beide sprudeln, es ist ein Himmel, welchen beide suchen.

Nicht landloses Gesindel war es, welches die Männer auf Grütli's dunkle Matte rief; es war Walter Fürst, der um seine Enkel bebte, es war Staufacher, der um seines treuen Weibes willen kam, es war Melchthal, dem des Vaters

verlornes Augenlicht zum Brand im Herzen ward, ihn spornte zu kühner Wagethat. Es war nicht landloses Gesindel, welches ihrem Rufe folgte; es waren ehrenfeste Männer mit treuem Sinn, welche Väter, Enkel und Weiber liebten, und darum das Kühnste wagten.

Als Winkelried auf Sempachs heißem Felde den Tod wählte zur Rettung der bedrängten Brüder, war es etwa deswegen, weil sein Dasein ein verlornes war, weil er nichts zu verlieren hatte, niemand an ihm verlor? Wer kennt nicht seine großen Worte, mit welchen er aus dem Leben schied, Worte, die so groß als sein Tod sind, welche Zeugniß reden, daß er aus des Hauses stillem Frieden die rechte Schlachtenfreudigkeit brachte in's blutige Feld, daß er erst ein getreuer Vater war, ehe er seine Treue bewährte am Vaterlande. Weib und Kinder vergeßt mir nicht! rief er, als er seine Brust in die Speerwand warf. Darum glänzt sein Name so helle im schweizerischen Heldengestirn, darum aber auch soll sein Zeugniß glänzen über die Enkel hin: daß der rechte Held aus dem rechten Vater wächst.

Ja, es ist des Verfassers heiliger Ernst, wenn er sagt: daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse, daß wiederkehren müssen in's Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn in Rath und Feld der alte Schweizersinn wieder glänzen soll.

Ein neu Geschrei ging durch die Welt und Winde wehten es auch zu uns her, von einer Freiheit, welche die Freiheit des wilden Thieres ist, das Heiligthum des Hauses durchaus zerstört; das Geschrei von einer Freiheit, welche die des Sklaven ist, wenn er seine Kette bricht, in Blut und Graus und jegliche Lust sich stürzt, und nicht die des freien Mannes, welcher seiner Würde sich bewußt, seine Freiheit nicht darin sucht, daß er sich von allen Gesetzen los macht, sondern daß er sich frei macht von jeglicher Leidenschaft, und mit freiem Willen also waltet, wie es der Ehre seines Hauses wohl an-

steht, wie er möchte, daß jedes seiner Kinder wandeln würde, wie es Leib und Seele glücklich macht.

Es wehten die Winde nicht nur diese unglückliche Lehre zu uns herüber, sondern auch Vorbilder in derselben. Aber, Schweizer, schaut auf die alten Ahnenbilder, nicht auf die neuen Gaukelbilder. Nicht aus Kneipen und Kaffeehäusern holten ihre Weisen und Helden die Alten, sie holten sie aus ihren Häusern oder vom Pfluge her, nicht die Schweizer allein, sondern auch die Römer. Am Pfluge fanden diese ihren Cincinnatus, am väterlichen Heerde die Berner ihren Bubenberg; fanden in beiden das treue Herz, das Unbill nicht rächt am Vaterlande, seinen eigenen Sinn dem Gesammtwillen unterwirft, und mit des Landes Rettung erlittenes Unrecht vergilt. Das ist ein ganz anderer Sinn als der, der wegen abgeschlagenen oder vereitelten Gelüsten Zetermordio schreit in allen Blättern, Schmach und Schande häuft über's ganze Land.

Des Herrn Feste sei die Schweiz, haben wir gesagt, mit Bergen habe seine Hand sie gegürtet. Aber nicht bloß deswegen gürtete er sie zu seinem Lande, daß sie frei bleibe von königlichen Ketten, von nachbarlicher Uebermacht, daß sie bleibe ein Sitz bürgerlicher Freiheit, sondern daß sie sich auch frei bewahre vor den Lastern der Zeit und ihrer schauerlichen Verschrobenheit, daß sie bewahre reinen Sinn und reine Sitten, daß sie bleibe ein Sitz einfacher froher Häuslichkeit. Draußen in der Welt verliert der Reichthum seinen Boden, die Armuth das Brod, die Bedürfnisse des Reichen wachsen über seinen Reichthum, die Gelüste der Armen über alle Schranken; wie die Schlange mit dem Löwen, ringt mit dem Reichthum die Armuth; Laster und Leidenschaft kochen immer wilder, spritzen bereits hoch auf in Blut und Graus, eine Höllenquelle scheint aufgebrochen, zerstörende Ströme wallen empor. Aber über unsere Berge sollen sie nicht schlagen, auch gegen diesen Feind hat der Herr sie gegürtet; hier soll bleiben der Sitz des Genügens, welches übrig haben und Mangel leiden kann, und

beides unbeschwert; es soll der Vater Meister bleiben über die Bedürfnisse des Hauses, wie über die Triebe des Herzens, soll nicht die Bedürfnisse Meister werden lassen über Haupt und Glieder; es soll bewahrt werden neben edler Einfachheit christliche Brüderlichkeit im Geben wie im Nehmen, der Reiche soll nicht zu hoch sein, damit er dem Armen ein Vorbild sei in jeglicher Tugend, während er anderwärts nur zum Verführer in jeglichem Laster sich verdüstert; der Arme soll nicht so tief sein, daß er nicht dem Vorbilde nachzustreben, tapfer mit dem Leben zu ringen vermöge, während er anderwärts, einem Ertrinkenden gleich, jedem Retter an die Beine sich hängt, um in den gleichen Tod ihn zu ziehen.

Das Schweizervolk soll ein lebendiger Spiegel sein, in welchem die Völker der Erde schauen können die Wirkungen von Biedersinn und Frömmigkeit, den Abstand zwischen alten Sitten und neuen Lastern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes sein, brüderlich leben können, trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieser Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft schwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem Ziele ringt. Klar und weithin soll es gesehen werden können, daß Zwist und Zank nicht kommen von den verschiedenen Färbungen und Ansichten, daß diese nichts sind als Nebel, die aufsteigen aus tieferem Grunde, daß Zwist und Zank steigen aus verdorbenem Herzen herauf, als Leidenschaften brechen in die Welt hinaus, eine die andere hassend und ihre Vernichtung suchend, wie es Sitte ist unter den Höllenkindern; daß Eintracht und Friede nicht kommen, auch wenn man jegliche Färbung tilgen, über einen Leisten alle Meinungen schlagen könnte, wie es vielleicht Franzosenmeinung sein mag, sondern wenn er wiederkehrt der alte, biedere Sinn, die Ehrenfestigkeit, jeder ein treuer Mann wieder wird, dem Pflicht das Thun regelt, nicht Träume und Grillen, der den Glauben

zum Bruder wieder hat, daß er ihm die Führung seines Streites überläßt, welchen er mit ihm vor dem Richter führt, daß in der Heilung des Einzelnen die Einheit des Ganzen liege, so wie in der sittlichen und religiösen Nichtmündigkeit des Einzelnen die feindselige Zerfallenheit des Ganzen.

Darum hat der Herr seine Feste so hoch gestellet, daß sie so weithin gesehen wird, aber nicht nur, daß ihre gewaltigen Berge in die Augen der Völker fallen, sondern daß auch des Volkes Bild erhebend leuchte in alle Gemüther. Darum tränket er die Kinder seiner Feste so rein und kräftig mit seiner Berge Luft. Darum läßt er ihnen sprudeln so rein und kräftig der Berge Quell, damit von Kindesbeinen an der Sinn in ihnen erwache für Reinheit des Leibes und der Seele, damit in kräftigem Körper die reine Seele ein muthig Werkzeug finde zu ihres reinen Willens Vollbringung, so daß, wenn ein siecher Leib den Fremdling treibt, Stärkung zu suchen in der Luft der Berge am reinen Bergquell, er auch seine sieche Seele stärken könne an der Sitten Lauterkeit, an des Volkes Männlichkeit.

Wie der Herr die Ströme unserer Berge sendet nach Süd und Nord, nach West und Ost, die Völker zu verbinden und zu tränken, Leben zu bringen in ihre Länder, so soll strömen aus dem Volke, aus nie versiegendem Urquell, ein reiner, freier, starker Sinn, der die Welt überwältigt und nicht von ihr überwältigt wird, der einem reinen Bergstrom gleich die faulen Dünste in den Niederungen vertreibt, zu einem gesunden Leben die Völker tränket. Aber die Quelle, wie mächtig auch die Wasser strömen durch die Länder, die Quelle, die bleibt im Lande, weiter strebt sie nicht, eine Quelle läßt sich nicht versetzen von einem Lande in's andere Land.

Dieses ist die Bestimmung der Schweiz, dieses die Waffe zum Siege, welche neu der Herr in des Schweizers Hand gelegt; zu derselbigen führen durch Erweckung und Läuterung eines bessern Sinnes Schützenbund und Schützenfest.

Wer kennt nicht die schönen klaren Seen, die Schwestern der Berge, die holden Augen unseres Landes; sie sind es, welche die wilden Söhne des Gebirges, die dunkeln Kinder des Waldes, die Bergströme und Waldbäche läutern, zähmen; was sie den Strömen und Bächen sind, das sollen die Schützenfeste sein dem wilden Sohne des Gebirges, dem trotzigen Thalbewohner.

Der wilde Waldbach läßt im See sein zerstörend Wesen, sein verderbliches Geschiebe klärt sich ab, fließt weiter in besonnener Kraft, wird ein Segen des Landes: so soll der wilde Schweizersohn, dem die alte Kraft in den Adern sprudelt, die neue Zeit ihr aber nicht das rechte Bewußtsein giebt, der den Drang zu mächtigen Thaten in sich fühlt, daher so leicht zu thorrechtem Thun sich hetzen läßt, an's Schützenfest, in des Festes Freude sich läutern und sänftigen. Hier gehen ihm die Augen auf, er sieht eine neue Welt, hier keimt ihm die Demuth auf, unter den Tausenden ist er nur Einer und vielleicht ruht nicht einmal ein einziges Auge auf ihm; wie laut er daheim auch redet, hier lernt er verstummen vor andern Majestäten, hier muß er sich zusammen fassen in die Schranken, in denen alle andern gehen, hier muß er dahinten lassen, womit er sonst groß gethan, was ihm hier aber Schande brächte, und dazu schlägt der Funke, der in jedem Schweizerherzen schlummert, fester und leiser, in Flammen auf, er fühlt, daß er ein Schweizer ist, und stolz hebt sich seine Brust; es ist aber nicht der Eigenstolz, der sie hebt; es ist der Nationalstolz; es ist das Gefühl, daß er das Glied eines Ganzen geworden, daß die Ehre des Ganzen die seine ist, so wie sein Betragen das Ganze ehrt oder schändet. Er fühlt, etwas Großes hat er gefunden, Wächter eines theuren Schatzes ist er geworden, darum faßt er sich zusammen, darüber zu wachen mit offenem Auge, besonnenem Sinn. Er reifet in wenig Tagen, wie daheim in Jahren nicht, vielleicht sein Lebtag nicht; als ein anderer kehrt er heim, bringt neuen Muth in's Haus,

frische Kraft in alle Verhältnisse, Ehrenfestigkeit in jedes Beginnen; der Waldbach hat im See sich abgeklärt.

Darum können um das Fest keine Schranken gezogen werden, frei einem Jeden muß die Theilnahme bleiben, eine Beschränkung läge ohnehin nicht im Kreise der Möglichkeit, ein Versuch dazu würde in's Gebiet gehässiger Willkür führen.

Wohl wirft der Gedanke, daß mancher daheim sein sollte, daß Trauer in manchem Hause ist, während auf dem Feste so große Freude, einen trüben Schein in des Festes Glanz hinein; aber wen sein Gewissen nicht abhält, den halte keine andere Macht ab, denn wer weiß, ob da nicht ein Strahl hineinschlägt in seine Finsterniß, den Funken eines besseren Lebens zur hellen Flamme wecket! Gott faßt auf gar verschiedene Arten den Menschen, führt ihn auf gar verschiedenen Wegen zur Einsicht seiner Schuld; sollte er den Schützen nicht auch fassen können am Schützenfeste?

Wenn ein Elender, dessen Weib darbet, dessen Name Brandzeichen trägt, auch auf dem Gesichte des Unbekannten so leicht bemerkbar, das frohe Wesen, die Ehrenhaftigkeit, die Ehren, die den Ehrenhaften werden, sieht, wenn wie Pfeile Worte aus treuer Schweizerbrust fliegen in seine Brust, wenn er hört, was ein Schweizer soll, wer ein wackerer Schweizer ist, kann da nicht sonder Zaudern und Säumniß hervorbrechen das Bewußtsein seiner Versunkenheit? Vor den Augen stehen ihm Weib und Kinder, heben die Finger ihm auf, schreckliche Zeiger, welche Stunde warte dem ungetreuen Vaterherzen. Da wird es ihm übel, es schwingt der Geist, der den Kain gejagt, seine Geisel; es brennen ihn die Kinderaugen im Herzen, wie ein anderer Blick den Petrus brannte; es duldet ihn nicht mehr, es jagt ihn aus frohen Kreisen; er setzt sich hinter eine Hecke; er lehnt sich an einen Baum, es quillt ihm heiß herauf, wie manchem der Blutstrom quillt aus zersprengten Gefäßen. Aber es ist nicht Blut; es ist die Reue, es ist die Scham, es ist das Leid, es ist die Furcht, die alle drängen

sich herauf, einer schwarzen Wolke gleich, über seine Seele. Wohl ihm, wenn die Wolke in Thränen sich entladet, und aus den Thränen hervor, wie nach dem Gewitter das Gnadenzeichen die Wolken röthet, der Entschluß über seine Seele sich wölbet, ein treuer Vater, ein Ehrenmann zu sein von jetzt an bis in's Grab! Dann hat ihn ja Gott gefunden. So hat er aber schon manchen gefunden, und wem es in Chur so ginge, der wäre nicht der Erste; ja schon mancher Schütze hat ein anderes Herz vom Feste heimgetragen, als er an das Fest gebracht. Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht auch andere heimgehen mit dem gleichen verhärteten Herzen, das sie hingebracht. Doch eins konnten sie nicht von sich abwehren, es ist das Gefühl der Scham. Es war ihnen immer, als gehörten sie nicht hieher. Und wenn sie schon zum Schießstande gingen, so duldete es sie doch nicht lange in der Festhütte, sie verkrochen sich bald, wie der Uhu sich verkriecht in des Waldes Dunkel, wie die Schlange sich birget in's moosigte Gestein. Manche besuchten einmal dieses Fest und nicht wieder; sie hatten gefunden, was sie nicht begehrten, und was sie suchten, war nicht da.

Dagegen ist so Mancher nie an dem Schützenfeste gewesen, welcher dessen würdiger Theilnehmer gewesen wäre, dem es so wohl gethan hätte, die Brust sich zu füllen mit des Festes Geist, den ein heißes Sehnen zu dem Feste trieb, aber zu eng waren die Schranken ihm gezogen, zu ernste Pflichten schoben den Riegel ihm vor die Freude.

Es geschieht oft im Leben, daß Gott Einem das Liebste versagt, daß Verhältnisse die schönsten Kräfte zu binden scheinen, aber der Herr will es so, und seine Rathschläge sind unerforschlich und wenn der Herr Kräfte zu binden scheint, so ist es nur, damit andere und bedeutsamere sich entfalten. Es liegt daher auch hier nicht im Reiche der Möglichkeiten, durch Gesetze und Einrichtungen diese Verhältnisse zu lösen, die Theilnahme am Feste jedem möglich zu machen. Aber wo ein

Schweizer einem andern Schweizer die Mitfeier möglich machen kann, ohne daß der Eine oder der Andere eine Pflicht verletzt, wo Einer die Fülle hat, während der Andere nichts hat, da führe er den Bruder an die Quelle, wo heiß und hoch Schweizersinn sprudelt, daß dessen Seele sich stärke an den heilsamen Fluthen, sein Wesen sich läutere in des Festes Wehen; er sei der mitleidige Bruder, der den dürstenden Wanderer in der Wüste führet an die Quelle der Labung. Wer weiß, ob der, welchen du erquickt hast, nicht hundertfältig dir vergilt, was du an ihm gethan in deiner Fülle? Wenn rings um dein Haus Flammen wirbeln, und im Hause schläft dein Bube, dein Tellenkind, und er holt es dir, er bringt es dir — hat er dich bezahlt? Wenn ihr neben einander steht im Blitzen der Schwerdter, im Regen der Kugeln, du fällst getroffen, es strömt dein Blut, es schwinden deine Kräfte, der Rosse Huf schwebet über dir, er aber hält aus bei dir, hebt dich auf, schlägt sich aus dem Gedränge, erquickt dich, stillt dein Blut, rettet dich — hat er dich bezahlt?

Darum sei am Feste die Gleichheit beibehalten, es stehe offen dem Armen, wie dem Reichen, es werde nicht gefraget, wer es vermöge, wer es nicht vermöge; aber wo einer es nicht vermag, und das Fest wäre ihm von hoher Bedeutung, da ebne die freie Bruderliebe die Kluft, breche die Schranken, sorge dafür, daß der Schützenbund sich mehr oder weniger verbreite über das Volk, damit abgeklärt, geläutert werde jedes Glied des Volkes.

Dieses soll des Schützenbundes Heil, die Wirkung des Festes sein auf jeden Einzelnen. Senken soll sich ein neuer Geist in die Herzen, und jeder soll ihn tragen heim in sein Haus und hier soll er Wurzeln schlagen und aus den Wurzeln heraus soll des Hauses Friede wachsen und des Hauses Segen, und vom Hause weg soll Friede wachsen und Segen über das ganze Land, Rath und Muth im Kriege, in jeglicher Noth.

So sollen die Wurzeln des Festes sich senken in jedes Herz, solche Frucht sollen sie jedem Einzelnen bringen. Denn nimmer und nimmer dürfen wir es vergessen, und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und andern Völkern, so lange wir Schweizer sein wollen, zwischen der Weisheit unserer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt; daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker die Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert sich keiner und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieses Uebelstandes, welcher im weitesten Sinne auch persönliche Freiheit heißen soll, werden einst blutig leuchten über Europa und über Amerika vornehmlich; denn er ist ein unchristlicher und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernste feindselig. Wir Schweizer verwerfen noch solche Lehre trotz mancherlei thorrechtem Geschrei aus zwei entgegengesetzten Enden, wo aus dunkeln Höhlen die Thorheit predigt; uns ist der Einzelne Augenmerk und Hauptsache; jeder für sich soll der Rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das Rechte sich darstellen.

Dieser Grundsatz ist mehr oder weniger festgehalten in unserer Erziehung und in unserer Gesetzgebung, so weit letztere nicht tollen neumodischen Theorien hat weichen müssen; diese Lehre ist bildlich dargestellt gerade in diesem Feste. Der Stutzer ist die Waffe des Einzelnen, seine Wirkung hängt ab von des Einzelnen Geschick und Tüchtigkeit. Was nützt es, wenn Tausende um ihn stehen, und keiner hat ein gesundes Auge, keiner einen guten Arm, ein gefaßtes Herz, in allen ist der Muth verwelket, des Auges Kraft vergeudet; der Stutzer mit seiner Last hemmt nur die Flucht, überliefert seinen Träger dem Tode.

Der Stutzer will einen Mann, Männer bedarf die Schweiz; darum ist das Fest ein nationales und schlägt doch seine Wur-

zeln bis in's Haus hinab, in's Herz hinein, in jede Hütte, ja, in die Wiege des Säuglings, der zum Tellenbuben erwachsen soll.

Das Fest hat aber noch seine zweite Bedeutung und wie die erste tief hinunterreicht, ja bis in des Säuglings Wiege hinab, so treibt die zweite des Festes Krone über's ganze Land und ihre Spitzen weit über menschlichen Gesichtskreis hinaus, tief in der Zukunft dunkeln Grund.

Dieses Fest zieht die Augen der Masse an, ja zieht die Augen der Landessöhne über's weite Meer herüber und ihre Seelen weilen bei dem Feste; an allen Bergen hallt der Stutzer wieder; zum eigenthümlichen Volksfeste, zum eigentlichen Nationalfeste ist es geworden, denn es zieht nicht nur Schützen an, sondern das ganze Volk, ja selbst die, welche sonst vom Volke sich nicht berühren ließen, zu ihm sich nicht zählten, fühlen durch dasselbe sich bewegt, es ziehet Gaben an weit her aus Schützenhänden, aber auch aus solchen Händen, die nie einen Schuß geschossen.

Darum auch darf seine höhere Bedeutung, welche es ganz besonders durch seine innere Verwandtschaft mit den andern schweizerischen Vereinen hat, nicht länger vergessen scheinen, sie muß wenigstens ausgesprochen werden; ihre Anerkennung kann die edelste Frucht des diesjährigen Festes werden.

Der schweizerische Schützenverein ist nicht der einzige Verein unseres Landes; aus dem gleichen Geiste, der ihn erzeuget hat, sind ältere und jüngere Brüder erzeuget worden, und unter Weh und Angst geboren die ersten, Alle zu des Landes Heil und Ehre.

Wie scheinbar verschiedene Richtungen sie auch haben, wie verschieden die Gegenstände sind, mit welchen sie sich beschäftigten, Eins haben Alle gemein, etwas Wunderbares, Geheimnißvolles. Wer sie besucht, dem wird es, als liege er an der Mutter Brust, als werde er mit süßer Labung genährt und gekräftigt zu einem andern und bessern Wesen. Ja wem ist

nicht oft gewesen in eines solchen Vereines Mitte, wenn die Wellen des Festgeistes über ihm zusammenschlugen, als müßte er seine Brust lüften in kühnem Heldenkampfe, als möchte er den Teufel schlagen mit des Wortes glühender Geisel bis in der Hölle hinterste Ecke, als möchte er weinen und lieben einem Kinde gleich!

Es ist Ein Grundgefühl, welches durch alle diese Vereine strömt, wie aus einem Stamme der gleiche Saft in alle Aeste. Aber diese Kinder einer Mutter, diese Zweige eines Baumes, diese Zeugen eines Geistes — stehen vereinzelt da, kennen einander nicht einmal dem Namen nach, stehen vereinzelter da als die Cantone selbst, denn diese haben doch noch eine Bundesverfassung und eine Tagsatzung und gegenseitige gesetzliche Besuche und vorgeschriebene Komplimente.

Unter diesen Vereinen aber ist unstreitig der größte und stärkste der Schützenverein, wie Hektor unter seinen Brüdern ragt er hervor. Er gehört seiner Natur nach dem Volke an, daher ist er der Verein des Volkes im Allgemeinen, er gehört aber insbesondere allen Schweizern an: die Einen führen den Stutzer, die Andern erwarten Schutz und Schirm von dem Stutzer. Der Scharfschützenverein ist unbestritten der bedeutsamste unter allen andern, denn so wie die Freiheit des Schweizers höchstes irdisches Gut ist, so ist der Stutzer das Sinnbild des Entschlusses, die Freiheit zu wahren Mann für Mann bis in den Tod. Er ist es, welcher seine Anziehungskraft ausströmt, so weit Schweizerherzen schlagen; er ist den Schweizern, was in gewisser Beziehung der Tempel auf Moria den Juden war, derselbe, welcher ihnen das Nationalgefühl erhielt; es war der nationale Mittelpunkt, welcher das zerstreute Volk zusammenhielt, um welchen es sich immer wieder sammelte. So ist es das Schützenfest, auf dessen Altar des Landes zerstreute Söhne die Zeichen und Pfänder niederlegen, daß sie die gemeinsame Mutter nicht vergessen.

Wie schriftliche Kapitulationen, von denen man aber nicht

weiß, ob sie werden gehalten werden, die in fremdem Dienste gebundenen Schweizersöhne verpflichten und berechtigen, in's Vaterland zurückzukehren, wenn Krieg ihm droht, so zieht der Schützenbund freiwillig, unwillkürlich, sonder Kapitulation und Vertrag, die Söhne zum Schutze der Mutter herbei, wenn die Gefahr kömmt. In diesen Tagen würden aus allen Gegenden der Welt Tausende zurückströmen in die Feste des Herrn, würden wetteifern in der Treue mit den eingebornen Söhnen, würden freudig an der Mutter Rettung ihr Leben setzen. —

Darum ist es auch an diesem Vereine, die andern Vereine zu sammeln um sich, mit brüderlichem Bande sie zu umschlingen, in einen Strom zu leiten die einzelnen Kräfte, zu vereinigen das große, aber zersplitterte Nationalgut, die edlen Kräfte seiner Kinder, eine Einheit zu stiften über allen Verfassungen. Es soll der Schützenverein der Vereine Vorort sein, ihr alleiniger Vorort, als der mächtigste und leuchtendste, und eben deswegen ziemt es ihm, vorauszugehen mit dem Bekenntnisse: daß nur in der Vereinigung der vaterländischen Kräfte des Vaterlandes Kraft und Macht liege, daß jede Kraft für sich nichts sei, verrinne wie ein dürftig Bächlein in heißem Sande, daß daher auch nicht im Schützenvereine Alles liege, weder die Einheit noch die Gesammtheit der Kräfte, daß er ohne die andern nur ein vereinzelt Wesen sei; daß er schwach sei nach allen Seiten, wenn nicht die andern um ihn sich schaaren, ihn ergänzen; daß er nur ein zerstückelter Körper sei, wenn nicht alle Aeste des Stammes, alle Kinder der Mutter, alle Vereine mit ihm zur Einheit zusammen wachsen.

Täuschen wir uns nicht. Die Schwäche der Eidgenossenschaft, ihre Zerklüftung, die daherige gegenseitige Mißkennung, wenn man nicht sagen will Anfeindung, rühren nicht her von der Bundesverfassung, nicht von den Cantonalverfassungen; die Zerklüftung wird bleiben, wenn auch die Verfassungen fallen,

wie die Zeit der Helvetik es gelehrt, und die Menschen werden sich um ihretwillen nicht näher kommen. Neben den bereits angeführten sittlichen Gründen liegt die Ursache der Zerrissenheit der Schweiz in der Zerklüftung der Stände und den dadurch entstandenen Vorurtheilen, den also möglich gewordenen Mißbräuchen der Macht, den fremdartigen Einflüssen insbesondere, in dem Uebermuthe der Zeit im Allgemeinen. Zur Zeit, in welcher eine Republik sich erhob, waren wohl auch Arme und Reiche, Führer und Geführte, aber einer kannte den andern, wußte um dessen Thun, einer ward Freund des andern, einer bedurfte des andern, einer suchte des andern Theilnahme, sie war sein Schutz, jede Kraft ward geschätzt und hochgeachtet, weil jede nöthig war zur Erhaltung des allgemeinen, des höchsten Gutes, der Freiheit. Die meisten Republiken fielen nicht fremder Uebermacht wegen, sondern weil die Glieder auseinander rissen, alle Kräfte nicht mehr nöthig schienen, daher man die übrigen zu beseitigen suchte, während sich die einen am höchsten zu stellen, alles auf sich zu stellen suchten. Weil man auf den Schlachtfeldern sich nicht mehr zusammenfand, so blieb man auch im Frieden gesondert, und immer mehr kam es dahin, daß Viele einen Einzelnen nöthig zu haben schienen, der Einzelne aber die Vielen nicht.

So entstunden entweder Königreiche, wenn ein Einzelner die verlassene, verstoßene Menge zu ködern wußte, oder die Republik wurde eine Beute der Feinde, weil man sich nicht mehr zusammenfinden konnte, ihr Dasein zu behaupten, und jeder das Seine erst zu retten suchte, ehe er an das Allgemeine dachte, weil die Republik aufgelöst war im Geiste, lange ehe ein Feind an ihren Gränzen stand. Und wenn man endlich auch dem Feinde sich entgegen warf, so geschahen einzelne Heldenthaten, aber dem längst zerrissenen Staate brachten sie nicht Rettung; er fiel zusammen, fast einem Leichnam gleich, der im verschlossenen Grabe ganz sich

erhält, bei der ersten Berührung in freier Luft aber in Moder zerfällt.

Unter den Republiken Europa's wurden wir einzig erhalten; aber täuschen wir uns nicht, nicht durch unsre Schuld, sondern durch Gottes Huld. Wenn irgend wer es war, so waren und sind wir noch zerklüftet im Geiste.

Es wehte über unsere Berge her ein fremder Geist und drängte uns aus einander, es entstanden Herren, größere und kleinere, und die Größern verachteten die Kleinern, die Kleinern verachteten die, welche nicht Herren waren, und der städtische Handwerker verachtete den Bauern, und der Bauer verachtete den Tauner und der Tauner verachtete den Hintersäß und haßte nebenbei alle die, welche nicht Tauner waren.

Es entstanden größere und kleinere Cantone, und die größern verachteten die kleinern, weil sie kleiner waren, und die kleinern verachteten die größern, weil sie jünger waren; beide verachteten die zugewandten Orte, weil diese nicht eigentliche Cantone — gleichsam Hintersäßen — waren, und die zugewandten Orte haßten große und kleine Cantone, weil diese, je mehr sie von Freiheit redeten, um so weniger Andern sie gönnten.

So war es in der Schweiz; so ist es nicht mehr, wird man sagen; — so ist es noch, wird hier behauptet, und zwar besteht nicht nur theilweise die angeführte Zerklüftung noch, sondern neue Winde über unsre Berge her versuchen, mit nur zu gutem Erfolge eine neue uns noch aufzudrängen.

Der unbärtige Junge verachtet das Alter, mit Schnauben und Gebahren will er das Vaterland erretten, wie Goliath die Israeliten bestehen wollte mit seinem Weberbaum; der Student will bevorrechtet sein, weil er Simsonskraft habe in seinen langen Haaren und Salomons Weisheit in seinen Heften; der Soldat fühlt seine Kraft, kennt aber keine andere neben sich; der Lehrer setzt auf seinen dreibeinigen Stuhl als

wie auf einen Thron sich und winket mit der Ruthe, daß es jetzt für Andere Zeit zum Schweigen wäre, weil ein Anderer predige; der Staatsmann macht schauerliche Augen und giebt mit bedenklichen Achseln zu verstehen, daß er am Machen einer Phrase sei, welche die Welt aus ihren Angeln heben werde; der Großrath strengt sich an zu einem wichtigen Gesichte, auf welchem männiglich lesen könne, daß er vieles wisse, was andre nicht, und vieles sagen könnte, wenn er es eben sagen könnte. Der Pfarrer sagt, wenn er nicht noch den Wagen hielte, so läge er längst, wo niemand ihn mehr aufstellte; der gemeine Mann runzelt die Stirne, ballt die Faust, brummt: Macht nur, aber wenn ich komme, so mache ich's! So geberden sich alle, und keiner steht zum andern, hilft dem andern, es sei denn im Bunde gegen einen Dritten. So stehen die Einzelnen zu einander, und wie die Cantone zu einander stehen, kann man alle Tage frisch lesen im ersten besten Blatte.

Dieses unheilvolle Wesen weht auch mehr oder weniger zwischen den Vereinen, die doch von einem Geiste erzeuget, von einem Geiste beseelet sind; jeder schafft für sich, einer kennt den andern nicht, ja leicht kann einer mißbraucht werden gegen den andern.

Oder, Schütze! kennst du die Vereine, in welchen vaterländische Kräfte thätig sind zu des Vaterlandes Heil, vom gleichen Geiste entsprossen, nach dem gleichen Ziele strebend? Du kennst sie nicht, viele nicht einmal dem Namen nach. Ihr Kinder einer Mutter seid euch fremder, als die Stände, als die Cantone einander sind, denn wie viele haben nichts von dir gehört, als der Stutzer Knallen, lauter Freude Ausbruch, reicher Gaben Verzeichniß. Wo man aber einander nicht kennt, da kömmt auch die Einseitigkeit und der Hochmuth, in welchem man nur sich schätzt und sein Treiben, Andere aber und ihr Thun verächtlich über die Achsel ansieht:

So ist wiederum hier eine seltsame Zerklüftung, welche keine Verfassung ausgleicht, und dichter Nebel füllt die Kluft und kein Auge dringet hindurch und sieht rings um sich den Andern schweizerische Züge.

Wäre es nun nicht herrlich, wenn es endlich tagete, einem herrlichen jungen Morgen gleich, wenn Gottes Sonne über die Berge kömmt, wenn du, Schützenbund! als Sonne aufsteigen würdest aus der eidsgenössischen Nacht, deine Strahlen senden würdest über's ganze Gelände, die Nebel zu zerstreuen, und in deinem Lichte um dich sammeln würdest die Brüder, alle von gleichem Stamme und gleichem Sinne?

Wie wäre es, wenn du, der mächtigste unter allen, der Vereine natürlicher Vorort, den Hochmuth der Zeit auf die Seite würfest und laut es verkündigtest: Im Vaterlande dürfe fürder keine Kraft vereinzelt sein, keine ihm verloren gehn, jede solle geehrt werden und alle zusammengestellt?

Wie wäre es, wenn du der Zerklüftung der Geister ein Ende machen würdest, damit jeder Schweizermann, wer es auch sei, in welcher Richtung er sich auch bewege, in dir den Mittelpunkt der Nation finde, sich ihm anschließe, mit seiner Kraft dessen Kraft, mit seiner Ehre dessen Ehre vermehre? Meinst du nicht, dann würde unsre Nation wieder eine Eine und Untheilbare, und ihre Macht würde als eine gewaltige weithin leuchtende über die Völker, ohne Worte und sonstiges Geklingel? Meinst du nicht, wenn in deinem Schooße eine Einheit entstünde, in welcher die Vorurtheile der Stände und Cantone untergingen wie die Geschiebe der in klaren Seen geläuterten Waldwasser, wenn die Hochgestellten sich mit den Massen verbrüderten, die Massen von dem höhern Walten ihrer Erleuchtetsten sich durchdrungen fühlten wie von einem Sauerteige, die Weisheit zur Kraft träte, die Jugend unter das Alter, der geistig Begabte zu dem in den Waffen Mächtigen, wie letzterer zum ersten — es müßten Klüfte sich ebnen, Zacken ver-

schwinden, ein schweizerisches Vertrauen entstehen, ein schweizerisches Bewußtsein sich erheben, welches nicht mehr von jeglichem Winde, der über die Berge weht, hin und her gewieget würde?

Meinst du nicht, wenn einmal dieser Geist des Vertrauens und des schweizerischen Bewußtseins unter uns wäre, es würde dieser Geist eine schweizerische Einheit, die Bundesverfassung finden, über die man sich schon so viele Jahre lang umsonst die Köpfe zerbrochen, eben weil der Geist dazu nicht da war?

Wo der Geist des Betens fehlt, ist alles Beten eitel, und wo der einige Geist fehlt, ist alles Streben nach Einheit eitel.

Darum sollte im Schützenbunde berathen und erforscht werden, auf welche Weise alle Vereine, in welchen vaterländische Kräfte thätig sind, in Verbindung gebracht, — berathen und erforscht werden, ob nicht das Schützenfest erweitert werden könnte zu einem Nationalfeste, an welchem jede Schweizerkraft und Kunst ihre Stelle einzunehmen hätte.

Solche Feste hatten die Griechen, und diese Feste waren es, welche die verschiedenen griechischen Völkerschaften zu einer Nation verbanden und die Nationalkräfte also steigerten, daß ihre Erzeugnisse die Bewunderung der Welt geblieben und bis auf den heutigen Tag nicht erreicht worden sind. Ohne diese Feste wäre Griechenland längst auseinander gefallen gewesen, als Xerxes seine Horden über den Hellespont trieb, ohne sie wären die Kräfte der Einzelnen nie so ausgebildet worden, wie es in keinem andern Volke geschah. Und in dieser Ausbildung der Einzelnen liegt wiederum der Grund, warum die ganze Nation so hell leuchtet in der Geschichte.

Im Schweizerland ist harter Boden, und das Meiste, was Leben gewinnt, geht nur langsam auf, noch langsamer reift es zur Ernte.

Der Gedanke im Jahre 1761, einen Verein zu stiften,

war viel kühner und größer als im Jahre 1842 der Gedanke die entstandenen Vereine zu verbinden. Was seit jenem Jahre, langsam, aber stätig aus jenem Gedanken hervorwuchs, ist überraschender, wunderbarer, als die Verbindung der vereinzelten Aeste wäre. Die edlen Eidsgenossen bebten, wie vor jenem auf dem Grütli beschwornen Bunde, als sie den Gedanken auszuführen begannen; aber den Ahnen gleich überwanden sie das Beben, das auch in dem Helden weht, ehe er die Heldenthat vollbringt; sie wurden gewarnt; in ihren kühnsten Träumen ahnten sie nicht, was er geworden.

Darum verlache man auch den geäußerten Gedanken einer Verbindung nicht, erschrecke nicht ob der Schwierigkeit seiner Ausführung, man nehme ihn auf in's treue, besonnene Gemüthe und berathe ihn; er ist der Berathung werth; über wie viel Unbedeutenderes ist berathschlagt worden.

Der Vorschlag enthält freilich ein Neues, welches wider das Gewohnte streitet. Eben daß nicht alles Neue Einem widerlich sei, ist etwas, welches wir lernen müssen. Denn veraltet nicht alles auf der Erde? und das Alte hindert neues Leben; und ist es nicht eben der Weisheit Aufgabe, zu vermitteln, wie aus dem Alten das Neue sich entwickeln und wie das letztere sonder Störung an des erstern Stelle treten soll? war es nicht eben das Gewohnte, welches den Stiftern des ersten Vereins so gefährlich war, und was die damaligen Herren so erbitterte gegen das Neue? sie bedachten nicht, daß, weil niemand vermittelte mit dem Alten das Neue, und weil sie den durch die göttliche Weltregierung eingeleiteten neuen Nothwendigkeiten hartnäckig Trotz boten, das Alte ihnen zum eigenen Sarge werden müßte.

Ein solches Gewohntes überschatte aber den Schützenbund nicht, werde ihm nicht zum finstern Dache, welches nichts Neues mehr durchläßt. Noch ist so reges Leben in ihm; aber jedes Leben erstarret, wenn dem Alten nicht Neues, Vollkommneres zugeführt wird. Der Schützenbund schwinge sich

zu höherm Leben auf; er schlinge die verschiedenen vereinzelt in's Weite starrenden Aeste zusammen zu einer mächtigen Krone, zu einer Krone, wie kein anderes Land sie hat.

Es herrscht der Glaube, Künste und Wissenschaften gedeihen nur im Schatten einer Krone, nur eine königliche Hand vermöge im dunkeln Schachte der Seele die Kräfte der Einzelnen zu wecken, nur sie sei der Zauberer, der mit goldenem Stabe an der Berge Seiten schlägt, bis sie sich öffnen zu weitem Thor und an den Tag tritt die verborgen gewesene Herrlichkeit.

Mehrentheils ist es einzelner Menschen und ganzer Völker Art und Weise, daß in tiefem Schlummer die besten Kräfte in ihrem Schooße verborgen und unbethätigt liegen bleiben, und daß sie geweckt werden müssen von außen her, daß sie rege gehalten werden müssen von andern ihres Gleichen, wenn Großes ihnen gelingen soll! Nur wenig Hochbegabten sprudelt ein lebendiger Quell in der Brust, welcher zu jeder Zeit und in jeder Umgebung zu Tage bricht. Die Meisten harren ihres Moses, der den Fels zerschlägt, unter welchem eingeschlossen der Quell verborgen liegt — die Meisten harren umsonst. Darum zaubern große Zeiten große Männer aus ihrem Schooße, darum zaubern große Könige um sich her große Kräfte aus ihres Volkes Schooße. Und eben in dieser Zauberkraft liegt ihre Größe, sie sind Moses, der sprudelnde Quellen aus Felsen schlägt, der Helden aus Sklaven schlägt und eine Jahrtausenden trotzende Volksseele aus dem rohen Kern eines verwahrlosten verwilderten Volkes.

Wir wollen keinen König. Im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln

zum gewaltigen Strome, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist.

Der Vorort der Vereine, der Schützenbund, soll mit den andern Vereinen zusammengeflochten, zum schweizerischen Moses werden, soll die Krone der Aufmunterung hoch halten über das Schweizervolk, mit dieser Majestät soll er sich schmücken, soll strahlen in ihr über die Nation und diese Majestät würde sein gegen jede andere irdische Majestät, was Altsilber gegen Neusilber ist, was ächtes Gold ist gegen Lausegold.

Wenn also gestaltet der schweizerische Scharfschützenverein, an Königs Statt und Stelle, Aufgaben würfe in's ganze Volk hinein, für den Landwirth, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künstler, den Dichter, den Staatsökonomen, wenn die Eingaben aufgestellt, beurtheilt würden am Schützenfeste; wenn das Schützenfest Ort und Stelle würde, wo der Schweizer seiner Nation zeigen könnte seines Fleißes, seines Geistes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntniß nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte unbeachtet nicht nur, sondern auch ohne Brod: dann würde das Schützenfest zum eigentlichen königlichen Nationalfest, dann würde es der Magnet der Nation, der Moses, der über die schlummernden Quellen gebietet und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüste.

Bei dem Sonderlingsgeiste (Partikularismus) welcher dem Schweizer eigen ist, — noch mehr als dem Juden, denn derselbe durchzieht nicht nur Cantone, Stände, sondern selbst die Familien und um so sondernder, je kleiner Dörfer oder Städte sind, in denen er hauset, — mag diese Zumuthung an den Schützenverein allerdings auffallend und seltsam scheinen. Das Schützenfest ist des Schützen Fest. Warum soll er es mit Andern theilen? warum ordnen andere Vereine nicht auch solche Feste und lassen den Schützen mit dergleichen Zumuthungen ruhig?

Das große Moos zwischen Waadt, Freiburg und Bern

lag zwischen diesen Ständen lang im Streite, jeder sprach seinen Fetzen an, und keiner konnte mit seinem Fetzen was machen ohne Theilnahme von Seite der andern und vor allen bedurfte Bern der Uebereinstimmung, wenn es daran denken wollte, aus seinem Theile das zu machen, was er seiner Größe und Bedeutung nach werden konnte. Das Schützenfest hat den weitesten Boden gewonnen; aber der andern allen bedarf es, wenn es werden soll, was es werden kann.

Dabei verliert auch der einzelne Schütze nichts, sein Vortheil wird nicht gefährdet, sein Genuß nicht getrübt. Bis dahin war er allerdings der scheinbar allein Thätige, aber der allein Gewinnende war er lange schon nicht mehr, denn schon lange waren noch andere Kräfte auf den Festen lebendig, und diese gewannen theilweise so viel, als der Schütze; ja sie gewannen mehr, wenn man es auch nicht in Zahlen aussetzen konnte, — sie gewannen eidgenössische Begeisterung. Schon lange bestund also eine Macht neben des Schützen Macht, und große Erquickung hatte an derselben der Schütze und neidete sie nicht; sie war ihm gleichsam, was der Leuchter im Hochzeitsaal ist dem Hochzeitgast. Und wo hat wohl ein fröhlicher Hochzeitgast zu viele Leuchter? je heller es ist, während er tanzet, um so besser tanzet er. Je heller es um den Schützen ist, um so besser schießet er; ja er empfindet nicht Neid, sondern Ehrfurcht gegen den, welcher besser schießt als er, warum sollte er Neid empfinden gegen den, der wie eine Hochzeitfackel leuchtet in sein Fest hinein?

Die Redner zahlte der Schütze selbst nach Gefallen und Verdienen und meist reich mit dem Ausbruch seines Dankes, und selbst wo die Rede so leicht war, daß der Wind sie nahm, ertrug er sie mit Geduld. Sollten aber für Schüsse in andere Scheiben als die sind, in welche der Schütze schießt, Ehrengaben ausgesetzt werden, das würde der Schütze ebenfalls nicht beneiden; es würde sein Herz erweitern.

Zudem würden auch der Schützen Ehrengaben sich nicht

mindern, sondern steigern. Denn je weiter der Kreis des Festes gezogen wird, desto größer wird auch der Boden, auf welchem als Festblumen die Gaben wachsen; je mehr Kräfte in Thätigkeit gerufen werden, desto mehr Hände öffnen sich, je königlicher das Fest wird, um so königlicher werden auch die Opfer, welche die Nation auf des Festes Altar legt; denn es beginnen der Nation die Augen aufzugehen für die Nation, und das ist das Gleiche, als wenn einem Menschen die Augen aufgehen über sich selbsten und zwar während er noch bei Kraft ist, ehe er im Sterben liegt.

Ja, wenn auch keine Preise gestellt würden, als allfällig ein schön Röslein in eines lieben Mädchens Hand, oder ein Denkzeichen aus würdiger Frauen Hand, wenn nur einmal der Mittelpunkt gestellt würde der Anerkennung schweizerischen Fleißes und Geistes, wenn nur einmal die Ehre wirken würde, vor die Nation treten zu dürfen mit dem, was im Geiste bedeutend sich regt, aber des Lockens von außen bedarf, — (und dieses bedarf der Schweizer vor Allen, denn ebenso wie Kugel und Säbel kräftig sein müssen, wenn sie dringen wollen in der Schweizer Brust oder Kopf, eben so hart hält's, wenn das was drinnen ist, hinaus soll an's Licht) es würde manch Herrliches zu Tage brechen, das schlummert und schlummernd bleibt, wenn nicht Moses mit seinem verklärten Stabe, oder schöner Frauen Hand, von denen namentlich die Turner viel zu rühmen wissen, an den harten Felsen schlägt.

Rechne, Schütze, — denn der Schweizer rechnet nicht ungerne, — wie viel Freude du schon an den Rednern gehabt, wie viel Freude an jedem tüchtigen eidsgenössischen Mann, den du da sehen konntest, auch wenn er nicht redete, und wie viele Freuden dir noch würden zu diesen werden, wenn du ziehen könntest in deine Mitte den Vater Pestalozzi, wenn er noch lebte, oder Gott uns wieder einen schenken würde, den Künstler, welcher den Winkelried in Stein gehauen, auf Leinwand gehaucht, den Dichter, der mit einem Schlachtgesang

dich begeistert, mit einem hellen Schweizerlied dich gehoben hat, daß du meintest, dein Kopf sei im Himmel, den lustigen Turner, den mächtigen Schwinger?

Siehe, Schütze, solche Männer wären dir in diesen Tagen, was den Tauchern Perlen sind auf des Meeres Grund und dein Lebtag hättest du deine Freude daran, wenn deine Augen die eidsgenössischen Männer alle gesehen, deren Namen guten Klang im Lande haben. Die Würde, welche du an ihnen gesehen, würde mehr oder weniger auf dich überfließen, ihre Ehre würde deine Ehre sein, würde dich heben über manchen Stein, an den sonst dein Fuß sich gestoßen, ein Fall dir gedroht. Dies eben ist das Nationalgefühl, wie es würdig sich gestaltet, nicht unter einem windbeutligen, sondern unter einem würdigen Volke. Das Andenken an die Wägsten und die Besten unterm Volke, die dein Auge gesehen, würde dein Stern dir sein in der Nacht der Zeit.

Wenn aber auch an solchen Tagen die Wägsten und die Besten, wenn diese, wenn gleichsam die ganze Nation sich durch's treue Auge bis auf den Herzensgrund voll wahrhaften eidgenössischen Schweizersinnes schauen würde, es müßten Groll und Vorurtheile wüsten Nebelbildern gleich schwinden; ganz anders, als man aus der Ferne sich erschienen, würde man in der Nähe sich finden, Schranken würden fallen zwischen Herzen zuerst, dann zwischen Ständen und Cantonen; und wenn auch jeder sich selbst bliebe, so würde er doch der Bruder des andern sein und wissen, daß er ohne den andern nichts wäre, und die Einheit wäre da, wie eine Republik sie bedarf, und diese hätte sich gebildet im Frieden, während sonst die Republiken im Frieden die Kriege verloren, im Frieden des Krieges Kräfte verzehrten, weil im Frieden sie die Einheit einbüßten.

Wenn die Kriegessonne blutroth über unserm Ländchen aufgehen sollte, dann, ihr Schützen, werdet ihr auch kriegerischer Vorort sein, werdet schützen das Land, werdet Feuer

speien lassen, von den Bergen nicht nur, sondern aus Thalründen auch und Wäldern, werdet den Tod senden mit sichrer Hand in's weite Feld, werdet die Brust dem Tode bieten unverzagt, werdet kaltblütig bieten das eigene Blut, als Lösegeld für das Vaterland.

Aber Schützen, allein vermögt ihr doch nichts. Wenn eure Buben den Stutzer euch nicht laden, die Weiber die Hütten nicht wahren, nicht Speise bringen in's heiße Feld, die Greise nicht die Wehren hüten, der Reiche nicht seine Schätze öffnet, der Vornehme nicht zum Niedern steht, die geistige Kraft der körperlichen sich nicht beigesellt, der Schwinger nicht für den Schützen ringt, so vermögt ihr Schützen nichts, des Sieges Palme erreicht ihr nicht, das Vaterland rettet ihr nicht. Verloren geht es trotz seiner Berge, Klüfte und Gründe, eben weil Berge, Spalten und Schründe zwischen den Herzen waren; dir würde es gehen, Schütze, wie dem Ulrich Rotach aus dem Dorfe Appenzell; mit seiner Hellbarde, im Rücken an eine Viehhürde gestützt, stritt er allein wider zwölf Mann, deren erschlug er fünfe; andere aber drangen in die Hütte und steckten sie in Brand: wider Flammen hilft kein Muth, und wo einer streitet allein, kann er wider Flammen und Waffen zugleich sich nicht wehren; so starb er dann, weil er den Tod dem Uebergeben vorzog!

Wann blutroth aufsteigen wird des Krieges Sonne, weiß Der, der Alles weiß; auf sie wartet nicht, Schützen, um zu zeigen, wie man sterben könne; zeiget, wie man siegen könne, zur rechten Zeit. Gehet im Frieden voran, ebnet die Klüfte, bindet die Kräfte, wecket Kräfte, dann bereitet ihr im Frieden den Krieg. Wenn dann der Herr Feinde senden sollte, so werden der kommenden Zeit ihre erschlagenen Leiber Zeugniß reden, daß bei den Schweizern die alte Eintracht wieder war, und bei der Eintracht die alte Kraft, daß der Herr des Schweizers Land nicht umsonst gegürtet, daß seine Hand noch schützend und segnend über ihm ist, die Schweiz noch seine

Feste ist, so lange deren Söhne Treue halten im Großen und Kleinen, Gott fürchten und eins sind unter einander.

Ueber zwei Jahre soll auf St. Jakobs Feldern der Schützenbund sein Fest feiern, wo sechszehnhundert Eidsgenossen im Frieden ruhen. Sie fielen dort, als sie vierzig Tausende bestehen wollten, allein, ohne ihre Brüder. Sie zagten nicht, nach der Zahl der Feinde fragten sie nicht, des Löwen Stolz, der höchste Schlachtenmuth loderte in ihnen, jeder glaubte sich Hunderten gewachsen; die Pfeile aus ihren Wunden sandten sie todbringend den Feinden wieder zu, ja aus dem Tode weckte sie die Schlachtenwuth, wenn sie des Feindes Stimme hörten, und eher als sie dem Feinde den Tod wieder gesandt, starben sie nicht. Aber sie siegten nicht, sie starben, weil sie trotzig nur ihrer Kraft getraut, der Brüder Kraft nicht nöthig geglaubt; sie gewannen nicht den Sieg, wohl aber den Tod!

Wäre es nun nicht herrlich, ein Fest, des Alterthums würdig, wenn nach vierhundert Jahren auf den Feldern von St. Jakob vereint die schweizerischen Kräfte, vereint die Herzen stünden, den Geistern der Väter, den Geistern der hier ruhenden Eidsgenossen Zeugniß zu bringen: daß der Väter Tod den Enkeln Weisheit gebracht; den Feinden an den Marchen Zeugniß zu bringen, daß bei der ererbten Kraft gewonnene Weisheit wohne, daß Keiner stark sich glaube ohne den Andern, Keiner in seine Kraft alles setze, daß fürder, so lange der Herr sein Land erhalten, seine Feste schirmen wolle, Einer zu dem Andern, Einer für den Andern, Alle für Einen stehen wollen und jeder für Alle im Frieden, im Kriege, im Leben, im Tode.

Warum kamen die Feinde, warum bluteten an den Wassern der Birs die Eidsgenossen? Ein Zankapfel war unter die Brüder gefallen, die unglückselige Erbschaft Friedrichs von Toggenburg. Zwei Stände wollten Miterben sein, jeder glaubte das bessere Recht auf seiner Seite. Zürich und Schwyz

waren die Erben; sie haderten mit einander, die übrigen Stände waren auf Seite von Schwyz. Zürich war die Minorität; ein blutiger, ein ruchloser Streit entbrannte. War die Erbschaft des Streites werth? Nein! Aber an der Spitze beider Parteien standen Männer, welche Persönliches rächen wollten, deren Hochmuth jeder Schemel recht war zur eigenen Erhebung, deren Eigensinn jegliches Nachgeben ein Frevel schien an der eigenen Person. Diese Männer besaßen unseliger Weise die Gabe, das Eigne darzustellen als das Allgemeine, des Volkes einfach Gemüth zu blenden, daß es seine Ehre verletzt glaubte in der Ehre seiner Führer und ergrimmt im Blute der Brüder sie rein zu waschen strebte.

Zürich war die Minorität; hart ward es bedrängt von der Majorität; es vermochte sich nicht zu rächen, kaum der Brüder Rache sich zu erwehren, glühend fühlte es seine Ohnmacht, glühender war der Rache Durst — da suchte es fremde Hülfe. Freudig ward sie ihm gewährt, Hülfsgesuche an mächtige Nachbaren, fremde Einmischung, war von je die Falle, in welcher man freie Völker fing. Die Hülfe kam, mächtig, und vor dem Siege siegsgeschwollen; sechszehnhundert Eidsgenossen warfen sich vierzig Tausenden entgegen, fielen als blutiges Opfer gegenseitigen Mißkennens, als Sühne des Volkes, daß es dem Parteisinn der Häupter unterthan ward, statt dem brüderlichen Geiste im eigenen Herzen zu gehorchen. St. Jakob war der Altar, auf welchem das Sühnopfer blutete. St. Jakob ist das blutige Denkmal dessen, was geschehen muß, wenn der Brudersinn weicht unter den Eidsgenossen und rücksichtslos die Majorität herfährt über die Minorität, sie zerdrücken will, wie der wilde Knabe die Biene zwischen seinen frechen Fingern.

Eidsgenossen! auch wir haben eine Erbschaft empfangen, aber nicht erst vor vierhundert Jahren und nicht eine von einem tückischen Toggenburger Grafen. Die, die ich meine, ward der Menschheit vor 1844 Jahren, und der, von dem

wir sie haben, ist zwar kein Graf, aber er ist des Allerhöchsten Sohn. Die Erbschaft läßt sich nicht vermessen mit Schuhen und Schritten, nicht berechnen an Zehnten und Gülten, die Erbschaft ist so groß als der Himmel ist, sie ist so reich als Gott selber ist.

Um diese Erbschaft, die volles Genügen für jeden hätte und Platz genug für jeden, der frommen Herzens ist, um diese Erbschaft erhebt sich unser Streit, um diese Erbschaft drängen sich die Majoritäten und Minoritäten, um sie beginnt der Streit. Es ist ein seltsamer Streit; was einer hat, scheint er dem andern in die Hände stoßen zu wollen, um ihm unvermerkt zu entreißen, was er bereits besitzt; er gleicht fast dem Treiben des Heuchlers, der einem Bethörten sein Betbuch aufdringt, ihn zu emsigem Beten zwingt, um unbemerkt ihm aus der Küche die Würste zu stehlen zu eigenem Gebrauch. Es ist ein heuchlerischer Streit; Freiheit und Religion heißen die Losungsworte, aber die Selbstsucht ist des Streites Wurzel, Knechtung aller Andersdenkenden das Ziel. Aber wie ehedem, so auch jetzt, nicht aus dem Volksherz heraus lodern des Streites Flammen, es sind die Führer die Fackeln, welche ihn zu entbrennen suchen im Volke, in Rauch und Flamme zu ersticken suchen des Volkes bessern Sinn; Rauch und Flamme zu verbreiten suchen durch lügnerische Schriften und lügnerische Menschen von allen Farben und Sorten. Auf dem Punkte steht der Streit, daß die Minorität nach fremder Hülfe sich umsieht, um gegen die Brutalität der Majorität sich zu sichern.

Eidsgenossen! wo Friede werden soll zwischen Brüdern, da läßt er sich nie auf dem Gebiete des Rechts vermitteln, Recht und Unrecht wiegt keine menschliche Hand sicher ab, daß der Stachel aus allen Herzen genommen wird; im Brudersinne alleine ist der Friede zu finden, in dem Sinne, der den Balken sieht im eigenen Auge und siebenzig mal sieben mal des Tages dem Bruder vergiebt. Wägen das Recht, wollen wir also nicht, sondern mahnen an St. Jakob, den Altar,

auf welchem eidsgenössisch Blut rauchte als Sühnopfer eidsgenössischen Bruderzwistes, das Blut eidsgenössischer Majorität, als Denkmal, daß unter Brüdern das Ende des Haders nicht in der Uebermacht liegt.

Nach einer Hülfe sieht die Minorität sich um, welche unendlich fürchterlicher ist als der Dauphin es war mit seinen vierzigtausend Armagnaken, denn diese Hülfe ließe sich nicht fassen in eines Feldes enge Schranken, in jedem dunkeln Winkel tauchte sie auf, ließe sich nicht bestehen in offener Schlacht mit ehrlichen Waffen, ihre Zeit ist die Nacht, hinter jegliches Versteck birgt sie sich, aus denselben streitet sie mit jeglichen Waffen in seltsamsten Gewändern; nicht mit dem Blute von sechszehnhundert Eidgenossen wäre die Frevelthat am Vaterlande, der Bruderzwist gesühnt, aber Seelen in die Tausende würden als unglückliche Opfer gen Himmel schreien, weil vergiftet von den Pfeilen, welche nicht aus dem Köcher der Indianer kamen, sondern von dem Bogen der Jesuiten.

Eidsgenossen! lernt aus der Geschichte der Väter, wie es Sünde sei, zum Zorn den Bruder zu reizen, welche Buße der Herr verhänge, wie das beste Blut vergossen werden müsse zu solcher Sühne. Meidet der Väter Sünde, ihr Söhne des Landes, laßt zum Zorne euch nicht reizen, und ihr, Väter des Landes, reizet zum Zorne nicht dessen Söhne. Wie in des Sees Tiefen Ruhe ist, so ist Friede auf dem Grunde der Herzen des Volkes, und Katholiken und Reformirte sind Brüder noch heute in der Tiefe ihres Sinnes. Nur auf der Oberfläche toben Wellen, aber fast scheints nur ein muthwillig Ruderspiel zu sein, die Schiffer Wasser sich in's Gesicht spritzen, einer den andern in's Wasser tauchen zu wollen.

Eidsgenossen! trachtet nach dem Frieden, zum thörechten Spiele laßt euch nicht verleiten, den Sinn der Väter laßt aufblühen in euren Seelen, laßt das Tagesgeschwätz bei Seite, glaube ein Schweizer an die Treue des andern Schweizers

und wer zum Streite mahnt, wer aufweiset, stelle man als bösen Feind vor die Thüre; dann ist fremde Hülfe nicht nöthig, dann mißbraucht der Starke seine Kraft nicht; dann fällt der Starke nicht unter den Streichen fremder Hülfe, denn statt Hülfe gegen ihn zu suchen, hat der Schwächere dem Starken in Liebe sich angeschlossen; dann werden unsere Enkel nicht auf einem Schlachtfeld, nicht auf den Trümmern des Vaterlandes weinen, weil ihre Väter das Vaterland geschlachtet ihren Götzen, der Selbstsucht und der Parteiwuth.

Wenn wir solche Gelübde brächten, wie die Söhne der hier verbluteten Väter, wäre dann ein solches Fest nicht herrlich, würde es nicht leuchten im Festglanze, wie der blutige Tod der Sechszehnhundert leuchtet durch Jahrhunderte?

Würde nicht jeder heimkehren mit vollem Herzen und voller Seele, freudig begeistert schaffen jeder sein Werk? Hat er doch der Eidsgenossen einigen Sinn gesehen, weiß er doch, daß er eines Landes Sohn ist, das Gott mit den reichsten Kräften gesegnet; darf er doch glauben, daß er sein Werk nicht für Fremdlinge schafft, daß Kinder und Kindeskinder noch lange leben werden im Lande, das Gott ihnen gegeben, weil Feinde weichen von einem solchen Lande, an dessen Marchen sie einen solchen Sinn gesehen, in dem sie nur den Tod finden und nichts gewinnen könnten! Edle Eidsgenossen! schaffet ein solches Fest, eine solche Weihe schweizerischer Herzen! Großes thut ihr! Der gleiche Dank wird euch lohnen, der gleiche Segen, wie auf den Stiftern des ersten Vereins, wird auf euren Namen ruhen, so lange der Baum stehet, den Jene gepflanzet, dessen Kräfte ihr zur schweizerischen Krone zusammen gebunden.

Wenn dann aber eines solchen Festes Sonne sinket, des Landes Söhne heimkehren, des Festes Segen tragend in voller Brust, dann sollen sie noch Eines thun. Dem Orte, welcher ihnen diesen Segen bereitet hat, sollen sie ein Andenken weihen,

das nicht vergeht, nicht todt ist, sondern wachsen soll und groß werden, dem Segen gleich, den sie nach Hause tragen.

Ein Andenken soll es sein, daß in Liebe und Eintracht Eidsgenossen hier geweilet; ein örtliches und doch ein eidgenössisches soll es sein, ein Wahrzeichen des Sinnes, der an einem Orte wohnet wie in Allen, ein Sinnbild der Theilnahme Aller am Wohle der Einzelnen, ein Pfand, daß die Liebe zum Orte die gleiche bleiben solle, sowie in Liebe und eidgenössischem Sinn gepflegt wird, was eidgenössische Liebe gestiftet. Eine Stiftung sollte es sein, wie der Ort sie wünscht und bedarf, und eine solche aus schweizerischer Hand zu nehmen, soll niemand sich schämen, der Reiche nicht, der Arme nicht, soll niemand sich weigern, auch der nicht, dem Eidsgenossen wehe gethan. Es soll ihm und ihnen ein Denkmal sein, dauernder als Erz, daß das Vergangene vergessen, die alte Liebe neu geworden.

Wenn des Festes Rausch verflogen, der Festplatz leer geworden ist, so werden so gerne öde und leer die Herzen der Zurückbleibenden; so soll es nicht sein. Der geschiedenen Brüder Stelle soll der Pflegling füllen, den sie an des Bruders Herz gelegt: in die Sorge für ihn soll des Festes Freude übergehen. Und wie das Fest wandert von Ort zu Ort, soll ein solches Andenken bleiben an jedem Ort. Ein jeder soll eine eidgenössische Feste sein, gewahret und gehütet von eidgenössischem Sinne.

So würden in sechsundvierzig Jahren dreiundzwanzig eidgenössische Bundesfestungen entstehen, stärker als aus Stein gebaute; die Liebe, die sie gebaut, die Liebe, die sie erbaut, die Liebe, die sie bewahret, sie würde der Hort sein des Schweizerlandes. Wenn dann die Reihe, die Feste zu halten, an unsre Kinder kömmt, und diese wandern von Ort zu Ort, tragen die alte Liebe an jeden Ort, und finden an jedem Orte, als heilig gehaltenes Pfand, das lebendige Denkmal,

welches ihre Väter aufgerichtet, den alten durch sie neu gewordenen Sinn: dann wird es ihnen warm werden um's Herz, und heiß wird es ihnen in die Augen kommen, und mit bebenden Lippen werden sie sagen: Unsere Väter haben Großes gethan; unsrer Väter laßt uns würdig sein!

Brüder bedenkt's!

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Vierundzwanzigster Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Albert Bitzius

von

Dr. C. Manuel.

His life was gentle; and the elements
So mix'd in him that Nature might stand up
And say to all the world, This was a man!

Shakspeare.

Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakspeare.



I.

Das Leben von Bitzius.

Civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.
Juvenalis.

Das Leben des trefflichen Mannes, welches wir darzustellen versuchen wollen, ist kein durch äußere Schicksale ausgezeichnetes, durch wechselvolle Ereignisse merkwürdiges Leben. Es hat vielmehr dasselbe einen so geebneten, ruhigen Verlauf, es ist, möchten wir sagen, von so einfacher Composition, so aus Einem Stücke, daß wir, um den Reichthum desselben zu entdecken, uns nach innen wenden müssen, und daß dieser große innere Reichthum uns oft durch seinen Contrast mit den bescheidenen und stetig einförmigen äußern Verhältnissen in Verwunderung setzt. Wir haben da von keinen pikanten, romantischen Wendungen in dem Lebensschicksal des Dichters, von keiner der Welt durch seltsame Vorbedeutungen kund gewordenen Vorherbestimmung zu künftigem Ruhm zu erzählen. Alles ist normal, von realer Färbung, von nüchterner Physiognomie, möchten wir sagen. Es ist ein heiteres glückliches Leben, das uns entgegen tritt, ein Leben, das lange in sich selbst den großen Schatz verschloß, der plötzlich der Welt offenbar wurde, ohne daß sie begriff, wie es gekommen sei, daß der Schacht sich so unerwartet geöffnet, daß die reiche Metallader sich nicht schon früher gezeigt habe. Denn

1*

in der That, der schriftstellerische Beruf von Bitzius, der so spät und zugleich so entschieden hervortrat, der gleich bei den ersten Werken nicht den geringsten Zweifel übrig ließ an der großen geistigen Kraft, die sich da entfaltete, könnte mit einer Quelle verglichen werden, die auf einsamer Bergeshöhe plötzlich hervorsprudelt, die aus eigener geheimnißvoller Gewalt die Decke der Erde sprengt, die sie bisher verbarg, oder mit einer Pflanze von seltner Gestalt und lieblichem Duft, die in stillem Waldesgrunde emporwuchs, von welcher man nichts ahnte, bis man sie in ihrer Schönheit erblickte. Es war eine geistige Pflanze, die ohne fremde und äußerliche Antriebe,

aus der Seele mütterlichem Boden
Freiwillig sproßt' und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen trieb.

Wir sehen in seinen mannigfachen Schöpfungen den reichsten Naturtrieb walten, wir sehen jene instinktive und intuitive Produktion, welche dem Genie eigen ist, und diese Produktionskraft war so groß, breitete sich so weit aus, daß wir bei Bitzius nicht, wie bei Schriftstellern, die nur wenige spärliche Denkmale ihres Geistes hinterließen, mühsam in seinem Leben forschen müssen, um seine Schriften zu enträthseln. Wir finden vielmehr sein Leben, seine ganze Form und Anschauungsweise, sein ganzes Sein und Streben bereits in seinen Werken, die sich gegenseitig auf's reichlichste ergänzen, auf's klarste erläutern, und das volle Bild des Mannes geben, den ganzen Mann uns darstellen. Der Biograph kann daher hier wenig leisten. Bitzius ist selbst sein bester und ausführlichster Biograph gewesen. Seine Werke enthalten zugleich sein Leben, wenigstens den Kern, das Eigenthümliche desselben. Wir können nur einige Umrisse beifügen, das Zerstreute sammeln und in Zusammenhang bringen, hier und da Mißverständnisse aufhellen, Einzelnes erläutern und das Ganze in einen möglichst einheitlichen Rahmen fassen. Und wenn wir auch nichts vernachlässigen oder übergehen dürfen, was zur helleren Beleuchtung dieses

Gesammtbildes beitragen kann, so müssen wir auf der anderen Seite auch stets die Voraussetzung festhalten, daß wir über den Mann und seine Schriften als über einen alten guten Bekannten des Lesers sprechen, der nicht mit der gleichen Förmlichkeit, wie etwa ein ganz Fremder, bei ihm einzuführen ist. Ohne Ceremonie, wie Bitzius selbst der Leserwelt sich vorstellt, verlangt auch diese letztere ergänzende Nachricht über sein Leben, das sie zwar in seinem wichtigsten Inhalt, aber der äußern Form nach nur fragmentarisch kennt, sie verlangt über einiges Aufschlüsse, über anderes Ergänzungen. Sie möchte dem Lebenslauf des ihr lieb gewordenen Mannes folgen. Sie will ihn zu Hause, in der Heimath aufsuchen, und dann sein möglichst treues, vollständiges Bild in eines Jeden eigener Heimath, im eigenen Hause, als das Bild eines heimgegangenen Freundes aufstellen, welcher zum eigenen geistigen Leben des Einzelnen in so reichen Beziehungen stand. In diesem Sinne möge unsre Darstellung aufgenommen, nach diesem Bestreben, dessen Erfolg oft genug der Nachsicht bedürfen wird, möge sie gemessen werden.

Die Familie Bitzius ist ein älteres Geschlecht Bern's, welches schon zur Zeit der Reformation in der Stadt Burgrecht hatte. Der Name selbst ist ursprünglich der Taufname Sulpicius, der in der Abkürzung „Bitzius" im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert häufig vorkömmt und im gewöhnlichen Leben auch mit „Bitzi" ausgesprochen wird (wie Xandi statt Alexander, und andere mehr). So liest man in Anshelm's Bernerchronik von einem Bitzius Haller, Bitzius Streler, Bitzius Archer, Bitzius Wyßhan u. s. w. Mehrere der Familie Bitzius bekleideten vor Jahrhunderten wichtige Aemter in der alten Republik. So war im sechszehnten Jahrhundert ein Bitzius Großweibel des souveränen Raths, später Vogt zu Aarwangen, Hofmeister zu Königsfelden, was jetzt Oberamtmann heißen würde (das aufgehobene Kloster wurde eine Bernische Amtei), dann Zeugherr und Mitglied des

kleinen Raths. Von den Söhnen desselben, durch welche das Geschlecht sich in zwei Stämme spaltete, die noch heute dasselbe repräsentiren, war der eine, Hans, ebenfalls Mitglied des großen Raths, Castlan zu Wimmis, der andere, Ulrich, wie sein Vater Großweibel, dann Vogt zu Brandis (dem einst stolzen, nun selbst in seiner Ruine verschwundenen Schlosse bei dem Dorfe Lützelflüh in der Höhe, welches wir im „Ritter von Brandis" kennen lernen und in der „Wassernoth") und endlich ebenfalls Mitglied des kleinen Raths. Von diesem Ulrich stammt unser Bitzius im sechsten Grade ab. Sein Vater war Sigmund Friedrich Bitzius, geboren 1757, welcher sich, dem Beispiele des Großvaters folgend, dem geistlichen Beruf widmete, und im Jahre 1786 die Pfarrei Murten erhielt. Er hatte drei Frauen. Die dritte derselben war Elisabeth Kohler, aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Büren, unsers Bitzius Mutter, welcher am 4. October 1797 als erster Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Albert bekam. Seine Geburt fiel in einen für die Geschichte Bern's verhängnißvollen Zeitpunkt, denn gerade fünf Monate später zogen die Franzosen unter Schauenburg in seine Vaterstadt ein, welche seit ihrer Gründung, seit sechs Jahrhunderten, den ersten Feind in ihren Mauern sah. In Murten hatten die vorbeimarschirenden feindlichen Schaaren das alte sogenannte Beinhaus zerstört, in welchem zum Andenken an die für die Schweizer glorreiche, für die Stadt Bern rettende Schlacht gegen Carl von Burgund die Gebeine der gebliebenen Burgunder moderten; eine späte Revanche an der sonderbaren charakteristischen Trophäe! Einen classischern Boden giebt es kaum in der Schweiz als dieses Murten mit seinem überaus lieblichen und fruchtbaren Gelände und dem herrlichen See, dessen Einfassung zwar weniger pitoresk als diejenige manches andern Schweizersees, aber von mildem, südlichem Colorit. Von der Mitte des östlichen Ufers desselben erhebt sich die freundliche Stadt, welche mit ihren Ringmauern und Thürmen noch

ganz ihre alterthümliche Physiognomie beibehalten hat und vom See aus gesehen mit der sie umschließenden hüglichten Landschaft von der reichsten Vegetation einen reizenden Anblick gewährt.

Auf diesem schönen Fleck Erde voll großer Erinnerungen verlebte der Knabe Bitzius seine ersten Jahre und empfing die ersten Natureindrücke. Wir kennen Alle die Macht solcher Kindheitseindrücke. Besonders haften große früh empfangene Naturbilder, wie Seen, Ströme und dergleichen tief in unsrer Einbildungskraft, und Bitzius war ein überaus erregbarer phantasiereicher Knabe. Wenn in den Schriften des Mannes später so oft Gleichnisse vorkommen, die aus dem Leben des „bald lächelnden und zum Bade ladenden“, bald brausenden und in Sturm gehüllten Sees entlehnt sind, so mag wohl der See seiner Kindheit seine Bilder ihm geliehen haben und wohl mochte sein Geist gerne jene ersten dämmerhaften und träumerischen Tage in der Erinnerung aufsuchen und mit dem zauberischen Schimmer der Poesie vergolden und verklären. Der Knabe war bald sieben Jahre alt und besuchte bereits die Schule, in welcher der Lehrer ihm das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollten sich nicht stille halten, als im Jahre 1804 sein Vater zum Pfarrer in Utzenstorf gewählt wurde und aus dem städtischen Leben Murten's in dies große Dorf übersiedelte. Utzenstorf, nicht gerade pitoresk in einer großen Ebene liegend, ist ausgezeichnet durch die Fruchtbarkeit des ganzen Geländes und den Wohlstand seiner Bewohner. Nicht weit von der in breitem Bett aber oft mit geringem Wasser der Aare zuströmenden Emme, zwischen den beiden Hauptstraßen nach Aarau und nach Solothurn, von Bern etwa fünf Stunden entfernt, ist dieses Dorf mit seinen herrlichen Wiesen, die von zahlreichen Bächen des klarsten Wassers gewässert werden, mit seinen fruchtbaren weiten Aeckern, mit seinen prächtigen Obstgärten, die im Sommer den stattlichen Ort beschatten, und mit seinen schönen Umgebungen, dem von Wasser rings umgebenem Schlosse Landshut, dem reichen und

fruchtbaren Nachbardorf Bätterinden; — der wahre Typus eines stolzen und gesegneten Bernerdorfes, wie sie in diesem Canton der „freiherrlichen Bauersame", und des agricolen Reichthums zu finden sind. Bitzius sagt irgendwo, auf die vielen Kreuz- und Queerwege der großen Ortschaft anspielend, der Fremdling finde hier Alles was er suche, doch selten den rechten Weg. Bitzius hat mehrmals in seinen Erzählungen die Scenerie nach dem ihm so wohl bekannten Utzenstorf verlegt. Das ganze große Gebiet landabwärts gegen Solothurn und den Aargau zu gleicht einem fruchtbaren Garten. Der Werth des Bodens steigt hier auf's Höchste, und die agricole Physiognomie des Bernerlandes entfaltet grade in diesen Gegenden ihren größten Reichthum. Hier, im ländlich behaglichen Utzenstorf, brachte nun Bitzius seine Knabenjahre zu, und es kann als ein für seine Entwicklung nicht ganz unwichtiger Umstand angesehen werden, daß zur Pfarre Utzenstorf ein bedeutendes Stück Land gehörte, welches eine eigentliche Bewirthschaftung zuließ. Der Pfarrer übernahm diese zuweilen selbst als wichtige Quelle seines Einkommens, da der Pachtzins an den Fiskus nur gering war. Der Knabe Albert, der für die Außenwelt früh ein ganz offenes Auge hatte und einen scharfen Beobachtungsgeist für alle kleinen und neuen Erscheinungen des täglichen Lebens zeigte, fing bald an, sich in diese landwirthschaftlichen Verhältnisse des Hauses einzuleben. Er griff, nach der Art lebensvoller Knaben, selbst zu, legte Hand an, wo er konnte, ward vertraut mit den Werkzeugen und der Ausführung der ländlichen Arbeiten. Er hielt früh Thiere, die er mit großer Sorgfalt und Liebe behandelte; er machte sich mit Pferden und Kühen zu schaffen. Reiten wurde später sein Vergnügen, und er unterrichtete sogar einmal in dieser edlen Kunst einen ältern Freund und Vetter, der ihn in den Schulferien besuchte. Das Pfarrhaus in Utzenstorf vereinigte für den Knaben die Vorzüge eines Hauses von städtischer Bildung mit denjenigen eines freyen, ungezwungenen, heitern

Landlebens. Da sein Vater mehr die ökonomische Oberleitung sich vorbehielt, um das Detail dagegen sich weniger kümmerte, so beschäftigte sich der Sohn mit solchen Einzelnheiten und zeigte bald Anlage, ein kundiger Landwirth zu werden. — Der junge rührige Albert war übrigens, wie sich denken läßt, ein schlauer Knabe, dem allerlei Schliche zu Sinne stiegen. So verlockte er einmal eine der Hennen, die seiner Mutter gehörten, zu einem geheimen Nest, und als nun Ostern herannahte, fragte er, im Bewußtsein des Besitzes eines den übrigen unbekannten Eierschatzes, mit schalkhafter Miene seine Mutter, wie viele Eier er und seine Geschwister bekommen würden, indem er bedeutsam und geheimnißreich hinzusetzte, er könne dann auch einen mäßigen Beitrag dazu liefern. Diese praktische und wirthschaftliche Richtung that indessen andern mehr den Geist fesselnden Beschäftigungen keinen Eintrag. Albert Bitzius las sehr gern und Vielerlei. Seine Lieblingslektüre war Schweitzergeschichte, Chroniken und dergleichen. Auch Romane las er ziemlich früh in nicht geringem Maaß. August Lafontaine und Andere waren gute Bekannte und eifrig aufgesuchte Freunde. Diese Romanlektüre schadete indeß dem kerngesunden Geist wenig und bereicherte seine Phantasie, die von außen wenig Nahrung erhielt. Dieselbe muß indessen schon früh ziemlich aufgeregt gewesen sein. Er hatte namentlich viel mit Räubergeschichten zu thun, und wenn sein Vater abwesend war und bei Tage nicht heimkehrte, wollte er ihm Leute mit Laternen entgegenschicken, aus Furcht er sei in die Hände von Räubern gefallen, ja er stellte sich vor, sein Vater sei selbst Räuberhauptmann und dergleichen. Diese Vorstellungen gestand er zwar erst in viel späteren Jahren seiner Familie ein, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam, allein des Knaben Betragen bei solchen Gelegenheiten verwunderte schon früh seine Familiengenossen.

Der Knabe wurde übrigens zwar streng und einfach, jedoch stets liebreich erzogen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst,

besonders im Lateinischen, um ihn auf die Litterarschule in Bern vorzubereiten, da er Theologie studiren sollte. Er tummelte sich auch wacker mit den Dorfknaben herum und machte diese erste Lebensschule des Verkehres mit Gleichaltrigen in vollem Maaße durch. So lernte er namentlich frühe die ländlichen Spiele wie „Hurnußen“ u. s. w. und zeichnete sich dabei aus. Er war kameradschaftlich und verträglich. In seinem Charakter traten bald zwei Haupteigenschaften mehr und mehr hervor und gaben ihm die bestimmenden Umrisse: eine große Gutmüthigkeit, ein sehr gutes Herz, wie man sagt, dessen Grundton neidloses Wohlwollen war und keine lang dauernden oder tief haftenden Mißgefühle gegen Andere zuließ, zugleich aber ein starkes Rechtsgefühl, welches überall und für Alle Parthei nahm, die nach seiner Ansicht Unrecht litten. Dieses Rechtsgefühl äußerte sich mit Rücksichtslosigkeit und wurde zu einem gewissen Oppositionsgeist, der leicht widersprach und der Neutralität nicht leiden konnte. Er war derb und freimüthig, wenn er für irgend Jemand den Fürsprecher machte, und gewöhnte sich schon als Knabe, sein Urtheil über Recht und Unrecht in einem gegebenen Fall nicht zurückzuhalten. „Du nimmst für jeden Lump Parthei!“ sagte ihm einmal bei Tische sein Vater, als er sich für ein Individuum, das gerade, und wie es scheint nicht in günstiger Weise, besprochen wurde, warm verwendete. Ohngeachtet dieses Oppositionsgeistes war Bitzius ein disciplinirter und folgsamer Knabe, der zwar oft über das Befohlene nnd Aufgetragene murrte und raisonnirte, es aber doch ausführte und nach dem Befehl that, während sein etwas jüngerer Bruder Fritz, von ungleichem Charakter, zwar bessere Worte gab und dem Befehlenden nicht widerstrebte, aber aus Trägheit das Aufgetragene nicht that. Die Mutter Bitzius pflegte daher zu sagen, sie wolle lieber das Raisonniren von Albert, weil sie sicher sei, daß die Sache doch gemacht werde, als die Scheinfolgsamkeit und Bereitwilligkeit von Fritz, bei welcher dann nichts herauskomme. Albert war überhaupt der

rauhere und derbere der Beiden, und wie das zu gehen pflegt, waren diese Eigenschaften nicht geeignet, ihm den Vorrang vor seinem Bruder zu verschaffen. Von Verzogenheit und Verzärtelung konnte also bei ihm keine Rede sein. Die etwa zehn Jahre ältere Stiefschwester Marie war, wie der Altersunterschied es mit sich brachte, weniger Gespielin des Knaben, als schwesterliche Schutzpatronin. Die Mutter Bitzius war eine heitere, freundliche, lebhafte Frau, welche schlicht und recht, ohne Prätension, nach einfachen Grundsätzen die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie war weder barsch, noch allzu zärtlich gegen sie, und wurde von ihnen stets als eine liebevolle, treffliche Mutter verehrt.

In diesem seinem elterlichen Familienkreise hatte Albert Bitzius etwa acht Jahre verlebt und stand im fünfzehnten Altersjahr, als er die Literarschule in Bern (von dem grünen mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Schulrock die grüne genannt) bezog, um später in die theologische Fakultät einzutreten. Der Zeitpunkt seines Eintritts in die öffentliche Schule war in sofern ein besonders günstiger, als gerade damals ein neuer vorzüglicher Lehrer an das obere Gymnasium berufen wurde, welches sich in etwas anarchischem Zustand befunden hatte und energischer Leitung bedurfte. Dieser Lehrer war Prof. Samuel Lutz, später als theologischer Lehrer an der Hochschule ausgezeichnet, eine imponirende Persönlichkeit von würdevollem Ernst, gründlicher Bildung und edlem Charakter, ein Mann, der mit großer Autorität auf seine Schüler wirkte und ihnen in seinem ganzen Wesen wie eine römische Gestalt erschien. Seine Pensen am Gymnasium waren die alten Sprachen. Die Art seines Vortrags und seine Methode, selbst die Auswahl der zu interpretirenden Schriftsteller und Stücke waren fast eben so sehr als auf streng philologisches Wissen, auf Charakterbildung und Gesinnung gerichtet. Er übte auf die in seinen Pensen mit Vorliebe arbeitenden Schüler einen gewissen Zauber aus, der seinen Namen unter den Lehrern jener Periode zum gefeiertsten

machte, und der allen seinen bessern Schülern unvergeßlich geblieben ist. — Unter diesem Lehrer, der zugleich Direktor des Gymnasiums war, machte Bitzius die reglementarischen zwei Gymnasialjahre durch. Indessen waren die alten Sprachen und die Sprachen überhaupt nicht sein Lieblingsfach, und scheinen ihn auch später nie sonderlich angezogen zu haben, woran zum Theil Lehrmethode und Manier späterer Lehrer Schuld haben mögen.

Im Jahr **1814** trat er in die sogeheißene Akademie (Hochschule) ein und wurde Student. Nach der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrkurs sechs Jahre, von welchen die letzten drei den speciellen theologischen Disciplinen, die drei erstern mehr den propädeutischen Fächern, wie Sprachen, Physik, Mathematik, Philosophie, gewidmet waren. Diese ältere Einrichtung hatte das Eigenthümliche, daß die Universitätszeit und die damit verbundene Freiheit zwei Jahre früher eintraten, etwa nach der Tertia der heutigen Gymnasien. Diese frühe Freiheit mochte zwar hier und da bei vorgeschritteneren Köpfen Entwicklung und Selbstständigkeit fördern, wurde aber manchem Studirenden gefährlich, der schon im fünfzehnten oder sechszehnten Jahre sich selbst überlassen blieb. Wohl demjenigen daher, dessen Studien in solchem Zeitpunkt durch den Rath älterer Freunde, befreundeter Lehrer oder des eigenen Vaters jener Klippe entgingen und der nothwendigen Leitung und Disciplinirung nicht entbehrten.

Bitzius wurde auch hierin von den Verhältnissen begünstigt und genoß das Glück, seine innere Entwickelung durch keinen despotischen Zwang gehindert, auf Abwege gedrängt zu sehen, und doch seiner Unerfahrenheit nicht gänzlich überlassen zu bleiben. Es wurde ihm wohlwollender Rath, reifere Einsicht und Leitung gebildeter Geister zu Theil, die, ohne über ihn herrschen zu wollen, seine Studien bestimmten und auf seine Fragen Antwort und Weisung geben konnten. Er wohnte nämlich während der ersten Jahre seines Aufenthalts

in Bern im Hause seines Oheims Studer, Professor der Theologie, dessen Söhne, Bitzius' Vettern, zugleich seine vertrauten Freunde waren. Ein besonderes Vertrauensverhältniß bestand zwischen Bitzius und seinem Vetter Bernhard Studer, dem späterhin ausgezeichneten Mathematiker und berühmten Geologen. Dieser, einige Jahre älter als Bitzius, wurde bald sein vertrauter Rathgeber, gleichsam sein Studiendirektor, und als der ältere Freund Bern verließ und später nach Göttingen abreiste, gab ihm Bitzius in Briefen, in welchen er ihm seine ganze Seele offenbarte und ihm alle Zweifel und Gedanken über seine Studien, seinen Beruf oder allgemeine Gegenstände, die ihn gerade interessirten, mittheilte, Rath und Aufschluß wünschend, über sein inneres Leben getreulichen Bericht. Das Verhältniß zwischen beiden Freunden ist ein sehr schönes, wir möchten sagen, ideales. Bitzius beichtet dem Freunde Alles, was er in wissenschaftlicher Beziehung treibt, bald in ernstem, bald in humoristischem Ton. So berichtet er einmal (1814) als Student über die Fächer, mit denen er sich beschäftige. Welche Wissenschaft er als die erste setzen solle oder wolle, wisse er nicht, aber er wisse sehr wohl, welche zuletzt komme in seinen Augen. „Es ist wieder das arme Griechische, klagt er; was es verschuldet hat, weiß ich nicht. Ich kann ihm gar keinen Geschmack abgewinnen. Vielleicht ist Hr. R. (Bitzius' Lehrer) selbst etwas daran Schuld, der, ohne sich darum zu bekümmern, ob man es versteht, ohne auf die Eigenheiten und Schönheiten der Sprache aufmerksam zu machen, drauf los übersetzt, um das vorgenommene Pensum zu vollenden. Auf diese Weise machen seine Stunden dem Schüler Langeweile; dieser glaubt und muß glauben, es sei die Sprache, die sie hervorbringe, und bemüht sich denn auch bei Hause nicht, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er der Collegien entbehren könnte. Mir wenigstens geht es so." — Bitzius fühlt hier ziemlich richtig den Hauptfehler einer Methode heraus, welche nur zu oft aufstrebenden Knaben und Jünglingen die

Freude an den Schriftstellern der Alten verkümmert, die willige Begeisterung ertödtet und ihnen Lust und Möglichkeit abschneidet, die alten Classiker, was sie doch sein sollten, zu Begleitern durch's Leben zu wählen. Doch scheint er sich nachher mit dem Griechischen etwas besser befreundet zu haben, da er (1817) an Studer schreibt, sein Fleiß in diesem Fach habe ihm, nebst der Physik, bei der Promotion in die eigentliche Theologie zum Rang des Tertius verholfen. (Der Erste war der spätere treffliche Philologe Rauchenstein, nun in Aarau.) Schon vorher hatte er einmal gemeldet, er habe den letzten Winter viel Griechisch studirt und Döderlein (der bekannte Philologe, der auch in Bern als Lehrer trefflich wirkte), habe ihm selbst seine große Zufriedenheit bezeugt.

Die liebsten Fächer waren ihm Mathematik und Physik, die er bei Prof. Trechsel hörte. Gleich nach jenem ersten Stoßseufzer über das Griechische sagt er, er habe heute den Pythagoräischen Lehrsatz bewiesen und ein gutes Lob bekommen. Doch graue ihm vor der Repetition der bereits erklärten drei und dreißig Lehrsätze. Später forderte ihn einmal Hr. Trechsel auf, sich an die mathematische Preisaufgabe zu machen, welcher Mahnung er jedoch nicht nachkam.

Auch mit der Philosophie wolle es nicht recht vorwärts, schreibt er im gleichen Brief. Hingegen fange er an, sich um Geschichte zu bekümmern und lese unter Andern Machiavell's Florentinische Geschichte (in der deutschen Uebersetzung). Was die Philosophie anbetrifft, so war die Art und Weise, in welcher zu Bitzius' Studienzeit diese Disciplin in Bern gelehrt wurde, mehr geeignet, die Studirenden zur Lektüre von Popularphilosophen, als zum strengen Studium eines Systems hinzuleiten. Man las Schriftsteller, die durch schöne Form den Geschmack zu bilden und die Jugend für philosophische Bildung zu begeistern suchten, und wagte sich nicht in die Tiefe. Fries, Engel und Andere waren der Jugend damals bekannter als Kant, Fichte, Reinhold, Schelling. So

schreibt Bitzius an Studer (1817): „Julius und Evagoras“ (von Fries) wirken lebhaft auf mich. Es ist unter allen Büchern, welche ich kenne, dasjenige, welches, obwohl nicht makellos, am fähigsten ist, den Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen, den Eigennutz zu bekämpfen und für Ideen zu begeistern. „Glauben, Wissen und Ahndung“, auch von Fries, das ich darauf wollte folgen lassen, verstand ich nicht und mußte es wieder bei Seite legen. Gegenwärtig lese ich Schleiermacher über die Religion, zwar mit Anstrengung, die aber der Genuß reichlich vergütet. Auch mit der Literatur fange ich an, mich als Bibliothekar der Studentenbibliothek bekannt zu machen, da sie mir bisher ziemlich gleichgültig geblieben. Die Literatur-Zeitungen machen mir die Gelehrsamkeit vieler Leute begreiflich, die über Alles Bescheid wissen, ohne Etwas recht zu verstehen.“

Bitzius war nun in jene wichtige und folgenreiche Lebensperiode getreten, in welcher der vorwärts strebende Jüngling über sich selbst und die Welt nachzudenken anfängt, sein Wissenstrieb rege wird, der Zweifel über so Vieles in seine Seele einzieht und in welcher die Vernunft, von bedeutender Lektüre, systematischeren Studien, Gesprächen mit Freunden und älteren Männern angeregt, die Schwingen zum ersten Fluge versucht. Ein Schriftsteller, der damals vor Andern auf den jungen Theologen wirkte, war Herder, dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ ein Lieblingsbuch von Bitzius war, wie überhaupt seine geschichts-philosophischen Schriften, welche er gleichzeitig mit Müller's Schweizergeschichte besonders fleißig studirte. Auf seine theologischen Ansichten, seine Anschauungsweise über Geschichte und ihren Zusammenhang, worüber er das Interesse am Einzelnen, namentlich an den handelnden Individualitäten, nie verlor, haben ohne Zweifel die Herder'schen Schriften großen Einfluß gehabt. Wie gewaltig es in dem jugendlichen Kopfe gährte und sprudelte, sieht man aus der Korrespondenz mit E. Studer, in welcher er die wichtigsten Materien auf

seine Weise behandelt. Da spricht er über die Religionen und ihre Geschichte, über den Einfluß der verschiedenen Volkscharaktere, Climate, Sitten auf dieselben, über die Entstehung des Christenthums und dessen schnelle Verbreitung, sodann über die Reformation und die sie vorbereitenden Ursachen, so wie über die Gründe, welche ihrem weitern Fortschritt entgegenstanden. Neues und Ueberraschendes findet sich natürlich in diesen Excursen nicht, wie denn in solchem Alter die Reminiscenzen aus Schriftstellern, die man gerade studirt, unwillkürlich die Hauptrolle spielen und tiefer Begründetes hier noch nicht erwartet werden darf. Allein das ist von Interesse dabei, daß Bitzius von allen diesen bedeutungsvollen Fragen, die aus dem Studium der Geschichte und der Philosophie der Geschichte hervorgehen, mächtig bewegt wurde, daß seine erwachte Vernunft sich über Alles das Rechenschaft geben wollte, und nach dem Zusammenhang der Dinge in den wichtigsten Phasen der Weltgeschichte, nach der Einheit und Stetigkeit forschte, die denkenden Köpfen ein Bedürfniß ist in das Geschehende zu bringen. Er geht dabei von einem höhern Rationalismus aus, den er auch später nie verläugnete, von einem Gesetz der Entwicklung welche der selbstdenkenden Vernunft des Menschen den größten Spielraum gestattet. Allein er hatte zugleich schon damals den Instinkt, daß die Religion das stärkste aller Bande sei, um die menschlichen Verhältnisse zusammenzuhalten und zu einer höhern Cultur zu führen, und daß es leichter sei, die religiösen Begriffe eines Volkes zu erschüttern und zu untergraben, als sie durch richtigere und fruchtbringendere zu ersetzen. Er fühlt es, wie schmal die Grenze zwischen dem Gebiet freier Forschung und demjenigen der Achtung vor feststehenden ehrwürdigen Glaubensformen ist, und er möchte diese Grenze nicht verwischen, er möchte jedem von beiden sein Recht widerfahren lassen. Besonders aber graut ihm vor despotischem, zwingendem Proselytismus in der einen oder andern Richtung. Die Ueberzeugung soll von innen aus durch gewissenhafte Prüfung

reifen. Zwang kann nur verderblich wirken. Bitzius dankt daher förmlich seinem ältern Freund, daß dieser mit ihm anders verfahren, daß er ihn nicht in blindem Eifer zum Proselyten habe machen wollen, sondern ihn dem eigenen Nachdenken überlassen und ihn dadurch vor den bei lebhaften Köpfen fast unausbleiblichen Rückschlägen aufgedrungener Ansichten bewahrt habe. Zuweilen ist Bitzius, wie denn bei strebsamen Jünglingen Ebbe und Fluth abwechseln, in etwas hypochondrischer Stimmung und klagt, daß es doch nicht recht vorwärts wolle. So schreibt er unter anderem dem Freund: „So wie ich war, bin ich noch immer, um nichts vollkommner, nur sehr wenig meiner unabsehbaren Bahn entlang dem fernen Ziel entgegengerückt. Mit jedem Tage fühle ich mehr, daß mir die Gaben und die Kraft fehlen, mich über die Mittelmäßigkeit zu erheben und den Besten gleich zu werden. Nur mit der größten Anstrengung kann ich mich zur Gründlichkeit gewöhnen, ohne welche alle Studien vergeblich sind, man mag noch so viel lesen, interpretieren und ausziehen. Es ist ein Fehler, durch die Art meiner Erziehung erzeugt, der sich nicht mehr wieder gut machen läßt. Es war schon zu spät, als du mich zu erziehen anfingest und in mir Kräfte aufwecktest und Grundsätze pflanztest, die ich ohne dich nie hätte kennen lernen."

Wir sehen hier den Jüngling jene, begabteren Naturen selten ersparte, Krise durchmachen, die vom Instinkt zum Denken, vom bloß Angewöhnten und Ueberlieferten zum vernünftig Begründeten hinüberführt und die, gewaltsam beschleunigt oder gewaltsam zurückgedrängt, die schlimmsten Folgen hat, und die schlimmern noch im letztern Falle. Oder läßt sich nicht mit Recht behaupten, daß namentlich die kurzsichtige und ängstliche Unterdrückung jenes geistigen Gährungsprozesses, das Niederschlagen desselben durch Autorität und äußeren Zwang so oft die verstümmelte Bildung erzeugen, von welcher die falsch behandelte in der wichtigsten Entwicklungszeit niedergehaltene und in sich zurückgescheuchte Seele nicht mehr gesunden kann, und

daß dadurch eine Verkrüppelung des Charakters entstehe, die in so manchen traurigen Beispielen vor unsern Augen liegt, und zwar in einer Zeit, wo das Gegentheil so Noth thäte und wo Bildung des Charakters und Wahrheit desselben das wichtigste Augenmerk uneigennütziger Erzieher sein sollten?

Der Freund, den sich Bitzius in glücklicher Wahl damals zum Mentor erkoren hatte, behandelte ihn in diesem Zeitpunkt geistiger Entwicklung auf sehr einsichtige Weise. Er gab bloß Anhaltpunkte, leitete etwa seine Lektüre und überließ ihn im weitern seiner eigenen Kraft, überzeugt daß eine gesunde Natur sich selbst am besten helfe und daß bei solchen Naturen dergleichen Krisen nicht nur unschädlich seien, sondern den nothwendigen Durchgangspunkt zu der rechten geistigen Gesundheit bilden. Wo er fehl gehen möge, konnte er denken, da werde die zweite, die längere und strengere Schule des Lebens das Ihrige thun. Es war in der That ein Glück für eine so empfängliche und zugleich so anschmiegende und vertrauensvolle Natur, wie Bitzius war, daß ihm von Seite seines Freundes diese Einsicht und Milde, diese Schonung seiner Freiheit zu Theil wurde. Eine entgegengesetzte Behandlung, wie sie in unsern Tagen nur zu häufig ist, hätte den schüchternen, sich noch mißtrauenden Jüngling zwar für den Augenblick in eine beliebige Form von Glauben und Weltanschauung überhaupt pressen können, aber die heftigsten Rückschläge wären kaum ausgeblieben, der innere Friede, der nur aus einer völlig zwanglosen auf stetige und natürliche Weise gewachsenen und gereiften Ueberzeugung quillt, wäre später gestört und am künftigen Bildungsgang des jungen Mannes eine große, vielleicht nicht wieder gut zu machende Sünde begangen worden.

Das akademische Leben in Bern war in den Studienjahren von Bitzius ein sehr mannigfach angeregtes. Viele talentvolle Köpfe, unter ihnen manche von Bitzius nächsten Freunden, fanden sich da zusammen. Eine literarische Gesellschaft war ins Leben gerufen worden, die in Sektionen, in eine mathe-

matische, deutsche, historische, philosophische, deklamatorische Klasse u. s. w. eingetheilt war, und an welcher sich auch, wie natürlich, unser Freund betheiligte. In der deklamatorischen Sektion wurden auch Schauspiele aufgeführt, unter andern Wallenstein's Lager und Wilhelm Tell, welche Stücke mit großem Applaus vor einem vollen Hause im Stadttheater gegeben wurden. Bitzius spielte im Wilhelm Tell den Melchthal. Auch Körner's Zriny (Körner war wie Schiller ein Hauptliebling der studierenden Jugend Berns) wurde aufgeführt. Bitzius hatte auch in diesem Stück eine Rolle, und es mag ihn ziemlich in Anspruch genommen haben. Denn er schreibt an Studer: „Das leidige Schauspiel, das mir obendrein nichts als Verdruß und Aerger gemacht, hat mich am Arbeiten sehr viel gehindert. Eine philosophische Preisfrage, die ich auf Ansuchen des Herrn Professor Wyß zu lösen unternommen, mußte wegen desselben unvollendet gelassen werden, wenn ich nicht in allem Andern zurückbleiben wollte, so gern ich sie auch gemacht und so sehr es den Herrn Professor ärgerte."

Es war zudem die Zeit der, wenigstens in Bern sehr harmlosen, Bünde unter den Studierenden. Auch Bitzius spricht von einem solchen, in den er eingeweiht sei, und der seine meisten nähern Freunde einschloß. Vaterländische Dinge und die engere Cantonalpolitik wurden da besprochen und Bitzius erwähnt einmal einer politischen Petition, die dort vorgelesen und dann einem Rathsmitglied überreicht worden sei.

Diese Vereine und Gesellschaften hatten für den jungen Bitzius den Vortheil, seinem Beobachtungsgeist Stoff und Nahrung zu geben und ihm bereits ein Bild genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Lebens vorzuführen, welches im Großen und im Kleinen dasselbe ist. Bitzius berichtet seinem Freund Studer getreulich nach Göttingen über das Treiben, die Zustände und kleinen Wechselfälle besonders der literarischen Gesellschaft. Es gab da, wie überall, Reibungen, Zwistigkeiten, Versöhnungen, Austritte, Zeiten der Blüthe und des Verfalls

durch den Wechsel der Vorsteher und dergleichen. Bitzius wurde einmal zum Vorsteher der vereinigten literarischen Gesellschaft gewählt. Seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Glied dieser akademischen Vereinigungen.

Auch an Damengesellschaft fehlte es dem jungen Theologen nicht. Schon seine verwandtschaftlichen Verhältnisse in Bern führten ihn in manches Haus ein, und daneben besuchte er auch andere Damenkreise, in welchen er sich ganz behaglich fühlte, obwohl er nicht tanzte, da ihm hierzu Anlage und Neigung, wie zu Musik und Gesang, fehlten.

Bitzius betrachtete das gesellige Leben auch als werthvolles Bildungsmittel, das mit den Studien Hand in Hand zu gehen habe. Er schreibt an Studer, daß er zwar manche Stunde, in welcher sich vortrefflich arbeiten ließe, auf's gesellige Leben verwende, dafür aber die freie Zeit desto besser benutze. „Allein auch die in Gesellschaft verlebten Stunden," — fährt er dann, dem Freund seinen künftigen Lebensplan entwickelnd, fort — „achte ich keineswegs für verloren, seit ich mich gewöhnt, den Menschen in zwei Theile zu theilen, in einen gelehrten und einen gebildeten (die Eintheilung ist allerdings nichts weniger als erschöpfend, der Sinn jedoch deutlich) und jenem nicht so das Uebergewicht einzuräumen, wie sonst geschehen, sondern sie einander zu coordiniren. Denn, fügt er in richtigem Vorgefühl seines spätern wahren Lebensberufes hinzu, ich fühle daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als so viel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüch-

tiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne. Dies ist diesem nach mein Studien- und Lebensplan, über den du vielleicht lachen oder mich bemitleiden wirst. Welches von beiden nun geschehen mag, so bitte ich dich, mir mit deiner gewohnten Freimüthigkeit es kund zu thun, und wenn es nach deinen Ansichten meinen Fähigkeiten nicht angemessen wäre, mich eines Bessern zu belehren.

Ich will das Predigerfach wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze, welche sich aber, wie Demosthenes lehrt, ausbilden lassen. Den nächsten Sommer, den ich in Utzenstorf zubringe, und vielleicht auch noch den Winter dazu, will ich den philologischen Wissenschaften, besonders dem Griechischen widmen, nebenbei einige Mal predigen. Erst in der Philologie vorgerückt, will ich mich auf Theologie, Philosophie und Geschichte werfen, und jene hierbei als Hülfswissenschaft anwenden, nebenbei aber die Gesellschaft keineswegs vernachlässigen, nicht um Ton und Styl zu lernen (dieses wirst du als Nebensache erkennen), sondern um die Menschen zu studieren, welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern.

„Kann ich, so schließt dieser Lebensprospectus, nach vollendeter Laufbahn auf unserer Akademie eine Universität beziehen, so werde ich es mit Freuden thun. Ist es aber nicht möglich, so gräme ich mich nicht deswegen, da ich im Grunde hier auf einem Vikariat mich zu meinen Zwecken eben so gut bilden kann. Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein. Sollte ich so hoch mich heben können, daß ich in mir Macht genug fühlte, ein veränderliches Publikum auf immer an mich fesseln zu können, so werde ich eine Stelle in der Stadt nicht ausschlagen, besonders wenn die Frömmelei zunehmen sollte, welcher man mit Macht entgegenzuarbeiten hat, wenn sie nicht alles ergreifen

soll, besonders jetzt da beinahe alle Geistlichen der Stadt auf ihre Seite sich hängen." (Dieß ward im März 1817 geschrieben.)

In dieser letzten Stelle erkennen wir schon den immer stärker hervortretenden Zug in Bitzius' Charakter, nicht blos seine Meinungen und Grundsätze unverblümt und unumwunden auszusprechen, sondern auch für dieselben in den Riß zu stehen und nöthigenfalls dem Kampf entgegenzugehen. Er entwickelte später als Schriftsteller diese Energie in vollem Maaße und sie trug nicht wenig zu seinen Erfolgen bei.

Von den drei Jahren des theologischen Lehrcurses haben wir nichts zu melden, da uns die Correspondenz mit Studer verläßt. Nur scheinen ihm die damaligen theologischen Vorlesungen in Bern im Ganzen wenig gemundet zu haben.

Am Ende des Sommersemesters 1820 wurde Bitzius als Candidat des Predigtamtes promoviert und erhielt die Consecration. Er hatte die Prüfung gut bestanden, und wurde sofort als Vikar bei seinem Vater in Utzenstorf angestellt. Im Frühjahr 1821 bezog er nach erhaltenem Urlaub die Universität Göttingen, damals unter den deutschen Hochschulen die von Schweizern besuchteste, und besonders in Bern in traditionellem Ansehn stehend, welches sich von Vater auf Sohn vererbte. Uebrigens zählten die Fakultäten dort in jenem Zeitpunkt treffliche Lehrer. Juristen und Mediziner strömten besonders dahin. Auch die Theologen wurden durch Männer wie Plank angezogen. Es lehrten damals dort Bouterweck, Dißen, Ottfried Müller. Auch der alte Heeren hatte als Docent großen Ruf, und kein Berner kam in jener Zeit aus Göttingen zurück, ohne die eine oder andere seiner Geschichtsvorlesungen angehört zu haben. Der Naturforscher Blumenbach und ein paar große medicinische Namen lockten die Studierenden dieser Fakultät herbei. Kurz, Göttingen war damals in Bern die fashionable Universität, und die Göttinger in allen Fakultäten die weitaus zahlreichsten. Dieselben bildeten gewissermaßen eine Genossenschaft, die durch ihren oft stark

ausgeprägten Gegensatz deutscher Bildung gegen französisches Wesen und französische Lebensanschauung im späteren Leben vielfach wirksam wurde. Schon Viktor von Bonstetten hatte in der Zeit seiner Jugend, lange vor der französischen Revolution, diesen stark markierten Contrast deutschen und französischen Sinnes in seiner Vaterstadt wahrgenommen und als bedeutsam bezeichnet.

Wir bemerken hier zu unsrer Rechtfertigung, daß wir der Bernerstudienzeit von Bitzius diesen etwas größern Raum in unserer Darstellung theils deswegen gestattet haben, weil für diesen Zeitabschnitt der erwähnte Briefwechsel mit Studer eine Quelle war, die auf die innere Entwicklung des Jünglings ein helleres Licht wirft, theils weil diese Studienjahre Momente enthalten, die ganz entscheidend auf sein Leben und seine spätere Denkweise wirkten.

Zu diesen Momenten rechnen wir schon die allgemeine Physiognomie jener Zeit. Es war eine Zeit äußerer Ruhe, welche den jungen Gemüthern vollen Spielraum zur Richtung der Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf geistige Dinge gestattete. Gewaltige Völkerbewegungen, Kriege, Revolutionen schienen auf lange Zeit aufgehört zu haben und eine, wie man sich jetzt ausdrücken würde, ganz conservative Epoche zu beginnen. Die jugendlichen Geister waren damals bei uns, wie anderswo, noch voll der großartigen Eindrücke der Befreiungskriege und des Sturzes der colossalen Napoleonischen Weltherrschaft. Zugleich aber blickten sie vertrauend in die Zukunft, von welcher sie eine vernünftige Versöhnung des Alten mit dem Neuen, des historisch Begründeten mit den berechtigten Ideen der Neuzeit hofften. Man freute sich des Friedens. Die Gegenwart erschien nicht zerrissen und zerklüftet. Die studierende Jugend wurde durch keinen Bewegungsstrudel um sich her gewaltsam nach außen gerissen und dem Sammeln von Kenntnissen, den Studien von allgemeiner oder besonderer Richtung entzogen. Wer im Mannesalter Revolutionen und

große öffentliche Krisen erlebt, kann denselben als bereits vollendeter und bestimmter Charakter entgegentreten, sie vermögen seinen innern Kern, wenn dieser anders gesund ist, nicht zu zersetzen. Die Jugend hingegen, welche frühe durch die Zeit, in die sie fällt, in die Bewegung hineingestoßen wird, und eine Periode ruhigen Sammelns und geistigen Erwerbens nie kennen lernt, wird zwar früh klug und geschult, früh des Lebens kundig, aber auch früh ungläubig und zu früh auf das Positive der Dinge, auf die ernüchternde und erkältende Betrachtung der wirklichen Welt und ihrer unabweislichen Collisionen gerichtet. Der heitere, innere Grund, auf welchem das spätere Leben ruhen sollte, das Ideale, die Begeisterung, die es stärken und halten müssen, werden verdunkelt oder ganz zerstört. Wenn daher Plato es für ein vorzügliches Glück der Jugend, für die Bedingung eines künftigen tüchtigen Mannesalters hält, spät zur Erkenntniß des Schlimmen, zur Einsicht des Ungerechten in der Welt zu kommen, so genossen Bitzius und seine Mitstudierenden vor andern Generationen dieses Vorzugs, daß sie sich in aller Ruhe und Freiheit entwickeln konnten und daß für sie wenigstens jene Zeit eine hoffnungsreiche und gläubige war.

Zu diesem allgemeinen Faktor kamen noch besondere. Bitzius war als Bürger einer alten Republik aufgewachsen und verbrachte seine Studienjahre in einer durch und durch protestantischen Stadt, unter einem ganz protestantischen Unterrichtssystem. Wenn auch die damalige Verfassung Berns eine aristokratische war, so trat man doch von oben herab den geistigen, namentlich den literarischen Einflüssen der Zeit nirgends hemmend entgegen. Deutsche Bildung war in Bern vorherrschend und drang gleichsam zu allen Poren ein. Die großen deutschen Classiker waren in den Händen aller Studenten, die sich für Literatur interessirten. Schiller, schon seines Wilhelm Tells wegen in der Schweiz hochgefeiert, war bei uns, wie in Deutschland, der Liebling aller Jugend. Göthe, Wie-

land, Herder, Lessing, Voß wurden stark gelesen und studiert. Man ließ die akademische Jugend gewähren. Weder Staat noch Kirche tyrannisirten sie. Wo Beschränkung eintrat, galt sie mehr dem Aeußerlichen, Disciplinarischen. Das innere Leben genoß größtmöglicher Freiheit. Die Jugend war daher weder revolutionär noch servil und kriechend. Sie war liberal im guten Sinne des Worts. Es lag in der Zeitrichtung, wenigstens bei uns, etwas Vertrauendes, dem Zwiespalt Abgeneigtes. Wir sehen daher bei Bitzius und seinen Altersgenossen und Mitstrebenden aus jener Epoche den doppelten Charakter einerseits des Positiven, Affirmierenden, des Glaubens in weiterem Sinne gegenüber der Negation und der mißtrauischen oft aus Blasiertheit entspringenden Skepsis späterer Perioden, und andererseits den Charakter einer im Ganzen rationellen, freien Entwickelung der Persönlichkeit ohne maschinenmäßige Dressur und sektenartigen Zwang. Dieser Doppel-Charakter tritt uns später in Bitzius' Schriften so zu sagen auf jeder Seite entgegen.

Als Bitzius im Frühling 1821 nach Göttingen reiste, zählte die Universität bei zwölfhundert Studierenden und entfaltete nach allen Richtungen ein reges Leben. Es studierten damals etwa vierzig Schweizer dort, welche, ohne eine landsmannschaftliche Verbindung im deutschen Sinn zu bilden, sich wöchentlich vereinigten und auch sonst in vielfachem Verkehr zusammen standen. Bitzius nahm an allen kameradschaftlichen Vergnügungen Theil, doch waren ihm die kleinen intimen Kreise lieber als die großen geräuschvollen. Die großen Commerse sagten ihm nicht zu. Er hielt auch nicht wie einige seiner Kameraden zur Burschenschaft, sondern lebte so ziemlich eingezogen seinen Studien. Er besuchte weder die Reitschule noch den Fechtboden, kam auch nie zu Paukereien, machte aber zuweilen einen kameradschaftlichen Ritt mit Freunden. Er war, nach dem Zeugniß seiner Studiengenossen, ziemlich fleißig und eifrig in seinen Studien. In der Theologie hörte er bei Plank,

dem berühmten Kirchenhistoriker, Kirchengeschichte und dieses Fach war sein liebstes, welchem er die meiste Zeit widmete. Bei Heeren hörte er Geschichte und Aesthetik bei Bouterweck, und auch dieses Colleg schien ihn sehr zu interessiren. Er las daneben ziemlich viel, und zu seinen Erholungen gehörte auch ein Leseverein mit einigen Freunden, in welchem namentlich Walter Scott beliebt war. Wir haben von Universitätsfreunden von Bitzius die Behauptung gehört, daß die Vorzüge dieses Schriftstellers, die Feinheit der Charakteristik, die psychologische Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geist gewesen und auch in seinen Schriften noch nachgewirkt hätten, was leicht möglich ist.

Bitzius war bei seinen Kameraden und vertrauteren Freunden sehr beliebt. Er galt bei Allen für einen zuverlässigen, ehrenfesten Charakter und sein Betragen gegen Alle war stets das, was der Engländer mit dem Wort „gentlemanlike“ bezeichnet. Er war offen, von heiterer Laune, und wenn auch zuweilen seine Sarkasmen und seine Satyre verletzten, so machte er das Uebel gleich selbst wieder gut, und die Gutmüthigkeit, welche den Grundton seines Wesens bildete, hatte den Verletzten schnell wieder versöhnt. „Er war,“ sagte uns einer seiner vertrauten Universitätsfreunde, „eine noble Natur. Er hielt stets auf Anstand und Sitte. Rohheit und Gemeinheit im Betragen wie im gesellschaftlichen Verkehr waren ihm auf's Aeußerste zuwider.“

Im Frühjahr 1822 verließ Bitzius Göttingen, machte mit zwei Freunden, dem späteren eidgenössischen Kanzler Amrhyn und Ryz, jetzt Pfarrer in Utzenstorf und bis zu Bitzius' Tod einer seiner Vertrautesten, eine größere Reise durch Deutschland, welche durch Preußen und Sachsen ging und über deren Episoden und kleine Abenteuer er sich auch in späteren Jahren, wenn er mit seinem Reisegefährten Ryz zusammenkam, mit vielem Behagen unterhielt.

Nach seiner Heimkehr trat Bitzius wieder in das Vikariat

bei seinem Vater in Utzenstorf ein und blieb hier bis zum Tode des Letzteren, welcher im Jahr 1824 erfolgte. Dieses Vikariat war seine erste praktische Schule und gab ihm vielfache Gelegenheit, seinen ganz auf's Thun und Wirken gerichteten Sinn zu bethätigen. Wo er helfen konnte, stund er ein, handelte mehr als er raisonnirte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte, und griff ohne Absichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und bessern konnte. So gelang es unter Anderem einmal seinen Bemühungen, einen Partheieid in einem giftigen Streithandel zwischen Vater und Sohn zu verhindern und einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der alte Bauer sagte nachher seinem Vater, dem Pfarrer, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vikar schon so viele Lebenserfahrung hätte und sich der Dinge schon so warm annähme. Ganz besonders lag ihm das Schulwesen am Herzen. Er besuchte nicht nur sehr fleißig die Schulen, sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der großen Last nicht gewachsen schien oder eine Theilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage schulmeistern und Schule halten.

In dieser frühen, selbstthätig pädagogischen Wirksamkeit haben wir wohl den Schlüssel zu jener intimen Detailkenntniß des Primarschulwesens zu suchen, die wir in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ so vielfach entwickelt finden. Wir begreifen nun, wie dort der wackere Pfarrer seinem Käser so treffliche ins kleinste praktische Detail eingehende Räthe über Zeiteintheilung, Methode, Stoff, Folge und Plan in Betreff seines Unterrichts ertheilen konnte, als ob das Schulehalten sein, des Rathenden, eigener langjähriger Beruf gewesen wäre. Wir erklären uns vollständig die in jenem Buch zu Tage tretende Sicherheit des Blickes und des Urtheils, die nur aus eigenster Anschauung und Erfahrung entspringen kann. Seine überaus scharfen Sinne, verbunden mit dem natürlichen stets lebendigen Beobachtungsgeist, mochten dem jungen Vikar in der Schulstube bald einen großen Reichthum von Erfahrun-

gen zuführen, und als nun später die Zeit durchgreifender Reformen im Volksschulwesen gekommen war, mochte er im Bewußtsein dieser Erfahrungen und bei seiner großen Liebe zur Sache hinreichende Berechtigung fühlen, seine Stimme als Sachverständiger laut und unumwunden zu erheben. Die Gemeinde Utzenstorf, mit welcher er als Vikar überhaupt im allerbesten Vernehmen stand, war auch so sehr dankbar für seine Bemühungen im Schulwesen, daß sie ihn, als er beim Tod seines Vaters von Utzenstorf schied, mit einer goldenen Repetieruhr beschenkte, eine gewiß seltene Auszeichnung, welche die Geber und den Beschenkten gleich ehrt.

Das Kirchdorf Herzogenbuchsee, wohin Bitzius im Jahr 1824 als Vikar versetzt wurde, ist ein großes, fast städtisches, industrielles und reiches Dorf an der großen Aargauerstraße, in dem Landestheile Berns, welcher von seiner Angrenzung ans Aargau, mit dessen Landesphysiognomie er vielfache Aehnlichkeit hat, den Namen Oberaargau führt. Hier, in einer schönen Gegend, ähnlich derjenigen von Utzenstorf an Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum, brachte Bitzius, der nun sieben und zwanzig Jahre zählte, fünf Jahre zu, eine Zeit, die vollkommen genügte, um ihn dort ganz heimisch zu machen. Wir finden später in seinen Schriften die mannigfachsten Erinnerungen an diese Jahre, an die Landschaft und die Sitten ihrer Bewohner wieder. Bitzius war „in den Dörfern", wie der Emmenthaler so oft bei ihm das oberaargauische Land nennt, so gut zu Hause, wie er es nachher in seinem Emmenthal war. In der kleinen Erzählung „der Besuch" hat er uns einzelne Züge des Contrastes zwischen beiden Landschaften und ihren Sitten aufbewahrt; „die Käserei in der Vehfreude" spielt offenbar im Oberaargau, und im „Sylvestertraume" werden wir an jenem Sylvesterabend, der dort so schön und so feierlich beschrieben wird, ganz in das weit ausgedehnte und herrliche Aarthal versetzt, welches links begrenzt wird „von jenem heimeligen blauen Berg, halb Berner, halb Solothurner,

hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigne Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserm Sinn, zwischen ihrem Lande und unserm Lande."

Diese Zeit in Herzogenbuchsee, an welche sich Bitzius stets so gerne erinnerte, wurde ein wichtiger und bedeutsamer Abschnitt in seinem Leben besonders dadurch, daß er hier noch mehr als in seiner frühern Station sich in das Leben des Volkes, in dessen Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise einlebte und sich keine Zeit und Mühe verdrießen ließ, es von allen Seiten kennen zu lernen und die Menschen, in deren Mitte er lebte, zu studieren. Er hatte von der Natur jenen Sinn erhalten, der sich gerne um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert und die kleinen Interessen, Sorgen, Hoffnungen des Einzelnen, auch des Aermsten und Geringsten kennen zu lernen nicht unter seiner Würde hält, und dabei weder aus eitler Neugierde, noch aus der gefährlicheren Absicht handelt, aus dem Besitz fremder Geheimnisse Vortheil zu ziehen und die Leute durch ihr Bewußtsein von dieser Kenntniß ihrer Mysterien von sich abhängig zu machen. Bitzius kam ihnen vielmehr, wo er sie traf, mit der offenen und unbefangenen Seele des Dichters entgegen, der das menschlichr Herz, das unter jedem Kleide, unter jedem Dache mit gleichen Schlägen pulsirt, in seinen Falten und verborgenen feinern Regungen zu belauschen sucht, auch wo er nicht unmittelbar als Rather oder als hülfreicher und bereitwilliget Freund erschien. Er besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschlossen und den Docht vertraulichen Gespräches nie ausglimmen ließen, das freie uneigennützige Wohlwollen für jeden Einzelnen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, Jeden anzuhören und eines Jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie auch für einen Fremden war, momentan zu der seinigen zu machen. Er hatte Zeit für Alle, und seine behagliche Umgangsweise mahnte weder zur Eile und Kürze, noch zum vorschnellen Abbrechen einer ange-

sponnenen Unterhaltung. Als ihm späterhin einst ein Amtsbruder über langweilige und ermüdende Audienzen und so viele unabweisbare, unnütze Gespräche klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf und lasse in sein Innerstes blicken.'

Diesen Trieb seines Herzens, der, ihm unbewußt, zugleich seine dichterische Anlage und das Streben seines Geistes nach Wahrheit und Erkenntniß beurkundete, ließ Bitzius in Herzogenbuchsee, schon selbstständiger und zuversichtlicher geworden, frei walten. — Seine dortige Lebensweise schildert uns ein Landmann, der schon damals mit ihm genau befreundet wurde und stets mit ihm im vertraulichsten Verkehr geblieben ist, mit folgenden schlichten und treffenden Worten: „Er machte," sagt er, „überhaupt viel Hausbesuche, und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis in's Kuchigenterli und die sämmtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Er war überhaupt unermüdlich thätig, bei den Schulen, bei den Gemeindsverhältnissen und dem Armenwesen, sogar bei den Gesangvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Kurz, er mischte sich in alle Angelegenheiten, er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit einer Hausfrau über ihren Kabisplätz sprechen und handkehrum mit einem ältern Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte Jedem das zu sein, was er glaubte das ihm am besten entspreche. Er sagte mir selbst, daß er oft am Samstag Abend nicht gewußt habe, was er

am Sonntag predigen wolle. Am Sonntag Morgens stund er bei Tagesanbruch auf, nämlich im Sommer, und machte einen Kehr nach Niederönz, Oberönz und Bethenhausen u. s. w. (kleine Ortschaften in der Nähe von Herzogenbuchsee). Auf diesem Kehr faßte er sich dann die Grundidee zu seiner Predigt. Im Winter machte er solche Reisen am Samstag Abends. Ich erinnere mich (so erzählt der nämliche Freund), daß er mich auf einem solchen Kehr besuchte, und am Sonntag erschienen Bruchstücke aus unserer Unterredung in seiner Predigt. Damit er nicht etwa zu viel sitzen müsse, ging er zur Herbstzeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Sein Sylvestertraum rührt aus der Erinnerung an jene Jagdabenteuer her."

Dieser Freund, durch Bitzius selbst an die größte Freimüthigkeit gewöhnt, sagte ihm seine Meinung, auch wo er zu widersprechen und zu tadeln hatte, immer gerade heraus und bemerkte ihm einmal, um seine Meinung über eine Predigt des Vikars gefragt, in welcher dieser, wie es dem Freunde schien, auf allzu satyrische Weise den Leichtsinn und die Eitelkeit der jungen Leute gegeißelt hatte, — „daß er auf diese Weise die Leute kaum bessern, sondern nur gegen sich aufbringen werde. Wenn er ihnen auch nachher eine Hutte (Hängekorb) voll Gutes bringe, so werden sie ihm nichts mehr abnehmen."

So lebte Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee mehr und mehr dem praktischen Leben und seinen Anforderungen zugewandt, den hellen Blick stets auf's Nächste, auf die ihn umgebende Welt, auf die Wirklichkeit der Dinge gerichtet. Seine Beziehungen waren vielfach, aber das größte Interesse nahm er, dem Landmann nahe stehend und dessen Leben selbst mitlebend, an Land und Leuten selbst. Dort schon lernte er jene großen Bauernhäuser, jene „freiherrlichen Bauern" kennen, jene Familien von „alt-adelicher Ehrbarkeit" und wahrhaft patriarchalischer Gastfreiheit, die er mit so vieler Liebe und Wärme in seinen Schriften schildert, deren Sinn und Sitten er in so manchem farbenvollen Bild verewigt hat.

In dortiger Gegend war der Stammsitz jener Familie Friedli, von Brechershäusern genannt, welcher bis über den Rhein nach Deutschland hinüber den wandernden Handwerksgesellen bekannt war, weil keiner von ihnen aus dem gastfreien Hause nach dem Nachtlager ohne einen Zehrpfennig entlassen wurde. Dort lernte Bitzius jenen andern Bauer kennen, von dem er erzählte, er sei so gewissenhaft gewesen, daß er, wenn er Päckchen von Scheidemünze zu Zahlungen zurechtlegte, stets ein Halbbatzenstück mehr, als der Betrag des Päckleins ausmachen sollte, in dasselbe that, aus Besorgniß, er möchte durch Mißzählen der Stücke den Gläubiger in Schaden versetzen. Solche Züge entgingen Bitzius nie. Sie waren ihm etwas Typisches, eine ganze Zeit und Denkweise Kennzeichnendes. Er verwebte sie dann später in seine dichterischen Erzählungen und drückte ihnen so ein unvergängliches Gepräge auf.

Wenn das Privatleben mit seinen vielfachen Seiten und Richtungen gleichsam das Hauptstudium von Bitzius ausmachte, so hatte er doch nicht weniger für die öffentlichen Verhältnisse, die politischen Zustände und Symptome einen richtigen klaren Blick und einen offenen Sinn, der sich nicht durch den Schein täuschen ließ und auf eigener Beobachtung und Wahrnehmung ruhte. Die Epoche, die man die Restaurationszeit nennt, neigte sich ihrem Ende zu. In Bitzius' Heimathcanton Bern herrschte zwar, wie fast überall, die tiefste Ruhe. Der Himmel schien ganz heiter und gleichwohl glaubte Bitzius nicht an die Dauer der damaligen aristokratischen Verfassung; er hielt das Bestehende für prekär, den Boden, auf welchem es stand, für hohl, die Zukunft für ungewiß. Er sprach diese Ansicht einmal im Jahr 1829 gegen einen vertrauten Jugendfreund in Bern, welcher Staatsbeamter war, offen aus und theilte ihm seine Gedanken über die Lage der Dinge mit, die äußerlich eine vollkommen ruhige war. Er hatte aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflußreichen Landleuten und Bürgern der kleinen Städte entnehmen können, daß

man auf dem Lande zwar nicht mit der Regierung, den regierenden Personen und ihrer Verwaltungsweise, aber mit der patricischen Verfassung unzufrieden sei, und er glaubte, wie er seinem Freunde sagte, nicht, daß diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung, die durch äußere Constellationen möchte herbeigeführt werden, zu widerstehen im Stande sein würde. Der Erfolg hat diese Ansicht bestätigt, die er übrigens dem Freund ohne alle eigene Leidenschaft, lediglich als wahrgenommene Thatsache, mittheilte. Er selbst stand der Politik ferne und war persönlich weder über Personen noch über Sachen erbittert. Er hatte zwar mit dem damaligen etwas selbstherrlichen Oberamtmann des Bezirks Wangen, zu welchem Herzogenbuchsee gehörte, allerlei amtliche Späne. Sein Rechtsgefühl war leicht verletzt, und dann wurde er rücksichtslos und schonte auch seine Oberen nicht. Auch lag etwas Oppositionelles überhaupt in seinem Charakter. Diese amtlichen Reibungen ließen indeß keine Bitterkeit in dem jungen Vikar zurück. Jene spätere Erzählung: „der Oberamtmann und der Amtsrichter", in welcher jener Beamte vorkömmt, und die uns treue Reminiscenzen aus der Zeit seines Aufenthalts in Herzogenbuchsee zu enthalten scheint, ist durchaus heiter und humoristisch gehalten, und bezeugt wahr und treffend in ihren Hauptzügen die Gerechtigkeitsliebe und unpartheiische strenge Haltung der Regierung ihren Beamten gegenüber, wenn dieselben zu Beschwerden und Klagen Anlaß gaben.

Im Jahr **1829** wurde Bitzius als Vikar nach Bern berufen und predigte an der Auffahrt dieses Jahres zum ersten Mal in der Heiligen Geist-Kirche daselbst. Sein Vorgesetzter war Herr Pfarrer Wyttenbach, bereits in sehr hohem Alter, auch als Gelehrter und Liebhaber der Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt rühmlichst bekannt. Bitzius blieb in diesem Vikariat nur etwa anderthalb Jahre. Seine Hauptbeschäftigung neben den Funktionen seines Amtes bezog sich auf das Armenwesen seines Sprengels, dem er mit großem Eifer oblag.

Das Schulwesen nahm ihn ebenfalls in Anspruch. Er war in seinem Kirchspiel Schulinspektor. Als Prediger hatte er, obgleich der Inhalt seiner Predigten sehr gut war, nicht besonders großen Zulauf. Sein Redeorgan und seine Aussprache waren ihm in dieser Beziehung hinderlich. Bei aller Gedankenfülle und richtiger Betonung der Worte und Sätze fehlte ihm jenes Feuer und der leichte und mächtige Fluß der Rede, welche den geistlichen wie den weltlichen Redner ausmachen und den Zuhörer zu ihren Vorträgen locken. Seine Stärke lag, wenigstens gegen seine großen andern Erfolge gehalten, nicht in dieser Richtung.

Besonderes Interesse bietet übrigens sein Aufenthalt in Bern nicht dar. Zeit zu Studien fand er nicht. Er hatte einen großen Sprengel zu besorgen, und die Zeit, die er von seiner amtlichen Thätigkeit erübrigen konnte, war der Erholung gewidmet. Er besuchte damals besonders oft Damengesellschaften, und geselliger Verkehr sagte seiner Neigung am meisten zu. Witz und fröhliche Laune, Offenheit und Zuverlässigkeit machten ihn zum beliebten Gesellschafter und stets willkommenen Freund.

Zum letzten Male sollte er nun auf eine Station als Vikar berufen werden, und am Neujahrstag 1831 reiste er als solcher, nachdem er mit Mutter und Schwester den festlichen Tag nach alter Sitte gefeiert, in das von Bern etwa fünf Stunden entfernte Lützelflüh ab . . .

sedes ubi fata quietas ostendunt...

welches ihm zum bleibenden Sitz für das Leben beschieden war und dessen Kirchhof einst, nach einer Reihe glücklicher und thätiger Jahre, nach rastlosem Tagewerke auch seine irdische Hülle umschließen sollte.

Das Bernische Emmenthal ist durch Bitzius' Schriften der lesenden Welt fast so bekannt geworden, als das Berneroberland der reisenden Welt längst war. Seine Physiognomie ist freundlich und heimathlich, wie die des Oberlands

erhaben und pitoresk. Was dem Emmenthal, von welchem das eigentliche Flußgebiet der Emme nur den kleineren Theil bildet, seinen Charakter giebt, sind die zahmen nur selten von Felspartieen unterbrochenen konischen Hügel der Hauptthäler mit einer Menge kleinerer Seitenthäler, der Reichthum der Vegetation und des Wassers, die sich immer weiter nach den Höhen ziehende Cultur des Landes, daher die vielen Berg-Heimathgüter mit immer neuen Aussichten, der ganz germanische oder alemannische Charakter der zerstreuten Bauernhöfe, von denen die größern mit dem Complex ihrer Gehöfte wie kleine Ortschaften aussehen, endlich der thätige aber mehr ernste und innerliche Charakter der Bewohner dieser Landschaft, deren stattliche Dörfer von regem Fleiß und glücklichem Wohlstand zeugen, sowie die schmucken Häuser mit den geordneten zierlichen Gärten jenen ächt germanischen Sinn für Nettigkeit, Reinlichkeit, häusliche Ordnung beurkunden. Einen eigenen aristokratischen Anstrich geben den größeren und bedeutenderen Emmenthalerdörfern ihre Schächen, d. h. eine Art Vorstädte, vom ärmern Volke bewohnt, oft nach verschiedenen Seiten hin das Dorf verlängernd, dessen Kern mit den reichern Wohnungen wie eine kleine City in der Mitte liegt. (Schächen bedeuten eigentlich die Thalsohlen, die Ufer eines Flusses im weiteren Sinn, bei der Emme gewöhnlich mit Wald und Gestrüpp bedeckt, auf denen die kleinen Häuschen der Armen liegen, die sich gleichsam den Augen der Menschen mit ihrem Elend entziehen). Daher die Benennungen: Schächler und Dörfler, die in den Gemeindeangelegenheiten oft eine Rolle spielen, da sie verschiedenartige Interessen bezeichnen. Reisende, die auch England gut kannten, haben in dieser eigenthümlichen Physiognomie mancher Emmenthalischen Dörfer Aehnlichkeit mit derjenigen in einigen englischen Grafschaften finden wollen.

Das Dorf Lützelflüh nun liegt im eigentlichen Emmenthal, auf den Höhen des rechten Flußufers, etwa anderthalb Stunden oberhalb Burgdorfs und ist eines der größern des

Emmenthals. Gegen Nord und Ost ist es von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre 1798 bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern-Bernstraße auf altersgrauer Brücke führt. Das Dorf breitet sich oben parallel mit dem Flusse aus. Stromaufwärts erblickt man, über die weitern oberemmenthalischen Höhen wegsehend, ein paar Gletscherfirnen des Oberlandes, während dem stromabwärts gerichteten Blick zwischen den anmuthigen Haslebergen und den Hügeln des rechten Ufers ein Stück von „Jura's blauer Wand“ begegnet. Die Pfarrgemeinde Lützelflüh ist weit ausgedehnt, so daß sie an nicht weniger als dreizehn andere Kirchgemeinden grenzt. Sie zählt etwa 3,600 Einwohner und so viele auswärts wohnende Bürger, daß einmal in einem Jahr 136 Taufen von Kindern solcher Absentees eingeschrieben wurden. Diese vielen auswärts wohnenden machen auch hier, wie überall im Emmenthal, eine starke Correspondenz nöthig, und die Pfarrgeschäfte sind bedeutend. Auch kann sich der Pfarrer von Lützelflüh bei der sonderbaren geographischen Lage des Sprengels, dessen einzelne Ortschaften sehr weit aus einander liegen und durch die mannigfachsten Einschnitte anderer Gemeinden getrennt sind, hinreichende Bewegung machen, um an die verschiedenen Peripheriepunkte zu gelangen.

Der neue Vikar Bitzius hatte daher im Jahre 1831 vollauf zu thun mit Besorgung seiner Amtsgeschäfte; er hatte sich in ganz neue Verhältnisse einzustudieren, die Gemeinde kennen zu lernen. Diese gewann den thätigen, immer rasch angreifenden, dabei runden und franken jungen Mann bald lieb, und es war ihr daher sehr erfreulich und erwünscht, als nach dem ein Jahr darauf erfolgten Tod des alten Pfarrers, Bitzius im März 1832 an dessen Stelle zum Pfarrer er-

nannt wurde und im April bereits das neue wichtige Amt antrat.

Das Jahr 1832 wurde auch noch in anderer Beziehung ein Schicksalsjahr für Bitzius, indem er in diesem die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Gattin machte, der Großtochter seines Vorgängers im Amt, des Pfarrers Faßnacht, und Tochter des Professors Zeender, eines bekannten akademischen Lehrers in Bern. Fräulein Zeender kam zuweilen in die Pfarre Lützelflüh auf Besuch, woselbst sie Bitzius kennen lernte. Die Herzen kamen sich entgegen und am 8. Januar 1833 feierte der glückliche Pfarrer seine Hochzeit, von seinem vertrauten Freund Farschon, dem Pfarrer in Wynigen bei Burgdorf, eingesegnet.

Eine neue Lebensepoche voll Thätigkeit und Glück geht nun für Bitzius auf. Er hat einen selbstständigen Wirkungskreis gewonnen. Das Loos eines Vikars gleicht so ziemlich demjenigen eines Wallensteinischen Soldaten. Auch er muß ohne Heimath

Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Kann sich am eigenen Herd nicht wärmen.

Dies ist nun für Bitzius überwunden. Er hat einen sichern Stand und eine bleibende Stätte. Das Δός μοί ποῦ στῶ (gieb mir einen Ort, wo ich stehen kann) ist für ihn in Erfüllung gegangen, und neben einer Zukunft reicher Berufsthätigkeit und bürgerlicher Wirksamkeit steht die Hütte häuslichen Glückes aufgerichtet, welche jene krönt, ergänzt und frisch und lebendig erhält. Beide Sphären griffen von nun an für ihn in einander, und Haus und Familie sind der feste Ausgangspunkt, wie der stets erfrischende Ruhepunkt für das öffentliche und amtliche Wirken geworden.

Die Vorsehung meinte es gut mit Bitzius, daß er auch hierin seinem innersten Triebe nachgehen konnte. Ein so ungetrübtes Familienglück, wie es ihm zu Theil ward, gab dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit

und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl thun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerthe Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zu Tage treten ließen.

Bitzius lebte nun in der ersten Zeit ganz seinem Amte und seiner Gemeinde. Außer der eigentlichen Seelsorge waren es wieder das Schulwesen und die Armenpflege, welche ihn beschäftigten, und welche immer mehr Hauptziele seiner Bestrebungen wurden. Es war allerdings für diese Bestrebungen eine fruchtbare Zeit, in welcher die Gedanken der Einzelnen den öffentlichen Wünschen entgegenkamen und das Bedürfniß von Reformen gerade hier am tiefsten gefühlt wurde.

Der Canton Bern hatte im Jahre 1831 eine neue demokratische Verfassung erhalten, auf die lange Ruhe des öffentlichen Lebens war plötzlich eine gewaltige oft fieberhafte Bewegung gefolgt. Es sollte in allen Richtungen reformirt werden. Wichtige Gesetzesprojekte der verschiedensten Art wurden ausgearbeitet und votirt oder wenigstens vorbereitet. Es war eine Zeit des Werdens und Schaffens, die darum auch unvermeidlich den chaotischen Charakter solcher Perioden an sich trug und in der brausenden Gährung der Elemente noch wenig feste Gestaltungen erblicken ließ. In keinem öffentlichen Verwaltungszweig aber regte sich's stärker und allseitiger, als im Schulwesen, namentlich im Primarschulwesen. Man sah die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer bessern Zukunft an. Die ersten Fachmänner des Cantons, voraus Fellenberg, der längst in Hofwyl seinen Landsleuten durch praktisches Beispiel über Primarschule, Armenerziehung und Landwirthschaft predigte und nun voll großartiger Pläne war für die Schulreform des Cantons, wendeten sich mit Energie dieser Seite des öffentlichen Wohles zu. Die früher sehr vernachlässigte Bildung von Primarschullehrern schien das nothwendigste Fundament des neuen Gebäudes, dessen Werkmeister freilich bei Zeiten über Grundrisse

und Ausführung uneins wurden, so daß Fellenberg und seine Collegen in der Staatsbehörde, dem Erziehungs-Departement, bald ganz verschiedene Wege einschlugen. Es entstanden Reibungen, Rivalitäten, heftige Meinungskämpfe, und der Ausführung der reformatorischen Ideen traten bald überall Hindernisse aller Art entgegen, wobei viel Menschliches zum Vorschein kam, große Namen kleinliche Seiten zeigten und das Iliacos intra muros peccatur et extra vielfach seine Anwendung fand. Bitzius hat diese Entwicklungsgeschichte des Berner-Primarschulwesens in jenen Jahren in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" vortrefflich geschildert. Er konnte das als Kundiger und Mitleidender thun. Denn er wurde früh in jene Kämpfe verflochten. Es wurden nämlich in Folge der Spaltung zwischen Hofwyl und dem Bernischen Erziehungsdepartement rivale Normalkurse für Schullehrer, einerseits in Hofwyl, andrerseits auf verschiedenen Punkten des Cantons gehalten (das cantonale Schullehrerseminar war eine spätere Schöpfung), und an den Letztern betheiligten sich vorzüglich fähige Geistliche der betreffenden Landesgegend. Auch Bitzius bot seine Dienste an für den Normalkurs, der in Burgdorf abgehalten wurde, und trug hier Schweizergeschichte vor, wobei er von den Schulblättern, die in Hofwyl erschienen und die Staats-Normalkurse einer scharfen Kritik unterwarfen, gleich andern viel zu leiden hatte, wie wir aus Aeußerungen in seinen Briefen sehen. Er saß auch zu jener Zeit in einer größern Schulcommission, wo indeß seine Stimme von den Tonangebern wenig beachtet wurde, da, wie Jedermann weiß, das Mitreden jüngerer wenn auch ganz competenter Sachverständiger bei Scholarchen nicht weniger als bei andern an die „gloria obsequii" gewöhnten Majestätspersonen leicht als Unbescheidenheit und Zudringlichkeit ausgelegt wird.

Neben dem Volksschulwesen waren es die Armenverhältnisse, welche die Blicke gemeinnütziger Männer auf sich zogen und ihre vielseitige Thätigkeit in Anspruch nahmen. Das

Erste und Dringendste, was auf diesem Gebiet zu unternehmen war, bestand in einer bessern Erziehung armer Kinder, die bis dahin gänzlich dem Zufall preisgegeben war und unter der größten Verwahrlosung zu leiden hatte. Diese Verwahrlosung hatte besonders in Landesgegenden, die, wie das Emmenthal, aus hier nicht zu erörternden Ursachen mit Armen schwer belastet waren, die traurigsten Folgen.

Auch auf diesem Gebiet nun war Fellenberg vorangegangen, und Bitzius zollt ihm in seiner „Armennoth" die vollste Anerkennung dafür, daß er „den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbstständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben hat."

Es entstand, da man Fellenberg's Musteranstalt vor Augen hatte, ein „Verein für christliche Volksbildung," dessen eifriges Mitglied auch unser Bitzius wurde. Diesen Verein drängte bald, wie sich Bitzius ausdrückt, „die Noth der Sache, wie eine unsichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den besondern der christlichen Armenerziehung," so daß diese Aufgabe seine ausschließliche wurde. Als Früchte der Anstrengungen dieses Vereins entstanden mehrere Anstalten im Canton Bern, welche die Erziehung armer Kinder zum Zweck hatten, und Bitzius, dessen Pfarrgemeinde im volkreichen und vom Pauperismus stark heimgesuchten emmenthalischen Amtsbezirk Trachselwald lag, war sofort, in Verbindung mit den gemeinnützigsten Männern des Amtsbezirks, darauf bedacht, auch hier eine solche Erziehungsanstalt für arme Knaben zu gründen. Der richtige Grundgedanke dieser Anstalten, der nie genug beherzigt werden kann, ist der, daß man der Bevölkerung in der Nähe, vor Aller Augen zeigen müsse, wie arme Kinder zu erziehen seien, daß man durch diesen lokalen, auf einen nur mäßig

großen Bezirk berechneten Charakter solcher Anstalten alles Mißtrauen heben und die Einsicht, die selbst sehen und prüfen kann, spornen müsse. Mit welchen Schwierigkeiten die Anstalt von Trachselwald, diese so bescheidene als nützliche Schöpfung, von Privaten gegründet und auch von ihnen erhalten, bis zu ihrem gesicherten Bestand zu kämpfen hatte, welche Ausdauer nöthig war, um nicht zu verzagen, und wie endlich der beste Erfolg das Werk krönte, welches sich seither einer stets steigenden Blüthe erfreute, das Alles hat Bitzius in seiner „Armennoth" vortrefflich geschildert. Die Beschreibung des schlichten und herzlichen Einweihungsfestes am ersten Juni 1835, welchen Tag Bitzius einen eigentlichen Hochzeitstag nennt, ist eine seiner wärmsten und innigsten Scenen, an denen seine Schriften so reich sind. Die Anstalt wurde für ihn ein zweites Familienleben. Bis an seinen Tod wirkte er in derselben und für dieselbe. Dieses Jahr 1835 war für ihn auch in anderer Beziehung ein sehr glückliches. Im November wurde ihm ein Sohn geboren, nachdem er gerade ein Jahr vorher mit einem erstgeborenen Mädchen erfreut worden war.

So erweiterte sich der Kreis von Bitzius' Thätigkeit immer mehr. Er schien mit jeder neuen Aufgabe, die er sich stellte, neue Kraft zu gewinnen zur Ausführung derselben, und doch füllten diese verschiedenartigen Thätigkeiten seinen rastlosen und gährenden Geist bei weitem nicht aus. Denn wir sind nun an dem merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens angelangt, da er eine ganz neue Bahn zu durchlaufen beginnt, eine Bahn, auf welcher ihm so viel Preise winken und die er mit der Rüstigkeit eines ächten olympischen Wettkämpfers durchmißt, nur des Zieles eingedenk und unbesorgt darüber, ob die Anstrengung, dahin zu gelangen, sein Leben schneller aufzehren und sein Tagewerk früher schließen werde, als wenn er sich von den Mühen und Gefahren dieser neuen öffentlichen Bahn ganz fern gehalten hätte.

Im Jahr 1836 trat nämlich Bitzius zum ersten Male

und zur Ueberraschung seiner Freunde und Bekannten, welche das in ihm glimmende Feuer nicht von ferne ahnten, als Schriftsteller auf. Die Erscheinung des „Bauernspiegels“ oder der „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“ fällt in den Spätsommer dieses Jahres. Ehe wir aber von diesem Buche und dessen Entstehung selbst sprechen, begegnen wir unabweislich der Frage: Wie ist Bitzius Schriftsteller geworden? welche Motive lagen diesem seinem ganz neuem Beruf zum Grunde? was determinirte sein Schriftstellertalent zur Produktion und weckte diese schlummernde Kraft in ihm? und wie ist es ferner gekommen, daß eine so entschiedene Anlage zu schriftstellerischer Darstellung, zu dichterischen Schöpfungen erst so spät und gerade jetzt hervorbrach, ohne ein bestimmendes Ereigniß oder besondere äußere Impulse?

Der Schriftsteller von Beruf, d. h. der Männer, welche aus der Schriftstellerei ihren Lebenszweck machen, giebt es in der Schweiz wenige, am wenigsten im Fach der sogenannten schönen Literatur, deren Zweck Unterhaltung und Ergötzung ist. In unsern kleinen Freistaaten, wo Alles auf's Leben gerichtet ist und vom Leben in Anspruch genommen wird, wo das Nüchterne, Praktische, Reelle überall vorwaltet, kann es fast nur gelegentliche Schriftsteller geben, oder dann Fachgelehrte, Männer der Wissenschaft, die über ihr Fach schreiben und Bauleute sind am großen universellen Gebäude des Wissens. Eigentliche Literaten, sogeheißene Belletristen als Zunft, als besonderer Stand im Staate, wie sie sich in den großen Nachbarstaaten der Schweiz so zahlreich finden, giebt es in der Schweiz überhaupt nicht, am allerwenigsten im Canton Bern.

Zürich hatte einst, im vorigen Jahrhundert, eine Zeit literarischer Blüthe und besaß ein wahres Literatenthum. Es lieferte ein starkes Contingent Mitstreiter in jenen unblutigen aber hitzigen literarischen Fehden Gottschedischen Angedenkens. Diese Zeit wird aber nie wiederkehren. Die Industrie hat seitdem dort und anderswo weit realere und lockendere Felder

eröffnet. Die Schriftstellerei wird in unsern kleinen Gemeinwesen Liebhaberei bleiben oder ganz praktischen Nützlichkeits- und Staatszwecken dienen. Selbst Zschokke, bei weitem der fruchtbarste und bekannteste schweizerische Schriftsteller dieses Jahrhunderts, kann nicht dagegen angeführt werden. Auch er war ein Mann des praktischen Lebens, war stets in Staatsgeschäften verschiedener Art, und seine Thätigkeit so wenig eine blos schriftstellerische, daß seine Schriftstellerei weit mehr wie eine großartige Liebhaberei, denn als ausschließlicher Lebensberuf erscheint. So schrieb Pestalozzi, um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen. Literarische Motive können bei uns nicht leicht Schriftsteller erwecken. Das Lesebedürfniß wird, wo es vorhanden ist und über die Tagespublicistik hinaus geht, durch das Ausland mehr als befriedigt. Wir beziehen unsre Lesewaare von den großen nahen Weltmärkten germanischer und romanischer Zunge, und es ist noch nicht vorgekommen, daß unser Lesebedürfniß so ungeheuerlich gestiegen wäre, daß man nach einheimischer Fabrikation geschrieen und nach einem eigenen Literatenthum geseufzt hätte. Es wird also bei uns Niemand Schriftsteller, um zu leben, wie man Arzt, Jurist, Industrieller wird. Die Schweiz, besonders aber Bern, wäre für ein Literatenthum, welches außerhalb der Wissenschaft und Fachgelehrsamkeit, wie außerhalb der nationalen Nützlichkeitsbestrebungen in Technologie, Landwirthschaft, Industrie u. s. w. stände, ein unwirthlicher, ja sibirischer Boden. Durch außerordentliche Ereignisse, wie Revolutionen und dergleichen, können wohl einzelne Literaten wie seltene Zugvögel zu uns verschneit, an unsere Küste verschlagen werden. Dies bestätigt aber nur unsre Behauptung, daß für Schöngeisterei unser Clima viel zu rauh ist, und dergleichen Pflanzen hier nur ein ärmliches Dasein fristen können.

Bitzius konnte also nicht, wie dieß in den großen Staaten der Fall ist, auf ein unterhaltungsbedürftiges und emotionssüchtiges Publikum spekuliren. Er konnte überhaupt nicht spe-

kuliren wollen. Denn eben jener Verhältnisse wegen will es in der Schweitz etwas heißen, für neue, in's belletristische Fach schlagende Werke, wie Romane, Dramen u. dgl., Verleger und Absatz zu finden. Aus Spekulation hätte Bitzius nie die Feder ergreifen können und, wenn er es gekonnt, nicht ergreifen wollen. Er war dazu ein viel zu ernsthaft angelegter Charakter, ein viel zu sehr, man könnte sagen, ausschließlich auf's Leben, auf's Wirken, auf die Gestaltung der wirklichen Welt um sich her gerichteter Mann. Zur Unterhaltung des Publikums mit neuen überraschenden Dingen, mit neuen Caleidoscopen voll schimmernder Künstlichkeiten, zum Vorsetzen neuer künstlicher auf Wiederbelebung eines erschlafften Appetits berechneter Gerichte wäre Bitzius der untauglichste Mann gewesen und die ländliche Einsamkeit seines Pfarrdorfes die ungeeignetste Stelle und Umgebung zur Errichtung einer solchen Garküche.

Die gewöhnlichen literarischen Motive konnten es also nicht sein, welche Bitzius zum Schriftsteller machten. Eben so wenig waren es ökonomische. Bitzius hatte seinen Beruf, sein ganz genügendes Auskommen. Seine äußeren Verhältnisse enthielten weder eine Aufforderung noch einen Sporn dazu, sich in die schriftstellerische Laufbahn zu werfen. Auch ist bei ihm wie bei andern ganz praktischen Naturen diese Laufbahn, besonders in ihren Anfängen, nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen. Seine Ziele waren ganz praktischer gemeinnütziger Art, wie sie einem ernsthaften auf die öffentlichen Zustände aufmerksamen Bürger natürlich sind. Er empfand das Bedürfniß zu reformiren, gewisse Zweige des öffentlichen Lebens, deren Gebrechen ihm genau bekannt waren, wie das Armenwesen, das Schulwesen, verbessern zu helfen, hineinzuzünden mit der Leuchte vernünftiger Einsicht in die Krankheitszustände der Zeit und durch rückhaltlose Darlegung der Thatsachen auf Abhülfe hinzuwirken. Dieser Zweck erscheint als das determinirende Motiv von Bitzius' Schriftstellerthum und kein anderer. Er wollte Belehrung und Aufklärung über des Volkes

Zustände, besonders über die innerlichen, dem Auge mehr verborgenen Seiten derselben verbreiten. Er fühlte in sich das Geschick und die Wahrheitsliebe dazu. Er wollte als Experter seine Stimme erheben auf die einzige Weise, die ihm nicht von offizieller Seite verkümmert werden konnte. Nur als Schriftsteller konnte er frei, von der Leber weg sprechen. Die parlamentarische Freiheit in irgend einem Collegium oder einer Behörde, die übrigens nur durch die Zufälligkeit einer vorausgehenden Wahl verliehen wird, ist ein armseliges und beschränktes Ding, gegen die Freiheit des Schriftstellers gehalten. Wer daher aus voller Brust über wichtige Gegenstände reden will, muß schreiben. Wer über solche Gegenstände sich Gehör verschaffen will, muß darauf verzichten, sie in dieser oder jener Stube, wo diese oder jene Gesellschaft von Leuten sitzt, zu erörtern, er muß vor dem ganzen Volke und zu dem ganzen Volke sprechen. Bitzius hatte dieses Gefühl der Beschränkung, des Gehemmtseins, das Gefühl mit seiner auf innerste Erfahrung gegründeten Ansicht in diesen oder jenen Dingen nirgends wohl anzukommen und auf das Anhören Anderer verwiesen zu werden, in vollem Maaße. Ohnehin lassen sich große Fragen, die nach allen Seiten zu beleuchten sind, in Collegien, wo Zeit und Geschäfte drängen, nicht erschöpfen. Bitzius muß vor der Erscheinung des Bauernspiegels eine Zeit großer innerer Gährung durchgemacht haben. Er fühlte sich von einer dunkeln Kraft beherrscht, die nirgends zum Durchbruch kommen konnte und welcher die gewöhnliche Thätigkeit seines Lebens nicht genügte. Er fühlte, einer noch schlummernden Produktionskraft sich bewußt, jenen unwiderstehlichen Trieb,

> Herauszutreten in das Leben,
> In Wort und That, in Bild und Schall.

Er hat selbst diesen Zustand geistiger Geburtswehen in einem spätern Brief an einen intimen Freund auf höchst naive und kraftvolle Weise geschildert. „Es kömmt mir je länger je mehr vor," schreibt er (nach dem Erscheinen der „Leiden und Freu-

ben eines Schulmeisters", 1838), daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkt aus beurtheile.

„Die Bernerwelt ist eine eigene. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. In's vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspaß, und sobald ein Berner zum Bewußtsein kömmt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem Allem und keinem Menschen ist es je weniger in Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien Vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir Alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören.... So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los sich 'rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsee's ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluthen los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden.

So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnothwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte in's Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Thun kein anderes Ziel hatte, als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben.... Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser sind unterdrückte Naturen. Der Eine schlägt sich frei, der Andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers."

Auf ähnliche offene Weise drückt er sich in einem Brief an seinen Freund Maurer- v. Constant (in München) aus: „Meine glücklichste Gabe war eine negative, nämlich Mangel an Ehrgeiz. Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, arbeitete ich frisch vor weg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was sagt die Welt? Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmüthige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Zeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage!... So sprang erst der „Bauernspiegel", dann der „Schulmeister" hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als ob es so gut und recht sei."

Wenn wir uns aus dem Angeführten, aus Bitzius' eigenen

Bekenntnissen das Räthsel seines unerwarteten plötzlichen Auftretens als Schriftsteller lösen können, wenn er nur als der Mann der praktischen Ziele und Bestrebungen erscheint, der es unternehmen wollte, das Volksleben zu schildern, weil er es kannte und sich der Macht bewußt war, durch naturgetreue Darstellung auf dasselbe in besonderm Sinne wirken zu können, so wird es uns auch ganz klar werden, warum Bitzius erst jetzt, bald ein Vierziger, zu schreiben anfing und nicht in früheren Lebensperioden sich in schriftstellerischen Arbeiten versuchte. Nur der gereifte Mann, nicht der erst werdende, nicht der Jüngling, der noch Weniges beobachtet und verglichen hat, konnte es unternehmen, das Volk, oder wenn man sich genauer ausdrücken will, das ländliche Volk, das Volk auf dem Land und in den Dörfern in seinen mannigfachen Beziehungen, in seinen reichen und feinen Schattirungen zu schildern. Erst der Mann, der schon eine große Summe von Erfahrungen gesammelt, der aus reichhaltiger Anschauung heraus sich bereits ein festes Urtheil, einen sicheren Maaßstab gebildet hatte, an welchen er das Treiben der Menschen halten konnte, erst ein so geschulter und feststehender Mann konnte zum Entschlusse kommen, auch s e i n e Stimme vernehmen zu lassen vor allem Volke, Zustände aus einander zu breiten, in deren dunkle Falten man bisher nicht geschaut, und zerstreute und deshalb unbeachtete Züge in lebensvolle große Gemälde zu sammeln. Erst jetzt mußte es ihn drängen, mit seinem Schatz hervorzutreten; erst jetzt, da die rechte, fruchtbare Stunde gekommen war, wurde der innere Schaffenstrieb ein unwiderstehlicher und sprengte, um uns so auszudrücken, sein Gefäß.

Aus diesen Motiven und Stimmungen ging der „Bauernspiegel" hervor. Das Buch entstand in kurzer Zeit und aus Einem Guß. Plan und Grundidee mögen den Verfasser schon lange beschäftigt haben, da er in der Vorrede sagt, er habe „seine Arbeit lange in stiller Brust getragen, sorgfältiglich." Das Manuscript hatte er bloß einem oder zwei Freunden mit-

getheilt. Selbst seine Frau wußte nichts darum, bis er ihr einmal die ersten Bogen vorlas und sie um ihre Meinung darüber befragte. Er hatte zuerst seinen Helden Jeremias Gotterbarm taufen wollen. Einer jener Freunde rieth zum Namen Gotthelf, welcher dann auch Bitzius besser gefiel und späterhin ihm selbst als gefeierter Autorname bleiben sollte. — Das ganze Buch nun, das müssen wir bekennen, sein Grundgedanke und seine Ausführung, die gewählte Form einer Selbstbiographie, alles bis auf den prägnanten und originellen Titel „Bauernspiegel“, war ein höchst glücklicher Wurf des Verfassers. Dieser Titel schon weist die Vorstellung eines gewöhnlichen Roman's von sich ab und deutet zugleich die Derbheit und Rücksichtslosigkeit an, die in dem Buche vorwalten würde. Das Buch selbst erscheint uns als der wahre Prototyp des Geistes und Talentes seines Verfassers. Es ist das Urbild und Vorbild, wir möchten fast sagen das Programm aller seiner spätern Schriften. Seine wichtigsten spätern Bücher sind gleichsam schon in nuce in diesem ersten enthalten. Aus einzelnen wichtigen Kapiteln des Bauernspiegels wuchsen später größere einzelne Werke hervor. Wir finden in diesen späteren Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im Bauernspiegel wenn auch nur mit ein paar Strichen skizzirt oder angedeutet worden wären. So führen z. B. die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ das, was uns Jeremias Gotthelf im Bauernspiegel über das Schulwesen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus; die „Armennoth“ illustrirt das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den „Güterbuben“ und den Mißbräuchen im Armenerziehungswesen überhaupt. Die beiden „Uli“ sind ein herrlicher Commentar zum Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten wie es schon im Bauernspiegel in meisterhaften Zügen skizzirt ist. „Anne Bäbi Jowäger“ erläutert die wichtigen Kapitel über Pfuscherei in der Medicin und in der Seelsorge. Der

„Geltstag" führt den Anfang des Wirthshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist" zeigen die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der „Schuldenbauer" gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühvolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude" läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist" sehen wir den Conflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In „Käthi" endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armuth im täglichen Kampf mit Noth und Bedrängniß, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück. Im Bauernspiegel nun ist das ganze Zeug zu diesen spätern Schöpfungen schon vorhanden, Einzelnes schon ziemlich ausgeführt, Anderes angedeutet. Das Buch ist daher, um uns eines Bildes aus der Industrie zu bedienen, das ausgelegte Probestück eines neuen und seltenen Fabrikats, an welchem der Kenner auf den ersten Blick das Auszeichnende in Stoff und Gewebe erkennt, welches demselben, jemehr Stücke davon ausgegeben und ausgelegt werden, desto reißendere Nachfrage sichert.

Das Buch bleibt seinem doppelten Titel getreu und hat auch in diesem Titel nicht mehr und nicht Anderes versprochen, als es zu halten willens ist. Als Bauernspiegel verzichtet es von vorn herein auf eine strenge künstlerische Einheit und verspricht nur eine Reihe von Scenen aus dem Bauernleben. Als Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf knüpft es zwar diese sonst vereinzelten Bilder in ein Ganzes zusammen und giebt denselben durch diese Anknüpfung an das Schicksal eines Haupthelden, einer Hauptfigur, ein fortlaufendes Interesse; zugleich aber erhält das Buch durch seine autobiographische Form, dadurch, daß der Held desselben seine Geschichte selbst erzählt,

überall seine innersten Empfindungen und individuellen Betrachtungen, die ihm seine vielfachen Collisionen mit den verschiedensten Lebensverhältnissen abnöthigen, als eigenstes Erlebtes ausspricht und mittheilt, eine Wärme, eine Farbenfrische und Wahrheit, die eine bloße objective Erzählung kaum erreicht haben würde. Allein gleichwohl geht er über die Forderung, die man an eine ganz bescheidene Lebensgeschichte stellen kann, nicht hinaus. Diese Geschichte drängt nicht, wie von einem eigentlichen Roman, noch mehr freilich von einem Drama verlangt werden kann, in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, auf eine Beglückung oder eine Catastrophe hin, als auf ein vorgestecktes Ziel. Der Weg ist dem Verfasser wichtiger als das Ziel. Dies ist ein Criterium für alle seine Schriften. Bitzius der Schriftsteller ist wie ein aufmerksamer, für Alles empfänglicher aber sorgloser Reisender. Der Weg ist so schön, so merkwürdig, so tausenderlei Dinge sind zu sehen, wahrzunehmen, aufzuzeichnen, so viele Blumen zu pflücken, daß er gar nicht daran denkt, wo er am Abend einkehren, nicht einmal wo er Mittag machen werde. Er wandert fort, er weiß nicht wie weit. Es wird Abend, der Tag ist plötzlich zu Ende. Er muß gerade da bleiben, wo die Nacht einbricht. Gleichviel! der Tag war so schön, so reich. Jeremias Gotthelf hätte sein Leben noch weiter erzählen können. Wir hätten ihm mit Interesse zugehört. Wir müssen es ihm Dank wissen, daß er uns so viel erzählt, daß er so weit mit uns gewandert ist.

Groß ist die Kunst und dichterische Erfindungsgabe, mit welcher ganz zwanglos die verschiedensten Verhältnisse des ländlichen Lebens mit dem Lebenslauf von Jeremias in Beziehung gebracht werden, um sie nach einander beleuchten zu können. Die an sich einförmige Geschichte eines armen verwaisten Bauernknaben, die ohne romantische Episoden und wunderbare Schicksale dem Leben so nahe bleibt, daß es uns vorkommt, wir müßten schon manchen solchen Jeremias in der Wirklichkeit

angetroffen haben, erweitert sich unter der phantasiereichen Hand des Verfassers zu einem Panorama des Lebens auf dem Lande, zu einem wahren, großen Spiegel, in welchem der ganze Mensch, wie er in diesen Lebenskreisen ist, denkt, empfindet nud handelt, sich abspiegelt, das ganze Leben dieser Sphäre in helles Licht gesetzt wird.

Das poetische Interesse des Buches knüpft sich an den Charakter Gotthelf's, dessen gute, kerngesunde Natur gegen die schlimmen Seiten der Welt, die hintereinander ihn bedrängen und bestürmen, kraftvoll und erfolgreich reagiert und aus dem Kampf als Sieger hervorgeht. Der Name Jeremias bezeichnet vortrefflich das Charakterbild des Helden. Er ist ein Klagender, Gedrückter, mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt, das ihn so vielfach in Mitleidenschaft zieht, Trauernder und Zürnender, aber er geht unversehrt mitten hindurch und der Geschlechtsname Gotthelf deutet sinnbildlich an, daß er sich mit Gottes Hülfe und auf Gott vertrauend, freilich die eigene Kraft anstrengend, durchschlagen und nicht unterliegen werde. Dieser Charakter Gotthelf's bildet die Lichtseite des Buches, welches nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht im Ganzen mehr die Schattenseite des Bauernlebens zeigen sollte, und derselbe söhnt uns in seiner Kräftigkeit und Naturwüchsigkeit mit vielem Schlimmen aus, welches das Buch uns offen darlegt, und läßt uns zum Volksgeist Vertrauen fassen, welcher noch so viel Gesundheit und Ursprünglichkeit erzeugt und dem Schlimmen entgegensetzen kann.

Der „Bauernspiegel," dessen Verfasser nicht lange sein Incognito bewahren konnte, so bald auch nur einige Freunde in das Geheimniß der Autorschaft eingeweiht waren, machte wie billig bedeutendes Aufsehen und wurde als ein literarisches Ereigniß betrachtet. Doch war anfangs des Tadels fast mehr als des Lobes. Zwar konnte sich das öffentliche Urtheil keinen Augenblick darüber täuschen, daß das Buch ein wahres Originalwerk sei, eine ganz neue Schöpfung, daß ein ganz unge-

meines Talent der Darstellung sich in demselben offenbare, daß ein seltener Reichthum von Beobachtung und Kenntniß der Einzelnheiten des Lebens mit einem großen sichern Blick in die Tiefen des Menschenherzens Hand in Hand gehe. Die scheinbar am weitesten aus einander gehenden Eigenschaften, Weichheit und Derbheit, lagen in diesem merkwürdigen Buche überall neben einander. Es war da eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, ohne welche es keinen großen Schriftsteller giebt, ein hoher Sinn für die großen Naturerscheinungen, wie für das Freudige und Traurige, für das Liebliche und Ergreifende im Menschenleben, und dann wieder eine Schärfe der Zeichnung, eine Derbheit und Rücksichtslosigkeit da wo es galt, große Gebrechen und schlimme Zustände durch recht grelle Züge anschaulich und fühlbar zu machen, daß man eine Meisterhand nicht verkennen konnte und die neue Erscheinung als eine höchst bedeutende begrüßen mußte. Aber in Vieles, was man im Buche fand, woran der Verfasser gerade fest hielt und worauf er großen Werth legte, konnte sich ein Theil der Lesenden, besonders des städtischen, die ländlichen Verhältnisse nur aus der Ferne kennenden Publikums nicht schicken. Man fand, das ganze Buch sei ein eigentliches Nachtstück, eine zu grell in's Schwarze malende Farbe herrsche darin vor. Man warf ihm vor, daß es nur Wunden und Schäden blos lege, ohne die Heilmittel zu zeigen, daß es wegen dieses einseitigen Hanges zum Pessimismus der bezweckten Belehrung verlustig gehen würde und nur erbittern müsse; daß namentlich auch das christliche Element als ein Tröstendes und Heilendes zu wenig hervortrete, ihm zu wenig Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte Gotthelf's vergönnt sei; endlich wurde rügend bemerkt, es sei viel Böses zu nackt und unverhüllt dargestellt, und die zu treue Schilderung gewisser Dinge, wie z. B. des Kiltgangs, könne eher reizend als abschreckend und warnend wirken. In einzelnen Parthieen, besonders der zweiten Hälfte des Buches, wie z. B. in der Erzählung vom fremden Militairdienst und

in der Schilderung des Treibens ländlicher Sektirer, wollte man Uebertreibung und bloße Satyre finden. Das Buch wurde, besonders vom Standpunkt kirchlicher Kritik aus, als eine Speise angesehen, die nur für die allerkräftigsten Mägen verdaulich sei, schwächern Naturen aber schädlich werden könne.

Bitzius hatte zwar schon in der ganz kurzen Vorrede die meisten dieser Vorwürfe anticipirt und sich darüber erklärt. Er hatte gesagt, sein Spiegel zeige nur die Schattseite, nicht die Sonnseite des Bauernlebens, und zwar nicht zum Spott, sondern zur Weisheit, da man diese Schatten kennen müsse, um sie tilgen und verwischen zu können, und der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, in alle Hütten dringe. Er hatte ferner bemerkt, daß, da er ein Schattenbild habe geben wollen, auch der Wiederschein, den andere Stände auf das Leben des Landmanns werfen, als ein dasselbe trübender und verwirrender erscheinen müsse, da eine Mitschuld auch diese Stände treffe. Endlich hatte er ausdrücklich für schwächere Naturen beigefügt: „Sollte einer zarten Seele dies Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komme ich auch einmal expreß für dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist aber auch nicht für dich geschrieben, darum lege es weg."

Bitzius fand es jedoch für nöthig, auch nach der Erscheinung des Buches der Kritik direkt zu antworten, da dieselbe im Uebrigen eine ganz wohlwollende und überzeugte war. Diese Antwort bestand in einem Gleichniß aus der Landwirthschaft. „Jeremias Gotthelf, sagt er, sah wilde Aecker pflügen, hacken, besäen; sie sahen einen Augenblick recht schön und glatt aus... Das Erforderliche schien in Einer Operation abgethan, aber die alte Wilde war nur bedeckt, war bald wieder da und für edlere Pflanzen ward der Acker nie tauglich. Da sah er einmal im August schon über einem wilden Acker einen Schälpflug gehen. Der ging wie zum Spiel über den Acker, hieb nur über den Boden den Wasen ab, kehrte ihn um und alle

wüsten Wurzeln aufwärts gen Himmel. Dann ging der Pflüger heim und ließ den Acker liegen. Viele, die vorüber gingen, ärgerten sich über den wüsten Anblick der aufgedeckten, aufwärts starrenden Wurzeln, die durch Herbst und Winter unbedeckt liegen blieben, während rings die andern Aecker so schön grün und glatt wieder waren. Aber im Frühjahr kam der Pflüger wieder mit einem andern Pfluge, riß das Erdreich von Neuem auf und begann dann zu pflanzen. Die aufgedeckt gebliebenen Wurzeln vermochten Hitze und Kälte nicht zu ertragen, erstarben allmälig, und nachdem der Pflüger diese Operation mehrere Male auf ähnliche Weise wiederholt hatte, da ward sein Acker gezähmt und fähig, die edelsten Pflanzen zu tragen in seinem geläuterten Erdreich."

„Der Verfasser wunderte sich oft, warum so viele Volks- und andere Bücher so wenig nützen. Er verglich sie mit jener Erfahrung und glaubte darin wenigstens einen Schlüssel zu dem Räthsel gefunden zu haben."

„Er kannte ein Buch, betitelt „die Welt in einer Nuß". Solcher Art sind so viele Volksbücher; sie wollen Alles enthalten, Alles auf einmal machen, und am Ende vom Liede wird das tausendjährige Reich nicht nur verheißen, sondern wirklich vorgestellt oder an dessen Stelle durch einige Taschenspielerkünste ein schönes, befriedigendes Ende herbeigehext. Der Leser liest, wird sehr erbaut, legt das Buch befriedigt aus den Händen; denn da ist ja Alles abgemacht und weiter nichts mehr zu thun."

„Darum hat Jeremias Gotthelf nur den Schälpflug gehen lassen durch einen Theil des Volkslebens, hat die wilden Wurzeln aufwärts gekehrt und nicht wieder zugedeckt. Sie liegen da zur Beschauung, und diese Beschauung befriedigt allerdings nicht; aber eben deswegen weckt sie zum Nachdenken, giebt die Ueberzeugung, daß diese verdorren müssen, ehe es besser kommen kann, daß da eine längere Arbeit nöthig ist, als man gewöhnlich wähnt. Dies der Grund, warum der

Verfasser sein Buch also schrieb. Er weiß wohl, daß seine Arbeit nicht einzig bleiben darf, daß sie nur eine Vorarbeit ist. — Ob er selbst einst mit einem andern Pfluge noch kommen kann, weiß Gott; aber das weiß er, daß Tüchtigere die Hand an den Pflug legen werden zu diesem Werke. Er wußte, daß es Muth brauche, so zu schreiben, aber er vertraute auf die gutmüthige Ehrlichkeit des Bernervolkes, das gutmüthig aufnimmt, was gutmüthig gegeben wird. In diesem Glauben hat er sich auch nicht getäuscht."

„Ob nun aber dieser Gang ein christlicher sei? das will der Verfasser nicht erörtern. Er hätte zwar Lust, gerade aus der Bibel, auf die er hingewiesen wird, und ganz besonders aus den Evangelien und den Episteln es zu beweisen."

„Daß er leichtfertig über Sündigende und namentlich über den Kiltgang geschrieben, muß denn doch ein Irrthum des verehrten Recensenten sein, der nicht beachtet hat, auf welche Weise selbst die unschuldigste Art des Kiltgangs in Aenneli's Tod sich gerächt hat."

„Der Verfasser glaubte es seinem wohlmeinenden Recensenten, der ihn in anderen Dingen überschätzt hat, schuldig zu sein, zu erklären, warum er absichtlich gegen allgemeine aesthetische Regeln gesündigt hat. Möglich, daß er sich geirrt. Die Zeit wird es lehren. Bis dahin noch glaubt derselbe in der Aufnahme, die sein Buch im Kanton Bern gefunden hat, eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden." —

So rechtfertigte Bitzius seinen Bauernspiegel gegen die Kritik und verstand sich nicht dazu, der Letztern Concessionen zu machen, auf der Ansicht beharrend, daß größere Glätte und Politur der Wahrheit seines Buches Eintrag thun würde. Später noch, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, spottete er der Aengstlichkeit seiner Freunde, die für ihn wegen der rücksichtslosen und derben Sprache des Buches in Furcht gewesen seien, und sagte rund heraus, wenn er schon keine politische Person sei, so habe er das Recht gleichwohl sein Ländchen zu

lieben. Diese Liebe sei es, welche ihn stark gemacht; ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Dieses ist ganz wahr. Die ungewohnte Freimüthigkeit und das Charaktervolle, das aus dem Buche sprach, sicherten demselben neben dem poetischen Werth seinen Erfolg, und es wird immer ein in seiner Art classisches Buch bleiben.

Wir möchten den Bauernspiegel, wenn solche Vergleichungen ganz heterogener Werke überhaupt angiengen und nicht immer als sehr gewagt erschienen, in gewissen Beziehungen mit dem Gil Blas von Le Sage vergleichen. Beide Bücher sind wahre Spiegel der Welt, nur verschiedener Stücke derselben. In Gil Blas wird die sogenannte große Welt, zwar mit der Physiognomie und Farbe der Zeit, aber so wie sie stets ist und sein wird, mit allen ihren Irrgängen, Leidenschaften, Miseren und Nichtswürdigkeiten, gerade so scharf oder vielmehr noch schärfer und schonungsloser geschildert, als im Bauernspiegel die Welt des Landvolkes. Der Franzose geißelt alle Stände und Lebensberufe, vom Minister bis zum Eseltreiber, vorzüglich aber die städtische Gesellschaft. Die vornehme und die bürgerliche Welt, die großen Herren und Damen, die Geistlichen, die Aerzte, die Gerichts- und Polizeileute, die Schauspieler, Bedienten, Gewerbsleute u. s. w. werden mit unerbittlicher Lauge übergossen. Die Schattenseite der Dinge herrscht überall vor. Man glaubt sich in einer wahren Spitzbubenwelt herum zu treiben. Von edlen Charakteren, die uns mit diesem starken Schattengemälde aussöhnten, ist keine Rede. Und doch ist dies Buch ein classisches geblieben, unübertroffen in seiner Weise, geschätzt von Allen, welche Weltkenntniß suchen, weil es eben ein Spiegel ist, in welchem wir die Welt, wenn auch zuweilen etwas grell gemalt, wiederfinden. Es ist freilich die Welt, wie sie dem nüchternen Blick des Weltmannes erscheint, Illusionen eher zerstörend als weckend, ohne verschönernden Schleier, eigennützig, schlimmgeartet, für den Unerfahrenen gefährlich, eine Welt, mit welcher man in

unablässigem Kampf steht, vor welcher man sich stets vorsehen muß und wo man seinen Platz nur durch Anstelligkeit und Zuversicht zu sich selbst zu behaupten im Stande ist, und auch so noch des guten Glückes bedarf. Gil Blas (wie Don Quixote) ist ein wahrer Herrenspiegel für seine Zeit und mutatis mutandis für alle Zeiten, wie Jeremias Gotthelf ein Bauernspiegel unsrer Zeit mit stark lokaler Färbung. Aber des deutschen Schweizers Buch ist ganz anders ernst und warm, wie es der Volksgeist, die Zeit und sein eigener Sinn mit sich bringen. Der Verfasser des Gil Blas, vom Standpunkt des kühlen, französischen Weltmann's aus, nimmt die Dinge nicht allzuschwer, findet es natürlich, daß die Welt so schlimm sei wie er sie schildert, während der Bauernspiegel überall einen tiefen Schmerz, trauernden Ernst und Zorn über das viele Böse an den Tag legt und ausdrücklich nur deßwegen „die wilden Wurzeln aufwärts kehren möchte“, damit der Acker nachher um so besser für guten Samen tauge. Beide Bücher scheinen pessimistisch und satyrisch, und doch wird weder das eine noch das andere einen geistig gesunden Leser gegen die Welt verbittern oder zum Hypochondristen machen. Vielmehr sind es gerade solche Schriften, welche, indem sie die Dinge dieser Welt von manchem erborgten Schimmer und allerlei unwahren illusorischen Vorstellungen entkleiden, den reifen, bereits urtheilsfähigen Leser (nicht allzuschwache Seelen) anspornen, auch aus dieser realen für Berührung rauhen und stachlichten Welt das möglichst Gute zu ziehen und alle seine Kräfte zu gebrauchen, um auf dem gefährlichen Meere das Steuer nicht zu verlieren.

Noch ehe der Bauernspiegel herausgekommen war, wurde Bitzius von einem Familienunglück betroffen, das ihn tief erschütterte. Seine Mutter, bereits in hohem Alter, starb im Sommer 1836. Sie hatte mit ihrer Stieftochter Marie Bitzius, der bereits erwähnten ältern Schwester von Bitzius, jeden Sommer im Pfarrhaus zu Lützelflüh zugebracht, und im Hause

ihres Sohnes ereilte sie der Tod, welchen das stets heitere und freundliche Wesen der liebevollen Frau die Ihrigen als unersetzliche Lücke empfinden ließ. Sie hatte den Bauernspiegel nicht erlebt, und sie hätte das Buch, wenn sie es gelesen haben würde, wohl nicht ohne Besorgniß wegen der allzugroßen Keckheit des Sohnes im Tadeln und im Darstellen aus der Hand gelegt. Ihr Grab ist auf dem Kirchhof zu Lützelflüh, da wo nach achtzehn Jahren eines unermüdeten treuen Tagewerkes auch ihr lieber Sohn in die Gruft gesenkt werden sollte. Bitzius war von nun an durch eine geheiligte Erinnerung mehr an Lützelflüh gefesselt. Die stillen Höhen, welche auf die Grabstätte seiner Mutter niedersehen, hätte er nur mit wundem Herzen verlassen, und es gehört auch dieß zu dem einfach ruhigen, wir möchten sagen idyllischen Verlauf seines äußern Lebens, daß er bis an seinen Tod da bleiben konnte, wo die Hülle seiner Mutter ruhte, und daß beide im gleichen ländlichen Kirchhof schlummern.

Auf dieses Leid folgte im Hause bald eine Freude. Im Mai 1837 wurde Bitzius ein zweites Mädchen geboren, welches den Namen Cecilia erhielt (die ältere Schwester heißt Henriette) und das jüngste Familienglied im Pfarrhause zu Lützelflüh geblieben ist, da keine jüngeren Geschwister nachfolgten.

Bald darauf, am 13ten August 1837, wurde das Emmenthal, besonders das obere, von jenem furchtbaren Gewitter heimgesucht, welches uns Bitzius in seiner „Wassernoth im Emmenthal“ mit der ergreifenden Naturwahrheit und zugleich mit einer Macht und einem Reichthum der Phantasie geschildert hat, die einem deutschen Gelehrten, der als großer Physiker einer der competentesten Urtheiler war, den Ausruf entlockt haben sollen, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden! Von dieser Seite, als Beschreibung und Darstellung eines großen Naturereignisses, ist das kleine Büchlein, „die Wassernoth“, welches im Jahr

1838 herauskam, eines der merkwürdigsten und meisterhaftesten Produkte des Verfassers geblieben. Man kann es nicht ohne Schauern lesen, und alle diejenigen, welche selbst gleich nach dem Ereigniß die Hauptschauplätze der Verwüstung besucht (und deren waren Tausende), müssen über die Präcision in der Schilderung, über die lokale Wahrheit erstaunen, die in Bitzius' Erzählung bis in's kleinste Detail vorwaltet. Das Büchlein hat aber noch andere bemerkenswerthe Seiten. Bitzius machte bei dieser Gelegenheit, da er auch zu den Rathenden und Helfenden gehörte, da auch die Uferbewohner seiner Gemeinde Schaden litten und er überhaupt Vieles persönlich sah oder sonst in Erfahrung brachte, was dabei vorging, Erfahrungen von mancherlei Art, aber auch sehr betrübende. Er sah die Selbstsucht, den unerhörten Eigennutz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück Anderer ausbeuteten, eine Art Strandrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Noth der Aermeren galten. Diese Erfahrungen wollte er nach seiner Weise, damit aus der Wahrheit Besserung komme, der Welt nicht vorenthalten. Er legte sie in seinem Büchlein nieder, und „die Wassernoth" enthält in dieser Beziehung einen Schatz von Menschenkenntniß zur Belehrung und Rüge. Zugleich aber weht in der kleinen Schrift jener religiöse Sinn, welcher die großen Naturereignisse als providentielle Schickungen deutet, die den Menschen ernst und bescheiden machen sollen, ohne deßhalb seine Kraft zu lähmen und ihn zum müßigen Fatalisten zu machen. Es wird, wie das Vorwort so schön erinnert, jene Gottesfurcht gepredigt und an dem Ereigniß gleichsam entzündet, für welche „die ganze Natur eine Gleichnißrede ist, die der Christ zu deuten habe", eine ungeschriebene Offenbarung, die täglich zu uns spreche „in Sonnenschein und Sturm", und wenn wir auf sie merken, nicht minder zu Gott führe, als das geschriebene Wort, die im Sichtbaren das Unsichtbare enthalte und auch im Gewöhn-

ten und Alltäglichen ein Höheres und Bedeutendes erscheinen lasse. „Das Ereigniß, setzt Bitzius bescheiden hinzu, war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals."

„Die Wassernoth" ist ein Büchlein voll einfacher Größe, in welchem Bitzius, wie jene alttestamentlichen Männer, seinem Volke „die Predigt des Herrn deutet, auf seine Weise, in der Liebe, auf daß es Weisheit in's Herz bringe."

Aber Bitzius' Feder, die von nun an nicht mehr rasten sollte, hatte gleichzeitig mit der „Wassernoth" ein weit größeres Werk unternommen, das in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde. Im Jahr **1838** kam von dem Buch, betitelt „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", von Jeremias Gotthelf, der erste Band heraus. Der zweite erschien im Jahre **1839**. Dies Werk war das erste von jenen größeren, reichhaltigen, breit und tief angelegten Einzelgedichten, möchten wir sagen, welche, jedes für sich, ein großes wichtiges Verhältniß im Staat oder in der Gesellschaft auf erschöpfende Weise darstellen und gleichsam die Laterne des Diogenes in dessen dunkle, verborgene Seiten leuchten lassen sollten. Hier war es, wie der Titel sagt, das Primarschulwesen, welches mit der eindringenden Sonde des Beobachters, des Psychologen, des genauen Kenners der bestehenden thatsächlichen Zustände zu untersuchen war. Wir müssen hier zum Verständniß der ferner Stehenden Etwas in's Historische eingehen.

Der Zustand der Volksschule, namentlich der Volksschule vor der politischen Reform des Kantons Bern im Jahr **1830**, war schon im Bauernspiegel ganz plastisch und dramatisch, aber kurz und knapp, wie der Zweck des Buches es mit sich brachte, beregt und angedeutet und durch ein paar grelle Schlaglichter beleuchtet worden. Dieß war nun weiter auszu-

führen, und zugleich waren die Schicksale und wechselvollen Erlebnisse des Schulwesens seit der Neuzeit und dem Neubau desselben, den diese Neuzeit anbahnte, in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Diese letztere Seite des Buches ist eine sehr wichtige, und wir haben keine bessere, lebendigere und plastischere Geschichte und Berichterstattung über das Bernische Primarschulwesen jener Jahre, als in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ist. Die Einkleidung ist die nämliche wie im Bauernspiegel. Ein armer Schulmeister erzählt seine Lebensgeschichte und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Zufälligkeiten und Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der durchgreifenden Reform eines so sehr durch positive und bestehende Verhältnisse bedingten Verwaltungszweiges, wie es das Volksschulwesen ist, entgegenstehen, werden uns hier an dem Lebenslauf eines einzelnen Mannes anschaulich gemacht, welcher, mitten in diese Crisen und Gährungen einer reformbedürftigen Zeit mit seiner ärmlichen sich kaum über dem Wasser haltenden Existenz hineingeworfen, nahe daran ist, in diesen Stößen und Rückstößen unterzugehen. Das höhere Schulwesen des Kantons war schon lange vor 1830 auf liberale Weise gepflegt und mit Sorgfalt entwickelt worden. Im Primarschulwesen hatte zwar die äußere Reform hier und da mit dem Bau neuer Schulhäuser begonnen, sonst aber war da fast noch Alles zu thun übrig. Die Reformbestrebungen aber bewegten sich zwischen zwei Klippen, indem sie auf der einen Seite die Gefahr liefen, durch zu energisches Durchgreifen, wie z. B. durch unerbittliche Entfernung aller den neuen Forderungen nicht gewachsener Primarlehrer, gegen Viele ungerecht und hart zu werden, auf der andern Seite die andere Gefahr, durch zu große Nachsicht und Schonung bestehender Verhält-

nisse den Zweck der Reform entweder gar nicht oder nicht in dem gehofften Umfang zu erreichen und das Resultat derselben zu verkümmern. Alle diese Versuche, Bewegungen und Phasen der Schulreform schildert Bitzius vortrefflich. Sein Buch, welches wie der Bauernspiegel ursprünglich einzig auf den Kanton Bern berechnet war und sich mithin, wie jener, ein engeres patriotisches Ziel gesteckt hatte, sollte durch die Eindringlichkeit und die in's kleinste Detail gehende Sorgfalt dieser Schilderung durch die Beleuchtung der Nothzustände des Schullehrerstandes überhaupt, die Reformer ermahnen, ja nicht stille zu stehen und mit dem bereits Erreichten sich zu begnügen, sondern sich mit unausgesetztem Ernst der weitern Durchführung des Bessern hinzugeben. Dieser Zweck des Buches springt überall hervor, und nur arger Mißverstand konnte Anderes darin finden wollen. Das öffentliche Urtheil täuschte sich auch gar nicht darüber. Ein späterer deutscher Recensent in den „Berlinischen Nachrichten" sagt daher mit Recht: „Leset den Schulmeister, und wenn ihr dabei nicht mit Erbarmen erfüllt werdet ob dem unsäglichen Leid des Lehrers, der früh bis spät mit über hundert ungezogenen Landbuben und Mädels sich plagt, dann Nächte durch am Webstuhl arbeitet, und doch nicht der säugenden Mutter und den halbnackten Kindern genug Schwarzbrod, den Hunger zu stillen, zu erarbeiten vermag, und der den eigenen Hunger vergißt ob dem peinigenden Harm des Anblickes seiner hinwelkenden Lieben, ja, dann seid ihr freilich viel beklagenswerther noch als jener unter den gesellschaftlichen Mißverhältnissen fast erliegende, da euer Herz dann härter als Stein sein müßte."

Bitzius stellt die Armseligkeit des Schullehrerstandes jener Zeit, die Noth desselben in ihrer ganzen realen Größe dar, er verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild, gegen das Zeugniß der Wirklichkeit, weniger düster zu machen. Er zeigt unter anderen Dingen, wie der Eigennutz des Staates und der Gemeinden, welcher den Dorf-

schulmeister fast nur zu einem verachteten Steuern- und Almosenempfänger machte, sich durch den daraus entspringenden Eigennutz der Schulmeister rächte, welche ein Interesse dabei fanden, die Bauernkinder und Bauern selbst möglichst unwissend zu erhalten, damit sie ihnen, den Schulmeistern, als den einzigen Clericis, den einzigen Verwaltern des Wissens (und welches Wissens!) einer Dorfgemeinde, zinsbar und ganz von ihnen abhängig blieben. Aber indem der Verfasser hier wie im Bauernspiegel die ganze Wunde aufdeckt, hütet er sich gleichzeitig wohl, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Erwartungen und Hoffnungen zu erwecken. Er warnt überall nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staate aus, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne unser eigenes Zuthun, ohne eigene Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maaß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maaß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln. Nach seiner Weise will er nicht verwöhnen, die Leute nicht bequem und faul machen, ihnen nicht schmeicheln, nicht nach dem Mund reden, nicht Wünschen Raum geben und sanguinische Erwartungen wecken, die nie verwirklicht werden könnten. Hätte Bitzius sich durch sein Buch nur bei den Lehrern und Schulfreunden populär machen wollen, hätte er es darauf angelegt, die Erwartungen von der Reform des Schulwesens so hoch als möglich zu spannen, er hätte mit der ihm eigenen Gewalt der Darstellung eine ungeheure Aufregung in dieser Richtung bewirken können, aber dann hätte sein Buch nur dem Augenblick gedient und wäre bald wie andere Agitations- und Partheierzeugnisse ohne Nachhall verschollen. Bitzius hatte einen höhern Ehrgeiz. Er bleibt nüchtern, lakonisch und sparsam im Rühmen und im Verheißen, er geht auf's Innere los, er will jeden Nerv des Menschen zur Verbesserung seines Zustandes selbst angespannt wissen. Daher ist das Ende „der

Leiden und Freuden eines Schulmeisters" nichts weniger als romantisch, oder nach Art gewöhnlicher Romane „besetigend und enthüllend," indem das Buch mit der zwar erfreulichen aber prosaischen, gar nicht hochfliegenden Wendung schließt, daß der arme Käser die Staatszulage von 150 Schweizerfranken (100 Gulden) ohne Bedingung erhält, und so von der drückendsten Noth und dem bittersten Mangel befreit wird und wieder aufathmen kann.

Diese Nüchternheit und Mäßigkeit des Buches mochte ein Grund sein, warum dasselbe Viele, namentlich aus dem Schullehrerstande, nicht befriedigte. Manche mögen ihre Erwartungen getäuscht gesehen haben, indem sie keine Befürwortung höher gesteigerter Ansprüche darin fanden; einige, noch oberflächlicher urtheilend, fanden Spott und Satyre gegen den Schullehrerberuf da, wo die ernste Theilnahme an dessen Wohl und besserer Zukunft vorhanden war und aus jeder Zeile sprach. Das Buch hatte von vorn herein Mühe gehabt, unter Dach zu kommen und einen Verleger zu finden. Mehrere schweizerische Verlagshandlungen lehnten den Druck des Werkes aus ängstlichen, kleinlichen Rücksichten ab, besonders wegen einzelner freimüthiger Urtheile über große Autoritäten im Erziehungsfach, deren Gunst man nicht verscherzen wollte, bis endlich eine (radikale) Buchhandlung in Bern, die sich dadurch ein wirkliches Verdienst um das Land erwarb, die Herausgabe übernahm. Bitzius sagt in einem Brief an einen Freund in Bern: „daß überhaupt der „Schulmeister" kälter aufgenommen wird als der Bauernspiegel, obgleich er höher steht, glaube ich. Das Leben, das in beiden geschildert wird, ist ein ähnliches und im Schulmeister ein fast ereignißloses, und eine Menge darin enthaltener Vorfälle haben nur für den Schulmann Reiz. Zudem war übrigens das ganze Leben nicht mehr neu, der Bauernspiegel hingegen eine ganz neue Erscheinung."

Doch wurde das Buch von der großen Mehrzahl der Leser, von allen einsichtsvollen Schulmännern und Freunden der

Schulreform mit großer Theilnahme und Wärme begrüßt. In Deutschland, wo es später bekannt wurde und wo es vielfach, selbst in Ländern wie Preußen, auf ähnliche Nothzustände der Primarschullehrer stieß, wurde es mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen und Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ an allgemeiner Wichtigkeit und Wirkung an die Seite gestellt. „Selbst in dem des Schulwesens wegen gepriesenen Preußen,“ bemerken die „Berliner Nachrichten“ (November 1843), die allgemeine Beziehung des Buches hervorhebend, „habe es, während Peter Käser doch noch gegen 40 Thaler jährlichen Gehalts gehabt, womit er Frau und Kinder vor dem Verhungern schützen sollte, — vor wenigen Jahren noch 1180 Volksschullehrerstellen mit weniger als 20 Thaler, und 5104 Stellen mit 20 bis 60 Thaler jährlichem Gehalt gegeben, wenn solches Almosen Gehalt zu nennen sei.“ —

Durch den Schulmeister wurde Bitzius erst recht in Deutschland bekannt, namentlich im protestantischen Norden. Im Süden bahnte schon die größere Wahlverwandtschaft der beiden Volkssprachen das leichtere Verständniß an.

Man hat dem Buch in Betreff des Charakter's des Peter Käser den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, derselbe enthalte Ungleichheiten und Widersprüche, indem er einerseits ein Weiser sei, wie Wenige auf Lehrstühlen und Kanzeln stehen, während er andererseits an Vorurtheilen und Schwächen kleben bleibe, deren Vorhandensein durch den Grad seiner in der Leidens- und Freudenschule des Lebens erworbenen Erkenntniß fast unwahrscheinlich werde. „Wer, so fährt derselbe Bernische Rezensent fort, ein so tiefes und richtiges Gefühl hat, wie Peter Käser, wen der Geist so mächtig zum eigenen Denken antreibt, wer so über Liebe schreiben kann, wer so richtig, wie dieser Schulmeister, seine Umgebungen auffaßt und sie mit den Fühlhörnern eines angebornen psychologischen (seelenkennerischen) Talents bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verfolgt, — dem werden „die Haare nicht mehr zu Berge stehen,“

wenn er vom Pfarrer vernimmt, daß es besser sei, die Kinder lernen daheim auswendig, als in der Schule."

Es ist wahr, Käser spricht oft über seinen Verstand, über die beschränkte Geistessphäre eines so erzogenen, so gedrückten Schulmeisters hinaus, er ist nicht immer der Gleiche, er ist oft voll Weisheit und überlegener Einsicht und dann wieder voll Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Bitzius hat das selbst gefühlt und er hat den deshalb zu erwartenden Tadel durch die beiläufige Anmerkung des Umstandes einigermaßen abzuwenden gesucht, daß Käser sein Manuscript dem Freund Wehrdi, dem gebildeteren Jägersmann, zum Ueberarbeiten nach Hause giebt und dieser die Blätter auch dem Pfarrer zeigt, so daß es scheinen kann, das, was über Käser's Einsicht in dem Buch gesprochen sei, könne durch die Umarbeitung und Feile dieser Personen hineingekommen sein. Doch wir brauchen in diesem Punkt nicht so ängstlich zu sein; wir können ganz gut zugeben, daß Käser's Charakter, künstlerisch oder ästhetisch betrachtet, kein stetig gehaltener sei, was übrigens auch von Jeremias Gotthelf im Bauernspiegel gilt, indem auch dieser über seinen Gesichtskreis hinaus und aus der höhern Einsicht des Schriftstellers heraus spricht. Dieser künstlerische (und *nur* künstlerische) Mangel läßt sich bei einer solchen autobiographischen Form, wie die für diese beiden Bücher gewählte ist, nicht leicht vermeiden. Der Schriftsteller, der diese Form bloß als Einkleidung benutzt, den es drängt, wichtige Dinge zu sagen, wird öfter durch die Maske seines Helden hindurch brechen und über dem ihm weitaus wichtigeren Zweck das künstlerische Mittel vergessen. Er zieht seine Verkleidung aus und steht dann in eigener Person vor uns. Dennoch ist Käser, diese ästhetische Ausstellung auch zugegeben, da wo er nicht Philosoph ist und seine natürliche Sphäre nicht überschreitet, eine Figur von solcher Naturtreue, von so rührender Wirklichkeit, daß wir an seinem ganzen Dasein, an seinem so naiv erzählten Lebenslauf den innigsten Antheil nehmen und seinen wechselnden Schick-

salen mit Spannung folgen. Diesen tiefen Antheil des Lesers bestätigt auf eine rührende Weise jene freundliche Thatsache, deren Richtigkeit uns verbürgt worden ist, daß nämlich ein katholischer Geistlicher aus einem der schweizerischen Urkantone, der die Erzählung Käser's für eine wahre Lebensgeschichte eines wirklichen Individuum's hielt, einen kleinen Geldbetrag zur Unterstützung desselben mit der Adresse „Peter Käser zu Gytiwyl im Kanton Bern" auf die Post gab. Der Brief blieb eine Zeitlang in Bern liegen, bis Bitzius davon benachrichtigt, denselben als zu seinen Handen gehörend reklamirte und den Betrag sofort zu einem gemeinnützigen Zweck deponirte und verwenden ließ. Dieser Zug ist ein beredtes Zeugniß zum Ruhm des Schriftstellers, der das Leben so zu schildern und Dichtung und Wahrheit so zu vereinigen weiß.

Aber neben Käser steht eine andere Gestalt, welche über das ganze Werk einen milden Glanz verbreitet und sogleich die Herzen aller Leser erobert. Es ist Mädeli, die Frau Schulmeisterin, eines jener herrlichen Frauenbilder voll Weiblichkeit und Zartheit und innerer Schönheit, von gleichgewogenen Gemüths- und Verstandeskräften, wie Bitzius uns noch mehrere in späteren Werken geschaffen, und wie sie als wahrhaft höhere und doch der Wirklichkeit so nahe verwandte Wesen uns, wo sie erscheinen, entzücken und erheben. Sehr schön bemerkt das bereits angeführte Berliner Blatt, wie „Mädeli uns zu lebendiger Anschauung bringe, daß der Beistand gottbeseligter Frauen auch für die Schule durchaus unentbehrlich sei. Deshalb stehe Mädeli dem Schulmeister zur Seite, durch ihren Beistand reife Käser erst zum echten Schulmeister empor, sie halte ihn aufrecht und leite ihn über die ihm auferlegten Prüfungen siegend hinüber. Denn sie, heißt es ferner treffend, die bei Anwesenheit der Kinder die Schulstube nicht betritt, viel weniger unterrichtet, wirkt dennoch als die Seele des Ganzen, so in ihrem Hauswesen wie in der Schule, gleichsam unabsichtlich und lediglich in Folge ihres in Liebe getauchten Ge-

müths. Ununterbrochen nur für Mann und Kinder thätig und sorgend, ist nur sie wie ohne Ahnung dessen, was sie Herrliches schafft. Die herbsten Opfer werden ihr durchaus nicht schwer; denn, was sie auch leiste, muß sie in Folge ihrer rein göttlichen Natur leisten; sie kann und weiß es nicht anders und so würde sie ihrer Natur zuwider handeln, wenn Spuren nur von Selbstsucht sie bestimmten; ähnlich wie Desdemona eines Weibes Untreue sich nicht als nur möglich denken kann. So auch thut Mädeli ohngeachtet eines durchdringend klaren Verstandes nur sich niemals genug; daher sie auch stets Gott preiset und danket für die ihr und den Ihrigen erwiesene unverdiente Gnade, selbst in Zeiten drückendster Noth. Denn, von Herzen demüthig und schuldfrei, beneidet sie Niemand, findet ihre Lage vielmehr um so glücklicher, als sie dem Willen Gottes sich unbedingt fügend weiß, daß die von ihm auferlegten Prüfungen nur heilsam sein können. Und dies wundersam einfach weibliche Gebilde ist nicht Dichtung, nein! Mädeli lebt wirklich, so gewiß der Geist lebt und ewig leben wird, der sie unmittelbar lebend erschaut und in untilgbarer Schöne darzustellen verstand. Dem Genius ist es verliehen, „in der Natur die höhere Natur schaffend zu gestalten."

Von Mädeli läßt sich das schöne und tiefe Wort von Salis sagen:

> Bei Cypressen sproßten ihre Myrten;
> *Weil sie viel geduldet, liebt sie viel.*

Ein Deutscher, der selbst Romane geschrieben hatte, war von „Mädeli" so entzückt, daß er anmuthig sagte, er gebe drei Kaiserinnen und sieben Königinnen, die Prinzessinnen ungezählt, aus *seinen* Romanen für diese fürstliche Schulmeisterin und für den Schulmeister ein halb Dutzend sehr schön geputzter Helden noch dazu.

Als Curiosum mag hier noch beigefügt werden, daß, wie wir gehört oder gelesen, eine Gräfin Schwerin mit dem Plane umgeht, aus „Mädeli" mit Weglassung von Allem, was in

den „Leiden und Freuden“ sich auf das Technische des Schulwesens, auf den praktischen Zweck des Buches bezieht, einen eigenen Roman zu machen, in welchem die Frau Schulmeisterin als einzige Hauptheldin noch größer erscheinen sollte. Wir andern möchten sie in ihrer bisherigen Umgebung wohl vorziehen.

Auch die um die Schulmeisterfamilie herum gruppirten Nebenfiguren sind trefflliche Zeichnungen und Charakterbilder. Dahin rechnen wir besonders den alten Weber und seine mehr als wunderliche Ehehälfte, deren letzte Pflege eine so himmlisch schöne Seite in Mädeli's Leben ist, ferner den alten Schulmeister, Käser's Mentor, auch ein paar jüngere Collegen, die in leichten Umrissen vorkommen. Eine erfreuliche Erscheinung voll Kraft und überlegener Einsicht ist der spätere Pfarrer von Gytiwyl, der so treffliche Anleitung giebt, wie in einer Dorfschule mit Zeit und Stoff, dem lebenden und dem todten, Haus zu halten sei, der so frei und bewußt dasteht und seine Kenntniß der Welt und der Menschen dem Guten nutzbar zu machen weiß. Wehrdi, der Jägersmann, ist ein Charakter ganz besonderer Art, wie ihn Bitzius nur in ein paar seltenen Exemplaren und offenbar stets mit großer Vorliebe gezeichnet hat. Er ist eine durch fremde und eigene Schuld misanthropisch gewordene, aber in ihrem moralischen und intellektuellen Kern wie in der physischen Constitution ungeschwächte und unverwüstliche Natur. Er hat mit der Welt abgerechnet und sein Urtheil bleibt eben deswegen fest und sicher, wird aber doch von einem natürlichen Wohlwollen für diejenigen geleitet, denen er noch vertrauen zu können glaubt. Er ist eine Art von genialem Kraftmensch, von rauher Außenseite und harter, stachlichter Schale, aber trefflichem Kern. Die ganze Figur hat etwas fremdartig Abgeschlossenes und Ueberlegenes, das mit des Schulmeisters gedrücktem Dasein und unfreiem Wesen in einen sehr poetischen Contrast gesetzt ist.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ werden

unter dem Ehrentitel, den ihnen ein Deutscher gab, als „wahres Erbauungsbuch für arme Schulmeister" unvergänglich bleiben. Das Buch hat übrigens für des Verfassers Heimath als Geschichte des Bernischen Primarschulwesens einer bestimmten Zeit, wie wir bereits bemerkt, bleibenden historischen Werth. Es ist ein Zeugniß und eine Urkunde über den Primarunterricht, wie er war, und ein pädagogischer Leitfaden für diesen Unterricht, wie er werden sollte. Dabei ist der Reichthum allgemein menschlicher Beziehungen in dem Buche groß. Es enthält ein Bild des Lebens, in welchem Jedermann sich bespiegeln kann. Eine große Tiefe der Empfindung, eine stete Berufung an die sittlichen und religiösen Kräfte im Menschen treten neben den dichterischen Eigenschaften des Werkes mit Macht hervor, und die breitere Anlage desselben gestattet ein freieres Ergehen und tieferes Eindringen in dieser Richtung. Das öffentliche Urtheil hat auch längst dem Buche eine vorzügliche Stelle unter den Schriften des Verfassers angewiesen.

In den beiden nächstfolgenden kleineren Schriften, nämlich in der Erzählung: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen," die 1838, und in der anderen: „Dursli, der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend," die 1839 erschien, betritt Bitzius einen neuen Boden. Er geht hier dem Laster der Trunksucht, besonders dem Branntweintrinken, welches in einigen Berggegenden seines Heimathkantons zu einem verheerenden Fluche geworden war, zu Leibe. Behörden und Privaten hatten gerade damals diesem um sich greifenden Laster die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr gute Gelegenheitsschriften waren erschienen, unter denen wir die „Branntweinpest" von Dr. Lehmann nennen, vom medicinischen Standpunkt aus geschrieben, und so wollte auch Bitzius sein Scherflein einlegen zur Bekämpfung dieses Erbfeindes nationaler Wohlfahrt. Er that dieß in seiner Weise. Er predigte durch warnende Beispiele, die er wahrscheinlich nicht einmal sehr weit zu holen hatte, und stellte in den beiden ge-

nannten Schriften diese Branntweinpest in ihrer ganzen Furchtbarkeit dar.

Was das erstere Büchlein: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen," betrifft, so ist der Titel fast noch schauriger als der Inhalt, und man könnte glauben, es sei von einem wirklichen, nicht blos figürlichen Ertrinken oder Verbrennen im Branntwein die Rede. So furchtbar ist freilich die Sache nicht. Die Mädchen kommen blos durch den Branntwein um. Aber des Schrecklichen bleibt freilich noch genug. Man hat dem Büchlein den Vorwurf einer allzugrellen und nackten bis in's Eklige gehenden Darstellung gemacht. Auch fand man die Wiederholung der fünf ähnlichen Lebensläufe einförmig und von blos lokalem Nutzen, weil das Branntweintrinken in diesem Maaße bei jungen Mädchen allzu selten sei. Bitzius motivirt das Schriftchen in zwei Zeilen auf folgende Weise. Er habe, sagt er, über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle schließe; er habe nun versucht, über denselben Gegenstand ein Trauerspiel zu schreiben, und zwar habe er dasselbe nicht erfunden, sondern nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten geordnet, die er einem Freunde verdanke. Mithin wären die fünf Lebensläufe wahre Geschichten, die leider, nach Demjenigen zu urtheilen, was namentlich in gewissen Seitenthälern des Emmenthals und anderer Berggegenden des Kanton's Bern (und wohl auch anderswo) geschieht, nicht isolirt stehen mögen. Das Büchlein ist in der That, wohl absichtlich, sehr grell und dunkel gehalten. Schon der Anfang desselben, die Beschreibung der Wirthsstube in jenem „Thälchen" und der Gäste derselben macht uns ordentlich bange, wir schnappen in diesem Qualm nach frischer Luft und sehnen uns in's Freie. Doch giebt es auch einzelne Sonnenblicke in diesen Schatten hinein, z. B. das Bild des alten Häftlimachers, wie er in der Sonntagsfrühe so sorgfältig wässert und „jedem Gräschen das Maaß

Wasser zukommen läßt, welches ihm heilsam ist." Die fünf Lebensgeschichten aber sind, wie Bitzius verspricht, eigentliche Trauerspiele, in denen erschütternde Scenen vorkommen, und von ganz tragischem Abschluß. Dahin rechnen wir die Schilderung von Stüdeli's Wahnsinn, die Geschichte von Bäbeli's Eid und dessen Folgen, das gräßliche Ende der wüsten Marei und die erschütternde Katastrophe Lisi's, womit das Büchlein schließt. Daß sich diese Schicksale und die abschüssigen Wege dahin in Vielem gleichen müssen, war natürlich. Doch hat Bitzius mit Kunst und planvoll dem Beginn der Trunksucht bei Jedem der unglücklichen Geschöpfe eine andere Veranlassung und eine andere Art von Verführung zu Grund gelegt. „Alle waren in verschiedener Lage und verschieden packte sie die Sünde an." Gerade diese ganz verschiedenen Jugend- und Verführungsgeschichten der fünf Mädchen machen das Büchlein wichtig und lehrreich. Denn unser tiefes Mitleid mit den zwar nicht ohne eigne Schuld, aber doch durch die vorangegangene erste Schuld Anderer dem schauerlichen Abgrund zuschwankenden Mädchen verwandelt sich sofort in Zorn über die heillose Verwahrlosung von Seite der elterlichen Erzieher und Pfleger. Bitzius mußte diese Gewissenlosigkeit und Gottlosigkeit der Eltern, die bald direkt durch eigene Sorglosigkeit um ihre Kinder, bald mittelbar durch Leichtsinn in der Wahl derjenigen Personen, welchen sie dieselben anvertrauen, an ihrem Unglück schuldig werden, an verschiedenen Lebenslagen und Berufen dieser Eltern zeigen, damit recht klar werde, daß der Grund des Uebels nicht in dieser oder jener zufälligen Begangenschaft oder Lebensweise der Eltern zu suchen sei, sondern weit tiefer in deren ruchlosem und stumpfem Sinn, der keinen Begriff von den Pflichten hat, die sie an den Kindern erfüllen sollen, von der Heiligkeit des ihnen anvertrauten Pfandes, von der Verantwortung, welcher diese Pflichtvergessenheit sie aussetzt. Die Verwahrlosung der Erwachsenen, der Eltern selbst, der Pauperismus, der, theilweise wenigstens, diese Frucht erzeugt,

erscheinen dann hinwiederum als entferntere, den Kreis der Mitschuldigen erweiternde Faktoren. Auf ganz verschiedenen Wegen läßt daher Bitzius die fünf Opfer dem verderbenden Laster entgegengeführt, dem Moloch gleichsam in die Arme gebracht werden. So kommt die Bauerntochter Lisi auf ganz andere Weise zum Branntweintrinken, als das Bettelkind Marei und das Fabrikkind Lisabeth oder das Lehrmeitschi Bäbeli und dessen Meisterin Stüdi. Nur das bleibt bei Allen außer Zweifel, daß ohne die Gewissenlosigkeit und den Leichtsinn ihrer elterlichen Vormünder keine von Allen vom Laster ergriffen worden wäre. Hier liegt nach unserer Ansicht der Schwerpunkt des Büchleins. Bitzius wollte die schlimme Wurzel des Uebels zeigen. In der „Armennoth" sehen wir ihn später positiv heilend auftreten und durch bessere Erziehung armer Kinder diese einem besseren Leben und sittlich religiöser Zucht zuführen. Die „fünf Mädchen" sind übrigens, das geben wir zu, nicht eine Lectüre für Jedermann, sondern das Büchlein scheint vorzugsweise an Pädagogen, Eltern, Vormünder, ferner an Personen, die im Staatsleben zu wirken haben, gerichtet. Da übrigens dasselbe besonders für die Heimath des Verfassers und die krankhaften Verhältnisse einzelner Gegenden derselben bestimmt war, so hat der Vorwurf, den ein deutscher Kritiker dem Schriftchen macht, daß es für Deutschland Ueberflüssiges enthalte, weil dort der Fall so junger Branntweintrinkerinnen etwas höchst Seltenes sei, wenig zu bedeuten. Das Büchlein ist jedenfalls auch in Deutschland eifrig gelesen worden. Es bespricht und berührt ein weit verbreitetes Uebel und hat daher seine Bedeutung für alle, besonders nördliche Gegenden, wo das „Feuerwasser" zu einer verheerenden Macht geworden ist.

„Dursli der Branntweinsäufer" ist eine Erzählung von ähnlichem Stoff, aber ungleichem, nämlich glücklichem, nicht tragischem Ausgang. Es ist ein Säufer, der sich bekehrt, nachdem er seine Familie in die bitterste Noth versetzt hat und

selbst auf dem Punkt moralischen und physischen Unterganges steht. Die Lage Dursli's ist von Anfang an eine andere, als diejenige in den „fünf Mädchen", und giebt der Hoffnung noch Raum. Dursli ist nicht von Jugend auf und von Haus aus verdorben. Er ist als ein tüchtiger, braver Bursche aufgewachsen. Er hat ein gutes Handwerk gut gelernt, ist an Arbeit gewöhnt und in derselben geschickt. Er wird erst spät als verheiratheter Mann und Familienvater von einem jener schlechten Subjekte und eigennützigen Aufhetzer verführt, die Bitzius besonders gern auf's Korn nimmt und später noch oft in seinen Werken schildert. Endlich hat er in seiner Frau einen Engel zur Seite, der sein guter Genius bleibt und in dessen liebevoller Nähe, wenn einmal das Eis seines Herzens gebrochen und die bessere Einsicht gekommen ist, die moralische Genesung rasch fortschreitet und vor Rückfällen sicher bleibt.

Die furchtbare Krisis, die Peripetie des Drama's, möchten wir sagen, aus welcher Dursli als ein anderer Mensch hervorgeht, wird scheinbar plötzlich herbeigeführt durch die zu Visionen, zu einer Art von Delirium führende Aufregung eines fürchterlichen Rausches, dessen Wirkung durch den Zorn der Enttäuschung verdoppelt wird, die der arg geprellte und ruinirte Dursli von seiner lumpigen communistischen Kameradschaft erfährt. Diese überschnelle Entwicklung ist getadelt worden. Ein Mediciner aus Bern schreibt hierüber an Bitzius: „Nur Eines habe ich als Mediciner, oder vielleicht mehr als Psycholog auszusetzen. Es ist kein Uebergang zu dem furchtbaren Teufelstraum vorhanden. In diesem Grade kommen sie bei Säufern wohl nie auf einmal vor. Oft Jahre lang gehen allerlei Sinnestäuschungen voraus. Der Traum selbst aber ist wahr. Ich könnte Ihnen Aehnliches aus dem Leben von Säufern mittheilen." In dieser Vision sehen wir die in's Ungeheuerliche gehende Phantasie des Verfassers wirken, der später die „schwarze Spinne" schuf und andere

Sagen. Die „Bürglenherren" und die an sie geknüpfte Teufelssage kommen in Bitzius' Schriften noch mehrmals vor, so in „Doktor Dorbach". Die Farbe ist außerordentlich stark aufgetragen; vielleicht ist aber dieses Phantastische und alles Maaßes Entbehrende gerade in der Volksvorstellung begründet und auf dieselbe am mächtigsten wirkend. Was Bitzius über die verschiedene Auffassung der Sagen sagt, ist bezeichnend. Er deutet damit an, daß diese Sagen, geistig und rein aufgefaßt, einem edlern Kern zur Schale dienen können und unter den Erziehungsmitteln der Menschheit ihre wichtige Bedeutung haben.

„Dursli" machte sowohl in des Verfassers Heimath als im Auslande Sensation und erlebte mehrere Auflagen. Die Macht der Darstellung war in dieser kleinen Dichtung eine gewaltige. Riehl hat in seiner „Naturgeschichte des Volks" folgendes treffende Urtheil darüber gefällt: „Die Fabel, sagt er, ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Die Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den innern steigenden Verfall des Hauses blicken läßt; da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unseren Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt und Friede und Segen wieder einzieht, da

möchten wir dem Verfasser ebenfalls zurufen, er möge inne halten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen." Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist und nur des Poeten harrt, der den Mosisstab besitzt, um ihn heraus zu schlagen."

Daß Bitzius im Besitze eines solchen Stabes sei, ward immer allgemeiner anerkannt, und in „Dursli" bewährte sich seine große Kunst, die in „Käthi der Großmutter" ihren Höhepunkt erreichte, die Kunst, aus Wenigem Viel zu machen, dem einfachsten Stoff ein dichterisches Leben einzuhauchen und durch die Art der Darstellung Bedeutung zu geben. Die Liebe und Treue im Kleinen, die wir an den Alten, besonders den Griechen, bewundern, zeichnen Bitzius in hohem Grade vor Vielen aus. Eine solche Scene ist Dursli's Heimkunft am Weihnachts-Frühmorgen und das Aufgehen eines neuen Tages in der Familie, dann Bäbeli's Kirchgang, das Mittagessen und Dursli's Nachmittagsbekenntniß gegen seine Frau. Der ganze Tag enthält eine Reihe von Bildern von unnachahmlicher Zartheit und Innigkeit. Die zuletzt vom Großvater Sami erzählte Sage von den Bürglenherren schwebt dann nur noch wie eine schwindende, dunkle Wolke an dem helle gewordenen Himmel, und wir legen das Büchlein mit einer so freudigen Empfindung aus der Hand, als fühlten wir uns selbst zu einem neuen Sein und einer freudigen Zukunft gestärkt, und dürften keinen Augenblick verlieren, das gute Princip in uns zum leitenden und herrschenden zu machen.

Diesen beiden Erzählungen, den „fünf Mädchen," und dem „Dursli" folgte auf dem Fuße (1840) eine kleine Schrift verschiedener Art nach, von allgemeinerem Charakter und anderer Form, die „Armennoth". Der Verfasser nimmt hier, statt durch eine koncrete Erzählung, durch ein Beispiel ein sociales Gebrechen zum Bewußtsein zu bringen und aus dem Thatsächlichen die Lehre zu entwickeln, die daran geknüpft wird, einen andern allgemeinern, übersichtlichen Standpunkt ein. Er

verfährt, um uns so auszudrücken, analytisch, nicht synthetisch. Er stellt den Grundsatz oben an und spricht die leitenden Gedanken aus, die er erst zuletzt an einem realen Beispiel erprobt und deren Fruchtbarkeit er an demselben nachweist. Er bezeichnet von vorn herein die Armenfrage als die große, brennende Frage unserer Zeit und der nächsten Zukunft. Er spricht von der Noth und ihren Quellen, den fernen, in der Vergangenheit der Geschichte liegenden und den nahen. Er tritt gegen unrichtige Heilmethoden auf, er bekämpft z. B. die Centralisation des Armenwesens, wie überhaupt die bloß äußerliche Abhülfe. Er geht in die Tiefe und spricht das schöne Wort aus: „Was kein Königswort vermag, vermag die Liebe." Er predigt Heilung von innen, er will „das Uebel in dem Zustande erfassen, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich." Dies führt ihn auf die Armen-Erziehung. Die Liebe, sagt er, soll dem Kind des Armen Gotte und Götti sein, die elterliche Pflege ersetzen. Er spricht von „der Hülfe in ihrer ideellen Gestalt," von der Idee, die dieser Armen-Erziehung zum festen Grund dienen müsse, und sieht einzig im Christenthum, in der christlichen Idee und Gesinnung, das belebende Princip, welches die Frage von der rechten, geistigen Seite aufzufassen vermöge und lehre. Er stellt sich auf die Höhe unserer Zeit, welche nicht minder als vergangene Jahrhunderte zu Großem berufen sei, nur zu einem andern, ihr eigenen Großen. Daher ermahnt er die Zeitgenossen, „vorwärts und in die Zukunft hinaus ein lebendig Denkmal, das himmelan strebe, ein lebendiges Münster zu bauen", und er nennt Pestalozzi den „Hochbegabten, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus ihnen Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende."
Bitzius spricht in Pestalozzi's Geiste treffliche Worte; sein Büchlein erscheint, wie ein beredter Nachruf an den Greisen,

„den die Welt von seinen Kindern weggedrängt, mit welchem aber seine Idee nicht begraben wurde." — Er zeigt sodann der Hülfe Ausführbarkeit, wenn man nur die Hoffnung und Begeisterung nicht verliere, das scheinbar kleine Resultat nicht gering schätze und Neid und Egoismus überwinden lerne. Freilich giebt er zu, daß kleine Ländchen, wo das Familien-Leben noch am besten gedeiht und sich am lebendigsten erhalten, hier ungemein im Vortheil seien, während in großen Staaten die Riesengröße des Uebels fast den Muth lähme, ihm entgegen zu treten. Aber eben weil seine Heimath hierin vergleichsweise so günstig gestellt ist, wendet er sich mit doppeltem Nachdruck und edler Wärme an dieselbe und fordert alle politischen Partheien auf, ihren Hader über diesem gemeinsamen Werke zu vergessen und sich allseitig daran zu betheiligen. „Wenn Streit sein müsse," ruft er aus, „so solle ja nur der sein, wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei." Die Armennoth zu überwältigen, sie zu entsumpfen, so daß „das Pestartige derselben ausgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen werde," sei nicht nur ein nationales Werk, sondern ein bedeutender Theil der Aufgabe des Christen gegenüber seinen Brüdern.

Vieles ist schon zu Stande gekommen auf diesem Wege, und Bitzius weist uns auf das bereits Erreichte hin, welches bei redlicher Ausdauer in demselben Geiste noch reichlichere Früchte und größere Resultate hoffen lasse. Fellenberg ist durch seine treffliche Wehrlischule in die Fußstapfen Pestalozzi's getreten. Vereine und Anstalten entstanden und wirkten in verschiedenen Kantonen der Schweiz, so in Glarus, in Zürich, in Appenzell. In Bern gab, wie wir bereits angeführt haben, der Verein für christliche Volksbildung den Impuls. Erfreuliche und blühende Anstalten entstanden auch hier, und Bitzius kommt nun auf diejenige unter ihnen zu sprechen, zu deren Entstehung, Einrichtung, Werden und Wachsen er so treulich mitgewirkt, auf die Armen-Anstalt von Trachselwald, in

der Nähe von Lützelflüh. Er verweilt mit Liebe und Stolz bei dieser Schöpfung gemeinnütziger Männer aus seiner Nähe und weist an ihr die Ausführbarkeit der Pestalozzi'schen Idee nach, so bald ernster Wille und kluges Haushalten mit den vorhandenen Mitteln sich vereinigen. Dieser letzte Abschnitt der Schrift, gleichsam ihr Paradigma, enthält wahre Goldkörner in Betreff der Erziehung der Armen und deckt eine Menge irrthümlicher Ansichten auf. Man sieht es Bitzius hier so recht an, wie sehr die Armensache überhaupt seine theuerste Herzensangelegenheit war, wie die Armen-Anstalt zu Trachselwald eine seiner wichtigsten Sorgen. Er ruht mit der Liebe eines Familienvaters auf diesem Hause, dessen Wohl und Wehe er seit dem Tage seiner Gründung theilte. Es ist in Wahrheit seine zweite Familie. Ihre Angelegenheiten sind die seinigen. Hier geht er aus und ein, hier hat er gewirkt und gehandelt, als ob seine Ehre und sein Glück mit dem Gedeihen der bescheidenen Stiftung unauflöslich verbunden wäre. Er besuchte die Anstalt sehr fleißig und kannte, wie uns ein Freund des Verewigten schrieb, die Knaben fast alle mit Namen. Sein scharfes Auge bemerkte gar Manches, was Andern entging, wobei er bald mit Liebe, bald mit Ernst Uebelstände zu heben wußte. Er war lange Jahre Präsident des Vereins und der Verwaltungs-Commission und die Seele von Allem, was für die Anstalt geschah. Er that für sie Alles, was in seinen Kräften stand, und die Liebe und Anerkennung derselben wurde ihm auch in vollem Maaße zu Theil. Hier lag ein bedeutsamer Theil seines praktischen Wirkens, und in der „Armennoth" tritt der Schriftsteller gleichsam zurück hinter dem handelnden Mann, der hier seine liebste Idee und freudigste That vertheidigt. Die Anstalt in Trachselwald, die sich einer steigenden Blüthe erfreut und bei vierzig Knaben zählt, ist der lebendige beredte Commentar zur „Armennoth," so wie dies Büchlein der Anstalt Ausleger und Gedenktafel ist. Dies giebt der Schrift eine besondere Bedeutung. Sie ist entstanden aus

dem Drang des Verfassers, die Idee der Armen-Erziehung so populär als möglich zu machen, indem er sie einerseits an die höchsten Gesichtspunkte knüpfte und andererseits die praktische Ausführbarkeit der Sache nachwies. Julian Schmidt hat die „Armennoth“ mit vollem Recht „ein goldenes Büchlein“ genannt.

Wir können von nun an (und konnten schon früher) die Jahre von Bitzius nach seinen schriftstellerischen Werken zählen, da seine Produktionskraft sich stets zu steigern scheint und Jahr um Jahr bedeutende Erzeugnisse sie beurkunden. Auch floß sein Leben so ruhig und unbewegt, so von äußern Schicksalen ungestört und glücklich dahin, daß wir seine Schriftwerke die einzigen Ereignisse derselben nennen möchten und seine Bahn nach diesen geistigen Meilenzeigern zu bemessen und nach denselben ihr zu folgen berechtigt sind.

Das Buch, welches zunächst aus Bitzius' Feder floß und welchem einige Jahre später eine Fortsetzung als zweiter, jedoch unabhängiger Theil folgte, war unter seinen zahlreichen Schriften diejenige, welche ihn auf den Gipfel des Ruhmes in der ihm eigenthümlichen Gattung erhob, und zu einem Liebling des Publikum's machte, welches erst jetzt zum vollen Bewußtsein über seine großen Anlagen zu kommen schien. Wir sprechen von „Uli dem Knecht“, der unter dem Titel: „Wie Uli der Knecht glücklich wird, eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute“, im Jahr **1841** herauskam, und sofort als die Krone seiner bisherigen Schriften proklamirt wurde. Kein späteres Buch von Bitzius hat den Ruf von „Uli dem Knecht“, dem später „Uli der Pächter“ als würdige Fortsetzung zur Seite stand, übertroffen, wenn auch neben demselben als gleichberechtigt „Geld und Geist“ und „Käthi die Großmutter“ erschienen, und im öffentlichen Urtheil, das gewöhnlich bei so vielen Werken sich eine Rangordnung nicht nehmen läßt, den gleich hohen Rang behauptet haben.

Dieses Urtheil über „Uli" war natürlich und gerechfertigt. Die Eigenthümlichkeit von Bitzius' Talent und Richtung entfaltete sich hier in größter Breite und Tiefe. Alle Eigenschaften, die Bitzius als Schriftsteller einer eigenthümlichen Gattung auszeichnen, die genaueste Kenntniß ländlichen und bäuerlichen Lebens, der Sitte und Anschauungsweise, der Spiele und Arbeiten des Landmann's, der innern und äußern Oekonomie der großen Bauernhäuser, die Naturtreue der Schilderungen, die Farbenfrische und Wärme der Erzählung, scheinen erst hier den rechten Spielraum gewonnen zu haben. Der Verlauf im „Bauernspiegel" war zu rasch gewesen, zu Vieles mußte dort in schneller Folge dargestellt werden, um behaglich beim Einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" hatten einen ganz speziellen Zweck, und viele Beziehungen dieser Schrift konnten nur die Schulmänner interessieren. Auch die kleineren folgenden Schriften hatten ihre eng umschriebenen Zwecke, und können als Gelegenheitsschriften angesehen werden. Einige, wie „die fünf Mädchen" und „Dursli" hatten überdieß düstere Sittengemälde zu entrollen. „Uli der Knecht" ruht auf einer allgemeineren, wir möchten sagen, behaglicheren Grundlage. Bitzius konnte hier freier als in den frühern Schriften, seinem Zuge folgen, die menschlichen Dinge in ihrer Ganzheit, in der Verbindung von Gutem und Schlimmem, mit ihrem Licht und Schatten darzustellen und die Breite des Lebens walten zu lassen. Er konnte, unbeschadet dem von ihm nie außer Acht gelassenen ethischen Zweck, der Dichtung ihr Recht geben, zu erfreuen und aufzumuntern und nach Gewittern die Sonne wieder leuchten zu lassen. „Uli" zeigt uns in einem großen, wahren, lebenswarmen Bilde das Leben des Landmann's, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte

Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein complicirtes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht. Es war in dieser Beziehung ein für Bitzius und seine Dichtungen höchst günstiges Moment, daß er in einer Gegend lebte, wo, wie im Emmenthal und Oberaargau, das aristokratisch-bäuerliche Element, der große Grundbesitz das Herrschende und Maaßgebende war, welchem die andern Theile der Gesellschaft, die Nichtbesitzenden oder nur in geringerem Maaß Besitzenden gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Dieser große Grundbesitz, die großen ungetheilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie, waren das Bild einer Welt im Kleinen, in welcher es Stände, Stufen und Rangordnungen giebt, wie in der großen Gesellschaft, patriarchalische, bürgerliche, proletarische Elemente, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüber stehen. Bitzius' Dichtung, aus Gegenden geschöpft, in welchen das Eigenthum mehr nivelliert, Grund und Boden stark getheilt sind, wäre weit weniger reich und mannigfaltig geworden. Das große Bauernhaus hingegen ist wie ein Staat im Kleinen und hat seine Dimensionen als ein vielfach zusammengesetzter Organismus.

Dieses kleine Reich nun, das Reich des großen Bauernhofes, ist der Gegenstand von „Uli dem Knecht“ (und später „Uli dem Pächter“). Bitzius hätte sein Buch auch überschreiben können: „der Bernische Bauernhof“ oder so etwas, wenn er nicht schon in dem Titel hätte andeuten wollen, wohin seine Erzählung und dichterische Darstellung ziele. Er wollte demnach das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, Grundbesitzer und Lohnarbeiter beleuchten und Licht und Schatten dieses Verhältnisses zeigen. Das Buch hat daher diese Doppelseite und Doppelrichtung stets im Auge. Meister und Knecht sollen in demselben die vernünftigen Grundsätze finden, durch welche sie einzig als Theile eines Ganzen wirken, und die gegenseitige Wohlfahrt erstreben und fördern können. Bitzius

schreibt einem Freund darüber: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eigenes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen." — „Uli" war ein fruchtbares Thema zu einer Zeit der Bewegung, die ganz besonders diese Verhältnisse aufrüttelte, hier Neid und Trotz, dort Hochmuth und Härte erzeugte und begünstigte, und der Gegenstand war höchst zeitgemäß in einem vorzugsweise agricolen Land, wo zwischen herrschenden und dienenden Elementen, zwischen Grundbesitz und Tagelöhnerthum, Grundcapital und Arbeit, die Kluft sich erweiterte und Reibung überall zu Tage trat.

Das Buch hatte so einen trefflichen ethischen Stoff zu behandeln. Bitzius benutzte und entwickelte denselben auf die schönste und fruchtbarste Weise. Uli wird aus einem faulen liederlichen Knecht, ein fleißiger und arbeitsamer, er lernt aus einem gedankenlosen und rohen Zustande, dem nur die Spanne der nächsten Gegenwart etwas gilt, sich herausarbeiten zur Hoffnung auf die Zukunft, zum Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit besserer Zustände und glücklicherer Tage. Ein langsamer Entwickelungsgang und Widerwärtigkeiten aller Art führen ihn bis zu diesem Punkt. Ein vortrefflicher Meister, der Bodenbauer Johannes, wird das erste Werkzeug seiner Umkehr, und bleibt von da an der uneigennützige Leiter und Rather seines schwankenden und unsichern Geistes. Die Operation geht langsam aber sicher vor sich. Bitzius erspart seinem Helden, wie er es auch im Schulmeister gethan, nichts. Er läßt ihn scharf arbeiten und der Leser empfindet es oft mit Uli, als ob dessen Kämpfe und Anstrengungen am Ende vergeblich sein dürften. Doch „Treue siegt", möchte man sagen. Uli arbeitet sich zu höhern Stufen empor, die zu erreichen ihm früher eine Unmöglichkeit geschienen. Er ringt sich aus dem geringeren Dienstverhältniß eines Knechtes zum freieren und selbstständigeren eines Pächters empor, bis seine Ausdauer, sein

unverdrossener Muth und treues Streben durch die Liebe eines vortrefflichen Mädchens belohnt werden, an dessen Hand seinem Leben eine schönere und freiere Zukunft aufgeht. Das Buch hat darum einen ungemeinen sittlichen Werth, weil Bitzius in demselben wie ein Schulmeister, seinem obersten Grundsatz getreu, daß die Vorsehung unsre Kräfte erst dann steigere und vermehre, wenn wir sie zu benutzen verstehen und in eigener Bestrebung nicht lässig sind, sehr mäßig im Lohnen der Anstrengungen und Mühen des Uli verfährt. Ein vertrauter Freund von Bitzius, selbst ein Landmann und trefflicher Meister in der Art des Bodenbauer's, machte ihm die Bemerkung, er lasse seinen Uli hart schaffen und eine strenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bitzius erwiederte, dies sei allerdings richtig und er gehe absichtlich einen andern Weg als viele Schriftsteller. Er könne die „Wunschhütlein" nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck sei überall, die eigene Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Uli's Charakter war auch zu diesem Zweck vorzüglich gut gewählt. Hätte Bitzius aus Uli einen genialen Knecht gemacht, der mit sicherem Urtheil und Energie begabt, eben so schnell aus dem Sumpfe gestiegen wäre, als er in denselben hineingerathen, so wäre aus einem solchen Lebensgange einer begünstigten Natur die große Lehre nicht zu schöpfen gewesen, daß Arbeit mit Treue im Beruf und schlichtem Gottvertrauen verbunden im Stande seien, sich ein zufriedenes und glückliches Loos zu schaffen, auch bei sehr mittelmäßigen Anlagen und einem bescheidenen Maaß von Geisteseigenschaften, an welche so oft irriger Weise, als durch sie bedingt, des Lebens höchstes Gut geknüpft wird. Uli ist ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig

macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Uli's Weg, wenn auch ziemlich sauer, noch Manchem offen steht, der ihn bloß aus Trägheit versäumt, und daß dieses Buch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist, indem es Vielen, sehr Vielen durch Thatsachen, die wir täglich selbst wahrnehmen können, den natürlichen Weg zeigt, sich aus mühvollen, dienenden Zuständen zu etwas Besserem und Erfreulicherem im Leben aufzuschwingen. Was die Figuren im „Uli dem Knecht" betrifft, und das was wir den Roman des Buches nennen möchten, so werden wir dies noch später besprechen können, bei „Uli dem Pächter", welcher erst 1849 erschien. Wir verweilen daher jetzt nicht länger bei dem köstlichen Buche, dem gelesensten vielleicht von allen Schriften von Bitzius und demjenigen, welches namentlich dem Landmann am meisten zusagte und lieb wurde. Ein rührendes Faktum bezeugt den Zauber, womit dasselbe den Leser fesselte. Ein kranker alter blinder Bürger im Canton Glarus ließ sich den „Uli" durch seine Tochter vorlesen, und das Buch entzückte ihn so, daß er sich äußerte, sie solle eilen, er wünsche nur noch so lange zu leben, bis er dasselbe zu Ende gebracht habe. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Uli wurde ausgelesen und zwei Tage nachher starb der Alte.

Ein Produkt ganz eigener Art, völlig verschieden von allen bisherigen Erzeugnissen von Bitzius, war das kleine Büchlein: „Ein Sylvestertraum", erschienen ein Jahr nach „Uli dem Knecht". Wir möchten dies seltsame Büchlein, wie auch sein Titel es zugiebt, eine Vision, eine Phantasie in Jean Paul's Manier nennen, etwa in der Art von des Letztern „Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Bitzius versuchte sich hier in einem höhern, elegischen Styl, und seine Phantasie wagte den Flug in ein geheimnißvolles Gebiet. Er schrieb aus einer besondern Stimmung und für besondere, verwandte Stimmungen. Der Ton ist, wie gesagt, ganz lyrisch elegisch. Das Scheiden eines

Jahres, so wie der Abschied jedes einzelnen Tages, das Untergehen der Sonne, wecken diese Stimmungen in uns durch die nahe liegende Erinnerung an den vergangenen Zeitraum, an das was er nahm und brachte. Wenn uns dann, wie der deutsche Dichter schön sagt, „was verschwand, zu Wirklichkeiten wird, und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen ernsten Geisterreich uns ergreift,“ so fühlen wir uns namentlich jenen Abgeschiedenen näher, die uns einst angehört haben und unter uns wandelten, und wir glauben an einen geistigen Verkehr mit ihnen. Solchen Gefühlen entsprang der Sylvestertraum. Seine Färbung ist daher eine wehmüthige und trauernde. Bitzius schreibt darüber seinem Universitätsfreund Maurer v. Constant, „die Wehmuth, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem Sylvestertraum zu Grunde.“ Dann sagt er: „Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Sylvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der Meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmuth, die oft gerade im Frühling über mich kommt, giebt das Ganze.“ Ein anderer vertrauter Freund von Bitzius, der gerade ein geliebtes Kind betrauerte, schreibt ihm sehr schön: „Deine Sylvesternacht hat seither schon öfter Ahnungen in mir geweckt, die ich für nichts nehme, als was sie sind. Ich weiß wohl, daß in diesen Phantasie- und Gemüthsspielen nicht der Grund unsrer Hoffnungen ruht; aber wo der Anker den Grund gefunden, da mag wohl auch das thränende Auge an dem Wellenspiegel der auf und nieder leuchtenden Bilder sich erfreuen.“

Der Sylvestertraum zeichnet sich durch Schwung der Sprache, mächtige Phantasie und eine edle Gesinnung aus. Er hat eine sittlich religiöse Bedeutung durch den Causalzusammenhang, in

welchen das Leben des Menschen mit den Schicksalen der ihn Ueberlebenden gesetzt wird, die aus diesem Leben die gute wie die schlimme Frucht zu ernten haben. Es ist die Ausführung jenes Gedankens, der im „Schulmeister" ausgesprochen wird, wo es heißt: „So war der alte Weber im Boden, und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht Worte vor vierzig Jahren gesprochen, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde, es webt der Weber fort und fort auf seinem unsichtbaren Webstuhle." — Am Ende des Büchleins, welches aus weichem Ton zu gefaßter und beruhigter Stimmung übergeht, wird der würdige Gedanke ausgesprochen, daß die beste Trauer um die Geschiedenen die Erhebung des eigenen Lebens zum Höheren und Besseren, zur Thatkraft, zum Wirken für Andere sei. „Das Grübeln ließ ich, heißt es dann, ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe . . . So erschienen mir die Todten im Wachen, im Traume, so sind sie mir nicht mehr todt, sondern leben mir." Diese Stelle erinnert uns an die ähnlichen tiefen Worte des deutschen Dichters:

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth;
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder.

Der Sylvestertraum mit seinem Zug von Wehmuth und seinen vielfachen Anklängen aus verschwundenen Tagen und ernsten Lebensschicksalen hat begeisterte Leser und besonders Leserinnen gefunden, und es bewahren Viele im Herzen diese Elegie, die einzeln dasteht als ein ernstes Gedenkblatt eines

Träumers, der sonst so wenig Träumer war und so wachend und bewußt durch's Leben schritt.

Noch müssen wir erwähnen, daß der „Sylvestertraum" ein sonderbares Schicksal hatte. Das erste Manuscript ging nämlich, nachdem es bereits versendet und in den Händen desjenigen war, dem es anvertraut worden, durch Zufall verloren, und Bitzius erklärte später, es sei ihm unmöglich gewesen, den ursprünglichen Text zu restituiren, und die spätere Bearbeitung stehe der ersten weit nach.

Bitzius betrat um diese Zeit, aufgemuntert in seinem Schriftstellerberuf durch die Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, ein anderes ganz neues Gebiet in seinen „Bildern und Sagen", welche in sechs kleinen, ziemlich rasch auf einander folgenden Bändchen in den Jahren **1842, 1843** und **1844** erschienen. Wir lassen nämlich die große Erzählung „Geld und Geist", die einen Theil dieser Sammlung ausmacht, als selbstständiges Werk vorerst bei Seite, und sprechen ein Wort von den Sagen und andern Erzählungen, wohin vorzüglich „die schwarze Spinne", „der Druide", „der letzte Thorberger", „Sintram und Bertram" und „Kurt von Koppigen" gehören, welch letztere Erzählung freilich erst später in den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" erschien, aber gleichwohl den Sagen beigezählt werden kann. Von diesen machen die „schwarze Spinne", und wiederum der „letzte Thorberger", eigene Kategorieen aus. Der letztere ist eine auf historischem Boden sich bewegende Erzählung, die erstere ist aus Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, da hingegen Erzählungen, wie der Druide, Sintram und Bertram oder die Gründung Burgdorfs und auch Kurt von Koppigen als Gebilde der Phantasie gelten können, welche der Wirklichkeit keinen Raum übrig gelassen. Es war ein Wagstück von Bitzius, das Gebiet der Sage zu betreten, da er in einer im Gegensatz zum Berner-Oberland ziemlich sagenlosen Gegend schrieb. Der Emmenthaler ist nicht phantasie-

reich, und aus ferner Vergangenheit dämmert nur noch Weniges bis in unsre Zeit hinüber. Auch mag im Ganzen die Reformation zur Ernüchterung des Volkes das Ihrige beigetragen haben, da der Faden mit der früheren und noch mehr mit der uralten Periode in vielem abreißen mußte. Bitzius fand daher in seiner Nähe, im Volke selbst, zu dieser Art Dichtung wenig Stoff. Seine Phantasie konnte unumschränkt walten und lief Gefahr, sich oft ins Blaue zu verlieren.

Der „letzte Thorberger", die bedeutendste dieser Erzählungen, ist ein historisches Charakterbild aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit, da Coucy mit seinen Guglern in's Land fiel. Die Novelle kam ursprünglich als Beigabe einer Ansicht des Schlosses Thorberg im „Wandrer in der Schweiz" heraus. Sie wird angeknüpft an die historische Thatsache, daß der letzte der Thorberger im Jahre 1389 das Schloß, zwei Stunden von Bern äußerst romantisch gelegen, als Karthause Bern übergab und kinderlos starb. Bitzius, der seinen Stoff, von dem er einem Freund den Plan der Behandlung mittheilte, selbst einen tragischen und überreichen nennt, hat sich hier ein wenig in der Geschichte umgesehen. Doch fehlen die rechte historische Unterlage und gründliche historische Studien. Das Ganze hat einen novellistischen Charakter. Phantastisches und Geschichtliches ist durch einander gemengt. Ungeheuerliche Gestalten, Figuren, die sich in der Wirklichkeit nicht finden und nie finden konnten, umgeben uns, und wichtige historische Ereignisse treten in die Erzählung hinein, ohne daß wir sie näher kennen lernen. Den Mittelpunkt bildet die wie aus Eisen gegossene Figur Peter's von Thorberg, des letzten dieses mächtigen, in Bern's Geschichte oft eingreifenden Geschlechts. Sein Charakter ist, abgesehen von der historischen Wahrheit desselben, über die wir nicht urtheilen, vortrefflich gehalten und ragt über Alle colossal hervor. Es ist eine meisterhafte Studie. Neben mancher abenteuerlichen und überromantischen Episode, in welcher das Colorit der Zeit wohl

nicht immer getroffen ist, enthält der letzte „Thorberger" viel politische Weisheit, und Peters Lage an der Spitze mächtiger Dynasten und eines unlenksamen und unter sich hadernden Adels gegenüber der wachsenden Macht der Städte, denen immer mehr die Zukunft zuzufallen scheint, macht in ächt historischer Weise den Satz anschaulich, daß die große Einsicht, Schlauheit und Gewandtheit Einzelner nichts vermag und sich völlig unmächtig zeigt zur Aufrechthaltung von Institutionen und Zuständen, deren Stunde gekommen ist, und daß in solcher Zeit, wo ein altes Gebäude den Einsturz droht, Alles, womit man dasselbe wider die Gewalt der Verhältnisse zu stützen sucht, diesen Einsturz nur beschleunigt. Treffend sagt daher Bitzius von seinem Helden: „Er gedachte in bitterem Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauses dessen Verdunkelung zu, sondern dem frechen bürgerlichen Uebermuth und dessen niedrigem Krämersinn;" und an einer andern Stelle bemerkt er, von Peter sprechend: „Er vergaß, daß nirgends ein gemeinsames Streben andauert, wo der Einzelne keiner höhern Gewalt sich beugt, jeder seine Natur ungezähmt will walten lassen, und daß man den Weg zu seinem Ziele gar oft sich selbst abgräbt, während man rücksichtslos zu seinem Zwecke das nöthig geglaubte Mittel sucht." — Nicht minder beziehungsvoll sind jene Worte: „Einzelne Menschen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können sterben, ehe er auf irgend eine Weise sich kund gegeben, so aber nicht der Groll zwischen Ständen und Völkern. Wie die Wetterwolke schwillt er auf, bis er sich entladet, wächst, bis er zur That wird. So ging es auch zwischen den Fürsten und Herren und den Städten und Ländern."

Der „letzte Thorberger" bleibt ein Versuch von Bitzius auf einem Gebiete, in welchem er vielleicht, wenn er Zeit und Geduld zu ernsten historischen Studien gehabt hätte, Tüchtiges hätte leisten können. Sein patriotischer Sinn, seine Liebe zur Geschichte seines Landes und seiner Vaterstadt Bern, die im

„Thorberger“ überall stark hervortreten, hätten ihm auf diesem Wege zu ermunternden Leitsternen dienen können. Doch seine Stärke lag nicht auf diesem Gebiete.

Andere dieser Erzählungen, wie „der Druide“ und „Sintram und Bertram, oder die Gründung Burgdorf's“, könnte man in gewisser Beziehung Allegorieen nennen, durch welche uns irgend eine wichtige Lehre an's Herz gelegt werden soll. So wird im „Druiden“ der Werth der Heimath anschaulich gemacht und die Liebe zu dieser Heimath gepredigt, und es hat die Erzählung die Bedeutung, vor muthwilligem Auswandern zu warnen. Bitzius selbst schreibt darüber einem Freund, der Eindruck des verlassenen Landes solle anschaulich gemacht werden, weswegen die Handlung in den Hintergrund gestellt worden sei. Ebenso will uns die „Gründung Burgdorf's“ oder „Sintram und Bertram“ die Bewahrung christlicher Cultur, die Bekämpfung der Barbarei jeder Art an's Herz legen und vor zwiespältigem, die gemeinsame Wohlfahrt zerfressendem Sinn zwischen Brüdern und Volksstämmen warnen. Die alte Sage des Drachenkampfes, die, einer alten Chronik entnommen, auch schon poetisch benutzt und in einem Gedicht in den schweizerischen Alpenrosen dargestellt worden, wird hier zum Mittelpunkt der Erzählung gemacht und derselben eine sinnbildliche Bedeutung gegeben. „Ihre Gräber,“ so schließt in ernstem und feierlichem Ton diese Novelle, die ebenfalls ganz auf wild romantischem, ungeheuerlichem Boden wurzelt, — „werden nicht mehr gefunden, es möchte aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reich der Todten hinüberwachsen, um das Leben zu schmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidenthum nicht neu wieder geboren werde und ströme in die Welt durch tausend und aber tausend Thore, durch die Herzen der Menschen, daß der alte

Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüder sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken."

Diese Erzählungen von Bitzius sind in einem gehobenen, pathetischen Ton geschrieben, und auf den Gestalten derselben ruht ein gewisser urweltlicher Glanz und eine heroische Kraft spricht aus ihnen, während der Schluß, wie derjenige des „letzten Thorbergers" und „Kurt's von Koppigen" von einer verklärenden Glorie umgeben ist, die über das Ganze der Erzählung einen milden Schimmer zurückwirft, und von dem hohen Sinn des Verfassers Zeugniß giebt.

Die bekannteste von Bitzius Sagen ist „die schwarze Spinne". Diese ist, wie wir bemerkt, aus den Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, allein die Phantasie des Dichters hat Alles umgestaltet und erweitert. Die Erzählung ist so schauerlich und grausig, Bitzius hat seine Einbildungskraft hier so maaßlos walten lassen, daß uns das Ganze einen der Wirkung ächter Dichtung ganz entgegengesetzten Eindruck machen würde, wenn nicht das dunkle Bild von einem so lieblichen Rahmen eingefaßt wäre, wie ihn die Beschreibung der sonntäglichen Feier, der Kindtaufschmaus und dessen behagliche Scenen bilden. Schon der Umstand, daß die furchtbare Sage als ein längst Vergangenes, von dem Großvater am Kindtaufmahl bloß erzählt wird, mildert das sonst Allzuschaurige, und giebt der Erzählung durch diese Einfassung, wie sie Hebel in seinen größeren Dichtungen, z. B. im „Karfunkel" und im „Statthalter von Schopfheim" liebt, den Charakter eines beim Spinnen oder beim Abendtisch erzählten Mährchens. Bitzius knüpft übrigens auch an diese mit glühender Phantasie und oft mit ergreifender Naturtreue geschriebene Erzählung die höchsten Ideen an, die schwarze Spinne soll uns zeigen, wie großes gemeinsames Unglück und der Fluch

früherer Schuld gewendet werden mögen durch wahre Opferfähigkeit, und wie groß die Kraft, wie gesegnet die Wirkung eines neuen gotterfüllten und begeisterten Willens sei. Dieser Wille, dieser Sinn sollen geweckt werden. Rechte Demuth, aber auch rechtes Vertrauen soll die schauerliche Sage in den Gemüthern erzeugen. Sie soll bessernd, stärkend wirken. — Gleichwohl mag ein gleichzeitiger Recensent dieser neuen Produkte von Bitzius nicht Unrecht gehabt haben, wenn er den Verfasser davor warnte, sich durch die „schwarze Spinne" in das Netz der Belletristerei verlocken zu lassen. Von Allem, was Bitzius schrieb, nähert sich nichts so sehr jener vielverbreiteten Gattung von Literatur, die besonders in Frankreich zu Hause ist, und die ein blasirtes und emotionsbedürftiges Publikum mit vorzugsweiser Beschreibung von Gräßlichem in Athem erhalten zu müssen glaubt.

In der großen Erzählung „Geld und Geist" oder „die Versöhnung", in drei Abtheilungen, zuerst in den Bildern und Sagen erschienen, später in Einen Band gesammelt, kehrte Bitzius wieder zu seinen Penaten, um uns so auszudrücken zur Dorfgeschichte und Gegenwart zurück, und war in der Wahl und Bearbeitung seines Stoffes so glücklich, daß eines seiner köstlichsten Gebilde entstand, ein Buch, welchem Viele den Vorzug vor allen andern von Bitzius geben, „Käthi die Großmutter" vielleicht ausgenommen, welch' letztere aber in anderer Weise als „Geld und Geist" ausgezeichnet ist. — Diese letztere Geschichte nämlich stellt, wie „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", das große Bauernhaus und sein Leben dar, aber in andern Beziehungen und Verhältnissen. Denn während dieses Bauernhaus in den beiden Uli als ein arbeitender, erwerbender Organismus erscheint, während dort das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, das empor sich ringen des Knechtes zum Pächter, des Pächters zum Bauer, in den Vordergrund tritt, und den Mittelpunkt der Geschichte bildet, sehen wir in „Geld und Geist" das Bauernhaus gleichsam als ein

Ruhendes, in sich Abgeschlossenes und Vollendetes, und es ist die Familie unter sich, ihr inneres Leben, das Walten in ruhendem Zustande, später auch die Beziehungen nach außen zu einem andern ganz verschiedenen Hause, welche uns hier sogleich entgegentreten. In den „Uli“ ist Arbeit, Mühsal, Kampf mit widrigen Verhältnissen das Vorherrschende. In „Geld und Geist“ sehen wir die Sonnseite, das patriarchalische, edle Element des Bauernhauses. Es steht gleichsam hier in seinem Sonntagsschmuck, während es dort ganz werktäglich aussieht. Und doch ist diese schöne Entfaltung des Lebens im ächten Bauernhause, welches von alt-adelicher Ehrbarkeit, wie Bitzius sich ausdrückt, von einer festen Ordnung und Regel, von alter Sitte und Tradition im guten Sinne gehoben und getragen wird, in „Geld und Geist“ bloß der Grund, auf welchem eine höhere Dichtung aufgezogen wird. Das bloß rührige und wohl gelenkte Bauernhaus mit seinem Hofstaat verschwindet, und das menschliche Herz tritt zu Tage. Ihm gehört das Buch an. Bitzius steigt als Dichter in seine Tiefen, und bringt uns den wunderbaren Reichthum desselben, sein Fluthen und Ebben, seine innere Geschichte und Entwicklung, die oft an so unscheinbaren Fäden hinläuft, und so schwer zu verfolgen ist, aus dem Schachte herauf. Ein Familiengemälde von tiefster Anlage entrollt sich vor unsern Blicken. Ein glücklicher, auf gegenseitigem Vertrauen scheinbar fest ruhender Zustand, ein, wie man glauben sollte, auf die Dauer gesichertes Verhältniß zwischen wackern Eheleuten geräth plötzlich auf eine abschüssige Bahn, und wird, ohne daß bedeutende Fehler oder große Leidenschaften zu Tage träten, unbemerkt nach einer gefährlichen Tiefe gezogen. Das Glück des Hauses droht zu scheitern, wenn nicht eine innerliche Kraftanstrengung Rettung bringt, die in Zwiespalt verstrickten Gemüther noch rechtzeitig zum Frieden zurückführt, und die den Tag verhüllenden Wolken zerstreut. Die tiefste psychologische Wahrheit spricht aus jeder Seite. Keine große Irrung hat, wie gesagt, die Dinge einer

Katastrophe nahe gebracht. Das unbewachte Herz hat sich selbst getäuscht. Die Vernunft ist lässig geworden im Aufmerken, im Entdecken des gefährlich glimmenden Brandes. So wird das Uebel durch den Mangel eines freien ersten Entschlusses, durch die Zaghaftigkeit vor dem ersten Schritt edler Selbstüberwindung weiter und größer. Die Seele wird nach und nach von einer einzigen erst unscheinbaren Leidenschaft unterjocht. Da rafft sich endlich die gute sittliche Natur auf, die Binde fällt plötzlich von den Augen der entzweiten Eheleute, die alte Liebe erstarkt zu schnellem Sieg. Bitzius liebt die wunderbaren Entwicklungen nicht, und so läßt er auch hier nichts Uebernatürliches einwirken. Die Herzen mußten reif werden für die Versöhnung, und diese Reife mußte zuerst im weiblichen Herz, wo die größere Liebe wohnt, sich zeigen. Eine „unendliche Demuth" mußte nach Bitzius Ausdruck über Aenneli kommen, und in das empfängliche und weichgewordene Herz die Predigt des Pfarrers wie ein befruchtender Regen fallen, um Alles wieder zum Bessern zu kehren. So weit die erste Erzählung, die mit dem ersten Theile schließt, und welcher in Betreff der Hauptfakten eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt. Die Geschichte mit den fünftausend Pfunden hat sich wirklich in der Nähe von Bitzius ereignet, und es möchte der wackere Bauer von Liebiwyl noch zu finden sein, dessen stattliches und gesegnetes Haus die Scene und den Mittelpunkt der Erzählung bildet.

Dieser ersten Erzählung, an deren Fortsetzung Bitzius zuerst gar nicht dachte, ließ er eine zweite folgen, veranlaßt, wie er selbst im Vorwort zur zweiten Abtheilung (im vierten Bändchen der Bilder und Sagen) gesteht, durch den Aerger vieler Leser über den zu raschen Schluß, der in der That etwas sonderbar war und den Eindruck des schönen Bildes der wieder versöhnten Familie durch das plötzliche Erschallen der Feuerglocke störte. Diese zweite Erzählung, die Liebe Resli's und Anne Mareili's, wiederholt in gewisser Beziehung

das Thema der ersten in einer jüngern Generation. An dem beginnenden Zerwürfniß, welches zwischen die Liebenden sich legt, sind diese unschuldiger als Resli's Eltern an dem zwischen ihnen entstandenen. Der Druck und die Ungunst äußerer Verhältnisse thun das Meiste und der Eigennutz des Dorngrütbauers wird hier gleichsam zum Werthmesser und Prüfstein darüber, ob die Liebe der jungen Leute im Feuer gehärtet sei. Auch der Schluß dieser zweiten Handlung oder Erzählung befriedigt nicht. Das Ende wird ganz rasch herbeigeführt, Einzelnes bleibt unmotivirt und die Erklärung der Phantasie des Lesers überlassen. Dies gilt jedoch bloß von der äußern Geschichte. Denn was die innere Entwicklung angeht, so wird die Erzählung durch den Tod der Mutter und die durch sie (freilich weiß man nicht wie) herbeigeführte Auflösung des Mißverständnisses eben so schön abgeschlossen, als der erste Zwiespalt durch den wiederhergestellten Frieden zwischen den beiden Ehegatten.

Was „Geld und Geist“ nach unserer Ansicht so sehr auszeichnet, ist die Reinheit und Innerlichkeit, welche diese ganze Erzählung beherrschen und durchdringen. Bei allem sinnlichen, ächt poetischen Reiz der Darstellung, bei aller Frische der Farben, in welcher uns die Außenwelt erscheint, und welche den Bauernhof von Liebiwyl und sein Leben wie im hellen Sonnenschein erglänzen läßt, sind doch die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen der Mittelpunkt, um welchen die Erzählung sich bewegt; die von Anfang an in die Tiefe strebt, nach „des Herzens heilig stillen Räumen“ und wiederum nach seinen Stürmen und Fluthungen hin. Bitzius hat hier wahre Meisterschaft entwickelt und steht in Betreff psychologischer Wahrheit auch den Vorzüglichsten unter den Dichtern nicht nach. Auch ist in diesem schönen Buch der poetische Eindruck vielleicht reiner als in irgend einem andern von Bitzius, weil es freier als andere von dem vom ästhetischen Standpunkt aus störenden Beiwerk, wie politischer Polemik,

trivialen Stellen oder allzu burleskem Witz ist, und sodann weil diejenige Dichtung uns den reinsten Eindruck giebt, welche, wie Göthe sagt, eine fröhliche Botschaft bringt und im Leser das Streben nach harmonischem Dasein befriedigt. Dies ist bei „Geld und Geist“ in vollem Maaße der Fall, während z. B. bei „Uli“ des Kampfes und der Mühsal fast zu viel wird und uns so das Erfreuliche gleichsam zu theuer erkaufen läßt. — Auch ist in diesem Buche, wenn wir die erste und zweite Erzählung getrennt auffassen, die Einheit der Handlung beobachtet und eine zerstreuende Vielheit von Episoden vermieden. Alle diese Vorzüge, so vereinigt, möchten sich kaum in einem andern größern Werk von Bitzius wiederfinden, und machen aus „Geld und Geist“ eine Dichtung, auf welche Bitzius stolz sein konnte. Dennoch befriedigte ihn das Werk nicht, und er nannte es unvollendet.

Ein weniger zu Tage liegendes Motiv des Buches, doch im Titel angedeutet, war der Zweck Geiz und Habsucht, die Leidenschaften ungebildeter Geister, in ihren ersten Anfängen und unmerklichem Fortschritt zu zeichnen. Die tiefste Quelle des Zerwürfnisses in dem ersten Theil liegt allerdings darin, daß die sehr haushälterische Aenneli ihrem Manne den durch seine Nachlässigkeit erlittenen Verlust der fünftausend Pfund nicht verzeihen, die Sache nicht verschmerzen kann und diese Gedanken über ihre sonst so edle Seele Meister werden läßt.

Von ganz verschiedener Physiognomie und Anlage ist das in den Jahren 1843 und 1844 erschienene Werk in zwei Bänden: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht.“ Dieses Buch, dessen Titel so prosaisch als möglich und wenig einladend ist, hat im Ganzen (obwohl es theilweise auch begeisterte Anhänger fand) weniger als andere Glück gemacht und die Gunst desjenigen Publikums, welches Bitzius' Bücher am eifrigsten las, nur in geringerem Maaße erlangt. Man hat demselben nicht mit Unrecht und mehr als andern Schriften des Verfassers den Vor-

wurf allzugroßer Breite und Formlosigkeit gemacht. Dasselbe enthält eine Menge Discussionen und weit ausgesponnene Gespräche über Dinge, die nicht Alle gleich interessiren. Es enthält, wie der „Schulmeister", viele besondere Beziehungen auf bestimmte Lebensberufe. Dieser Ausstellungen ohngeachtet gehört „Anne Bäbi Jowäger" zu den ernstesten und durchdachtesten, so wie zu den reichhaltigsten Produktionen von Bitzius, und man findet, wenn man nicht blos auf der Oberfläche haften bleibt, sondern das Buch gründlich durchstudiert, und von den strengen Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, absieht, große und wichtige Seiten in demselben, die namentlich den Staatsmann und Psychologen, auch den Theologen, am meisten anziehen und interessiren müssen, und die Bitzius in keinem andern Werke darstellte. Sie durften gleichwohl in seiner reichen Bildergallerie aus dem Leben des Volkes nicht fehlen, und enthalten ganz neue Charaktere und Situationen. Wenn der Verfasser in der Vorrede zum Bauernspiegel „von dem Wiederschein anderer Stände in das Leben der Landleute" und von der Mitschuld solcher Stände an den Gebrechen ländlicher Zustände spricht, so hat er in „Anne Bäbi Jowäger" diese Mitschuld an wichtigen Verhältnissen und Berufen gezeigt, und die Wechselwirkung zwischen solchen Zuständen, und dem Betragen der zur Belehrung des Volkes Berufenen in ihrem Verkehr mit dem Volke, sehr plastisch nachgewiesen.

Das Buch war zwar eine Gelegenheitsschrift, und die äußere Veranlassung dazu ein Wunsch der damaligen Bernischen Regierung, namentlich der oberen Sanitäts- oder Medicinal-Behörde, Bitzius möchte mit der Gewalt seiner Darstellungsgabe einem Krebsschaden des Landes, der stets üppiger aufschießenden und wuchernden Pfuscherei in der Medicin, dem Charlatanismus und dem tausendfachen Aberglauben auf diesem Gebiet recht ernstlich zu Leibe gehen und dem Volke eine Belehrungs- und Warnungstafel gegen diese Pest hinstellen.

Bitzius ging auf den Gedanken ein, blieb aber nicht dabei stehen, sondern erweiterte sich sogleich Ziel und Aufgabe und beschloß das Uebel in seiner Wurzel anzugreifen. Er unternahm es, durch sein Buch zu zeigen, wie der Hang des Landvolkes zur Pfuscherei und ihre häufige Vorliebe für Winkelärzte nicht als eine isolirte, für sich bestehende Erscheinung zu betrachten sei, sondern mit dem rohen, unwissenden und abergläubigen Sinn, mit kraß materiellen Vorstellungen, mit dem zähen Hang zur Festhaltung ererbter und traditioneller Vorurtheile und dem daraus entstehenden Widerwillen gegen Alles, auch das vernünftigste Neue, zusammenhänge und zusammengewachsen sei. Nur dadurch, daß man diese Wurzel ausschneidet, daß dieser unfreie Sinn aufgehellt, diese träge Gedankenlosigkeit überwunden wird, kann gründlich geholfen werden. Mit bloß äußerlicher Polizei, mit den strengsten Gesetzen gegen Pfuscherei ist wenig gethan, wenn nicht durch bessere Belehrung der Sinn vieler Landleute vom Aberglauben abgewendet und in die verdüsterten Gemüther wahres Licht gebracht wird. „Da Haushalten und Doktern, sagt Bitzius, genau verbunden sind, eins im andern sich spiegelt, so ist man erst dann im Stande, ein Anne Bäbi in seinem Doktern zu fassen, wenn man es in seinem Haushalt zu ergründen vermag."

Dies ist die eine Seite des Buches; sehen wir die andere. Mit der Sorge um den Leib und dessen Gesundheit, geht die Sorge um die Seele, das Geistige Hand in Hand, sie laufen parallel. Das Amt des Geistlichen hat sich mit diesem Gebiet zu befassen. Heißt er ja doch Seelsorger! Es giebt nun Pfuscherei, Charlatanismus in der Seelsorge, wie im Mediciniren. Es war daher Bitzius nahe gelegt, die Pfuscherei in Beidem neben einander zu stellen und mit einander zu vergleichen. Wir sehen deßhalb in „Anne Bäbi Jowäger" neben der irrationellen auf Dummheit und Unwissenheit spekulirenden Heilungsart der medicinischen Pfuscher und Winkelärzte die leicht auf sektiererische Abwege sich verirrende Heilsmethode

einer gewissen theologischen Richtung geschildert. Bitzius nennt Pfuscher und Sektierer als ganz verwandte Richtungen neben einander, und zeigt die Bestrebungen Beider, die er besonders in ihren Folgen darstellt. Sie wachsen auf dem gemeinsamen Boden geistiger Unkultur, begegnen sich auf den Schleichwegen, die sie wandeln und in den Mitteln, die sie gebrauchen, in Betreff welcher sie meist nach dem einfachen Satze verfahren, man müsse den Leuten den Mund möglichst süß machen. Doch sehen wir bei der geistlichen Curmethode oft das entgegengesetzte Princip einer von der Individualität ganz abstehenden doktrinären Strenge. Diesen Parallelismus in der Pfuscherei also erläutert Bitzius durch Beispiele. Der wissenschaftliche, rationelle Arzt steht gegenüber den gewissenlosen Winkelärzten, und die christliche Seelsorge des vernünftigen Geistlichen, welcher nach dem Wahlspruch: In omnibus charitas! handelt, wird der Art und Weise des verschrobenen Methodisten, seiner steifen Dogmatik mit großen Worten ohne Wärme, seinem Buchstabenglauben ohne That entgegengesetzt. Der alte Pfarrer, der milde und jovial ist, und ohne Affektation, aber mit Treue und thätiger Liebe sein Amt ausübt, und, „wenn er auch nicht um Glaubens formen zankte, doch in Glaubens werken mit jedem wetteifert," steht neben dem Vikar, dessen unerfahrener und im Feuer sich nicht bewährender Zionseifer eben so ungeschickt als verderblich wirkt.

Der Pfarrer stellt aber in einer andern Beziehung die wahre richtige Mitte dar zwischen zwei entgegengesetzten Aeußersten, nämlich zwischen dem Vikar und seinem eigenen Neffen, dem Doktor Rudi. Dieser Letztere, ein von Bitzius mit ausgesprochener Liebe gezeichneter Charakter, steht nicht blos als rationeller, gebildeter und gewissenhafter Arzt dem schmutzigen Eigennutz und Hocuspocus der Afterärzte entgegen, sondern bildet auch als edler, stets hülfreicher, Alles, selbst das Leben, seinem Beruf aufopfernder Mann den scharfen Gegensatz zu dem mit christlichen Redensarten übertünchten Egoismus des

Vikars, der die Leute durch die heftigste Zerknirschung zu Christus führen will und das Reich Gottes durch seine methodistische Bekehrungsweise zu mehren meint, aber nicht leicht in ein Haus geht, wo die Rötheln regieren, weil ihm seine Mutter gesagt, es sei in ihrer Familie gar lebhaftes Blut, und er solle sich ja vor Ansteckung hüten, und der die Gnade Gottes dann am sichtbarlichsten walten sieht, wenn seine Bewerbung um ein reiches Frauenzimmer Fortschritte macht. Auf diesen Gegensatz des edlen Menschen, der kein Orthodoxer ist, gegen den rechtgläubigen und selbstgerechten Egoisten hat Bitzius offenbar großes Gewicht gelegt, wie er denn überall die „Treue“ in dem einem Jeden gewordenen Beruf über Alles setzt, und von dem Satze nicht abläßt, daß nur an den Früchten der Baum zu erkennen sei.

Doch auch dieser tüchtige und sich aufopfernde Doktor, der den Vikar so sehr in Schatten stellt, ist noch nicht der Arzt, wie ihn der Pfarrer, sein Onkel, wünscht, dem Bitzius hier die höchsten Beziehungen in den Mund legt und dessen hohe Denkungsart durch die Tochter Sophie unterstützen läßt. Dem sonst trefflichen Arzt und Menschen fehlt noch die Weihe der höhern Liebe und der höhern Resignation. Ihm fehlt „der freudige Trost, der das Leben bald erklärt, bald verklärt.“ Er ist in seinem Thun noch zu einzig sich selbst und seiner Kunst vertrauend, er handelt nicht aus einem höheren Geist. Er ist daher oft unmuthig und Pessimist geworden. Er hat den Eigennutz, die Gleichgültigkeit und den Undank der Menschen in seinem Beruf nur zu sehr erfahren, und diese schlimme Seite der Welt hat sich tief in sein Inneres gegraben, und ist nicht gegen jene höhern Motive zurückgetreten und durch sie überwunden worden, welche einzig in den menschlichen Berufen volle Klarheit und Festigkeit geben. Diese Bitterkeit ragt wie ein schwarzer Schatten in sein Leben und läßt ihn nicht zu einer über sich selbst und die Welt beruhigten Heiterkeit kommen. Er ist daher ein Extrem wie der Vikar; er

will von Nichts als seiner Wissenschaft hören, wie der Vikar Alles perhorresciert, was von seinem dogmatischen Standpunkt abweicht. So ergänzt der Pfarrer die Standpunkte Beider auf eine schöne Weise, er vermittelt sie, er predigt Beiden durch sein Beispiel wie durch seine Rede das Höhere, das ihnen mangelt, die Duldung abweichender Meinungen, das wahre Christenthum, den humanen Sinn, das Vergessen seiner selbst beim Wirken für Andere, die Bescheidung in Betreff des eigenen Verdienstes. Freilich steht ihm der Doktor näher als der Vikar, denn er bethätigt als edler Menschenfreund die christliche Gesinnung. Nur ist diese noch nicht von den Schlacken stolzen Selbstbewußtseins und rauher Menschenverachtung gereinigt. Doch auch diesen Irrthum, „der sein Leben trüb und stürmisch machte“, nimmt die letzte Krankheit hinweg. Sein Bild steht verklärt vor uns, und der letzte Schatten verschwindet mit dem beruhigten Scheiden des edlen Mannes. Erschüttert geben wir dem Heimgegangenen das letzte Geleite mit der trauernden Menge, und hören mit Rührung dem tief bewegten Wort des bescheidenen alten Pfarrers zu, der das Wirken des Neffen über das seinige setzt, und dessen Begräbnißtag als Ehrentag für dessen Andenken dem baldigen eigenen Begräbnißtag voranstellt, „weil ihm, dem Geistlichen, weniger Opfer und Entbehrungen auferlegt, weniger Gelegenheit zu augenscheinlichem Wirken gegeben worden.“ Treffend bringt auch dieser Schluß des Buches durch des Pfarrer's Rede den Hauptzweck in Erinnerung, dem Volke an's Herz zu legen, seiner pflichttreuen Aerzte Thun und Treue auch im Leben und nicht erst im Tode zu lohnen und anzuerkennen, ihnen das beschwerliche Loos nicht durch Bosheit und Unverstand noch beschwerlicher zu machen und wohlberedte Betrüger von treuen Wohlthätern unterscheiden zu lernen.

So erscheint uns „Anne Bäbi Jowäger“ als ein tiefes, vielseitiges Buch, das in dieser Vielseitigkeit vielleicht noch nicht gehörig gewürdigt ist, und einen reichen Schatz von Kenntniß

des Volkes, sowie treffliche Lehren und Winke für die im Volk lebenden und wirkenden wissenschaftlichen Berufe enthält. Zwei Fakultäten, so möchten wir uns ausdrücken, können Bitzius für dieses Buch Dank wissen. Er hat eine schwierige Doppelaufgabe mit großem Geschick in demselben gelöst. Besonders wichtig ist dasselbe, um den religiösen Standpunkt des Verfassers als Pfarrer zu bezeichnen. In dieser Beziehung ist es eine Hauptquelle. Bitzius nimmt hier als Geistlicher eigentlich Position. Er stellt die wirksame, selbstvergessende christliche Liebe, die charitas, die „nicht um Glaubensformen zankt, aber in Glaubenswerken wetteifert," als das Höchste dar. Wo er diese findet, da ist ihm wahres Christenthum vorhanden, mögen diejenigen, die so thun, sich nennen oder von den Leuten genannt werden, wie sie wollen. Und wo diese Liebe nicht ist, da ist es ihm mit den religiösen Grundsätzen schlimm bestellt, ob man nun mit oder ohne Methode die wahre Frömmigkeit zu besitzen glaube. Die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm daher als ganz werthlos an sich, weil er einen ganz anderen Maaßstab anlegt. Der sogenannte Methodist wird ihm ganz recht sein, wenn er im Geist des helfenden Samariters handelt, aber dieser letztere wird ihm über demjenigen stehen, der „um des Glaubens willen einem Hülflosen nicht hilft" und die christliche Kirche zu einer kleinen, engen, geschlossenen Gesellschaft macht, in welcher man nach Art solcher geschlossenen Gesellschaften die Welt in zwei Hälften theilt, in die drinnen und die draußen, und natürlich über das Himmelreich nur zu Gunsten seiner Leute verfügt. Bitzius trifft hier mit dem Worte Lessing's zusammen, „daß der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen sei, aber eben weil er nicht dazu erschaffen, dem letztern mehr als dem erstern nachgehe."

An Charakteren ist auch dieses Buch reich, und wir sehen ganz neue Charaktertypen auftreten. Anne Bäbi selbst ist ein trefflicher Originalcharakter, der zu den schwierigsten gehört, die Bitzius zu zeichnen unternommen. Sie steht mit ihrem gan-

zen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmüthigkeit, Verstand und Unverstand, unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da. Das weiche Meyeli erinnert uns in Vielem an Mädeli im „Schulmeister" und ist eines der zartesten, feinsten Frauenbilder von Bitzius. Den Vikar haben wir schon berührt. Auch dieser ist, von einigen Aeußerlichkeiten abgesehen, eine ganz typische Figur. Eine neue Erscheinung ist die Pfarrerstochter Sophie, ein schalkhaftes, aber vortreffliches Mädchen, welches den Doktor theilweise ergänzt, und dessen ungezwungenes, schlagfertiges und lebhaftes Wesen den Contrast zur Steifheit des Vikar's um so schneidender macht, und oft zu recht pikanten Situationen Anlaß giebt. Das Pfarrhaus und sein Leben nehmen in „Anne Bäbi Jowäger" eine bedeutende Stelle ein, und die Schilderung dieses Lebens in seiner Naivetät und Anspruchlosigkeit ist eine freundliche Seite des Buches und bildet einen heitern Gegensatz zu dem wunderlichen und verworrenen Haushalten Anne Bäbi's.

Das eidgenössische Freischießen zu Chur (1842) gab Bitzius die Veranlassung zu einer ganz kleinen, erst später im Buchhandel erschienenen Schrift: „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein", welches auch den Titel führte: „Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft." Fellenberg hatte nämlich bei Uebersendung seiner Gabe nach Chur, welche in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt bestand, gewünscht, daß das Festcomité auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen lasse und dazu Bitzius vorgeschlagen, der den Auftrag annahm und eine kleine Schrift verfaßte, in welcher er mit patriotischem Selbstbewußtsein von diesen schweizerischen Schützenfesten, den großartigsten im Lande, spricht, zugleich aber denselben noch höhere Zwecke setzen will: Der „Schützenverein", der Vereine natürlicher Vorort, sollte, so wünscht Bitzius, die anderen Vereine als ihr Haupt und ihre Spitze sammeln, und an dieser

so concentrirten Vereinigung sollen Fragen gestellt, Aufgaben gegeben, Preise vertheilt werden. Es sollen diese Schützenfeste, die ohnehin schon wegen der Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes und Zweckes als nationaler Mittelpunkt gelten können, das werden, was die olympischen Spiele in Griechenland gewesen, wo die Bestrebungen und die Preise gleich vielseitig waren. Die Vereine sind ihm ein ächt schweizerisches Produkt, das nur in einem freien Lande gedeihen kann, so wie auch die Schützenkunst als freie Kunst nur in einem Lande der Freiheit sich zur höchsten Blüthe entfalten kann. Diese nationalen Feste, in welchen das „Selfgovernment" der Schweizer so schön hervortritt, sollen so zugänglich als möglich gemacht werden auch für arme Schützen, zu deren Aussteuer Bitzius die reicheren Schützen auffordert. Nur soll keiner sie auf Kosten seiner Familie besuchen, weil ohne häusliche Tugend keine schweizerische, und weil die Wiedergeburt der Schweiz vom Hause, von der Familie ausgehen muß. Die Schützenfeste sollen Eintracht wecken, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Glieder beleben. Sie sollen als Pfand dieses Sinnes (hier spielt Bitzius auf Fellenbergs Festgabe an, die, wie gesagt, in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt auf der Rütte bestand) „an jedem Festort eine Stiftung niederlegen beim Scheiden, und für diesen Ort der geschiedenen Brüder Stelle der Pflegling füllen, den sie an des Bruders Herz gelegt." Ein glühend patriotischer Geist weht durch dieses Büchlein, und wenn auch die darauf folgende Zukunft mit ihren Stürmen und Zwisten die Wünsche des Verfassers mehr als zu jeder andern Zeit als Träume, als fromme Wünsche erscheinen ließ, und Bitzius selbst sie als solche bezeichnete, so kann man doch mit ihm ausrufen: „Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?" —

In gleichem patriotischem Grunde, wie das „Wort an die Schützen" wurzelt eine andere kleine Schrift, die zwar erst im

Jahre 1846 erschien, die wir aber des Gegenstandes wegen gleich an die vorige anreihen, nämlich: „der Knabe des Tell, eine Geschichte für die Jugend", das erste Buch von Bitzius, welches im Verlag von Julius Springer in Berlin erschien, der seither Bitzius' einziger Verleger wurde, der so großes Verdienst um die Verbreitung seiner Schriften hat, und dem wir auch die gegenwärtige Gesammtausgabe verdanken. Dieß Büchlein wurde, wie der Titel sagt, für die Jugend geschrieben und athmet einen durchaus reinen und idealen Geist, wie er der Jugend nahe treten soll. Es ist eine Ausführung der schönen Worte Uhland's:

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Wie das „Wort an die Schützen" die volle Gegenwart ergreift und in die Zukunft blickt, so geht der „Knabe des Tell" in die nationale Vergangenheit zurück, um von dorther Lehren und Vorbilder heraufzubringen. Die Tellengeschichte ist eine so allbekannte und wir möchten fast sagen, trivial gewordene, daß es kühn erscheint, wenn Bitzius, nach Schiller's einzig schönem Dichterwerke, es wagt, aus derselben eine Novelle zu machen und sie in dichterischer Prosa noch einmal zu erzählen. Er erreichte gleichwohl sein Ziel, weil er hier, wie überall, mit großer Freiheit zu Werke ging und sich einen ganz eigenen Weg wählte. Er knüpft nämlich wie im „Wort an die Schützen" das Nationale und Allgemeine an das Häusliche, an's Familienleben an, weil ihm „das Haus" die Säule des Staates ist. Wir sehen daher Tell als musterhaften Hausvater, seinen Knaben als musterhaften Sohn, ehe wir Beide als patriotische Urner erblicken. Sie sind das Letztere, weil sie das Erstere sind. Die Familie macht sie zu den idealen Figuren, wie sie im Gedächtniß des Volkes geblieben. Der Knabe des Tell lebt, wie am Schlusse gesagt wird, „für alle wackern Knaben,

zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackrer Knabe dem Vater ist, wie er die Mutter liebt und wie er sterben kann für's Vaterland." — Es war aus diesen Gründen für den Dichter nothwendig, die Geschichte bis zum Tode des edlen Knaben fortzuführen und der Erzählung einen tragischen Abschluß zu geben, weil nur so die ganze Treue des Helden derselben offenbar werden und sein rühmlicher Tod den Tugenden des Jünglings zur letzten und höchsten Bekräftigung dienen konnte. Auch wird durch das Hereinziehen des Treffens am Morgarten das Interesse des Lesers erweitert, welches schon durch die Geschichte der Befreiung der drei Länder vielfach rege geworden ist.

Bedeutsam ist auch die politische Seite des Büchleins. Es ist ein Thema über den Text:

„Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren."

Die steigende Unzufriedenheit des Volkes, die Erbitterung gegen Gewalt und Willkürherrschaft der Vögte wird treffend und psychologisch ganz wahr geschildert. Diese Vögte werden zwar nicht als Ungeheuer, wohl aber als übermüthige, gewissenlose Beamte dargestellt, die ihrem Herrn, wie es immer geschieht, durch blinden Eifer und selbstangemaaßte Willkür schaden. In der Erzählung ist Bitzius dem Schiller'schen Stück am nächsten geblieben und zeigt, wie dieses, große Lokalkenntniß. Wir finden herrliche Naturscenen in dem Büchlein, darunter die nächtliche Fahrt auf dem Vierwaldstädtersee von ganz Ossianischer Färbung. Auch das Leben im Gebirg ist schön geschildert und mit Sagen und Mährchen geschmückt.

Der „Knabe des Tell" ist wie der „Sylvestertraum" und die „Sagen" in gehobenem, pathetischen Styl geschrieben und mag als Beleg für die Begeisterung dienen, mit welcher Bitzius an der alten Schweizergeschichte und dem Heldenzeitalter seines Landes hing, wie es ihm besonders in Johannes v. Müller erschienen war.

Zwischen den beiden letztgenannten Produkten von Bitzius

liegt der Zeit der Entstehung nach eine kleine anmuthige und humoristische Erzählung, eine Idylle, die zuerst in den Elsässischen Blättern erschien, nämlich: „Wie Christen eine Frau gewinnt". Der Charakter derselben ist ganz idyllisch; es ist ein kleiner ländlicher Roman, dessen heitern Eindruck keine Kämpfe und Drangsale stören, die in denselben hineinspielen; es ist eine der launigsten und jovialsten Geschichten von Bitzius, in behaglichster Stimmung geschrieben und mit den lustigsten Episoden gewürzt.

In diese Jahre fällt auch eine andere Art schriftstellerischer Thätigkeit von Bitzius, die ihm zwar mehr Feinde als Freunde gemacht, die aber doch nicht ohne Bedeutung war, weil sie eine neue Bahn brechen sollte, und von dem Bestreben der damaligen Zeit Zeugniß giebt, immer vielseitiger und unmittelbarer auf das Volk durch Schrift und Wort zu wirken. Wir sprechen von Bitzius' Theilnahme an dem neuen Berner Kalender, der auf Veranlassung und Anordnung der gemeinnützigen Gesellschaft in Bern herauskam, später Privatunternehmen wurde und sechs Jahrgänge (1840 bis 1845) erlebte. Bitzius war Hauptarbeiter an diesem Kalender. Er hatte sich schon lange mit der Aufgabe eines solchen bessern Volkskalenders beschäftigt, und sich über dieselbe an Freunde geäußert. So schreibt er z. B. (Dezember 1838) an einen Freund in Bern, wie er die Sache meine. „Der neue Kalender, sagt er, soll ein eigener Kalender sein, nicht „zusammengetragen aus Naturgeschichten und andern gemeinnützigen Langweilebehältern". Aus Recepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wie viel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender. Das kömmt aus jener sogenannten gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste das Leben nicht tiefer nahm als zu Recepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigten bringen, d. h. hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht dul-

det.“ Ein ander Mal schreibt er an den gleichen Freund: „Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele in demselben wehe.“

In dem neuen Kalender schrieb nun Bitzius die verschiedenartigsten Dinge. Vorerst finden sich darin kurze, ernst religiöse und moralische Aufsätze, z. B. über Glaube, Liebe, Sanftmuth, Demuth u. s. w. in der Art der „Stunden der Andacht“, doch von mehr Schwung und Tiefe. Sodann sind Jahreschroniken in demselben, in welchen Bitzius seinem Witz und seiner Laune freien Spielraum gönnt, aber oft in der Sprache sich allzusehr gehen läßt und gemein und geschmacklos wird. Mit den hohen Herrschaften geht er so ungenirt und familiär um, daß, wie uns berichtet worden, der Kalender in Baiern verboten wurde. Endlich enthält der Kalender eine Menge Erzählungen von Bitzius, von welchen manche später in den „Erzählungen und Bildern“ abgedruckt worden sind, wie z. B. die „Rabeneltern“, der „Mordiofuhrmann“, der „Mägde-Congreß in Bern“, die „Ueberraschung“, die „Jesuitenmission im Canton Luzern“ u. s. w.

In wie fern nun der Kalender dem von Bitzius selbst aufgestellten Programm entsprochen, können wir nicht beurtheilen, da wir in diesen Dingen zu wenig bewandert sind, und eine abschließende Meinung hier nicht so leicht ist. Die gehoffte Wirkung scheint jedenfalls das Unternehmen nicht gehabt zu haben. Wirklich sind einige Geschichten wie z. B. das „arme Kätheli“ und andere gar zu kraß, und konnten das Volk unmöglich erbauen. Auch ist die politische Satyre nicht derjenige Ton, den das Volk, welches den Kalender in die Hand nimmt, darin treffen will, da die Tagblätter dergleichen genug zu Tage fördern. Der Kalender erweckte daher Bitzius, der natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, viele Feinde, ohne ihm in besondern Maaße dafür Freunde zu gewinnen. Das Landvolk sah es übrigens ungern, daß Bitzius als Geistlicher einen Kalender schrieb, da auf dem Lande bei uns ein „Ka-

lendermacher" fast wie ein „Spaßmacher" gilt und den Nebenbegriff des Possenhaften für die Menge in sich schließt. — Als Versuch auf einem neuen Gebiet konnten wir diese Unternehmung von Bitzius nicht unerwähnt lassen. Das Kalenderwesen lag übrigens bei uns sehr im Argen und der Versuch des neuen Kalenders bewies die Schwierigkeit, hier zu reformiren. So lange freilich eine so jämmerliche Geschmacklosigkeit in den Abbildungen zu Tage tritt, wie wir sie noch häufig sehen, ist kaum viel Besseres zu erwarten, als man besitzt. Deutschland hat hierin ganz Anderes aufzuweisen.

Diese kleinern Schriften und Produktionen von Bitzius waren, um uns so auszudrücken, nur Zwischenakte und Pausen zwischen der Ausarbeitung größerer Werke. Die Zeit, die immer gährender und bewegter wurde, und von der sich blinzelnd und furchtsam abzuwenden Bitzius der Mann nicht war, veranlaßte ihn bald wieder zu Größerem. Da wir keine politische Geschichte des Kanton's Bern zu schreiben haben, so können wir dieselbe bloß in so weit berühren, als sie auf Bitzius Einfluß hatte und zum bessern Verständniß seiner Werke dient. Denn ohne die Kämpfe und Oscillationen des politischen Lebens in seiner Heimath begreift man Bitzius nicht, und kann sich nicht auf seinen Standpunkt und in seine Lage versetzen. Ein paar Worte müssen wir daher über jenen Zeitraum bemerken. Die Schweiz nahte sich immer mehr der Krisis der Sonderbundstage und den Begebenheiten, welche den Knoten mit dem Schwert zerhieben, die Bundesverhältnisse neu gestalteten, und auch in manchen Kantonen eine gänzliche Veränderung der politischen Zustände zur Folge hatten. In Bern war eine Staatsveränderung dem Jahre 1847 vorhergegangen und hatte, was in diesem Jahr geschah, erst möglich gemacht und vorbereitet. Es waren nämlich, wie jedermann weiß, auf die Jesuitenberufung im Kanton Luzern (1844) die wieder theilweise ein Rückschlag der aargauischen Klösteraufhebung von 1841 war, Freischaarenzüge gefolgt, und von dem Mißlingen des zweiten

dieser Züge vom 31sten März 1845 an war die Fluth der Bewegung immer gestiegen bis zur Entscheidung im Spätjahr 1847 und der Kriegserklärung gegen die sieben Kantone vom 4ten November dieses Jahres. In diesen Zeiten war der Kanton Bern bewegter gewesen als andere. Der zweite Freischaarenzug, in welchem derselbe eine Hauptrolle spielte, hatte den schon damals politisch nicht unbedeutenden Anführer Ochsenbein trotz des schmählichen Scheitern's des Zuges, weit entfernt ihm zu schaden, an die Spitze der Kantonalangelegenheiten, und als Bern Vorort wurde, der eidgenössischen gebracht. Denn im Kanton Bern war durch den Freischaarenzug und Alles was vorher und nachher geschah, die innere Fäulniß des Regiments zu Tage getreten, welches den Compaß gänzlich verloren hatte und ohne Steuermann war. Materielle, nie erledigte Fragen, wie die Zehntablösungsfrage, kamen in's Spiel. Eine neue Generation, im demokratischen Fahrwasser einer exaltierten Zeit schwimmend, drängte nach oben, wollte mit den Personen, die am Ruder waren, aufräumen, und trieb zu einer neuen Verfassung, die einen radicalen Vorort Bern auf Neujahr 1847 schaffen sollte, und auch nach allerlei Zuckungen und Bewegungen im Jahr 1846 zu Stande kam.

Bitzius lebte nun mitten in diesen Gährungen und heftigen Fluthungen. Viele Freischaaren waren durch Lützelflüh gezogen, und nach dem Mißlingen des zweiten Zuges war das Emmenthal, weil an Luzern grenzend, am aufgeregtesten. Bitzius war dem Gang der Dinge zu aufmerksam gefolgt, um sich über ihre endliche Entwickelung und besonders über die Wendung im Canton Bern zu wundern. Er konnte, so wie er war, der Mann keiner Regierung sein. Die Freimüthigkeit in seinen Schriften, in welchen die Thorheiten und Schwächen seiner Obern nie geschont und oft derb verspottet wurden, hatten ihn längst zu einer persona ingrata gemacht. Er war übrigens kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er machte nicht Agitation für oder wider diese oder jene Verfassungs-

bestimmung, für oder wider bestimmte Gesetze und Einrichtungen. Das ganz Positive und Spezielle, um welche das Regieren als Geschäft sich dreht, war ihm fremd und gleichgültig. Er schrieb daher nicht für oder wider eine Regierung, noch weniger für oder wider bestimmte Personen. Er faßte die Tagespolitik bloß in ihrem Totaleindruck, in ihrer Gesammtwirkung auf das Volk, auf das Leben der Einzelnen, der Familie, auf die Sitten und Zustände ganzer Classen auf, und je nachdem diese Gesammtwirkung ihm gut oder schlimm erschien, bekämpfte oder unterstützte er die Politik, aus welcher sie entsprang oder ihm von seinem Standpunkt aus zu entspringen schien. Er trat aus dieser von den Bestrebungen der Politiker vom Handwerk ganz verschiedenen Haltung auch da nicht heraus, wo er stark polemisch auftrat. Seine Kriegführung, um uns so auszudrücken, war eine prinzipielle und keine launische, von subjektiven Sympathieen und Antipathieen diktierte. Er verkehrte daher stets während der bewegtesten Zeit auf gleich offene und ungezwungene Weise, in amtlicher und privater Stellung mit Personen, deren politische Meinungen er bekämpfte, und die ihm in dieser Beziehung scharf gegenüberstanden. Sein Charakter blieb sich im Leben ganz gleich und die Bewegungen der Zeit, so tief sie ihn auch berührten, brachten ihn nie aus dem Gleichgewicht. Seine Schriften aber, die sich stets auf die lebendige Gegenwart bezogen, müssen allerdings nach der Zeit, in welcher sie entstanden, beurtheilt und aus derselben erklärt werden.

So war der „Geltstag“ oder „die Wirthschaft nach der neuen Mode“, ein Buch, das im Jahre **1846** erschien, ein Kind der bewegten Zeit, und Bitzius spricht in demselben zornige und strenge Worte. Auch nennt er dasselbe in einem Brief an seinen Freund Maurer selbst ein unerquickliches und sagt Folgendes über dessen Motive: „Dieß Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirthshausleben, hauptsächlich der Wirthsleute, theilweise auch das der Gäste. In solchen

Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brodlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze baare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde Etwas zu lesen. Auf diese Cloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deßwillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischaarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirthshauslärm am größten war."

Der „Geltstag" ist, wie der Bauernspiegel, ein Schattengemälde. Alles ist dunkel gehalten, ohne daß der Kenner deswegen sagen könnte, es sei dem Leben nicht gemäß. Eine Wirthsfamilie geht durch unordentliches Haushalten, durch gedankenloses Groszthun, Schlemmerei zu Grunde, und ohne die Großmuth des altväterischen Pathen der Frau Wirthin, wäre diese Letztere sammt ihren Kindern nach dem Tode des Mannes und der Versteigerung des Hauses und der Habe dem Elend verfallen. Der alte „Götti" aber nimmt sie auf und sorgt für die noch unverdorbenen Kinder. Die Mutter bleibt unverbesserlich, ihre Hoffahrt und Pflichtvergessenheit bleiben gleich, und sie geht zuletzt davon und läßt ihre Kinder im Stich, um einen Windbeutel zu heirathen.

Wir sehen, daß dieser „Geltstag" mit seiner nackten Lebensprosa sich himmelweit von den sentimentalen Geltstagen in Iffländ's Familienstücken, die uns in der Jugend so sehr rühren, entfernt ist. Was hingegen dem Buche, namentlich für den Berner selbst, Interesse verleiht, ist die bis in's kleinste

Detail gehende Kenntniß des ländlichen Geschäftslebens, welches im Kleinen seine große Bedeutung hat. Diese Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderathssitzungen u. s. w. sind meisterhaft, wenn auch sehr breit. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personal bei solchen Operationen gang und gebe sind, werden an's Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch Alles zugeht. Bitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders auf's Korn genommen, und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Gesetze und Gebräuche oder Mißbräuche, werden unbarmherzig mitgenommen. Dazwischen finden wir treffliche Bemerkungen und Discussionen über manches Verhältniß, über Kindererziehung, Hauswesen u. s. w. Doch wird das Buch, wenn sich auch Bitzius' Talent nicht verkennen läßt, zu denjenigen seiner Schriften gehören, die, schon ihres Gegenstandes wegen, weniger allgemein interessiren können.

Wenn der „Geltstag" sich ganz auf einheimischem Bernischem Boden bewegt und das Lokale vorherrscht, so war hingegen die Schrift, betitelt: „Jakob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", die im Jahre 1847 in Zwickau auf Kosten des Vereins zur Verbreitung guter Volksschriften erschien, ein neuer Beweis von Bitzius' Vielseitigkeit und von seiner dichterischen Leichtigkeit, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise ferner liegende Zustände nnd Verhältnisse hineinzuleben. Bitzius hatte bis dahin meist Landleute geschildert, deren Leben er durch und durch kannte. Nun sollte er die Wanderungen eines Handwerksburschen erzählen und hatte damit einen ihm ganz fremden Stoff zu bemeistern. Das Buch entstand nicht ohne äußere Veranlassung, und namentlich gaben deutsche Bekannte dem nun schon zu einem weit verbreiteten Ruf als Volksschriftsteller gelangten unermüdlichen „Jeremias

Gotthelf" den Anstoß dazu. Es war gegen eine Krankheit der Zeit, die freilich, wie so vieles Andere, mehr Symptom des Uebels, als die Krankheit selbst war, nämlich gegen das Clubbwesen der deutschen Gesellen gerichtet, welches sich besonders in der Schweiz, die bekanntlich weder ein Polizeistaat ist, noch einer sein kann, frei ausbilden konnte, und zuweilen so arg getrieben wurde, daß internationale Verlegenheiten entstanden, und die Schweiz ihr schnöde mißbrauchtes Gastrecht den Fremden zuweilen auf nachdrückliche und derbe Weise in Erinnerung bringen mußte. Es hat sich auch immer in der Geschichte gezeigt, daß dies Clubbistenwesen, namentlich unter Wandergesellen, Flüchtlingen u. s. w., weit entfernt, die Impulse zu großen Bewegungen zu geben, gegen solche letztern, wo sie als nothwendig und berechtigt auftreten, gehalten, zu armseligen und erbärmlichen Prellereien zusammenschrumpft, durch welche manche Tasche geleert, manch kleines Profitchen gemacht, auch einiger Schade gestiftet werden kann, aber nie etwas nur halbweg Dauerndes entstanden ist. Vor solchen Netzen die Ehrlichen und Klugen zu warnen und ihnen die Richtigkeit und Hohlheit der ganzen Maschinerie zu zeigen, war der Zweck von Bitzius' Buch. Dasselbe ruht auf dem schönen und festen Grunde deutscher bürgerlicher Ehrenfestigkeit und Arbeitsamkeit. Es ist ganz im Geiste Riehl's geschrieben, der das Gesellenproletariat als Abart des kernhaften, tüchtigen Handwerkerstandes darstellt, und den letzteren wieder zu der alten Solidität und Standesehre zurückrufen will.

Gleich anfangs wird die traditionelle Ehre des Handwerkerhauses treffend dargestellt durch die an der Wand hängenden drei Familienfelleisen, das urgroßväterliche, großväterliche und väterliche. Der tüchtige Bursche soll als Zeichen gut angewendeter Wanderschaftszeit sein Felleisen zurückbringen, wie einst der Ritter seinen Schild aus dem Kriege. Die treffliche Großmutter, ein Bild deutscher bürgerlicher Kernhaftigkeit, entläßt den Großsohn in die weite Welt mit nicht minder weisen

Worten, als der Hofmann Polonius im Hamlet seinen Sohn Laertes. Allein Jakob ist kein Laertes. Von Natur zwar gutmüthig, aber von einer Weltunkenntniß und Selbstüberschätzung, die ihres Gleichen sucht, muß er auf weiten Umwegen und durch die Schule der herbsten Prüfungen zum Verstande kommen, und den Becher des Irrthums bis auf die Hefe leeren, ehe er den Werth vernünftigen und ehrenhaften Thun's einsehen lernt, und aus einem liederlichen, charakterlosen, jedem Winde preisgegebenen Gesellen ein mannhafter und achtungswerther Bursche wird, der mit Schiller's wackeren Gesellen sagen kann:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Der Schauplatz von Jakob's Irrfahrten und Querzügen ist, wie der Titel verkündigt, die Schweiz, und in derselben das damals grassierende Communisten- und Socialistenwesen in den von Fremden gestifteten und geleiteten Gesellenvereinen. Auf das Treiben dieser Clubbs, ihr boden- und grundsatzloses Wesen, werden grelle Schlaglichter geworfen, und am Beispiel des Gesellen Jakob auf treffliche Weise gezeigt, wie die Verführungskünste in diesen Eintagsgenossenschaften getrieben, die Dummen und Ehrlichen gefangen werden, und entweder elend zu Grunde gehen, oder erst durch großen Schaden gewitzigt werden. Jakob treibt sich in der ganzen westlichen Schweiz herum, in welcher dieses Gesellen-Clubbwesen besonders blühte, und macht die demüthigendsten und trübsten Erfahrungen. Er ist aber von gutem Kernholz und kommt durch, und einmal durch eigene Erfahrung gewitzigt, geht er schnell vorwärts auf dem Weg der Vernunft. Der nackte sich selbst zerstörende Egoismus der communistischen Systeme wird an Jakob's Grundsätzen, die er aus den Gesellenvereinen als Weisheit eingesogen, treffend in's Licht gesetzt. Alle Systeme des Egoismus müssen sich gleichen und laufen auf Eins hinaus. Der vornehme Egoist in Bulwer's „Night and morning," Lord Lilburne, hat den

Satz: „Habt so wenig Bande als möglich!"*) zu seiner Lebensdevise erkoren, und der angehende Communist Jakob kommt aus seiner Umgebung, die zwar äußerlich eine ganz andere ist, mit dem gleichen Grundsatz zurück: Man muß nichts und Niemand lieb haben, denn wenn man sich von dem lieb gehabten trennen muß, so ist man wegen dieser Liebe übler d'ran, als wenn man sich um Niemand bekümmert. Dieß sogeheißene System wird durch Jakob's Erfahrung selbst widerlegt, und als er es zwar praktisch abgelegt, aber in der Theorie noch verficht, von dem Oberländermädchen Eiseli ad absurdum demonstriert. Eiseli findet es nämlich an dem sonst braven Burschen mit Recht widersinnig, wenn er alle Liebe im Interesse freier Bewegung im Leben abgethan wissen will und gleichwohl von Heirathen spricht und Anträge macht. Daher denn die kernhafte Großmutter dem rückgekehrten und belehrten Jakob gleich in's Gesicht sagt, „das müsse ein rechtes Mädchen sein, die möchte sie noch einmal sehen und ihr danken, daß sie ihn wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, da er vor ihr immer der dumme Jakob hätte bleiben müssen."

Auch in diesem Buch zeichnet Bitzius meisterhafte Charaktere. Seine Hauptfigur, Jakob, ist mit einer Sicherheit angelegt und durchgeführt, die wir bewundern müssen. Der deutsche Handwerksgeselle, besonders der des Mittelalters, ist zwar längst in der schönen Literatur, besonders in der Almanach-Literatur, als poetische Figur benutzt worden und das Wandern der Gesellen bietet dem Dichter eine nie versiegende Quelle von Situationen dar. Bitzius aber läßt auch hier alles Romantische und bloß Pikante bei Seite. Es ist als hätte er sich selbst zu dem Kunststück herausgefordert, diesen Jakob als einen ganz trivialen Bengel, einen Alltagskerl, den man wegen seiner Dummheit oft mit Schlägen traktieren möchte, in die Welt hinaus marschieren zu

*) Have as few ties as possible.

lassen, und ihm das großmütterliche: „Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!" so recht an die Stirne zu schreiben und gleichwohl den Leser für ihn zu interessiren. Dies Kunststück ist ihm wirklich gelungen. Wir folgen dem prosaischen und aberwitzigen Gesellen, der uns durch das „wilde Leben", oder vielmehr durch alles mögliche Triviale und Flache hindurchschleppt, durch die widerwärtigsten Liebschaften und schmutzigsten Kneipen, und dessen Abenteuer, wie dem Leser zum Verdruß, alle von der gemeinsten Sorte, und dem derbsten täglichen Leben entnommen sind, mit Interesse auf seinen Kreuz- und Querzügen und legen am Ende das Buch, das ganz in „hagebuchener Schweizerart" geschrieben ist, mit dem Gefühl aus der Hand, überall die Prosa des Lebens wiedergefunden und doch aus dem Ganzen einen ächt dichterischen Eindruck empfangen zu haben. Es ist eine merkwürdige Mischung von Prosa und Poesie. Plattes und Tiefes, Liebliches und Abstoßendes, Zartes und Allergröbstes liegen dicht neben einander. Aber Bitzius hat hier wieder in's volle Menschenleben hineingegriffen, das ein Jeder lebt und nur Wenige kennen, und auf jedem Blatte finden wir das so trotzige und so verzagte menschliche Herz. Wir können die Gefühle des wandernden Burschen mitempfinden, wenn er als halber Bettler, düster und aussichtslos seine Morgenwanderung in der Kälte beginnt, oder von Neid und Genußsucht gequält die ganze Welt verwünscht, und doch, wenn auch nur dunkel, die Verkehrtheit und Nichtigkeit seines Treibens erkennt. Und wir empfinden wieder mit ihm, wenn Gefühle ganz anderer Art in ihm rege werden und fluthen, wenn sich ihm in Lauterbrunnen das Thal verengt, die Berge sich zusammenziehen und die Majestät der einsamen Gebirgswelt mit ihrem Tosen, Rauschen und Donnern sein ganzes Wesen ergreift und ihn seine Kleinheit und Unmacht erkennen läßt, oder wenn er mit hellem, geläuterten Geist und dem Bewußtsein, ein neues besseres Leben zu leben, in den frischen Morgen hinauszieht,

und die Stätten wieder aufsucht, welche Zeugen gewesen waren seiner thörichten Tage. Eine wunderbare Frische der Natur und Wahrheit der Empfindung ist überall in dem Buche, und der wandernde Bursche mit seinen Irrungen und Läuterungen wird uns ein lieber Geselle, weil wir in andern Lebenskreisen an dem gleichen bewegten und beweglichen Menschenherz gleiches erfahren. Die sonst ganz unzusammenhängenden Lebensbilder mit ihrem flüchtigen schnell vorüber rauschenden Inhalt knüpfen sich alle an Jakob und die Entwicklung seines Charakters und erhalten dadurch Werth und Einheit. Jakob's Wanderungen sind daher eines der gelesensten Bücher von Bitzius geblieben, und haben namentlich unter den arbeitenden Klassen des Volkes vielen Anklang gefunden. Auch schreibt er seinem Freund Maurer, es habe ihn besonders gefreut, daß sein Buch auch von den Soldaten viel gelesen werde.

Wir haben es ein Wagstück von Bitzius genannt, daß er einen so alltäglichen und ungeschlachten Gesellen wie Jakob zum Held einer Erzählung machte. Allein er that einen noch kühnern Wurf mit der darauf folgenden Schrift: „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth,“ die im Jahr 1847 herauskam. Oder dürfen wir den Dichter nicht kühn nennen, der eine arme, alte Frau, die ihr tägliches Brod durch unausgesetzte Arbeit erkämpfen muß, die durchaus mit keinen Vorzügen des Geistes ausgestattet ist, und auch nicht durch das Interesse, das sich an ihre Umgebungen knüpft, fesseln kann, zur Heldin einer großen Erzählung macht und dabei gewiß ist, den Leser nicht einen Augenblick zu ermüden, sondern ihn fortwährend auf's Höchste zu interessiren? Dieß ist wirklich bei „Käthi“ der Fall. Die Erzählung hat eigentlich keinen Knoten, der entwickelt werden soll; die Heirath des Sohnes liegt durchaus nicht in der Anlage des Buches als nothwendige Lösung. Die Großmutter absorbirt das Interesse der Lesenden so, daß die Schicksale des Sohnes Johannes nur als Nebensache in Betracht kommen und nur durch ihren Be-

zug auf Käthi Bedeutung erlangen. Ein altes Mütterchen, mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Staffage des Bildes, die Familie, um welche die Erzählung sich dreht. Wie Mancher würde verzweifeln, wenn ihm aufgegeben würde, aus diesem Stoff einen Roman oder auch nur eine halbwegs anziehende Erzählung zu machen! Bitzius hingegen weiß aus diesen Elementen, aus diesem Stoff, den man fast armselig nennen möchte, wenn es für den wahren Dichter etwas Armseliges d. h. zu Kleines gäbe, einen solchen Reichthum des Lebens zu entfalten, ein so großes psychologisches Interesse an denselben zu knüpfen, so tiefe Beziehungen aufzufinden, die Umgebung so poetisch zu gestalten, daß dieses Buch einer der großen Triumphe des Verfassers geworden, und, wenn es in andern Beziehungen neben „Uli“, dem „Bauernspiegel“ oder „Geld und Geist“ genannt wird, in jener Rücksicht, nämlich als Beleg der Kunst, aus möglichst einfachem Stoff möglichst Viel zu schaffen, ganz einzig dasteht und den ersten Rang behauptet.

Auch „Käthi die Großmutter“ wurde hervorgerufen durch die Bewegungen der Zeit. Bitzius correspondierte mit einem französischen Geistlichen über den Socialismus und dessen Folgen und die Discussion dieses Thema's brachte ihn auf den Gedanken, gegen diesen in Neid und Genußsucht wurzelnden und daher stets seines Zweckes verfehlenden Socialismus oder, wenn man will, Communismus zu schreiben, und zwar in seiner Weise, durch Aufstellung des Beispiels eines rechtschaffenen Armen, der ohne diesen Neid und diese Genußsucht, die dem Armen als Heilmittel zur Verbesserung seiner Zustände angepriesen werden, seinen ehrenwerthen Weg durch's Leben findet, und durch Beharrung überwindet. Bitzius verkennt gar nicht, daß an dem moralischen Zustand der Armen, an jenem neidvollen und begehrlichen Wesen, das oft ihre Kraft unfrucht-

bar aufzehrt, die Art und Weise, wie die sogenannten untersten Klassen im Staate behandelt werden, große Mitschuld trage. Er sagt im „Schulmeistet“ mit tiefem Ernst: „Die ganze Welt wische die Schuhe an diesen Menschen ab und lasse ihre Laune an ihnen aus und man fordere eigentlich nur das Halten zweier Gebote von ihnen: daß sie nicht stehlen und nicht tödten. Die vier ersten wende man gar nicht auf sie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelberger's, daß sie Meisterleuten und Obrigkeiten getreu seien, über das siebente drücke man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordere man sie auf, und wenn sie das zehnte halten wollten, würde man sich über sie lustig machen, indem man ihnen den G'lust von Herzen gönne und sich ergötze an selbigem, wenn sie nur die Sache selbst nicht kriegen.“ Man kann dies auch im ganzen „Käthi“ zwischen den Zeilen lesen, wie es in der „Armennoth“ offen ausgesprochen ist, daß die übrigen Klassen der Gesellschaft, wenn die Armen besser werden sollen, sich um sie bekümmern müssen, und daß mit Wohlthätigkeit allein noch Wenig ausgerichtet sei. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die ehrliche alte Käthi noch achtungswerther, und, wir möchten hinzusetzen, für uns Andern noch beschämender. „Der alte Gott lebt noch!“ ist Käthi's Wahlspruch; aber sie legt dabei die Hände nicht in den Schooß, und der Grundsatz: Ich muß das Meinige thun! ist die Ergänzung jenes Spruches. Ohne alle Sentimentalität, die oft bei innerer Kälte durch Schilderung der Zustände des Armen nur Effekt machen will, und zu diesem Zweck noch Uebertreibung zu Hülfe nimmt, schildert Bitzius in dieser bescheidensten Hülle ein edles Leben, das durch bittern Kampf hindurch sein ärmliches Fahrzeug steuert, nie den Muth und den Glauben verliert und der nur am Glänzenden hängenden, und nur im Glänzenden das Große suchenden Welt zeigt, daß der wahre Werth in äußern Dingen nicht, sondern in der eigenen sittlichen Kraft und in der Gesinnung liege, die den Grundton unsers Lebens aus-

macht. Käthi ist die „alte Waschfrau“ von Chamisso. Man könnte dieses herrliche Gedicht dem Buch von Bitzius als Motto oder Text vorsetzen. Auch Käthi

> hat stets mit saurem Schweiß
> Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen,
> Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
> Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Das sittliche Interesse, der Respekt, den uns die alte Frau bei allen ihren kleinen Schwächen und trotz ihres unpädagogischen Verfahrens mit dem Jungen durch die ganze Erzählung einflößt, ist so groß, daß wir am Schlusse mit Chamisso ausrufen möchten:

> Und ich an meinem Abend wollte,
> Ich hätte diesem Weibe gleich
> Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
> In meinen Grenzen und Bereich.

Das Häuschen an der Emme, welches Bitzius mit einer so lebendigen Scenerie zu umgeben wußte, welches bald friedlich und im Sonnenschein uns entgegen lacht, bald von gewaltigen Naturkatastrophen bedroht wird, existirt wirklich. Auch hier, wie in der Wassernoth, treten uns diese Naturereignisse in überwältigender Anschaulichkeit entgegen. Um so trefflicher ist der Contrast derselben mit der Freiheit des Menschen, mit Käthi's ungebeugter sittlicher Kraft. Das ist die große Seite des Buches. In keinem andern von Bitzius ist eine so köstliche Frucht in so unscheinbarer Schale enthalten. „Käthi die Großmutter“ ist daher außerordentlich beliebt nnd weit und breit bekannt geworden. Es wäre nach dem Gesagten eine Verkennung der tiefern Beziehungen des Buches, wenn man dasselbe nur als eine Art Aufruf an die Reichen zur Wohlthätigkeit und Unterstützung Nothleidender ansehen wollte. Es ist ein Buch, welches studiert werden muß, um den tiefen Gehalt ganz zu erkennen.

Käthi's Sohn, Johannes, stellt gegenüber seiner Mutter,

dem Bilde rechtschaffener, neidloser und thätiger Armuth, das unzufriedene Proletariat dar. Er ist von Neid und Haß gegen die Besitzenden erfüllt, unzufrieden mit sich selbst und Andern; immer anspruchvoll und mißtrauisch. Sein störrischer Sinn wird endlich durch die schwere Verletzung, die er von der nächtlichen Rauferei davonträgt, und die herben Prüfungen, die ihre Folge sind, gebrochen, und er nachher durch die Liebe des tüchtigen Mädchens Bäbeli wieder mit dem Leben ausgesöhnt, so daß er, wie Jakob der Wandergeselle, ein ganz Anderer wird und ein neues Leben beginnt. Alle anderen Nebenfiguren, vom kleinen Johannesli bis zum geizigen und dabei mit Freisinnigkeit prahlenden Grotzen-Bauer im G'strüpp sind wie immer aus vollem Holz geschnitten. Die Base und die Wirthin sind prächtige Bäuerinnen, zum Regiment geschaffen und dabei richtig fühlend und wohlwollenden Sinnes. Die politischen Anspielungen stören uns in Käthi mehr als sonst, weil sie als ein Fremdartiges erscheinen und wir den Eindruck Käthi's lieber ganz rein hätten. Doch sind sie nicht gehäuft.

Bitzius predigt uns auch in „Käthi“ durch das Leben selbst, was Noth thut. Seine Predigt ist in seiner Dichtung enthalten. Er zeigt den Compaß durch Fluth und Stürme. Er ist von der Zeit nicht verbittert. Ernst und ruhig steht er in Käthi dem socialistischen Treiben entgegen. Die Sonne blickt überall bald aus den Wolken hervor. Der Horizont erheitert sich, und die beiden Orkane, die Wassernoth und die Erdäpfelkrankheit, die so bedrohlich in Käthi's Leben hineinragen, gehen vorüber. Das heimathliche Häuschen mit seiner traulichen Umgebung, der grünen Flachspflanzung und dem übrigen kleinen Anbau steht zuletzt gesichert vor uns, wie in hellem Abendglanze; außen und innen ist Friede. Es ist ein herrlicher Schluß, wie der Abend eines heißen langen Sommertages.

Auch für den religiösen Standpunkt von Bitzius ist „Käthi die Großmutter“ wichtig, und wir werden sie, wenn wir

denselben besprechen, nicht übergehen. Wir hätten an Käthi's Christenthum wenig auszusetzen. Sie ist eine gottesfürchtige, gottvertrauende Frau, die schlicht und recht das thut, was sie für Pflicht hält und damit Punktum. Sie spricht aber wie andere Leute, und geht in keine Versammlungen, obwohl sie im Emmenthal die beste Gelegenheit dazu hätte. Vor dem Herrn Vikar in „Anne Bäbi Jowäger" würde sie kaum gerecht erfunden werden. Sie aber, die einfältiglich und aufrichtig auf den alten Gott vertraut, der Alles zum Besten wenden werde, könnte den Herrn Vikar, der, um sie bei einem großen Unglück zu trösten, damit anfinge, sie zu einer todwürdigen Sünderin zu stempeln, eben so wenig begreifen als die schwermüthige Anne Bäbi, die sich über der Zerknirschungstheorie des jungen geistlichen Herrn „hintersinnet".

Zwischen „Käthi der Großmutter" und „Uli dem Pächter", welche **1849** erschienen, liegen zwei kleine Schriften von Bitzius, von einem unter sich ganz verschiedenen Stoff und Gepräge, die wir nur flüchtig berühren wollen. Die Eine davon: „die zwei Erbvetter" hat zwei mit einander contrastirende Genrebilder zum Gegenstand. Das Thema derselben, ein paar tausend Jahre alt, sind zwei reiche Männer ohne Notherben und nahe Verwandte, deren letzte Tage und Lebensschluß durch ihren Charakter und den Geist bedingt sind, in welchem sie als Reiche handeln, in welchem sie ihr Gut verwalten. Der Eine, der geizige Harzerhans, verhaßt und verachtet, erfüllt uns durch sein einsames, von aller Welt verlassenes Sterben mit wahrem Grausen, während uns der Andere, der treffliche und wohlwollende, aber welterfahrne und schlaue Kilchmeier durch das schöne Bild seines heitern und sonnigen Lebensabends und durch die Harmonie erquickt, in welche ihn sein edler Charakter mit seiner ganzen Umgebung bringt. Die Charakterzeichnung dieses „Erbvetters" ist eine der meisterhaftesten von Bitzius. Es ist unmöglich, aus so wenigen und einfachen Zügen ein treueres und wahreres Bild zu geben, als diese einzige Figur des reichen

und milden und dabei so bewußten und consequenten Emmenthalers.

Die andere Schrift: „Doktor Dorbach, der Wühler" ist eine Art Gegenstück oder vielmehr Nebenstück zu „Jakob's Wanderungen" und schildert den verkommenen und durch seine Verkommenheit zum Wühler gewordenen Literaten, so wie Jakob den bloß verführten und durch Schaden klug gewordenen Handwerksburschen. Doktor Dorbach, der in vielen Zügen Portrait sein soll, ist eine unendlich widrige, nur in seiner Anmaaßung und seinem Bettelhochmuth oft höchst komische Figur. Das Burleske ist freilich hier gehäuft, und der Schluß, in welchem wieder die im Dursli vorkommende Sage der sieben Bürglenherren und ihrer wilden Jagd zum Besten gegeben wird, läßt wegen des allzu Phantastischen kalt. Sonst aber ist das Büchlein eine nach dem Leben gezeichnete und durch nahe liegende Erfahrungen veranlaßte Satyre auf die Gemeinheit und Nichtsnutzigkeit dieser specifischen Art von Demagogie, und auf die Leichtgläubigkeit und Flachheit Derer, welche einem so lächerlichen Apostolat mit offenen Mäulern zuhören, und solche Bauchrednerei im unfigürlichsten Sinne für Freisinnigkeit nehmen.

Im Jahr 1849 erschien „Uli der Pächter", als Fortsetzung und zweiter Theil von „Uli dem Knecht." Beide Bücher sind trotz der großen Verschiedenheit der Zeit, in welche jedes derselben fällt, wie aus einem Guß geschrieben und an Geist, Gehalt und Physiognomie einander völlig gleich. „Uli der Pächter" entstand in einer außerordentlich bewegten Zeit, in welcher die Welt im Großen auf den Ausgang gewaltiger Katastrophen gespannt war, und in Bitzius' Heimathkanton Alles auf einen erneuerten Partheikampf und heftige Krisen hindeutete. Gleichwohl fühlen wir „Uli dem Pächter" die Aufregungen der Zeit durchaus nicht an. Bitzius läßt hier alle Politik bei Seite und führt uns in das Bauernhaus in der Glungge zurück, wo das große Weltschicksal nicht hinauf-

reicht und nur der Lebensgang der uns aus „Uli dem Knecht“ bereits bekannten Personen sich aus ihren Handlungen und der frei gewählten Bahn nach unumstößlichen Gesetzen entwickelt.

Uli geht in seiner neuen „socialen Stellung“ als Pächter neuen und bittern Kämpfen entgegen, aber er hat in dem „feldherrlichen“ und doch so liebevollen Vreneli den schützenden Engel gefunden, der sein strauchelndes Leben immer wieder aufrichtet und ihm den Kopf über dem Wasser hält. Auch genügt Vreneli's liebevolle Leitung noch nicht. Die härtesten Prüfungen müssen dazu kommen, um Uli, der ganz in Erwerbsucht, der Klippe unermüdlich arbeitsamer Naturen, aufgeht, und dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt, auf den bessern Weg zurück zu bringen. Denn selbst einen höchst ungerechten Handel hat er sich zu Schulden kommen lassen, auf welchen die härtesten Schläge wie ein Gottesgericht folgen. Doch Uli's „Treue“ siegt, und während die Familie Joggeli's, die durch den Tod der trefflichen Glunggebäurin ihres einzigen Haltes beraubt wird, dem unvermeidlichen Ruin zueilt, und aus schlimmem Samen die schlimmere Erndte entsteht, wendet sich endlich Uli's Geschick mitten aus neuen Bedrängnissen, die für ihn aus Joggeli's Tod entstehen, unerwartet zum Bessern und der Tag und Nacht arbeitende Pächter hat Aussicht in nicht ferner Zeit ein reicher Bauer zu werden. Bitzius, der sonst die unerwarteten Entwickelungen nicht liebt, giebt hier eine solche und Hagelhans im Blitzloch erscheint als ein wahrer deus ex machina, welcher den Knoten von Uli's Schicksal auf so romantische Weise löst, wie der an solche Wendungen durch Romanlektüre gewöhnte Leser es nicht besser verlangen kann. Bitzius soll übrigens diese Episode des Hagelhans nur widerstrebend aufgenommen haben. Freuen wir uns jedoch, daß er nicht allzu streng gewesen. Wir wären dadurch um einen seiner genialsten Charaktere gekommen. Denn ein ganz competenter Urtheiler sagt von Hagelhans mit Recht, „er bleibe trotz seinem Gesicht und seinem Hund, eine unge-

heuer tiefe, großartige Zeichnung, und es sei eine der genialsten Figuren, die je in einer Novelle vorgekommen."

Die übrigen Personen in „Uli dem Pächter" sind uns sämmtlich schon bekannt. Nur Vreneli entwickelt erst als Frau den ganzen Reichthum und die tiefe Seite ihres Wesens und in Uli's Krankheit steht sie in voller Glorie da. Ihr Charakter ist von schönstem Ebenmaaß, ohne Härte und ohne Schwäche; sie ist von großem Verstand und zugleich von lebendigster Empfindung. Alles steht ihr wohl an. Ein herrliches Bild!

Ihr gegenüber, wie dem Licht der Schatten, steht die verwöhnte, in jeder Beziehung falsch erzogene Bauerntochter Elisi, die schon in „Uli dem Knecht" eine bedeutende Rolle spielt und dem Charakter Vreneli's gleichsam zur Folie dienen muß. Es ist eine burlesk-widrige Figur, die sich zum Adoptivmädchen Vreneli so verhält, wie ihr Vater Joggeli zum Bodenbauer Johannes. Kein Leser von „Uli dem Knecht" wird jene komische Scene vergessen, da Elisi mit dem Sonnenschirmchen auf's Heufuder steigt und nicht mehr herunter kann, bis Uli sie herabholt. In „Uli dem Pächter" erfüllt sich ihr trauriges Schicksal, welches man längst ihrer warten sah. Man hat diesem Charakter Verzerrung vorgeworfen. Leider aber ist dieß widrige, verkehrte und verkrüppelte Wesen nur zu sehr der Wirklichkeit entnommen. Bitzius schreibt daher einem Freund, der ihm diesen Vorwurf machte, Elisi sei zu sehr Carricatur, zu seiner Rechtfertigung ganz lakonisch: „Du hast am Solothurner-Schießen die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen, in der andern Hand ein elegantes Sonnenschirmchen und mit grünen Schleiern behaftet waren." „Ich hätte sie anspucken mögen", setzt er derb hinzu.

Eine noch wichtigere Figur ist Elisi's Vater Joggeli, der eigentliche Thersites des Buches, von meisterhafter Zeichnung und der unnachahmliche Typus von Charakterlosigkeit

mit all den hundert Zügen, die sie in ihrem Gefolge hat. Die ganze Wirthschaft auf der Glungge sieht nach dem Meister aus, und was ihn einzig noch hält, ist seine Frau, die treffliche Base, Vreneli's Erzieherin. Nach ihrem Tod bricht Alles zusammen, was schon lange den Einsturz drohte. Diese Glungge-Bäuerin ist eine jener regierenden Bäuerinnen, die Bitzius so sehr liebt, verständig, klug, gewiegt im Hauswesen, von geradem Sinn und Gefühl, resolut im Handeln, einsichtig im Rathen und Ueberlegen, ein mittlerer Charakter von großer Tüchtigkeit und Wahrheit.

Von den Nebenfiguren sind der Baumwollenhändler und Johannes, Elisi's Bruder, von Bedeutung. Der erstere ist ein windiger Prahler und Industrieritter, dessen Bild ebenfalls nicht aus der Luft gegriffen ist, einer von jenen Leuten, die nur auf Abenteuer und Prellereien ausgehen und dumme eitle Mädchen von Elisi's Schlag in ihr Garn zu jagen suchen, was ihnen auch gewöhnlich gelingt. Johannes, der Bauernsohn aus der Glungge, ist die bessere Natur von den Beiden, von ursprünglich gutem Kern, aber ganz falsch erzogen, den Bitzius nicht ohne Absicht den Bauernstand aufgeben, das väterliche Erbgut verlassen und das zwar in verständiger und fähiger Hand gewinnreiche, aber für halt- und gedankenlose Leute gefährliche Gewerbe eines Wirths ergreifen läßt. Auch kömmt er in wenig Jahren so herunter, daß er bei'm Tode des Vaters die Glungge in fremde Hände übergehen lassen muß. —

Ein anderer Wirth, Uli's eigennütziger Freund, bei dem es einmal einen Gevatterschmaus giebt, spielt keine ganz sekundäre Rolle und ist ebenfalls eine von jenen Personen, welchen wir im Leben oft begegnen, die „mit schlauem Verstand, kaltem Herzen und holdseligem Wesen sich ein schön Stück Geld zu verdienen wissen." „Er war, sagt Bitzius drollig und sarkastisch, ein dicker, schwerer Mann, jeder Zoll an ihm ein Centner, Holdseligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll schitterer Engländer hätte flüß machen können."

Alle diese Figuren gruppieren sich sehr gut um Uli und Vreneli herum, und diese Letztern heben sich aus so vielen halben oder zweideutigen Elementen mit ihrem tüchtigen Willen und bessern Sinn um so schöner hervor. Ob Uli indessen, wie der Verfasser im Vorwort sagt, als jener Meister gelten könne, „welcher in den Banden der Welt lag, und welchen der Geist wirklich frei gemacht," könnte bei dessen vorwiegender und rastloser Erwerbbegierde noch in Zweifel gezogen werden. Doch wäre vielleicht eine andere Bekehrung, als die uns Uli darstellt, in seinen Verhältnissen eine gesuchtere und weniger wahre gewesen. Das ganze Buch hat einen gewissen alttestamentlichen Duft und ist gleichsam ein Commentar über den Text: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen.

„Uli der Pächter" ist seines Vorgängers vollkommen würdig und eine der schönsten Schöpfungen von Bitzius. Uli und Vreneli erfreuen uns als unvergängliche Typen und müssen dem Berner insbesondere wegen ihrer Heimathlichkeit und der in ihnen liegenden Darstellung des trefflichen Kernes seines Bauernwesens stets lieber werden.

Die Produktionskraft unseres Bitzius schien unerschöpflich zu sein und stand immer noch in voller Blüthe. Denn ein Jahr nach „Uli dem Pächter" trat er schon wieder mit einem neuen größern Buche hervor, welches den Titel führt: „Die Käserei in der Vehfreude, eine Geschichte aus der Schweiz". Diese größere Erzählung, die einen ziemlich starken Band ausfüllt, ist nicht nur in mancher Rücksicht seinen bedeutenden Schriften beizuzählen, sondern steht in einigen Beziehungen einzig unter seinen Werken da. Bitzius tritt nämlich hier aus dem engern Kreise einer Familiengeschichte oder einer Erzählung, die sich an die Schicksale eines Einzelnen oder eines Hauses knüpft, heraus, und giebt uns eine Dorfgeschichte im weitesten Sinne, eine Geschichte nicht aus dem Dorf, sondern

des Dorfes, der Gemeinde und ihres genossenschaftlichen Lebens selbst. Denn die Kässereigesellschaft, deren Stiftung und erste Blüthe der äußere Gegenstand der Erzählung ist und an welcher alle Viehbesitzer des Dorfes Theil nehmen, spiegelt die Gemeinde und ihr Leben selbst ab. Die Dorfgemeinde selbst, aus den gleichen Hauptpersonen bestehend, wird ganz dieselben Erscheinungen zeigen, wie die Kässereigesellschaft, die gleichen Zufälligkeiten, Menschlichkeiten, Intriguen und Lächerlichkeiten, wie das sociale Leben sie überall, auch in Collegien von sogenannten Hochgebildeten, gelehrten und ungelehrten Senaten und dergleichen aufweist, und zwar deswegen, weil, wie Bitzius im Vorwort treffend sagt, „das Leben der Luft gleicht, die oben und unten gleich ist, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und weil sich die Menschen von Natur in sittlicher Beziehung viel näher stehen, als man ihrem Aeußern nach glauben sollte." — Von „communistischem Treiben einer schweizerischen Landgemeinde mit seinen Tollheiten und seinem Trotz," wie ein deutscher Literat es in der „Vehfreude" dargestellt finden will, haben wir in dem Buche nichts entdecken können. Es ist eine Aktiengesellschaft, deren Gegenstand Käserei ist, und die ihrer Natur nach zu allerlei Mißbräuchen und Malversationen Anlaß giebt; nichts weiter. In derselben spiegelt sich allerdings das ganze Dorfleben.

Und in der That, wie bewegt und vielgestaltig ist dieses Leben, das uns die „Vehfreude" darstellt! wie reich an Charakteren, Lagen, Verwicklungen, Krisen, Episoden! wie sicher ist die Zeichnung der Figuren, auch der unbedeutendsten! wie gut sind alle gegriffen! Der Humor des Verfassers ist unerschöpflich, sein Witz wahrhaft verschwenderisch, und dessen Derbheit wird feinen Nerven oft zu stark. Und welchen Sprachreichthum, welchen Schatz von Sprüchen, Wendungen, plastischen Provincialismen findet der Sprachkundige und Sprachforschende in diesem Buche! Die heiterste Jovialität herrscht überall, das Komische und Burleske ist oft fast zu gehäuft, allein wir

staunen über diesen Naturreichthum, diese üppige Vegetation, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wir gehen deswegen über die Mängel, besonders der Form, über die Grobheit einzelner Ausdrucksweisen leichter hinweg, weil wir einen gleichsam ungezähmten Naturtrieb walten sehen, und eine solche wilde Kraft mit ihren Auswüchsen uns als das Seltenere erscheint gegen die Zahmheit und Glätte so vieler Erzeugnisse gehalten, denen kein productives und schaffendes Talent zum Grunde liegt." Es wäre uns bei der Nothwendigkeit, den reichen Stoff, den uns Bitzius bietet, zu beschränken und uns nicht zu weit führen zu lassen, nicht möglich, die vielen Charaktere, die in dem Buche vorkommen, einzeln zu durchgehen. Ein paar Worte mögen genügen. Eine Dame von Urtheil und Geschmack hat die Bemerkung gemacht, daß man die bessern Figuren in der „Vehfreude", wie Felix und Aenneli, lieber herausnehmen und in eine bessere, weniger schmutzige Umgebung versetzen möchte. Es ist wahr, die Farben sind grell aufgetragen, allein diese Hauptcharaktere träten weniger in's Licht, wenn sie nicht gerade durch Nebenfiguren und Umgebungen von so niedriger Art contrastirt würden, wie sich auch im Leben das Gute neben dem Bösen findet. Auch sind Felix und Aenneli nebst ein paar Andern nöthig, um dem Gemälde, das sonst gar zu Rembrandtisch ausfiele und gar zu viel des Trivialen, Gemeinen und eigentlich Schlechten enthalten würde, sein Licht und seine Sonne zu geben. Ein vertrauter Freund von Bitzius schrieb ihm von der „Vehfreude", es sei ihm denn doch etwas zu viel Dreck und Gestank in diesem Buch. Dagegen könnte wieder die Bemerkung eines ausgezeichneten Künstlers gehalten werden, welcher sich gegen den Verfasser dieser Biographie äußerte, er habe in keinem andern Buch von Bitzius so reichen Stoff zu Genrebildern gefunden.

Eine ganz eigenthümliche Seite der „Käserei in der Vehfreude" ist die staunenswerthe technische Kenntniß, die Bitzius in Betreff der Käsebereitung, aller bei derselben vorkommenden

Manipulationen und des ganzen Geschäftes an den Tag legt. Diese Darstellung des Technischen wurde ihm, sonderlicher Weise von Einigen sehr übel bemerkt, als ob er die eleusinischen Geheimnisse ausgeplaudert oder sonst eine Geheimlehre der Welt verrathen hätte. Wäre dies der Fall, so müßten die vielen Schweizer-Sennen, die im Ausland zur Käsefabrikation angestellt sind, noch gefährlichere Leute sein. Es werden wohl andere Dinge sein, die diesen Zorn über die „Vehfreude" erregt haben. Jedenfalls wär er ein ziemlich komischer.

Das kleine Büchlein „Hans Jakob und Heiri, oder die beiden Seidenweber" (es erschien 1851), war eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch den Wunsch einiger einsichtiger Freunde und Besitzer bei den dortigen Seidenwebern, besonders auf dem Lande, das so nützliche Institut der Sparkassen beliebt zu machen und dessen Einführung zu befördern, gegen welche noch manches Vorurtheil obwaltete, obwohl einzig dadurch, besondere Fälle ausgenommen, der fleißige Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich eine Zukunft zu bauen und aus dem Zurückgelegten einen verhältnißmäßigen Wohlstand zu sichern. Bitzius war wirklich ein trefflicher Commentator und Ausleger dieser Einrichtung. Sein Büchlein ist ganz in der Art von Hogarth's fleißigem und unfleißigem Lehrling angelegt, wenn auch Hans Jakob nicht Bürgermeister und Heiri nicht gehängt wird. Zwei Webergesellen, in Baselland, beginnen nämlich ihre Laufbahn unter gleichen Verhältnissen, aber mit ungleichem Sinn. Der Eine erntet nach vielen Mühsalen und Anstrengungen die Früchte seines Fleißes, der andere diejenigen seines Leichtsinns und seiner Trägheit. Das Thema ist, wie man sieht, ein alltägliches; allein Bitzius weiß die Lebensläufe der beiden Weber in ihrem natürlichen Verlauf so gut aus einander zu halten, sie mit kleinen Episoden zu schmücken und anmuthig zu machen, der Ton des Ganzen ist so sehr in Franklin'scher Weise gehalten, indem Sparsamkeit und Arbeitsamkeit verbunden mit moralischen und religiösen Grundsätzen, wie vom großen Ame-

rspaken, als das Alpha und Omega vernünftigen Lebensglückes dargestellt werden, daß wir uns sagen müssen, so müsse man schreiben, wenn man dem Volk wahrhaft nützen, dasselbe über seine Bedürfnisse und Zustände aufklären und im Kleinen anfangen wolle, zu bessern und zu helfen, damit es im Großen möglich werde. Auch hier erhalten wir belehrende Aufschlüsse über das Verhältniß zwischen Seidenherren und Seidenarbeitern, über die ganze innere Oekonomie dieses für Basel Stadt und Land, so wichtigen Gewerbszweiges. Der eigentliche Zweck des Büchleins, die Empfehlung des Sparkassensystems in Baselland, wird ganz unmerklich und fast nur beiläufig eingeführt und erreicht, indem Hans Jakob oder vielmehr dessen Frau durch vernünftigen Rath zur Einlegung vermocht wird; aber die Erzählung drängt so in allen Theilen auf diesen Kern, die Einprägung haushälterischer Grundsätze, besonders für solche Gegenden von Fabrik- und Hausindustrie, hin, daß sich das Resultat wie von selbst ergiebt und wieder das Beispiel selbst den Prediger macht. Das Büchlein, wir wiederholen es, ist ganz im Geiste eines Franklin, und dieser würde es ein vortreffliches genannt haben.

Bitzius' Geist rastete nimmer, und hätte er auch eine Pause in seinem Schaffen machen wollen, die Bewegungen der Zeit hätten ihm keine Ruhe gegönnt. So sind die „beiden Seidenweber" wieder nur ein kleines Intermezzo, welchem bald ein größeres Werk folgte, das unter seinen Schriften eine besondere Stelle einnimmt, weil es, um mit Bitzius selbst zu sprechen, „wie kein anderes seiner Bücher von sogenannter Politik strotzt" und dem politischen Kampf eigentlich gewidmet ist, während in den meisten andern Schriften das Politische nicht Zweck sondern nur Beiwerk ist. Wir sprechen vom „Zeitgeist und Bernergeist", der 1852 erschien. Auch dies Buch muß aus der Zeit, in welcher es geschrieben ist, erklärt werden, wenn man es richtig verstehen und dem Verfasser, der hier mehr als je als Parteimann auftritt, nicht Unrecht thun will.

Der „Zeitgeist und Bernergeist“, der wirklich seiner politischen Polemik wegen dem Verfasser, außer seiner Kalender-Wirksamkeit die meisten Feinde erweckte, wurde nämlich in der Zeit der heftigsten Parteiung im Kanton Bern geschrieben. Im Jahre 1850 hatte dort ein Umschwung der Dinge in conservativem Sinne stattgefunden. An die Stelle der radikalen Regierung war eine conservative getreten, und nun begann von Seite der Partei, welche als radikale die Opposition bildete, ein Angriff und Kampf innerhalb und außerhalb des Rathsaales, wie ihn der Kanton Bern in dieser Heftigkeit und Zähigkeit noch nie gesehen hatte. In diese Zeit fällt der „Zeitgeist und Bernergeist“. Wir werden später bei der allgemeinen Beurtheilung von Bitzius als Schriftsteller seinen politischen Standpunkt überhaupt näher erörtern und discutieren, so daß wir hier, wo wir bloß von einem bestimmten Buche sprechen, kürzer sein können und nur das zur Erklärung des Buches Nöthige zu sagen brauchen.

Der „Zeitgeist und Bernergeist“ ist allerdings eine Gelegenheitsschrift oder, wenn man will, eine politische Parteischrift. Nur müssen wir die Bemerkung wiederholen, daß Bitzius die Politik nicht vom gewöhnlichen Standpunkt ansah, daß er nicht Politiker vom Fach, Staatspolitiker, um uns so auszudrücken, war und auch nie als solcher sich hervorthun wollte, sondern bloß als Republikaner auch in Betreff der Politik sich berechtigt und verpflichtet hielt, für seine Grundsätze, für Dasjenige was er im Staat für recht und heilsam hielt, mit Rede und Schrift einzustehn und nach dem Solonischen Grundsatz, welcher der wahre ist, Partei zu nehmen. Er war demnach nicht Politiker aus Lust und Leidenschaft, sondern blos nothgedrungen, wo er sagen zu müssen glaubte: „Ich kann nicht anders!“ Und wenn er die Offensive ergriff, so war es stets blos diejenige die, nach militärischen Grundsätzen, von einer guten Defensive unzertrennlich ist. Er sagt daher im Vorwort zum „Zeitgeist und Bernergeist“ so offen als mög-

lich: „Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch bei'm besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europa's." – In einer frühern Stelle dieses Vorworts sagt er ferner „die Liebe zu der wahren, christlichen Freiheit, die ihm als gebornem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da er in derselben aufgewachsen, Bedürfniß sei, habe ihn gedrängt Schriftsteller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahr alt gewesen. Er habe gewußt, was er wollte. Er sei für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten." – So müssen wir den „Zeitgeist und Bernergeist" im Sinn des Verfassers als eine Art Vertheidigung pro aris et focis ansehen, gerichtet gegen Principien und Tendenzen, die Bitzius gefährlich schienen und die grade damals in seinem Heimathcanton sich besonders geltend machten.

Der Titel „Zeitgeist und Bernergeist" lautet etwas sonderbar und ist nicht ganz klar. Frägt man sich, was unter Zeitgeist und wieder unter Bernergeist zu verstehen sei und was Bitzius dabei vorgeschwebt habe, so würde die Umschreibung etwa so lauten: das Schlimme des Zeitgeistes gegenüber dem Guten des alten Bernergeistes. Wir haben gesehen, daß Bitzius nirgends ein eigentlicher laudator temporis acti, ein Verfechter starrstabiler Grundsätze ist, vielmehr als eifriger Reformer (wie im Schul- und Armenwesen) und, wenn man eine nun veraltete Bezeichnung wählen will, als so geheißener Altliberaler gelten kann, wenn er auch nicht für Verfassungen schwärmte und allen neuen Dingen und Leuten nachlief. Er konnte daher im „Zeitgeist und Bernergeist" nur das Erhaltens-

werthe, Tüchtige des alten Geistes dem Verderblichen des Neuen, des „Zeitgeistes“, entgegensetzen wollen. Diesen Gegensatz nun stellt er dar durch zwei angesehene Bauernfamilien, die durch mancherlei Bande verknüpft sind, deren Häupter aber entgegengesetzten politischen Partheien angehören und in Folge dieser verschiedenen politischen Richtung auch im Regiment und Leben der Familie getrennte Wege einschlagen. Die mehr altväterischen Lebensgrundsätze und die damit verknüpfte Lebensweise und Familienleitung des Ankenbenz gereichen ihm und seinem Haus zum Heil und bringen Wohlstand und Blüthe, während umgekehrt Hunghans, in den Strudel des politischen Lebens gerissen, jene Grundsätze verläßt und dem ökonomischen und moralischen Ruin entgegengeht, wobei der in seiner eigenen Familie vorhandene Gegensatz zwischen altem und neuem Leben das Bild noch greller macht. Wenn man aus dieser Darstellung den allzu raschen Schluß zöge, Bitzius habe mit diesen Parallelbildern die so geheißenen Radikalen in Bausch und Bogen als Lumpen, die so geheißenen Conservativen aber als die Gerechten und Gesegneten des Landes darstellen wollen, so würde ihm ein Vorwurf gemacht, der, wenn er wahr wäre, kaum entschuldigt werden könnte. Denn abgesehen davon, daß in allen Partheien, wie in allen größern Genossenschaften, sich Gut und Bös ziemlich gleich gemischt findet, wird auch der politische Grundsatz des Hausvaters nicht nothwendig auf dessen Lebensweise und Hausregiment absolut bestimmend einwirken, und es wird im Kanton Bern, wie in der übrigen Welt, eben so wohl ganz solide radikale und ganz lüderliche conservative oder antiradikale Hausväter geben, als umgekehrt. Dessen ungeachtet kann man dem Lebensbild, welches uns Bitzius in Hunghans und seiner Familie gegeben hat, die volle Wahrheit und Treue nicht absprechen und es bleibt ganz fest stehen, daß, wer so wie Hunghans Politik treibt, den Radikalismus so versteht wie er, auch die nämlichen Erfahrungen machen und, wie er, erst durch traurige Erlebnisse und mit großem

Schaden werde klug werden müssen. Da es aber viele so unselbstständige Naturen giebt wie Hunghans, und da nicht zu leugnen ist, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zur Zügellosigkeit und zu flottem, der Zukunft vergessendem Leben größer ist, so konnte Bitzius sein Buch ganz passend und zweckmäßig für diese Vielen geschrieben haben, die ihm der Warnung und der Aufklärung zu bedürfen schienen, weil sie aus Beschränktheit freiwillige Sclaven eines zügellosen, unordentlichen Wesens wurden, das mit rein politischen Grundsätzen nichts mehr zu schaffen hat. Diesen Eindruck hat uns der „Zeitgeist und Bernergeist" gemacht. Er schien uns geschrieben für die Unselbstständigen und leicht Verführbaren unter den begüterten Landleuten und gegen das Aufgeben einer grundsätzlichen und geordneten Lebensweise gerichtet, ohne welche weder für den Einzelnen noch für die Familie Gedeihen ist. Die frivole und grundsatzlose Lebensweise ist es, die Bitzius bekämpft und perhorresciert, und wenn er unter den Ursachen dieser Lebensweise ein gewisses politisches Treiben, ein Nachwirken einer bestimmten Art von Politik findet, so wird er unerbittlich dagegen zu Felde ziehen, Haus und Familie gegen das Einreißen so loser Maximen zu schirmen suchen, ohne deshalb das Unrecht begehen zu wollen, eine ganze politische Partei auch als Privatleute an den Pranger zu stellen.

Bitzius sagt es übrigens im Vorwort, daß er nur das bekämpfe, was er „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben" nennt, und daß er darauf rechne, alle diejenigen Radikalen, deren radikale Politik nicht über die Grenzen der eigentlichen Politik gehe, denen sein Kampf nicht gelte, und die bloß (irriger Weise) sich an diese übertreibenden und destruktiven Tendenzen anschließen zu müssen glaubten, um ihrem politischen Grundsatz nicht untreu zu werden, auf seiner Seite zu sehen, so bald sie dieses Sektenartige und mithin Tyrannische erkannt haben würden. Da das Buch, wie gesagt, während des heftigsten Parteistrei-

tes geschrieben wurde und Bitzius gleichsam den Feind vor den Thoren sieht; so konnte es nicht fehlen, daß das politische Raisonnement, Reden und Betrachtungen, die dahin zielen, vorwiegen und auch in Betreff von Sprache und Form Vieles auszusetzen ist, was dem Verfasser den sarkastischen Vorwurf eines ostschweizerischen Recensenten zuzog, daß er von jeder Bohnenstange den Weg zur Regierung, Staatskasse, Verfassung, kurz zur Politik zu finden wisse, daß sogar das „Galatanni" über Moirte und Almeras (die Genfer Nationalräthe) schimpfe und das Ganze nur wie eine politische Flugschrift zu betrachten sei. Es hieße jedoch den poetischen und psychologischen Werth des Buches bedeutend unterschätzen, wenn man nicht mehr darin finden wollte. Trotz aller Politik, die dem „Zeitgeist und Bernergeist" allerdings seine Färbung giebt, wie sie damals auch das Leben des ganzen Kantons fast ausschließlich beherrschte, ist das Buch voll poetischen Reizes und von der frischesten Lebensfarbe und steht darin anderen Schriften von Bitzius wenig nach. So ist Ankenbenz eine der erfreulichsten und schönsten Figuren von Bitzius, voll Maaß und Kraft, freilich mit jenem Zuge von Klugheit, die einem energischen Handeln für eine feste Ueberzeugung meist im Wege steht, aber ganz dem Charakter des ehrenfesten Bernischen Bauers entnommen ist. Benz wird übrigens hierin mehr als ergänzt durch seine Frau, Lisi, die Bäuerin, „die Kartätschen im Munde führt, und deren Worte nicht bloß durch Mark und Bein, sondern durch Dorf und Gau und über Berg und Thal gehen", die übrigens da sie selbst die Sachen nicht auszufechten hat und ruhig zu Hause bleiben kann, die diplomatische Weise ihres Mannes gut ausschelten und über Lässigkeit reden hat. Zu Lisi's imperatorischer Natur steht dann wieder in trefflichem Gegensatz ihre Freundin Gritli, Hunghansen's Frau; wie rührt uns das Seelenleiden, der verzehrende Kummer dieser nicht zum siegreichen Bestehen täglich wiederkehrender Kämpfe und Verdrießlichkeiten geschaffenen Natur! wie wohl mögen wir diesem Gemüthe das

manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unstet und ruhelos auf dem Meer des Lebens umhergetrieben worden, die endliche Ruhe und den Frieden der Versöhnung gönnt; Gritli's sanftes, einem Abendhauch ähnliches Sterben und die nachfolgenden Scenen sind Bilder von unendlicher Tiefe und Wahrheit. — Das junge Gritli und der junge Ankenbenz sind auch ein recht stattliches Paar, doch stehen sie mehr im Hintergrund und ihre Liebe muß sich vor dem Getöse des politischen Treibens verstecken. Hunghans selbst ist ebenfalls sehr gut gehalten. Weder von Uebertreibung noch von politischer Schadenfreude ist eine Spur bei dessen Zeichnung zu finden, so daß er uns fortwährend großes Interesse einflößt.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" wird, in den Rahmen seiner Zeit gestellt und aus derselben erklärt, immer ein bedeutendes Buch bleiben, wenn auch mehr für den Berner selbst, für den es geschrieben ist, als für fern stehende Leser. Für den Berner ist es deswegen von Wichtigkeit, weil es Zustände und Erscheinungen fixirt und plastisch darstellt, die wieder verschwinden und die für die Geschichte des Landes und für Politik und Psychologie überhaupt interessant sind. Wir erinnern nur beispielsweise an die Großrathswahl und die komischen Zufälligkeiten und Mysterien derselben.

Wie dem „Zeitgeist und Bernergeist", so traf auch das letzte größere Werk von Bitzius, nämlich „die Erlebnisse eines Schuldenbauers", welches mit dem Jahr 1854, dessen Ende der Verfasser nicht mehr erlebte, herauskam, der Vorwurf: daß die Parteipolemik zu sehr darin vorherrsche und daß die Conservativen stets als die einzig Gerechten und Frommen, die Radikalen hingegen als Lumpen und Taugenichtse hingestellt würden, die nur den Schatten zum Gemälde hergeben müßten und die Ersteren einzig an ihrem, wie Bitzius meine, doch wohlverdienten irdischen Floriren hinderten, also gleichsam die Rolle der bösen Geister spielten. Das wäre nun wirklich eine schlimme Sache, allein wir haben in dem Buche etwas ganz

Anderes Gefunden. Vorerst hat dasselbe nicht, wie der „Zeit-geist", einen ausgesprochenen politischen Zweck. Die Politik ist gar nicht Hauptsache, sondern wird nur beiläufig hineingezogen, in so fern Bitzius gegen die Staatseinrichtungen eifert, welche wegen zu weit getriebenem Formalismus und strenger Trennung aller Befugnisse und Gewalten und wegen der daraus entstehenden Scheu aller Staatsbeamten, sich durch die kleinste Ueberschreitung dieser so abgezirkelten Befugnisse verantwortlich zu machen, den Ehrlichen aber Unbehülflichen, namentlich den kleinen Besitzer, nicht mehr nachdrücklich in seinem Eigenthum und seinen Rechten schützen und namentlich gegen Prellereien und Umgarnungen aller Art sich machtlos erweisen, welche ihm von Seite jener gefährlichen und in allen Herren Ländern zahlreichen Klasse von gewissenlosen Spekulanten, habgierigen Geschäftsmäklern und Auftreibern drohen. Diese Klasse, die keinen Stand oder Beruf ausmacht, aber leider überall zu finden ist und von den Verlegenheiten bedrängter Schuldner, von dem Aufspüren und Ausbeuten fremden Unglücks oder dummgutmüthigen Vertrauens lebt, hat Bitzius im Schuldenbauer auf's Korn genommen und zu zeichnen versucht. Solche Leute werden auch in bewegter und zwiespältiger Zeit am sichersten ihr Wesen treiben, und da sie sich die herrschenden Meinungen und Phrasen aneignen und sich in den Mantel der jeweilen geltenden politischen Redensarten hüllen, so werden sie hie und da zu einiger Bedeutung gelangen, und wer dann ihr Treiben entlarvt und aufdeckt, den werden sie für einen Volksfeind und Aristokraten und „Störer des Freundschaftsbundes" ausschreien, während er bloß die Thorheit vor der Arglist warnen und den Ehrlichen und Fleißigen die Schlingen und Gefahren zeigen will, die auf die Früchte ihres Fleißes und auf ihre Zukunft lauern. Der Zweck des „Schuldenbauers" ist also, auf diese häufige Quelle von Verarmung und Unglück aufmerksam zu machen und den Staat auch auf diesem Gebiete zum Aufsehen zu mahnen und seine Unterstützung zu verlangen, die er der

durch leisten solle, daß er „ein klar Recht über dem Volke aufstelle, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständlich auch den Unmündigen, und daß dieses Recht von einer wackeren Hand verwaltet werde, die allen sichtbar, allen fühlbar sei.“ (Forderungen, die freilich leichter zu stellen als zu erfüllen sind.) Das Buch hat demnach einen allgemein patriotischen, gemeinnützigen Zweck, und Männer aller Parteien können aus demselben lernen und zu fruchtbaren und ernsten Betrachtungen angeregt werden.

Der „Schuldenbauer“ ist eine Art Gegenstück zu „Uli“, der aus einem Knecht Pächter und zuletzt Bauer wird, während Hans Joggi von einem freilich mit Schulden belasteten Bauer wieder zum Pächter heruntersteigt, wenn man dieß ein Heruntersteigen nennen will, da seine Lage in der Wirklichkeit dadurch gebessert wird. Bitzius hat uns anderswo einen Schuldenbauer anderer Art vorgeführt. Sepp, der Nägelibodenbauer in der „Vehfreude“, ist in ähnlichen Umständen gewesen, wie Hans Joggi; aber ihn bringt seine ganz andere Persönlichkeit, seine Klugheit, Zähigkeit, Ausdauer, sein selbstständiges Urtheil in allen Dingen über die Gefahren hinweg und hält die Schlingen von ihm fern, in welche Hans Joggi durch seine Blödigkeit, seinen gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß, seine geistige Beschränktheit und Nichtanstelligkeit überhaupt verstrickt wird. Hans Joggi hätte sich jenen Sepp zum Muster nehmen können. Man ärgert sich vielfach über seine gar zu große Einfalt. Denn da ist schwer helfen und verhüten. Wider den Unverstand und die Urtheilslosigkeit und ihre Folgen ist nun einmal kein Kraut gewachsen. Wer, um sich Raths zu erholen, aus Blödigkeit oder weil er einen Gang scheut, statt zu soliden und rechtlichen Berufsleuten, zu Spitzbuben und Betrügern geht und den sich aufdringenden Winkelgeschäftsmann allen andern vorzieht, der hat am Ende den erlittenen Schaden sich selbst beizumessen. Goethe sagt zwar sehr schön in seiner „natürlichen Tochter“:

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?

Allein keine Staatsordnung hat noch eine Panacee erfunden gegen diesen täglichen und kleinen Krieg der Schlauen und Eigennützigen mit den Einfältigen und allzu Vertrauenden, und wer es unternehmen wollte, die Staatsgewalt so weitreichend und überall hin eingreifend zu machen, daß alle Hans Joggi vor dem Uebel bewahrt werden könnten, müßte eine Polizeigewalt und einen Apparat von väterlichen Zwangsmaßregeln herstellen, deren Nachtheile den gutgemeinten Zweck wirksameren Schutzes der Beschränkten und geistig Unmündigen bei Weitem überwiegen und des Uebels mehr schaffen würden, als vorher war, nur in einer andern Richtung. Gesetze können hier so wenig Alles thun, als deren Vollzieher. Sie müssen den Bürger seiner eignen Klugheit, dem Instinkt der Selbsterhaltung überlassen. Sie können nicht für ihn sehen, wachen, rathschlagen.

Der „Schuldenbauer“ ist seiner Anlage und seinem Zweck nach, wie der Bauernspiegel, Dursli, der Geltstag und andere Schriften von Bitzius, ein Schattengemälde. Der Verfasser sagt es im Vorwort selbst, das Buch sei geschrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, und zwar mit Pein geschrieben, denn wohl werde es einem nicht in dieser trüben Luft. Hierin liegt der Hauptcharakter und die ernste Bedeutung desselben. Bitzius giebt zwar die Heilmittel für die „in den Erlebnissen eines Schuldenbauers“ geschilderten Gebrechen im Staatsleben nicht an, und könnte dies auch nicht. Denn von Vielem, welches da gerügt wird und was wir beklagen, können wir doch nur mit dem englischen König Heinrich sagen:

Sind dies Nothwendigkeiten,
Ertragen wir sie als Nothwendigkeiten!

Gleichwohl müssen wir gerade in diesem Buche von sehr unerquicklichem Inhalt den Freimuth bewundern, mit welchem

Bitzius gegen diese mehr in der Tiefe liegenden Uebel und Zustände zu Felde zieht, er, der Einzelne, nur in privater Stellung stehende, der nur seinem Drange folgt, Ungerechtigkeit zu bekriegen, wo sie auch sich zeige. Wir können dem Dichter unsre Hochachtung und unsre herzliche Theilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem andern seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, „den des Volkes jammert", der ein so warmes Herz für das Volk hat und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksameren Schutz aufrufen möchte. Bitzius ist ernst, wie der alt-testamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias, aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgefühls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldenden, arbeitenden Volke.

Es ist rührend, ihm zu folgen, wenn er uns die Schicksale und Erlebnisse dieser braven aber gedrückten Familie schildert; mit wie liebevoller Sorgfalt hat er alles Einzelne ausgespäht und die tausend kleinen Züge aufbewahrt, die auch dem Leben dieser Menschen Physiognomie und Farbe verleihen! Wie greift nicht z. B. der Tod des kleinen Hans Ueli in das Leben dieses Hauses ein! wie gut weiß Bitzius diesen unverdrossenen Muth und die felsenfeste Ehrlichkeit zu schildern, welche die Familie dieses Schuldenbauers durch die Klippen und Stürme ihres oft so trost- und aussichtslosen Lebens hindurchsteuern, eines Lebens, von welchem fürwahr auch „was köstlich daran war, Mühe und Arbeit gewesen".

Es ist als ob Bitzius in diesem letzten Buch den Aermern und Gedrückten im Volke ein Vermächtniß seines warmen Herzens für sie hätte hinterlassen wollen. Das Buch ist in der That wie mit seinem Herzblut geschrieben, und des Trau-

rigen ist weit mehr als des Erfreulichen. Doch mildert der Schluß der Erzählung, die bessere Aussicht für des tüchtigen und fleißigen Hans Joggi's Zukunft, die trübe Empfindung, die uns das Ganze wohl zu geben geeignet ist.

Die „Erlebnisse eines Schuldenbauer's" haben eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem „Geltstag", der ein ähnliches Thema behandelt und eben so unerquickliche Dinge beschreibt. Doch ist zwischen Beiden der große Unterschied, daß im „Geltstag" der selbstverschuldete Ruin auf der Gnepfi unser Mitleid nicht gewinnen kann und daß man von Steffen und Eisi sagen muß: Ihr habt es so gewollt! während dies bei'm Schuldenbauer ganz umgekehrt ist, indem er unsre Sympathie in hohem Maaß durch seine Tüchtigkeit und Beharrlichkeit in Anspruch nimmt, wenn wir uns auch vielfach über seine Leichtgläubigkeit und Blödigkeit ärgern.

Wir sind nun unerwartet und allmählig an's Ende der schriftstellerischen Laufbahn von Bitzius gekommen und stehen leider auch dem Ende seines reichen Lebens nahe, von dessen letzten Tagen uns einzig noch zu erzählen übrig bleibt. An dieser Stelle angelangt, gewärtigen wir wiederholt den Vorwurf, daß wir von seinem Leben (außerhalb des schriftstellerischen Wirkens), das man nicht kenne, zu wenig, von seinen Schriften, die man ja schon kenne, zu viel gesprochen. Allein wir wiederholen es auch hier: seine Schriften sind sein Leben selbst, sind wenigstens das einzig Merkwürdige in demselben, da dessen ebener Verlauf dem klaren Bache gleicht, in welchem man jeden Kiesel zählen kann, und welcher nie trübe oder aus seinem natürlichen Flusse hinaus gedrängt oder verschüttet wird. Der Mann selbst wird durch seine Schriften vollkommen durchsichtig, und der eingeschlagene Weg reut uns so wenig, daß wir bezeugen können, wie es uns oft viel gekostet, bei einzelnen Schriften nicht länger zu verweilen. Wir mußten uns von Einzelnem mit Gewalt losreißen und haben auch, um nicht zu weit geführt zu werden, eine Menge kleinerer

schriftstellerischer Produkte nicht erwähnt, über die noch Manches zu sagen gewesen wäre. Um diese Letzteren jedoch nicht ganz zu übergehen und ihre Bedeutung nicht zu gering anzuschlagen, werfen wir am Schlusse noch einen flüchtigen Blick auf die „Erzählungen und Bilder", die, aus verschiedenen Zeitepochen herstammend, in fünf Bänden gesammelt worden sind, von welchen der letzte erst nach des Verfassers Tode herauskam. Diese Erzählungen sind vom verschiedensten Inhalt und Gepräge, bald sehr ernst, bald heiter und burlesk, mithin auch sehr ungleich an Gehalt und Tiefe, viele unbedeutend, einige von großer Bedeutung. Frische Lebensluft weht in Allen. Wir werden nur einige aus der Masse herausheben, die uns zu den vorzüglichsten zu gehören scheinen und den meisten dichterischen Werth haben.

In dieser Beziehung verdient zuerst „des Großvaters Sonntag" genannt zu werden, in welcher Erzählung Bitzius den kühnen Gedanken zu verwirklichen schien, die ernsteste der Scenen, die des Sterbens, mit dem ruhigen Glanz und der Heiterkeit einer Idylle zu umgeben. Alles ist unvergleichlich schön. Herrlicher kann die Sonne des Lebens nicht untergehen. Es ist der lange nachklingende, letzte Ton einer Glocke, und wir lauschen sinnend diesem letzten Verklingen zu. Wer des „Großvaters Sonntag" einmal gelesen, kann ihn nie wieder vergessen. — In anderer Weise ist „das Erdbeeri-Mareili" ein so duftiges, so ätherisches Bild, daß wir fast nicht mehr auf der Erde zu weilen glauben und die höhere Liebe dieser beiden Frauenseelen, das stille und ungekannte Leben der Einen für die Andere, als das reinste Glück empfinden, welches zwei so reinen Herzen, wie diese Mädchen, zu Theil werden kann.

„Elsi, die seltsame Magd" ist wiederum eine Erzählung anderer Art, so tief und doch so einfach angelegt und von so poetischen Momenten durchzogen, daß Gottfried Keller mit Recht sagen konnte, sie sei werth, an innerem Gehalt „Her-

mann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden. Nur ist hier der Ausgang ein tragischer. Der Untergang des alten Bern im unglücklichen Kampf gegen die französische Republik ist der große Hintergrund der erzählten Geschichte, in dessen greller Beleuchtung wie in einem blutrothen Schein das Bild sich verliert. Elsi ist eine wahrhaft tragische Heldin und ihr Christen nicht weniger ein ihrer würdiger Held.

Im Gegensatz zu „Elsi" athmen die Erzählungen „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Michel's Brautschau" (die Geschichte: wie Christen eine Frau gewinnt, die ebenfalls hieher gehört, haben wir schon früher genannt) den heitersten und schalkhaftesten Humor, sind durch und durch erquicklich und im muntersten Volksgeist eingetaucht. Die erstere Erzählung: „Wie Joggeli eine Frau sucht", ist sogar zu einem höchst lächerlichen und das Zwerchfell erschütternden Operntext benutzt worden, den man der Merkwürdigkeit wegen hinter der Erzählung abdrucken sollte, um den Unterschied zwischen reiner Natur und reiner Unnatur recht in die Augen springen zu machen. Die Thatsache beweist übrigens, wie sehr „Jeremias Gotthelf" und sein „Genre" in die Mode gekommen waren, und wir wundern uns nur, daß es keine Damenkleider „à la Jeremias Gotthelf" gegeben hat. Die Derbheit seiner Schreibart scheint ihm übrigens bei'm schönen Geschlecht durchaus nicht geschadet zu haben. Sie war eben neu und saftig.

Von großer psychologischer Feinheit ist „der Besuch", welcher ein wegen Lumpereien beginnendes Zerwürfniß zwischen jungen Eheleuten zum Gegenstand hat, welches dann von der klugen Mutter der jungen Frau noch zeitig gehoben wird und in der lokalen Verschiedenheit der Sitten zwischen den Heimathsgegenden der Eheleute wurzelt. Bitzius schaut hier wieder recht in's menschliche Gemüth, namentlich in's weibliche. Das Thema dieser höchst anmuthigen Erzählung enthält einige leichte Züge von „Geld und Geist," und ist demjenigen dieses Buches ähnlich, aber das aufsteigende Gewölk im „Besuch" ist nur leicht

und wird glücklich wieder zertheilt, ehe es drohend und schwer am Horizonte sich sammelt.

Der „Besenbinder von Rychiswyl“ und „Bartli der Korber“ sind vortreffliche Zeichnungen von Originalcharakteren und namentlich rechnen wir den Letztern, Bartli, unter die schwierigsten und gelungensten Charaktere, die auf Bitzius' unendlich reicher Bühne sich tummeln. Beides sind Sonderlinge aus der streng arbeitenden und erwerbenden Klasse, denen ihre Berufs- und Lebensweise ein ganz originelles Gepräge aufgedrückt hat. Sie werden als Muster von ausharrendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitsamkeit hingestellt, und das Leben eines Jeden, besonders Bartli's, wird uns von Bitzius in seinen kleinsten und tiefsten Falten meisterhaft auseinander gelegt.

Sehr ernste und erschütternde Erzählungen sind „Segen und Unsegen“ und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern u. s. w.“, während „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ und „die Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler“ aus leichterem Stoff gewebt sind und als politische Genrebilder aus ganz verschiedenen Zeiten gelten können und als solche Bedeutung haben, weil Bitzius auch hier wie überall die Leute und Dinge in ihre wahre natürliche Umgebung versetzt und die Zeit durch kleine Züge plastisch und wie sie wirklich war, darzustellen weiß, ohne seine dichterische Freiheit allzu sehr zu beschränken.

Auch „der Besuch auf dem Lande“ und „der Ball“ sind, wenn auch unbedeutender, doch charakteristische und besonders für den Berner interessante Lebensskizzen. Der „Ball“ zog dem Verfasser von Seite eines deutschen Kritikers den lächerlichen Vorwurf zu, er habe durch diese Erzählung die Städterinnen persiflieren wollen und seine Rosalie Gelblächt höchst ungerechter Weise zu deren Repräsentantin gemacht, ein Vorwurf, der kundigere Leser des „Balles“ gewiß sehr belustigen wird.

Wir können an dieser Stelle nicht umhin, es zu bedauern,

daß Bitzius uns nicht mehr solche Genrebilder aus früherer Zeit, wie „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ eines ist, geliefert hat, weil man aus solchen Erzählungen die Physiognomie einer bestimmten Zeit weit besser kennen lernt, als aus allen officiellen Staatsberichten und Protokollen. Für ein paar solche mit Sorgfalt geschriebene Lebensbilder würden wir viele unbedeutendere Produkte hingeben, die er im Drange von Bestellungen und Nachfragen zu Tage fördern mußte. Es ist in mancher Beziehung als eine Calamität zu betrachten, daß Bitzius, als er einmal in die Mode gekommen war und Jedermann einen Artikel von ihm in seiner Bude haben wollte, durch dieß allseitige Drängen, dem er nicht widerstand, sich oft in einen wahren Nothzustaud versetzen ließ, in welchem von ruhigem Schaffen und sorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede sein konnte. Da wurde er für Almanache, Zeitschriften, Kalender aller Art in Requisition gesetzt. So lieferte er Aufsätze in die Elsässischen Neujahrsblätter, in das „Deutsche Leben“ von Pröhle, in die Volkskalender von Nieritz, Steffens, Hofmann, ferner in die schweizerischen Alpenrosen, in die illustrierte Zeitschrift für die Schweiz, in Reithard's Kalender, in den Bernerkalender, so lange dieser erschien, und in das Berner Taschenbuch. Da mußte es wohl oft etwas fabrikmäßig zugehen. Er hätte wohl besser gethan, solche Zudringlichkeit zuweilen zurückzuweisen und „Herr seiner Zeit und König seiner Stunden“ zu bleiben. Der Vorwurf eines schweizerischen Kritikers in einem Tagblatt, daß Bitzius, der immer von der soliden guten alten Zeit spreche, so mit beiden Füßen in diese leichtfertige, moderne Buchmacherei hineinspringe, wäre dann auch in Bezug auf diese kleinern literarischen Produkte unverdient gewesen, wie er es, was die größern Werke anbetrifft, jedenfalls ist. Die Gewöhnung des Arbeitens auf Bestellung und Termine ist für Produkte, die etwas mehr als Handwerksarbeit sein sollen, sehr nachtheilig, was schon große Genies durch Minderung ihres schriftstellerischen Ruhmes er-

fahren haben. Auf der andern Seite wollen wir aber auch nicht verkennen, daß wir solchem äußern Sporn vielleicht manche anmuthige oder ernste Erzählung verdanken, welche sonst ungeschrieben geblieben wäre.

Wir erwähnen zuletzt noch der „Frau Pfarrerin,“ dieses einfachen Lebensbildes, das uns gerade durch seine Harmlosigkeit und sein unschuldiges Genügen rührt. Da diese Erzählung die letzte schriftstellerische Arbeit von Bitzius war, die sich bei seinem Tod im Manuscript vorfand, so hat man darin Bezüge auf die Seinigen und das Vorgefühl eines nahen Todes finden wollen; und es war natürlich, daß man die wehmüthige Stimmung, in welcher man dieses kleine Vermächtniß des gefeierten Mannes, dessen Mund nun für Alle verstummt war, durchflog, in die Erzählung selbst hineintrug. Wir glauben indessen nicht, daß Bitzius dabei solche bestimmte Vorgefühle gehabt, und sein Freund Fröhlich, der schweizerische Dichter in Aarau, hat wohl recht, wenn er in seinem trefflichen Aufsatz „Aus Jeremias Gotthelf's Leben“ (der den fünften Band der „Erzählungen und Bilder“ einleitet, und den wir allen Freunden des Verstorbenen empfehlen möchten) sagt, er habe die „Frau Pfarrerin“, so viel sich aus den Umständen schließen lasse, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen geschrieben, und dieselbe sei zunächst für die „Alpenrosen“ bestimmt gewesen. Doch könne er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Prediger-Wittwe zu denken. „In der Erzählung scheint uns noch ganz Bitzius' munterer Geist zu wehen, aber das stille Genügen, das harmlose Leben der guten Frau und besonders ihre Vereinsamung nach dem Tode des Mannes hat etwas an sich Rührendes und bekundet, wie ein Deutscher sich schön ausdrückt, von Neuem das große Talent des Verstorbenen, „der sich so gerne in das Leben Verlassener und Armer versenkte, um es mit dem Zauber der Poesie zu schmücken.“

Nachdem wir nun mit dem Schriftsteller die eilende Bahn, die mit seinem Leben Eins war, durchlaufen, haben wir von diesem Leben selbst noch zu erzählen. Einzelne Bilder aus demselben sind der lesenden Welt schon bekannt. Wir nennen hier vorzüglich den bereits angeführten Aufsatz von Fröhlich: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben" und die kleinere Skizze: „die Pfarre in Lützelflüh", erschienen im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 14. u. 7. Mai 1850, ein ebenfalls höchst anmuthiges und getreues Bild aus dem Leben von Bitzius, das namentlich seine patriarchalische Seite schildert.

Wir begegnen in der That vor Allem dem schönen Familienleben von Bitzius, dessen Wiederschein überall in seinen Schriften zu finden ist, und in demselben nimmt seine treffliche und liebenswürdige Gattin die erste Stelle ein. Die bescheidene Frau möge uns verzeihen, wenn wir hier ihrer erwähnen, allein das Bild von Bitzius' Leben würde eine wesentliche Lücke enthalten, wenn wir die stille aber mächtige Wirkung übersähen, welche sie auf ihre Umgebung, besonders aber auf ihren Mann ausübte, eine Wirkung, die, da sie an seinem ganzen Leben den innigsten Antheil hatte, auch in seinen Schriften nicht zu verkennen ist. Dieser Einfluß ist zwar nicht von der Inspiration der Gedanken und Gesichtspunkte zu verstehen, die ihm einzig angehören, allein er machte sich geltend in der Beurtheilung so manchen Verhältnisses, indem das heiße Feuer des für Recht und Volkswohl glühenden Schriftstellers temperirt, gemildert wurde durch die der Wärme nicht im Geringsten entbehrende Besonnenheit der Gattin, die in zurückhaltender und doch bestimmter Weise auf scheinbare Widersprüche aufmerksam zu machen, zu schroffe Kanten weicher zu machen, Uebersehenes hervor zu heben wußte. Frau Bitzius war keine gelehrte, aber eine gebildete, sehr richtig fühlende Frau von feinem Urtheil und schöner Weiblichkeit, ganz dazu gemacht, die stete und treue Rathgeberin eines solchen Mannes zu sein, der auch auf ihr Urtheil ungemein viel gab

ihren ganzen Werth erkannte, so daß wohl kein Werk von ihm ohne ihre Billigung den Lauf in die Welt angetreten haben mag. „Die innige Verbindung zwischen beiden Gemüthern," (so schreibt uns ein dem Hause sehr nahe Stehender) „wie sie inniger zwischen Mann und Frau nicht gedacht werden kann, machte sie Beide eben so fähig, Rath zu ertheilen, als Rath anzunehmen, und bewirkte, daß Keines seine eigene Ehre suchte. Sie waren eben so durch und durch Eins, hatten sich so sehr Eins in's Andere hineingelebt, daß ein Klang des Einen sofort das entsprechende Echo im Andern fand. Niemand hat daher Jeremias so völlig, so durch und durch verstanden in all seinem Dichten und Trachten, als gerade seine Frau, und er selbst würde, wenn er noch lebte, ihr diese oberste Stelle unter allen Verwandten und Freunden vindicieren. Auch verrathen ihre Urtheile über Jeremias Gotthelf's Schriften im Ganzen und Einzelnen, ihre Bemerkungen über diesen oder jenen Passus, ihre Aufschlüsse über den Grund dieser oder jener Ansichten, daß sie nicht nur eingeweiht, oft ausschließlich eingeweiht in Alles und Jedes war, sondern auch ein klares Verständniß und Einsicht in alle diese Dinge hatte." — Ihr Einfluß, der vielleicht ein um so größerer war, je mehr ihr zurückhaltendes und sich bescheidendes Wesen ihn verbarg, darf daher ein sehr bedeutender genannt werden. Und hätten wir kein anderes Zeugniß von der stillen Wirkung, die von ihr ausging, so würden diese Wirkung jene zarten und tiefen Frauengestalten bezeugen, die wir in Bitzius' Werken antreffen und von denen wir fürwahr mit dem Dichter sagen können:

> Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte.
> Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie sind.

Wie hätte unser Dichter diese tiefen und seelenvollen Bilder schaffen können, wenn er nicht ihre urbildliche Gestalt in lebendiger Nähe hätte schauen und aus den Tiefen derselben immer neu hätte schöpfen können! Wenn uns daher diese edlen Frauengestalten von Bitzius als verhältnißmäßig höher

stehend und idealer als die Männer erscheinen, wenn das Schönste, Erhabenste, Christlichste durch den Mund von Frauen ausgesprochen wird, so seien wir auch der würdigen Frau eingedenk, die unbewußt an diesen Gestalten einen so großen Antheil haben mochte. Denn Bitzius wußte solchen Reichthum zu schätzen und sich anzueignen. Er gehörte zu den Männern,

die erkennen konnten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren mag.

Unter solcher Eltern Leitung mußten auch die Kinder wohl gedeihen. Bitzius war ein guter Pädagog und ein sehr einsichtiger Vater. Er führte sie mit Ernst, aber liebevoll. Sie waren seine Freude, und er begleitete all' ihr Thun und Treiben Schritt für Schritt, es selbst gleichsam mitthuend und mittreibend, aber ohne ihre freie Entwicklung zu hemmen. Die Kinder waren unter sich sehr ungleich. Er ließ jedes in seiner Eigenthümlichkeit gewähren und that dem Naturell von Keinem Gewalt an. Milde und Freundlichkeit war der herrschende Ton dieses Hauses, ohne daß die Zucht im Geringsten darunter litt. Sein einziger Sohn Albert, jetzt ein eifriger und hoffnungsvoller Studiosus der Theologie, mußte früh das väterliche Haus verlassen und das Waisenhaus im benachbarten Burgdorf beziehen, weil der Vater von der Ansicht ausging, daß ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Gesundheit gelange. Die beiden Töchter hingegen wurden zu Hause behalten und erzogen. Die jüngere war besonders lebhaft, und ihr Vater ergötzte sich oft an ihren witzigen Einfällen und naturwüchsigen Bemerkungen und schrieb einmal seinem Freund Maurer, wie er die Kritik seines ganzen Hausstandes über sich müsse ergehen lassen, wie auch seine Kinder daran Theil nähmen und „wie sein Jüngstes Präsident in diesem Gerichtshof sei."

Auch Bitzius' bereits erwähnte ältere Schwester Marie brachte jeden Sommer in Lützelflüh zu und war ihm eine

liebe Hausgenossin, die den freundlichen Familienkreis vergrößerte und verschönerte, von dem Jeder, der ihm nahe kam, ein heiteres, unvergeßliches Bild bewahren wird. Ein Geist gegenseitiger Liebe, fröhlicher Geselligkeit, maaßvoller Ordnung ohne Pedanterie durchdrang Alles, und wenn Bitzius in seinen Schriften Haus und Familie mit einem so schönen und freundlichen Glanz umgiebt, so war eben sein Haus und seine Familie von solchem Glanze häuslicher Tugend erhellt und das Leben in diesem Pfarrhause ein wahrhaft köstliches, glückliches Leben.

Die Lebensweise von Bitzius war eben so geordnet als einfach, und wie selten er dies eingewohnte und einförmige Geleise verließ, beweist am besten die für seine Gewissenhaftigkeit als Pfarrer rühmliche Thatsache, daß er während fünfzehn Jahren ein einziges Mal für sich predigen ließ, wie denn auch seine seltenen und kurzen Ausflüge und Reisen meist in die spätere Zeit fallen. Seine Tagesordnung war geregelt, jedoch ohne die geringste Pedanterie. Er war ein eben so vortrefflicher Benutzer der Zeit für sich, als freigebig mit der Verwendung derselben für Andere. Er stand des Morgens sehr früh auf, frühstückte schon um sechs Uhr und bereitete den Kaffee für das Familienfrühstück selbst, so daß, wenn er Besuch hatte, der Gast, der etwa früh Morgens abreisen wollte, immer seinen heitern Wirth selbst bereits im Eßzimmer mit dieser patriarchalischen Operation beschäftigt fand. Die guten Morgenstunden aber bis eilf Uhr waren der Arbeit gewidmet und Bitzius liebte es nicht, vor dieser Stunde in seinem Tagewerk gestört zu werden, wenn er auch nie eine Audienz abwies. Beim Mittagessen liebte er behaglich zu verweilen. Der Nachmittag war leichteren Amtsgeschäften, oder den Gängen in Schulen und Häuser oder nach der ihm so sehr am Herzen liegenden Armen-Anstalt zu Trachselwald, ferner Besuchen oder während der „Saison“ dem Empfangen von solchen gewidmet. Auch der Abend, welchen nach alter Bernersitte ein-

spätern Nachtessen schloß, blieb der Geselligkeit, dem Lesen von Zeitungen oder Zeitschriften oder anderer Lektüre vorbehalten. Bitzius arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventhätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bitzius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat diesen Grundsatz im Leben stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwendete. Nur seine staunenswerthe Leichtigkeit im Produzieren hat dies möglich gemacht. —

Seine Erholungsstunden wurden, namentlich in der schönen Jahreszeit, reichlich ausgefüllt durch sein liebevolles Interesse für Haus- und Landwirthschaft, für Feld und Garten, Obstwachs und Blumenflor und für alle die tausend kleinen Dinge, die das Leben auf dem Lande und in ländlicher Umgebung für den zufriedenen und genügsamen Geist so anmuthig, belebend und fruchtbar machen. Besonders galt den Blumen seine Pflege und Aufmerksamkeit, er nahm großes Interesse an der Cultur neuer Blumen und Gartengewächse. Auch die Thiere liebte er sehr. Er hatte eine Lieblingskatze und fütterte seine Fische und auch seine Hühner täglich selbst. Alles war stets in bester Ordnung, die Wirthschaft in Scheune und Feld ließ nichts zu wünschen übrig. Er war, wie der griechische Dichter sich wünscht, im Kleinen klein und bewahrte sich so den Sinn dafür, im Großen groß zu sein. Bitzius war früher ein sehr rüstiger Mann, der die Gänge aller Art, weitere und kürzere, sehr liebte. „Er war, wie es in dem Aufsatz: „die Pfarre von Lützelflüh" heißt, eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lucubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch seine Rede:

ernst und gewichtig, ohne Wortreichthum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend." — Besonders hell und klar war sein Auge, das die Menschen und Gegenstände zu durchdringen schien, ohne im Geringsten etwas Lauerndes oder Auskundschaftendes zu haben. Man könnte sagen, es sei klar gewesen wie seine Seele. — Auch sein Kopf mit den schwarzen krausen Haaren war ein männlich schöner. Bitzius liebte das Einfache und Prunklose in Allem was ihn umgab. So war auch sein Studierzimmer so einfach als möglich ausgestattet. Fröhlich beschreibt dasselbe in dem angeführten Aufsatz: „Aus Jeremias Gotthelf's Leben". „Es war ein Zwischenzimmer im ersten Stock des Pfarrhauses, mit einem einzigen Fenster gegen Mittag, von welchem aus man zwischen den Bäumen hindurch in's nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder sieht, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinblickt. Jeremias einfacher Arbeitstisch war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen." Auf einem Stuhl neben ihm lagen Parochialbücher und Fröhlich bemerkt, „daß unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt gewesen, das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete; durch diese freilich unbedeutende Aeußerlichkeit habe er wohl zu verstehen geben wollen, es sei dieß auch ein Buch des Lebens und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden." Auch lag neben ihm die Bibel aufgeschlagen, „durch und durch, aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesen" (wie Fröhlich bemerkt). — So war das schlichte Studierzimmer beschaffen.

Bitzius liebte am meisten die kleinen, vertrauten Kreise und nichts ging ihm über ein trauliches Gespräch mit einem

guten Freund. Ein solches fehlte ihm nie. Lützelflüh selbst bot ihm solchen befreundeten Umgang. Besonders waren es die Brüder Geißbühler, angesehene, höchst einsichtige und wackre Männer, mit denen er, namentlich mit Herrn Ulrich, fortwährend im vertraulichsten Verkehr stand und so manche freundliche Stunde verplauderte. Beide waren, wie Bitzius, Freunde und Kenner des Volkes, in Geschäften erfahren und theilten Bitzius' Ansichten und Gesinnungen. Er unterhielt sich auch oft, namentlich mit Herrn Ulrich Geißbühler, über seine Schriften, theilte ihm alle Manuscripte seiner Werke mit und wußte seine Bemerkungen, seine genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkszustände gehörig zu würdigen. Sein Tod ließ beiden Brüdern eine nie zu ersetzende Lücke zurück. — So war ihm Freundesgespräch eine liebe Erholung, und wer das Pfarrhaus zu Lützelflüh kennt, weiß, wie viele Schattenplätzchen in der schönen Jahreszeit sich für solche engste Kreise und Gespräche darboten. Die Stunden, die Bitzius entweder im Kreis seiner Familie zubrachte oder mit einem oder zwei Freunden des Hauses, waren wohl seine glücklichsten. — Allein sein Haus war längst nicht mehr die stille, abgeschlossene Pfarrerswohnung, sondern es war eine auch so vielen ferne in der weiten Welt Wohnenden und Fremden bekannte Stätte geworden, nach welcher in der Reise-Jahreszeit so Mancher pilgerte, um den Mann kennen zu lernen, der durch seine Schriften sein Vertrauter, der Erheiterer seiner freien Stunden, der Mitdenkende seiner Gedanken und der Mitfühlende seiner Gefühle geworden war. Die Gastfreiheit, die in diesem Hause wohnte, die schöne, freie, wohlwollende Simplicität, die dort den Eintretenden empfing, ist einer der schönsten Züge in Bitzius' Wesen. Sie fließt von jenem innern Wohlwollen aus und zeigt die freie harmonische Natur an, welche der Welt und den Menschen einen Reichthum von Wärme und Leben entgegenbringt, den die Einsicht des Schlimmen in der Welt nicht verkümmern, nicht mindern oder erstarren lassen kann. Der Besuch von Fremden und Bekann-

ten war im Sommer ein sehr häufiger, und Bitzius war Allen ein so freundlicher Wirth, man fühlte sich in diesem Pfarrhause so heimisch, die Unterhaltung war so belebt, so geistreich und ungezwungen, daß Mancher, der, aus weiter Ferne kommend, die Heimath von Jeremias Gotthelf nicht leicht wieder zu sehen hoffen konnte, mit bewegtem Herzen diese gastliche Schwelle verließ. Man konnte an jenes Haus von Stauffacher denken, das, Jedem offen, an der Straße stand und in welchem Friede, Freiheit und Mannlichkeit wohnte. Der Verfasser dieser Biographie gedenkt noch der Scene eines solchen Fremdenbesuches, die zu seinen anmuthigsten Erinnerungen gehört. Es war ein herrlicher Sommersonntag vor etwa sechs Jahren, einer jener Sonntage, wie sie so oft in Bitzius' Schriften geschildert werden, im ganzen Glanze der Natur und der feiernden Menschenwelt. Bitzius hatte schön über die pharisäische Anschauung des Sonntags gepredigt, und ein schönes Gellertlied, vom gemischten Chor der Jugend gesungen, hatte die kirchliche Feier beschlossen. Nach schnell verflogenem Morgen saßen wir am Mittagsmahle, als ein Fremder sich meldete, der sogleich herein beschieden wurde. Es war ein junger Maler aus Lübeck, der auf einem Ausflug nach Süden die Schweiz durchwanderte und sich sofort bei Bitzius als einen seiner eifrigen Leser einführte. Er sprach die lebhafte Befriedigung aus, den Schriftsteller persönlich zu sehen, dessen Schriften er, wie er sagte, so oft an den langen Winterabenden in befreundetem Kreis in der fernen Ostseestadt vorgelesen habe, und der durch diese Schriften ein lieber Bekannter geworden. Man besprach dann allerlei, deutsche und schweizerische Zustände. Nach einer Stunde entfernte sich der anspruchlose Besucher wieder, und dem Verfasser dieser Biographie wurde die große geistige Macht des Schriftstellers klar, der so in die Ferne zu wirken versteht, weil er den Schlüssel zu den Gemüthern von Tausenden gefunden.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Gastfreiheit, diese herzliche Freude des Mittheilens an Andere, welche der Engländer „Kind heart and open hand" nennt, veranlaßte einmal Bitzius' Schwester, scherzend zu sagen, es sei Schade, daß er nicht ein Prinz sei, um seiner Freigebigkeit und Splendidität volles Genüge leisten zu können.

So große Empfänglichkeit für gesellige Freuden und so viele Ansprüche auf seine Zeit hinderten indessen Bitzius durchaus nicht, den Pflichten seines Amtes auf's pünktlichste nachzukommen. Seine Pfarrgemeinde hatte an ihm einen treuen Seelsorger, einen zu jeder Stunde bereiten Rathgeber und Freund. Nie hat er, weil er etwa gerade im Zuge war zu schreiben, eine Audienz abgewiesen oder Ungeduld bei einem zu langen Verweilen eines Rathsuchenden gezeigt. Im Gegentheil hielt er diese vertraulichen Audienzen für einen wichtigen Theil seiner Seelsorge, und es ist uns erzählt worden, daß Bitzius einmal, als er gerade nach Burgdorf an ein Turnfest gehen wollte, um über Mittag dort zu bleiben, an diesem Gange durch eine alte Frau aus der Gemeinde verhindert worden, welche schon frühe gekommen, den ganzen Vormittag geblieben sei und ihm über wichtige Familienangelegenheiten das Herz ausgeschüttet habe, so daß er später geäußert, er hätte nicht um Alles in der Welt die Audienz abgebrochen, da er dadurch diese von schwerem Seelenleiden gedrückte Frau vielleicht vor geistiger Zerrüttung habe bewahren können. Wir haben schon früher bemerkt, daß Bitzius der Menschen Vertrauen gewann, weil er ein Herz zu ihnen hatte und sich die Zeit nicht verdrießen ließ, sie anzuhören und ihnen zu rathen; so wurde er der Vertrauensmann Vieler, und die Herzen schlossen sich ihm bereitwillig auf. Er legte auch um so mehr Gewicht auf diesen geräuschlosen Theil seines Wirkens, als seine Wirksamkeit

als Prediger wegen seines von Jugend auf etwas undeutlichen Sprechens in Folge eines mangelhaften Sprachorgans, wodurch namentlich in späterer Zeit das Verständniß seiner Predigten wesentlich erschwert wurde, eine geringere war, obwohl seine Vorträge gehaltreich und nichts weniger als unbedeutend gewesen. Wir sehen dies letztere schon aus den vielen Bruchstücken aus Predigten und andern Reden in seinen Werken, die meist wirklich gehaltenen Vorträgen entnommen sind. Auch fanden einige seiner Predigten, die gedruckt wurden, großen Beifall. Er war in seinen Kanzelvorträgen stets reich an Gedanken, von großer Klarheit und oft von gewaltiger Stärke. Nur das Organ fehlte zu ihrem vollen Wirken. Gleichwohl war ihm das Predigen, wie Fröhlich bemerkt, stets eine liebe Aufgabe, die er nie vernachlässigte.

Aber auch in der Seelsorge ging er seinen eigenen Weg. Er suchte die Leute nicht in ihren Häusern auf und vermied gern das Absichtliche solcher Besuche. „Er kannte, so schrieb uns ein Bitzius sehr nahe stehender Amtsgenosse, seine Emmenthaler zu gut, um nicht zu wissen, daß solche förmliche Besuche selten das gewünschte Resultat haben, da entweder der zu Besuchende wegen mangelnder Beweglichkeit des Geistes nicht eben aufgelegt ist, seine Aufmerksamkeit rasch von der Außenwelt auf sein Inneres zu wenden, oder derselbe die Horcher scheut oder von Natur in seinem eigenen Hause viel weniger sein Herz ausschütten kann als außerhalb desselben." Er packte daher die Leute draußen bei der Arbeit, auf dem Felde, kurz wo er sie fand, an, und suchte Allen die Verlegenheit zu ersparen, die man bei der Wahrnehmung besonderer Absicht des Besuchenden leicht empfindet. Bei Vielen durfte er nicht einmal auf solche Weise verfahren, indem sie ihn in seinem eigenen Hause aufsuchten, wo sie ebenfalls ungestört waren. Ermunternd und tröstend gegen Trostbedürftige, liebreich gegen Rathholende, war er strenge gegen träge Arme, trat mit Kraft dem Bösen und Unlautern entgegen. Aber wo

etwas Gutes, Heilsames, Gemeinnütziges im Werke war, befand er sich unter den Urhebern oder eifrigsten Beförderern. Er war der Freund seiner Gemeinde und verkehrte stets in ungezwungener Weise mit den Gemeindegenossen, indem er überhaupt von dem Verhältniß des Geistlichen zu diesen alles Feierliche, Steife, Gemessene zu entfernen suchte und in der Seelsorge das allzu Methodische und Förmliche vermied, weil er glaubte, daß Beides dem Wirken des geistlichen Amtes Eintrag thue und die Herzen oft durch den Schein von Kälte und Theilnahmlosigkeit und allzu große Rücksicht auf den offiziellen Charakter entfremde. Wie er in der Religion das allzu starr und straff Dogmatische nicht liebte und den Geist über den Buchstaben setzte, so verfuhr er auch in der Seelsorge, wie sein alter Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger, mit christlicher Milde und Humanität. So wird er im Andenken seiner Gemeinde fortleben und so hat er, durch natürliches Wohlwollen Vertrauen erweckend und von Welterfahrung und Klugheit unterstützt, in so manche Wunde Balsam gegossen, so manche bekümmerte Seele erleichtert und in den wichtigsten und zartesten Privat- und Familiensachen Rath und Ausweg gewußt. Er bethätigte jene schöne Mahnung des Dichters:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut.

Wir haben schon früher bemerkt, wie hülfreich er von Jugend auf war, wie es seiner energischen Natur entsprach, überall anzugreifen, wo es Etwas zu thun, zu rathen und zu thaten gab, beizuspringen wo Hülfe erwartet wurde, mit dem Beispiel voranzugehen, wo es neue Einrichtungen, Verbesserungen, Organisationen galt. Er lebte für das, was ihm am Herzen lag, und entzog sich im täglichen Leben keiner Pflicht, die der Mensch vom Menschen, der Genosse vom Genossen, der Bedürftige und Nothleidende von dem Hülfefähigen, vom Unglück nicht Heimgesuchten erwarten zu dürfen glaubt. Wie bei dem täglich Vorkommenden, so war Bitzius auch bei großen Un-

glücksfällen schnell zum Handeln entschlossen und von seinem muthigen und ausdauernden Benehmen in solchen Augenblicken wissen Viele zu erzählen. So arbeitete er bei'm großen Spitalbrande in Lützelflüh im Jahr 1848 die ganze Zeit an der Spritze oder in der Eimerreihe. Man fürchtete damals für das Leben mehrerer im Hause noch zurückgebliebener Kranker, deren Rettung zweifelhaft war. Bitzius wich nicht vom Platze, bis diese Rettung gelungen und er sich von derselben überzeugt hatte. Ein ander Mal, bei einem Brande zu Toggenbrunnen, stand er während mehreren Stunden im Wasser des Weihers, um löschen zu helfen, und bei einer dritten Feuersbrunst rettete er durch einen genialen Einfall ein Nebengebäude, welchem man sich wegen allzugroßer Hitze nicht nähern konnte, indem er mit großer Mühe einen ungeheuren Laden herbeischleppte, und denselben an das zunächst stehende Haus so anstellte, daß man, hinter demselben vor der entgegenströmenden Hitze geborgen, das Spritzen gegen das bedrohte Gebäude mit Erfolg vornehmen konnte.

Ein so thatkräftiges Wesen wurde bei Bitzius freilich durch einen starken, robusten Körper unterstützt. Er war eine von jenen gedrungenen Gestalten, die auf gute Constitution, auf Kraft und Zähigkeit schließen lassen. Da seine Lebensweise im Ganzen geregelt und einförmig war und auch keine gewaltsamen oder langsam aufreibenden Leidenschaften an seinem Leben nagten, schien er noch auf lange Jahre zählen zu können. Dennoch war seine Gesundheit bereits erschüttert und seit längerer Zeit nicht mehr die alte. Vieles mag dazu mitgewirkt und endlich die Entwickelung seiner letzten Krankheit herbeigeführt haben. Schon der Gebrauch des Jodins, welches angreifende Mittel er gegen ein Halsübel, einen dicken Hals, gebrauchte, wirkte nachtheilig auf seine Constitution. Dazu kam, daß Bitzius bei reichlicher Nahrung sich zu wenig Bewegung machte und in späteren Jahren wegen Herzbeklemmungen seltener zu Fuß ging. Diese Herzbeklemmungen entstanden aus

einer Hypertrophie des Herzens, an welcher er litt, so wie auch an Leberhypertrophie, und seine Lebensweise war, namentlich in Betreff dieser Uebel, die häufig Bedingungen zur Wassersucht sind, undiätetisch. Schon im Jahre 1851 hatte er geschwollene Füße. Auch wurden Katarrhe häufiger als früher. Zu diesen letztern mag auch der Umstand beigetragen haben, daß Bitzius im Winter bei sehr starkem Kaminfeuer arbeitete, welchem er, an seinem Pulte sitzend, den Rücken kehrte, und dann oft stark durchwärmt, um Bescheid zu geben oder dieß und jenes zu besorgen, von der glühenden Kaminhitze an die kalte Luft hinausging, welcher plötzliche Temperaturwechsel sich alle Tage einige Male wiederholte und katarrhalische Affectionen leicht erzeugen konnte.

Endlich müssen wir zu Allem diesem auch die unausgesetzte geistige Anstrengung von Bitzius als einen Faktor, der lebensverkürzend wirkte, aufzählen. Alle seine so zahlreichen Werke sind in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von achtzehn Jahren entstanden, neben andern Thätigkeiten, die den Verfasser vielfach in Anspruch nahmen, und dieser Geistesanstrengung setzten keine periodischen Erholungen und Zeitabschnitte gänzlicher Abspannung ein Gegengewicht zur Seite. Das Reisen, diese herrliche Panacee bei starker geistiger Arbeit, wurde ihm nur selten und auf ganz kurze Dauer zu Theil. Die wenigen Ausflüge und Reisen, die er machte, behagten ihm stets vortrefflich. So machte er im Sommer 1846 eine Reise durch die Ostschweiz über Schwyz und Graubünden. Im Jahre 1850 besuchte er die Predigerversammlung in Neuenburg und im Jahr 1851 nahm er an der gleichen Vereinigung in Liestal Theil und reiste von da auch nach Straßburg und Baden. Es war das einzige Mal seit so langer Zeit, daß er aus der Schweiz herauskam. Von einem Ausflug nach Selisberg in Unterwalden im August 1852 hat uns Fröhlich einige Züge aufbewahrt. Sonst war er nie abwesend, als höchstens ein paar Tage im Kanton selbst, wozu auch seine Pastoralwürden

ihm Anlaß gaben. Er war nämlich in seinem Kapitel Kammerer (zwei Mal war er im ersten Vorschlag als Dekan, allein die Regierung bestätigte den Vorschlag nicht, was ohne Zweifel dem „Jeremias Gotthelf" und seiner oft so unbequemen Feder galt;) und präsidierte zwei Male die Kantonalpastoral-Vereinigung. — Diese allzuseltene Abspannung von der stets gleichförmigen Anstrengung des Geistes hat ohne Zweifel auch ihre nachtheilige Wirkung geäußert. Bitzius selbst mochte fühlen, daß seine Gesundheit schwächer geworden. Eine Stelle im Schlußwort zur ersten Ausgabe von „Geld und Geist" deutet auf solche Vorgefühle eines nicht sehr langen Lebens. „Die Bitzius werden nicht alt," sagte er zu seiner Frau; „ich muß schaffen so lange es Tag ist. Vielleicht, daß mir die Vorsehung deßwegen erhöhte Kraft zum Produciren gab, weil ich in kürzerer Frist, als man glaubt, nicht mehr da sein werde."

Im Sommer 1853 besuchte Bitzius auf den Rath seiner Aerzte das Gurnigelbad, von welchem er jedoch eher schlimme als gute Wirkung verspürte. Ein fast beständiger Husten half auch die Kräfte aufreiben. So kam der Sommer 1854, in welchem zu Bitzius Zufriedenheit, der Badekuren nicht liebte, keine solche an Ort und Stelle verordnet wurde, da die Symptome fortschreitender Wassersucht schon deutlicher hervortraten. Eine Trinkwasserkur zu Hause mit Kissingerwasser wurde oft unterbrochen und nicht diätetisch gemacht. Es gab in diesem letzten Sommer noch allerlei Festivitäten für Bitzius. So wurde ihm die unerwartete große Freude eines Besuches seines Verlegers, des Herrn Julius Springer, zu Theil, welchem er auf einer kleinen Tour im Wagen durch's Emmenthal gleichsam die Honneurs seiner Heimath in ganz freudiger Stimmung machte. Andere Besuche blieben natürlich auch nicht aus. Der Husten wollte unterdessen nicht weichen, und auch das öftere Einschlafen in voller Conversation und besonders bei Tische war kein gutes Symptom. Im Spätsommer schien jedoch seine Gesundheit wieder besser zu sein.

Denn während des Besuches eines lieben Freundes mit seiner Gemahlin, der Ende Augusts stattfand, fühlte er sich so wohl, daß er mit seinem Gast eine kleine Bergexcursion ohne Beschwerde machte und ihn versicherte, er glaube eine recht gute Kur gemacht zu haben. Auch predigte er wieder, ohne davon ermüdet zu werden. Diese Besserung war jedoch nur scheinbar und die Krankheit im Wachsen.

Am 4. Oktober 1854 feierte er noch seinen achtundfünfzigsten Geburtstag mit den Seinigen, nachdem er einige Zeit vorher die herzliche Freude erlebt, daß seine ältere Tochter Henriette sich mit seinem jungen Collegen im nachbarlichen Dorfe Sumiswald, dem Pfarrer Rüetschi, verlobte.

Am 10. Oktober zog sich Bitzius durch einen Krankenbesuch bei einem gefährlich darnieder liegenden Unterweisungsknaben eine Erkältung zu, die sogleich einen entzündlichen Charakter annahm, indem sich Blutspeien mit starker Oppression einstellte. Gleichwohl schonte sich der Erkrankte nicht, legte sich trotz der Mahnung seiner Aerzte nicht einmal zu Bette und ging noch am 14. Oktober Abends in die Armencommission, die sich im benachbarten Schulhaus versammelte, bei kalter, feuchter Oktoberwitterung. Ein wegen des immerwährenden Blutspeiens unternommener, jedoch nur ganz schwacher Aderlaß hatte zwar, wenigstens dem allgemeinen Befinden nach, anfangs günstigen Erfolg. Allein es trat nun rasch allgemeine Wassersucht ein, gegen welche die angewandten Mittel nicht mehr wirksam sich zeigen wollten. Dabei blieb der Zustand sehr fieberhaft, besonders der Schlaf. Der Kranke war indessen noch ziemlich muntern Geistes und hatte auch noch Appetit. Er nahm Antheil an Allem, ließ sich die Zeitungen vorlesen und interessirte sich lebhaft um die Nachrichten von der eben damals beginnenden Belagerung Sebastopols, die ihn auch im Schlaf beschäftigte. Auch empfing er Besuche von Freunden, die ihn jedoch ziemlich müde machten. Noch in den letzten Tagen besprach er sich mit seinem aus Lausanne her-

heißgeliebten Sohn Albert über die Collegien, die dieser im Wintersemester hören sollte. Er stellte sogar noch am 20. Oktober pfarramtliche Scheine aus und scherzte dabei. Sein Befinden war überhaupt leidlich. Noch am 21. Oktober, dem Tage vor seinem Tode, unterhielt er sich mit den Seinigen wie gewöhnlich und scherzte mit den beiden ihm sehr befreundeten Aerzten (der Eine war sein Universitätsfreund Dr. Dür in Burgdorf, der Andere Dr. Maret, ebenfalls ein alter, langjähriger Freund, beides treffliche Praktiker), die ihn Nachmittags besuchten. Abends speiste er noch Etwas wie gewöhnlich und besprach sich mit seiner Frau wie die früheren Abende. Die Nacht war auch nicht schlimmer als gewöhnlich und verlief ohne besondere Unruhe, als Morgens um 5 Uhr plötzlich ein Stickfluß eintrat, der sein Leben still und ohne Schmerzen endigte. Es war gerade Sonntag und sein Scheiden so sanft, wie dasjenige, das er selbst in dem „Sonntag des Großvaters" so rührend schildert. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell und erschütterte nah und fern die Herzen. Ueber sein Haus kam ein unbeschreiblicher Schmerz. Nur das konnte mildernd wirken, daß seiner, wenn ihn nicht ein schneller und schmerzloser Tod jetzt erlöste, ein langes Siechthum gewartet hätte und dem lebhaften Geist durch das Bewußtsein des Dahinschwindens physischer und geistiger Kraft zum bittern Quäler geworden wäre. „Ein Leben im Lehnstuhl" schreibt uns treffend ein vertrauter Freund des Verstorbenen, „wäre eben auch sein geistiger Tod gewesen. Draußen bei den Menschen und ihrem Getriebe, bei ihrem äußern und innern Leben, bei den armen gedrückten Gemüthern und Herzen, bei dem jovialen, urchigen Humor, bei dem ehrenhaften, ernsten Hofbauer und dem arbeitsamen, zähen, gottergebenen Tagweer, in der schönen Natur, unter Bäumen und auf Feldern, da war das Medium, in dem er leben konnte und mußte." So hatte es die Vorsehung milde gefügt, und ihn nach dem heißen Tagewerke eines in Treue und Ernst und Kraft verlebten Daseins ohne schmerzvollen Uebergang abge-

rufen. Und so konnte auch auf seinen Tod das eigene schöne Wort im „Sonntag des Großvaters" bezogen werden: „Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum Bewußtsein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt, und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht."

Sein Begräbniß fand am 25. Oktober statt. Eine große Menge Volkes folgte dem Sarge. Die Amtsgenossen waren zahlreich vertreten, eben so die Gemeinde, die Armenanstalt von Trachselwald, die einen so liebevollen Pfleger verloren. Es war ein großer Trauertag. Auch die studierende Jugend Bern's fehlte nicht. Viele Freunde des jungen Bitzius fanden sich ein, zum letzten Geleite des Mannes, der so sehr der Freund der Jugend gewesen war, der sie gern heiter und jovial, aber auch maaßvoll und kräftig wünschte. Dekan Farschon, ein intimer Freund von Bitzius, hielt die Leichenrede, in welcher er der vielen Beziehungen gedachte, in denen der Tod von Bitzius eine unersetzliche Lücke mache, und namentlich von seinen Schriften sagte, „sie seien nicht eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen, sondern enthielten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung, dem Volk zum Frommen, wenn es darauf achte."

Auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, in der Mitte der abgeschiedenen Geschlechter seiner Gemeinde, in der Nähe der Ruhestätte seiner Mutter, ist sein Grab, welches ein einfaches Grabmal schmückt, das ihm seine Gattin errichten ließ. Dasselbe ist ein Stein von gothischer Form, mit Ciselirung oben, und trägt die Inschrift: Hier ruht im Frieden Gottes Albert Bitzius, Jeremias Gotthelf, aus Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde, geb. den 4. Oktober 1797, gest. den 22. Oktober 1854.

I. Corinther XV. 54, 55. Der Tod ist verschlungen von dem Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?

Sprichwörter XII. 17, 19. Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrügt. . . Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lange.

Das schönere Grabmal jedoch hat er in den Herzen der Menschen gefunden. Ihm wird, wie Allen, von denen eine große Wirkung ausging, zu Theil werden, was der griechische Geschichtsschreiber einen großen Bürger seinen rühmlich Gestorbenen nachrufen läßt: „Ausgezeichneter Männer Grabmal ist der ganze Erdkreis, und nicht bloß der Denksäulen Inschrift in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken, nicht sowohl im Werke des Künstlers als in den Gemüthern fort."

Und dieses Andenken wird, davon sind wir überzeugt, mit den Generationen wachsen. Die alles läuternde Zeit wird auch sein Bild dem Betrachtenden, wenn die Gemüther ruhiger und die Tage in Betreff unserer Kämpfe partheiloser geworden, größer und deutlicher erscheinen lassen und zum Gemeingut des ganzen Volkes machen. Wer in heftig bewegter Zeit, im „ungeschlichteten Zwist der Völker" seine Stimme erhebt, und am Kampfe sich betheiligt, der wird den Bedingungen dieses Kampfes, dem starken Widerspruch, der bittern Anfeindung nicht entgehen. Aber wenn was Rechtes an ihm gewesen, wenn er von probehaltigem Metall war, wenn er der Welt Bleibendes und Wahres zum Bewußtsein brachte, so wird sein Ehrentag nicht ausbleiben. Das Volk wird mit Liebe dieses Bild hervorsuchen und sich an seinen Zügen erfreuen. Es wird gutes Gold finden und Mancher wird sich wundern, daß er früher dieß nicht erkannt und den Werth des Metalls zu gering geachtet. Diese Genugthuung wird auch Bitzius werden, oder vielmehr sie ist ihm schon geworden. Als im Sommer nach seinem Tode sein vortreffliches Bildniß in Oel, von unserm Dietler gemalt, auf das Verlangen einiger Freunde nach Burgdorf geschickt wurde, um den Saal der damaligen Industrie-

Ausstellung zu zieren, sammelten sich die Landleute besonders um das Bild und Viele erinnerten sich bewegt des Geschiedenen und riefen sich sein Leben und Wirken in's Gedächtniß zurück. So wird für so Manchen der Todte ein Anderer werden, als der Lebende ihm war. Wie manchen Haß hat schon die Zeit begraben! wie manche Leidenschaft löscht sie täglich aus! Der Instinkt des Volkes sagt ihm, daß nicht oft die Männer unter ihm erscheinen, die seine bessern wie seine schlimmern Züge sammeln und ihm einen wahren Spiegel vorhalten. Es wird den Mann lieben, dem es das Bild dieser Züge verdankt, und, je besser es sich selber kennen wird, desto mehr lieben. Dem Volksgeist selbst hat der Schriftsteller diese Züge entnommen und giebt sie dem Volke, in welchem er sie schaute, zu ewigem Gedächtniß zurück. Er hat das leicht Verschwindende, im Lebensfluß Dahinrollende bleibend gemacht und die dahineilende Zeit ihm stille zu halten gezwungen, um Zeugniß von ihr zu geben Denen, die eine andere sehen werden. Und als er dieß Werk vollbracht, ist er zur Ruhe gegangen. Seine Mission war erfüllt. Was er leisten sollte, hat er geleistet. Er legte seinen Griffel nieder und folgte selbst, wie der Letzte eines verschwindenden Geschlechtes, dieser seiner Zeit nach, die er uns noch im Bilde zeigen konnte. Es war ein richtiges und allgemeines Gefühl, welches bei seinem Tode diesen Gedanken aussprach. „Er war ein Barde, der gehen mußte, so bald er die abgelaufene Zeit beschrieben und besungen." Dieß treffende Wort eines Freundes drückt jenes Gefühl aus, und gerade das, daß er Zeiten und Zustände fixiert hat, die nicht mehr wiederkehren, die andern und neuen Erscheinungen, einem anders denkenden Geschlecht Platz machen, muß ihm besonders in den Augen seiner Heimathgenossen einen höhern Werth geben, weil doch jedes Volk sich gern im Spiegel seiner Vergangenheit besieht und gern im Geist das Bild früherer Tage zurückruft. Es ist ein Anspruch mehr, den er auf seiner Landsleute Zuneigung hat, denn wenn er auch als Schriftsteller der

Bürger vieler Länder und vieler verschiedenen Volksstämme geworden, so lag doch seine Virtuosität eben in seiner Nationalität, und er wurde ein ächter Dichter, ein Schriftsteller von solchem Gepräge und Metall, weil er ein ächter Schweizer, ein ausgeprägter Berner war. Denn ohne einen solchen bestimmten und ausgeprägten Volkscharakter kann sich so wenig ein großer und wirksamer Schriftsteller bilden, als wir uns einen Baum denken können, der groß und mächtig würde, ohne recht in seinem Boden zu wurzeln.

II.

Die Schriften von Bitzius in ihren Hauptzügen.

> Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
> Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.
> Goethe.

Mit der Aufgabe der Darstellung des Lebens von Bitzius ist uns auch diejenige einer Charakteristik seiner Schriften geworden. Es möchte nun Vielen scheinen, als hätten wir diesen Theil des Pensums schon in der Biographie wenigstens zum großen Theil erfüllt, da wir in derselben so viel und mehr als manchem, noch zahlreichere Züge aus dem Leben selbst verlangenden Leser lieb gewesen sein mag, von Bitzius Schriften gesprochen haben. Gleichwohl ist eine Darstellung der Hauptcharakterzüge seiner Schriften unerläßlich und durch das früher über die einzelnen Werke Gesagte so wenig entbehrlich, daß wir vielmehr erst jetzt durch den Abschluß des ganzen Lebens den übersichtlichen Standpunkt gewonnen haben, von welchem wir wie von einer erstiegenen Höhe herab die Aussicht auf die weite Landschaft haben und aus so mannigfaltigen einzelnen Parthieen ein einheitliches Bild uns schaffen können. Die Werke des Verstorbenen sind indessen so reich an Gesichtspunkten und können in so verschiedener Absicht und zu so verschiedenen Zwecken studiert werden, und zudem kann jede bedeutende Erscheinung in der Literatur durch das Eingehen in's

Historische und durch Vergleichung mit Geisteswerken des gleichen oder ähnlichen Gebietes in einen so weiten Rahmen gefaßt werden, daß, bei dem bereits bedeutenden Umfang unserer Darstellung, Beschränkung als erste Pflicht erscheint. Wir werden daher nur die wichtigsten Charakterzüge, welche seinen Schriften ihr individuelles Gepräge aufdrücken und ihnen ihre Stelle anweisen, besprechen, wobei wir oft genug der Versuchung zu widerstehen haben werden, bei so vielen wichtigen Fragen mehr in die Tiefe zu gehen, als es die eigenen Kräfte des Schreibenden oder der Zweck der Arbeit selbst gestatten möchten.

Ein allgemeiner Charakterzug in Bitzius Werken, der uns überall entgegentritt und der gleichsam ihren Grundton ausmacht, ist der religiöse Gehalt in denselben, das Vorherrschen des religiösen Moments, welches sehr oft die biblische Ausdrucksweise liebt; es ist der biblisch-christliche Gedanke, an den überall angeknüpft wird. Ueber diesen ganz entschiedenen Charakter in den Bitzius'schen Schriften waren die Urtheile verschieden. Während die Einen seine Schriften geradezu unter die Erbauungsschriften rechnen und, von diesem Gesichtspunkt ausgehend und ihn überall suchend, dann wiederum viel Nichterbauliches und zu wenig Frommes finden, machen ihnen Andere gerade dieses zu sehr hervortretende Erbauliche zum Vorwurf, klagen darüber, daß der protestantische Prediger den Dichter oft in Schatten stelle, daß des raisonnirenden Predigens und puritanischen Eiferns nur zu viel sei und daß man oft durch diese Beimischung von Orthodoxie verstimmt werde. Beide Ansichten halten wir für irrig und können uns daher eher dem ungefähr in der Mitte stehenden Urtheil des Grenzboten (November 1851) nähern, welcher zwar Bitzius zu den so geheißenen frommen Schriftstellern rechnet, ihn jedoch für den besten dieser Richtung erklärt und ihn den vielleicht Einzigen nennt, in dem das Christenthum und die Poesie zu einem gleichmäßig kräftigen Ausdruck kamen, und der die Ten-

denz der Erbauung mit den höhern künstlerischen Zwecken auf das Glücklichste vereinigt habe. Wenn dieses Urtheil viel Richtiges enthält, so scheint uns doch der Ausdruck, daß Bitzius' Tendenz Erbauung gewesen sei, leicht zu Mißverständnissen Anlaß zu geben, da der Sprachgebrauch uns gewöhnt hat, unter Erbauung nichts anderes zu verstehen als die Erweckung frommer Gefühle als Zweck, und die ganze unermeßliche Erbauungs-Literatur, die dahin zielt, doch einen vom Gepräge der Bitzius'schen Schriften völlig verschiedenen Charakter trägt. Es ist nöthig, hierüber etwas tiefer einzutreten.

Bitzius ist, wenn man den Gesammteindruck seiner Schriften auf den Leser, ihre objektive Wirkung betrachtet, allerdings ein erbaulicher Schriftsteller, ein Prediger, diese Ausdrücke im weitern Sinn genommen, in jenem allgemeinen Sinn, in welchem jeder bedeutende Dichter „alle Welt erquickt und auferbaut," in welchem auch jedem großen Geschichtsschreiber, der durch die wahrhafte Darstellung des Laufes der Welt und seines innern Zusammenhanges predigt, dies Prädikat zu geben ist. Aus den Werken großer Dichter wie großer Geschichtsschreiber wird und soll uns jener innige Zusammenhang zwischen des Menschen Handlungen und seinen Zuständen, oder mit andern Worten die sittliche Weltordnung klar werden, die mit der religiösen Eins ist. Dichtung, so weit sie den handelnden Menschen darstellt, und Geschichte bringen uns bloß auf mehr plastische, wir möchten sagen, greifbare, sinnliche Weise das zur Anschauung, was die raisonnirende, die philosophirende Vernunft, einzig an den Verstand sich wendend, diesem zu beweisen und fühlbar zu machen sucht. So predigt uns Bitzius als wahrer, genialer Dichter, durch seine Erzählungen, durch das Leben seiner Menschen und ihre Schicksale, am eindringlichsten und am schönsten. Hierin liegt die Haupterbauung, die er uns giebt, und was er uns beiläufig als eigentlicher Prediger predigt, rührt uns in weit geringerem

Masse als die große Predigt, die wir durch seine Poesie uns an's Herz gelegt fühlen.

Möglich zwar, daß Bitzius sich dieser Wirkung nicht immer klar bewußt war. Er ist sehr oft in seinen Schriften didaktisch, mit ausgesprochener Absicht didaktisch. Er will Volkslehrer sein, und es drängt ihn überall diesen Beruf in unmittelbarer Weise, d. h. raisonnirend und argumentirend auszuüben. Diese Mission, die er als seinen Lebenszweck betrachtete und die er nie aus den Augen verliert, war, wie wir bei der Entstehung des Bauernspiegels bemerkten, die treibende Kraft, das spornende Motiv zu seinem Schriftstellerberuf. Das Didaktische mußte daher ein starkes Ingrediens seiner Schriften bilden, und die prosaische Form seiner Dichtungen gestattete ihm zu raisonniren und oft weitausholend zu deduciren, was ihm, wenn er in gebundener Rede gedichtet hätte, kaum vergönnt gewesen wäre.

Diesen didaktischen Zweck, dieses praktische Motiv seiner Dichtungen, das Motiv, zu bessern und, wenn man es so ausdrücken will, zu bekehren, überall die Zustände und zwar von innen heraus zu heben und umzugestalten und deshalb die Gebrechen und das Verderbliche schonungslos zu enthüllen, zugegeben, müssen wir aber sogleich erkennen, daß Bitzius, so bald er diesem Trieb Genüge that und die Feder ergriff, vom dichterischen Geist in ihm, seiner wirklichen und auszeichnenden Anlage, bemeistert wurde, daß sein Schaffen durch höhere Nöthigung zu einem dichtenden gerieth und so der Moralist und Religionslehrer unter die Gewalt des Dichters kam. Dieß möchten wir seinen eigenthümlichen Charakter nennen. Bitzius war nicht bloß ein dichterischer Religionslehrer, ein Religionsredner, dessen Raisonnements mit blühender Sprache geschmückt sind, er war ein religiöser, christlicher Dichter. Das Moralisiren verhielt sich bei ihm zum eigentlichen Dichten, wie das Prädikat zum Subjekt, möchten wir fast sagen, wenn diese Vergleichung nicht zu sehr pedantisch erschiene. Dieses, die

Dichtung, ist der Stamm, an den jenes sich anschließt. Bitzius wird daher in der Literaturgeschichte stets unter den Dichtern genannt werden, und nicht etwa unter den religiösen Moralisten, wie z. B. Reinhard, Georg Müller und so viele Andere, und wenn er auch manche schöne Seele mehr durch seine moralischen und religiösen oder politischen Excurse, als durch die Lebensbilder, die seine Dichterphantasie schuf, gerührt haben mag, so liegt doch sein Ruhm unzweifelhaft auf dem letztern Gebiet, und sein religiöser, zum Mahnen und Strafen, zum ernst prophetischen Auftreten ihn hinziehender Sinn wird mehr dem Gewebe zu vergleichen sein, auf welchem seine Dichtungen aufgezogen sind, als daß diese letztern umgekehrt nur jenem didaktischen Zweck des Lehrens und Besserns zur Unterlage dienten.

Wir nennen also Bitzius einen religiösen, einen positiv christlichen Dichter. Daß er affirmativ und nicht verneinend war, lag theilweise schon in seinem Dichterberuf selbst. Als Dichter, und als epischer Dichter, dessen Stoff der Mensch, der handelnde und empfindende Mensch war, mußte er den Menschen eben in dieser seiner Totalität auffassen, in allen seinen Beziehungen, in der ganzen Fülle seines Wesens. Eine skeptische, zweifelnde, negierende Denkweise paßt nicht zur wahren Dichtkunst. Der große Dichter wird zwar auch skeptische Charaktere, wie sie sich in der Welt vorfinden, vermöge seiner dichterischen Kraft zu schildern wissen. So hat Shakspeare als großer Dichtergenius, dem deshalb keine Seite des Lebens fremd war, seinen skeptisch-philosophirenden und zweifelnden Hamlet darstellen können, aber mit dieser raisonnirenden und spekulativen Anlage eines Hamlet wäre er selbst nie ein Dichter geworden. So war auch Bitzius schon als geborner Dichter aller Negation und der sie erzeugenden Skepsis feind, und immer der Totalität des Menschen sich zuwendend, konnte er das religiöse Moment in dessen Natur, das eben ein Theil dieser Totalität ist, schon deßhalb nicht ignoriren. Er mußte religiös im weitern Sinn,

sein, weil er Dichter war, weil er in gewisser Weise epischer Dichter war, weil er als solcher in's volle Menschenleben hineingriff, und die höchsten und stärksten Motive desselben von selbst in seinen Dichtungen sich geltend machen mußten.

Zu diesem allgemeinen in Bitzius Dichteranlage begründeten Faktor seines positiven und religiösen Geistes treten noch besonders bestimmende hinzu. Der Stoff und Inhalt von Bitzius' Werken ist das Volk, und zwar das Landvolk. In diesem Kreis bewegt er sich ausschließlich, hier ist seine Heimath, seine Wurzel. Er schrieb nicht nur ganz aus dem Volke heraus, sondern man kann sagen, er sei selbst ein solches naturwüchsiges Stück Volk gewesen, er war Fleisch von seinem Fleische und Gebein von seinem Gebeine. Wenn er als Dichter das Volk und sein Leben darstellen, wenn er dem Volke sein eigenes Wesen klar machen, demselben zum Bewußtsein über sich selbst verhelfen wollte, so mußte er das religiöse Moment im Volksleben nicht bloß zu seinem Begleiter, sondern zu seinem Ausgangspunkt machen. Er hätte das Volk nicht geschildert, wie es ist, nicht wahr und der Wirklichkeit entsprechend dargestellt, wenn er seine Landsleute, ihren Charakter verzerrend, zu sogeheißenen starken Geistern oder zu philosophirenden Skeptikern gemacht hätte. Schon als Volkslehrer traf er den rechten Ton, in welchem man zum Volk sprechen muß, wenn er überall mit Festigkeit und entschiedener Ueberzeugung sprach. Noch mehr mußte er als getreuer Darsteller des Volkes und seines Charakters das religiöse und zwar ganz positiv religiöse Moment gelten und walten lassen, und da Bitzius, wir wiederholen es, selbst ein Stück Volk, aus seinen Lenden war, so ist dieser religiöse Glaube bei ihm so sehr Natur, so wenig bloße Berechnung oder dichterisches Talent, welches der Wahrheit des Lebens gerecht zu werden sucht, daß wir es vielmehr als die äußerste Unnatur, als Erkünstelung und Schein ansehen müßten, wenn in seinen Schriften das Religiöse weniger zu Tage träte, als dieß der Fall ist.

Denn Bitzius gehört zu denjenigen Dichtern, deren Dichtung uns eben so erfreut wie ihr Leben, weil das Eine wie das Andere sich zu einem Ganzen rundet und keine Spur von Zerrissenheit, unbefriedigter Sehnsucht, innerem Zwiespalt sichtbar ist. Der Mann und sein Leben sind aus Einem Guß und so sind es auch seine Schriften. Das Horazische in se totus teres atque rotundus paßt ganz auf ihn. Er steht mit markigen Knochen auf der Erde und er hat zugleich eine so feste Ueberzeugung, eine solche Sicherheit der Anschauung und des Zieles, daß er nirgends strauchelt und der Zweifel seinem Geiste nicht nahe kömmt. Der religiöse Gesichtspunkt ist der vorherrschende, er ist mit seinem Denken und Fühlen so verwachsen, daß er überall ohne Zwang und ohne falschen Schein, ohne alle Affektation in seinen Schriften sich geltend macht. Diese Sicherheit und Festigkeit kommt dem Dichter zu gute, der, wenn seine Werke eine frohe Botschaft bringen, die stürmischen Wellen unsrer Seele besänftigen und beruhigen sollen, nicht zweifeln darf; dem die Freudigkeit der Erscheinungen nicht getrübt werden darf durch eine Zerrissenheit des Gemüthes, in welchem die Sonne nur durch Wolken schimmert. Unser Jeremias fühlt sich überall in einer durch höhere nie ausbleibende Vorsicht geordneten Welt. Die Herrlichkeit der Natur ist ihm wie allen religiösen und lebendig empfindenden Gemüthern überall ein Zeuge des Schöpfers. Alle ihre durchgängig großen, durch ihren Totaleindruck imponirenden oder durch ihre Gesetzmäßigkeit Erstaunen erweckenden Erscheinungen führen ihn zu Gott, zu dessen Allmacht, Größe und Liebe zurück. Er fühlt sich und sein Streben im Einklang mit dieser göttlichen Einrichtung der Welt, dieser ewigen Ordnung der Dinge. In seinem Herzen ist Ruhe, unerschütterliche Ruhe; und in dieser episch-religiösen Weltanschauung, die ihm kein Zweifel trüben kann, erfüllt er seinen dichterischen Beruf, und hier liegt das Geheimniß der Wirkung, deren seine

Schriften sich erfreuten. Von ihm kann jenes Wort des Dichters und Criterium wahrer Dichtung gelten, das wir schon citirt:

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Allgegenwart des religiösen Gedankens in Bitzius' Schriften, um uns so auszudrücken, erscheint aber nirgends als Etwas Gezwungenes, in die Personen und Zustände Hineingetragenes, weil Bitzius, wie wir bemerkten, uns eine Welt beschreibt, einen Kreis von Menschen vorführt, in welchen gerade diese einfach religiöse Denk- und Anschauungsweise die natürliche ist und alles Leben tränkt und durchwirkt. Und wie könnte es auch anders sein? Der Landmann lernt mehr als der Städter von der Wetterseite des Lebens kennen. Er lebt von rauhen Winden durchweht, von der Hitze des Tages mitgenommen, in beständigen Kämpfen mit den Elementen der Erde, der natürlichen Welt. Er lebt einsamer, den Feinden des Lebens mehr preisgegeben als der Städter, er ist hülfsbedürftiger, schutzloser, er hat mehr zu fürchten als dieser. Sicherheit und Ordnung sind seine Schutzgeister. Er liebt eine mächtige Hand, die ihm Beides gewährleistet, und er fühlt täglich die übermächtige, die allmächtige Hand des Himmels, die in ihm stets das Gefühl der Demuth wach erhält und titanischen Uebermuth nicht aufkommen läßt. „Er hat alle Tage Gottes Macht und die eigene Ohnmacht vor Augen, wie Bitzius sich ausdrückt, er erfährt, wie Gott unerwartet nehmen, aber eben so unerwartet geben kann. Dieses Bewußtseins, dieser demüthigen Anerkennung, daß mit aller Weisheit der Mensch nichts machen könne an Regen und Fruchtbarkeit, an guten und bösen Jahren, bedarf der Landmann aber auch bei seiner schweren Arbeit, damit er bei derselben ausharre, wenn auch der Erfolg zweifelhaft, im Vertrauen auf den, „der da seine milde Hand öffnet zu seiner Zeit und mit Wohlgefallen sättigt Alles was da lebet." —

Der Landmann begehrt daher mit den überirdischen Mächten, mit der Gottheit, im Frieden zu leben. Auf seiner rauhen, äußerlich stürmischen Schiffahrt muß er öfter als andere nach den Sternen des Himmels blicken. Das thätige Leben überhaupt kann nicht ohne Compaß sein. Der thätige Mensch blickt nach oben. Der Müßige zweifelt leichter. Wenn „das Wunder des Glaubens liebstes Kind“ ist, so ist der Glaube das Kind natürlicher Verhältnisse und Bedürfniß einer beständig vom Leben umgetriebenen Generation. Diese religiöse Stimmung und Weltanschauung nannten wir eine epische, weil der Gedanke eines nach großen Zwecken geordneten und nach göttlichem Plan geleiteten Ganzen in poetischer Beziehung ein epischer ist, in welchem das Subjektive untergeht und das Gemüth Beruhigung schöpft, da die Vorsehung gleichsam immer siegt, und des Einzelnen Schicksal, auch wo es als Mißton erscheint, in der Harmonie des Ganzen aufgeht.

Dazu kam noch das besondere kirchliche Element im Bernervolk, unter welchem Bitzius lebte, schrieb, lehrte. Der reformirte Bernische Landmann hat ein stark ausgesprochenes kirchliches Gepräge. Die Reformation wirkte hier wie überall entscheidend. Die Bibel, durch dieselbe bei'm Landvolk eingeführt, wurde und blieb während Jahrhunderten nicht bloß das Hauptbuch für den Bauer, sondern sie war fast das einzige Erziehungs- und Unterrichtsmittel auf dem Lande, bildete mit Psalmenbuch und etwa einem oder zwei populären Erbauungsbüchern selbst des wohlhabenden Landmann's ganze Bibliothek und ward dessen fast ausschließliche geistige Nahrung. Und wiederum war es besonders das alte Testament, welches die tiefste Wurzel faßte. Die einfache bildliche Sprachweise sagte dem kindlichen Sinn zu, der Schwung der Poesie, das orientalisch Ueberschwengliche erhob seine Einbildungskraft und haftete in der Tiefe des Gemüthes; die lakonische Weisheit, die gnomische Tiefe seiner Sprüche kam dem wenige, aber starke und kräftige Speise verlangenden geistigen Bedürfniß entgegen, und die

Bestimmtheit und das Absolute seiner Gebote und Regeln, das Diktatorische und Imperatorische in der religiösen Leitung des Hebräischen Volkes ließ ihn Halt und Sicherheit für das eigene Leben finden. Das Positive und Feste war seinem allem Zweifel abholden Geist angemessen und das manigfaltige Historische erweckte sein Interesse und prägte sich durch den feierlichen Ton, in welchem die Geschichte des auserwählten Volkes geschrieben ist, um so tiefer seinem Gedächtniß ein, so daß man behaupten kann, unser Bernisches Volk sei bis zu den Zeiten der französischen Revolution einzig an der Bibel groß gewachsen. Sie bildete den Inhalt seines geistigen Lebens, war seine Erzieherin, seine Bildnerin und Begleiterin durch's Leben.

Auf diesem biblischen Grunde hatte Bitzius weiter zu bauen, und da er selbst in diesem Element, in dieser Luft aufgewachsen und erzogen und später als Religionslehrer auf dieses Gebiet zum Wirken angewiesen war, so mußten auch seine Schriften von diesem Hauche ganz durchweht sein und in einer religiösen Weltanschauung, wie in ihrem heimathlichen Boden, wurzeln. Durchgehen wir nun seine Werke in dieser Beziehung, so können wir nicht verkennen, daß er nicht bloß den religiösen Gehalt im Volksleben, die religiöse Vorstellungs- und Empfindungsweise seines Heimathvolkes überall mit höchster Treue und Wahrheit darstellte, sondern auch dieselbe zu veredeln, das Gegebene fruchtbar zu machen, den noch rohen Stoff zu bilden, umzugestalten, in eine edlere Form auszuprägen suchte. Er geht überall darauf aus, die religiösen Begriffe zu vergeistigen, und von den Schlacken des Allzusinnlichen und Materiellen zu reinigen. Er kannte das Volk zu gut, um nicht zu wissen, wie viel auf diesem Gebiet zu thun übrig war, wie sehr selbst nach dem Verlauf von drei Jahrhunderten die läuternde Kraft der Reformation nur die Oberfläche geritzt hatte, wie wenig sie in die Tiefe gedrungen war. Er suchte überall das Todte zu beleben, dem Materiellen einen geistigen Inhalt zu geben, dem Körperlichen Seele einzuhauchen. Er führt bei jedem

Anlasse das Aeußerliche auf ein Inneres, das Symbolische auf den Geist, dem es als Hülle dient, das Sinnliche auf das Uebersinnliche und einer höhern Welt und Ordnung Angehörende zurück. Auf jedem Blatt in seinen Schriften tritt uns, möchten wir behaupten, dieses Streben, dieser Sinn entgegen. So sind ihm die Erscheinungen der Natur „allezeit strömende Offenbarungen Gottes, von denen der Mensch umflossen ist.“ So nennt er in der Wassernoth große Naturkatastrophen „lebendige Predigten Gottes, wie überhaupt alle Naturereignisse Offenbarungen, Sprache des Himmels seien.“ „Gott, sagt er an der nämlichen Stelle, stellt im Sichtbaren das Unsichtbare dar; die ganze Natur ist eine Gleichnißrede, die der Christ zu deuten hat. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen.“ So verlangt er in Anne Bäbi Jowäger, „daß der Mensch nicht nur in dem Einen großen Buch, der Bibel lese, sondern auch in dem andern wunderbaren, weltalten und doch jeden Tag neuen Buch der Natur, der Welt, des Lebens, welches aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom, genährt wird durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Athem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen.“ Das eine Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halbdunkel bleibt eines ohne das andere, wie ein Auge nur halb so gut sieht als zwei. Aber „wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, da ist der Himmel offen, strömende Offenbarungen Gottes erklären das Leben, heiligen die Zustände, dem Leben giebt die Bibel seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig.“ Er verlangt daher namentlich vom Religionslehrer, vom Geistlichen, daß er nicht bloß in der Exegese der Schrift, die jeder Christ solle verstehen können, sondern noch mehr in der Exegese des Lebens bewandert sei, und nicht bloß auf den einen Rythmus,

sondern auch auf den andern größern achte, so wie Shakspeare seinen armen Richard II. in jenem ergreifenden Gefängnißmonolog klagen läßt, daß er in der Musik auch den kleinen Mißton habe entdecken können, aber in der größern und wichtigern Musik seines königlichen Lebens auch die gröbsten Disharmonieen nicht wahrgenommen habe.

In gleichem Geiste faßte Bitzius das Christenthum und die christliche Lehre auf. Er sah in demselben einerseits das große Bindungsmittel der Menschen durch Liebe und Brüderlichkeit, das Erziehungsmittel zu aller höhern Cultur, und anderseits das Erweckungsmittel aller Kräfte im Menschen und den Sporn zu allen Thätigkeiten. So erklärt er im Schulmeister das Christenthum als die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menschlichen Kräfte und hinwiederum einzig vermögend, die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anstrengung und gegenseitiger Hülfeleistung. „Dieses Einstehn in der Liebe für Schwache und ihre Rechte, sagt er anderswo, der Barmherzigkeit gegen die Unbarmherzigen, heißen sie wie sie wollen, halten wir für den wahren christlichen Muth, und den christlichen Muth für den höchsten unter allen Arten von Muth.“ — Er will daher, daß besonders der Seelsorger von diesem Geist der Liebe durchdrungen sei und, wie wir bei Besprechung von Anne Bäbi Jowäger bemerkten, stets nach dem Grundsatz in omnibus charitas, handle. Er will das Werk der Liebe, der Hülfeleistung stets im großherzigsten Sinne geübt wissen, und er fragt sehr scharf in der Wassernoth, „was das für eine Religion sein möge, die, wenn Hungernde zu speisen, Nackte zu kleiden seien, erst untersuche, ob diese zu „ihren Leuten“ gehören oder nicht, und nur im erstern Fall ihre Hand öffne.“ So sagt er in der Armennoth, wo er zum gemeinsamen Handeln ermahnt: „Der Ruf gilt jeder Ansicht, jeder Farbe, allen Separatisten, politischen und religiösen, und namentlich den sogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube sich feststellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß

es Sünde sei, denen zu helfen an einem gemeinsamen Werk die mit ihnen nicht gleicher Ansicht seien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man denn auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jesus verläugnet, der in seinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erst bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengesetzte Lehre so scharf ausdrückt?" Er will vom christlichen Sinn alles Kleinliche, Ausschließliche, Engherzige entfernt wissen und den Baum ächter Frömmigkeit stets nur an den Früchten erkennen, und nicht an äußerlichen Abzeichen. Daher sagt er von dem alten Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger: „Wie fromm er war, wußte Gott. Die Menschen hätten es ihm nicht angesehen." Der Glaube muß ihm That und Handlungsweise werden, wenn er über dessen Werth urtheilen soll. Bloßer Schein und Geberde gelten ihm nichts. Das Christenthum soll nicht niederdrücken, sondern zu Muth und Freude erheben, eine frohe Botschaft sein.

Bitzius nimmt ferner für das Christenthum die größte Entwicklungsfähigkeit, ein stetiges Fortschreiten in Anspruch. Sehr schön sagt er im Schulmeister: „Das Christenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden. Dann gehen verschlossene Augen auf, und was todt getreten schien, das steht nun herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf." Als großes Culturmittel soll ferner das Christenthum alle Verhältnisse durchdringen und auch der staatlichen Ordnung Festigkeit und Halt verleihen. „Das Christenthum allein," sagt Bitzius im Zeitgeist, „heiligt die Staatsformen und garantiert die Wahrheit, es fordert Treue, ehrt jede Persönlichkeit, sichert alle Güter, verbindet die

Bürger durch Liebe zu Brüdern und hat den obersten Grundsatz: Was Du willst, daß Dir die Leute thun, das thue auch ihnen."

Das Christenthum endlich, und darauf wird überall besonderer Nachdruck gelegt, ist nach Bitzius nicht da, um die Kräfte im Menschen einzuschläfern, sondern um sie zu wecken und in Thätigkeit zu setzen, und hier nimmt Bitzius mit aller Entschiedenheit und mit dem größten Nachdruck den reformierten Standpunkt ein. „Das Christenthum, heißt es in der Armennoth, enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen." Und im Schulmeister sagt Bitzius: „Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen." Das Wort Lessing's in seinem Aufsatz über die Herrnhuter, daß der Mensch zum Thun, und nicht zum Vernünftlen erschaffen, aber eben deswegen dem Letzern mehr nachhänge als dem Erstern, kehrt hundertfach in seinen Büchern wieder. Am derbsten spricht er sich darüber im Zeitgeist aus, wenn er sagt: „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Sekte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgekocht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Erndte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott." Bitzius wollte daher von einem Gnadenschatz, welcher ohne Zuthun, ohne eigene Anstrengung des Menschen, auch dem trägsten Bittenden sich öffne, nichts wissen. Er drang überall auf ein freilich immer gläubiges und gottvertrauendes Thun, auf thätige Liebe, auf Arbeit, Nüchternheit, Selbstverläugnung. Der Glaube darf ihm nicht

ein todter, passiver, nur innerlicher sein; er soll sich stets verkünden durch das Leben, durch die stete innere Umgestaltung desselben, durch Treue, Muth, Geduld, Kraft, die dem Bösen widerstreitet und den Wechsel der Tage zu ertragen weiß. Was zum Quietismus führt und träge macht, ist ihm nicht die rechte Gesinnung im Religiösen, daher seine wahrhaft frommen Charaktere sich weniger durch Mystik und bloße Seligkeit des Empfindens als durch Kraft und Ausdauer im Leben, durch schlichte und einfache Erfüllung ihrer Pflicht auszeichnen und vor Allem diesem Pflichtgebot nachkommen. So ist Käthi, die Großmutter, ein rauher und keineswegs sentimentaler Charakter. Es ist nichts von Schönseligkeit und schwärmerisch gläubiger Empfindung in ihr. Sie thut schlecht und recht, was sie für Pflicht hält, was ihr Gewissen ihr gebietet, sie hält was ihr unumstößliches Gebot ist, sie ist treu in Allem, strengt die eigene Kraft auf's äußerste an und vertraut, daß der alte Gott noch lebe und aus Kampf und Streit und Mühsal ihren Weg geleite. Sie ist ein kräftiges, aber gerade durch diese Kraft rührendes Bild thatkräftiger Frömmigkeit. So sind auch das welsche Mütterchen in Jakobs Wanderungen und Babette, Meister Pierre's Frau, ächt fromme, ihre Handlungsweise ganz auf Gott und ihren Glauben beziehende Frauen, aber dieser Glaube wird für die Andern bloß sichtbar durch ein ganz der nächsten Pflicht geweihtes Leben. Es ist ein bescheidener und wirksamer Glaube. Sie gehören keiner Sekte an, sie haben keine Methode in ihrer Frömmigkeit, keine Zeichen für dieselbe in Sprache und Geberde. Ihr Bekenntniß macht sie evangelisch duldsam und mild gegen Andere, wie streng gegen sich selbst. So erscheinen uns jene eigentlichen Dulderinnen in Bitzius, wie Mädeli im Schulmeister, Bäbeli im Dursli, nicht als bloß passive, sondern als aktive jeden Nerv anstrengende Dulderinnen, und jene liebliche, in ihrer Reinheit und Unschuld fast nicht mehr irdische Gestalt, das Erdbeeri-Mareili, ist ein einfaches Mädchen, dem

Pflicht und Glaube, treues Handeln und Gottvertrauen immer in Eins zusammenschmelzen. Wenn Mädeli, die Schulmeisterin, ihre unerträgliche Schwiegermutter mit unermüdlicher Geduld erträgt und pflegt, und ihre Liebe mit dem Alten Undankbarkeit wächst, so ist dieß ein Zug reinsten Christenthums, wie es nicht eindringlicher gepredigt werden kann, und unvergleichlich schön, Bitzius innersten Gedanken über den Prüfstein alles Glaubens ausdrückend, sagt der Schulmeister selbst: „So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, mit letzten sieben und siebenzig mal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns reich." „Worte, sagt er anderswo im Schulmeister, können kein Leben sühnen, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth."

Diese religiöse Anschauungsweise von Bitzius, dieser stete Bezug der Gesinnung auf Leben und Handeln, ist in confessioneller Hinsicht ganz dem reformirten Geiste, in seiner Reinheit, entsprossen und ein Kenner beider protestantischen Confessionen hat daher die feine Bemerkung gemacht, daß die genannten weiblichen Charaktere, daß namentlich Käthi und Babette, die Frau des Waadtländer-Patrioten, anders hätten ausfallen müssen, wenn sie einer lutherischen Feder entflossen wären. Namentlich, bemerkte der gleiche Beurtheiler, sei dieß bei der letztern Frau der Fall, deren eigentliches, inneres Glaubensleben ein in sich verborgenes sei, wovon bloß die Früchte sichtbar würden, Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, Friede und ein unverbrüchliches Halten der Gebote Gottes. Dieses Thema könnte gewiß von Kundigen leicht weiter ausgeführt und auch in Betreff anderer wichtiger Unterschiede in den Anschauungen beider protestantischen Confessionen mit vielen Beispielen aus Bitzius' Schriften belegt werden. So viel bleibt gewiß, daß Bitzius den praktischen, reformatorischen Gedanken, der seinen Schriften überall zum Grunde liegt, auch durch

seinen religiösen Standpunkt entschieden bezeichnete und sehr scharf betonte. Er läßt sich nirgends in theologische Streitigkeiten und in die Subtilitäten der Wissenschaft ein, war auch keineswegs gelehrter Theologe. Er dogmatisirt nicht und streitet nicht über Glaubenssätze. Es kommt ihm mehr auf die Treue und die Reinheit der Gesinnung an, die eines Jeden Glaube bei ihm wirkt und in's Leben heraustreten läßt, und der Grad dieser Treue und dieser Reinheit bedingt auch das Urtheil von Bitzius über den Werth dieses Glaubens. Treue ist ihm überhaupt eine Kardinaltugend, die er weit über confessionelle Formen stellt, und so läßt er in „Sintram und Bertram" die edle Heidin Emma nicht etwa zur Erbauung eifriger und frommer Leser durch Bertram bekehren, sondern sie erklärt Diesem sehr bedeutsam: Was meine Väter gelobt, dem bleibe ich treu, aber wenn dein Gott Treue liebt und einen Himmel für die Treuen hat und nicht bloß für besondere Geberden und eigenthümliche Worte, so begrabe mich auf deine Weise und pflanze ein Kreuz auf mein Grab, zum Zeichen, daß ich auch in den Himmel möchte, in den Himmel der Treue, wo meine Väter sein werden, wo auch du hinkommen wirst. Meines Glaubens habe ich gelebt, treu, so weit ich es vermochte, und wo ich treulos war und schwach, da trägst du die Schuld. Bedarf es mehr als ich gewesen, um in deinen Himmel zu kommen, so sorge du für das Mangelnde." Bertram aber widerredet nicht, weil er es sich bewußt war, „daß sie um ihrer Liebe willen auch der göttlichen Liebe theilhaftig werden würde."

So faßte Bitzius das Christenthum und die christliche Lehre auf. Er will sittliche Freiheit wecken, überall auf's Innere wirken und von innen heraus bauen und bessern. Die äußerlichen Formen des Kultus, die Kirche mit ihrem positiv Bestimmten, mit ihren Institutionen sind ihm Mittel, nicht Zweck. Das bloß Formale, Starre, im Aeußerlichen die Hauptsache Suchende, was man gewöhnlich dem Judenthum vorwirft,

und was in mancher christlichen Sekte immer wieder oben auf kommen will, war ihm in tiefster Seele zuwider. In allen seinen Schriften bleibt er sich gleich, und überall finden wir diese Grundsätze. Eine höchst interessante Stelle, die ein ganzes Religionsbekenntniß in sich faßt, ist in dieser Beziehung das dreizehnte Kapitel des zweiten Theiles des Schulmeisters: „Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt.“ Käser spricht hier unter anderem von seinem frühern todten Glauben, der ihm nicht mehr geholfen, als eine Brille in stockfinsterer Nacht, der ihn im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig gemacht, ihm seine Fehler nicht gezeigt, Gott nicht gezeigt, ihm nicht Liebe gegeben, den Haß nicht gelöscht, nicht Frieden und Muth gebracht habe, der ihm bloß wie ein Hausschlüssel gegolten habe, den man Morgens früh bei'm Ausgehen in die Tasche stecke, um am Abend in's Haus hineinzukommen und nicht draußen zähneklappern zu müssen, um den man sich aber den ganzen Tag über als um etwas Unnützes und sogar Lästiges weiter nicht bekümmere. „Christus, sagt Käser ferner, war mir damals noch nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinansteigen sollen zu sittlicher Freiheit, zu geistiger Schönheit, zu himmlischer Liebe — zu Gott; er war mir nur das geschlachtete Opferlamm, dessen Blut mich rein wäscht von allen Sünden, so bald ich für wahr annehme, daß er wirklich gestorben und sein Blut auch für mich vergossen sei.“

Wenn Bitzius so die christliche Religion im Geist und in der Wahrheit aufzufassen suchte und sich innerhalb seines positiven reformirten Bekenntnisses frei und geistig bewegte, so war er gleichwohl, oder vielmehr eben deshalb, seiner Landeskirche sehr zugethan und allem Sektenwesen abhold, welches sich außerhalb derselben stellt und sie fortwährend offen oder im Stillen bekämpft. Er fand nämlich in der positiven Institution der Kirche, welche die allgemeine, die größte Genossenschaft religiösen Lebens darstellt und so dem universalen Geist

des Christenthums am besten entspricht, noch Lebensfähigkeit und Kraft genug, um in ihr das religiöse Leben neu anzufachen, und er betrachtete allen Separatismus, alles Ausscheiden von dieser Gemeinschaft, und die Geringschätzung des Allgemeinen als einen sehr nachtheilig auf das Ganze rückwirkenden Sonderbund, einen Staat im Staate, der nur auflöse, trenne, zersetze, dem gesunden Volksleben zuwider sei und vom Volk in seiner großen Mehrheit auch entschieden perhorresciert werde. Ihm war die Kirche das Organische und Organisatorische, das Erhaltende und Sammelnde, dessen Zerstörung durch den individualisierenden Sektengeist, der zuletzt so viele Religionsbekenntnisse statuire als es Köpfe gebe, nur ein Vorbote allgemeiner Zerrüttung und Zerbröckelung wäre. Er bekämpft daher diese Tendenzen unablässig und mit großer Energie und verlangt, wie z. B. im letzten Kapitel des Bauernspiegels, daß der Staat die Kirche dagegen schütze und Zucht und Ordnung in kirchlichen Dingen wieder herstelle. Da wir hier auf ein Gebiet kommen, welches uns ferner liegt, und da an den eben berührten Punkt des Sektenwesens die wichtigsten Fragen sich knüpfen, so können wir unmöglich tiefer eingehen. Die Sache hat, wie andere große Principienfragen, zwei Seiten. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Zug der Zeit auf Glaubensfreiheit geht, daß die Reformation, so weit sie reichte, den kirchlichen Autoritäten zu Grabe läutete und dem Princip des Sektenwesens, welches so gut als die Reformation selbst, sich auf die Freiheit der Forschung, auf gänzliche Unabhängigkeit des Individuums von Tradition und Kirchendoktrinen beruft, seine Berechtigung gab, daß endlich die Tyrannei und Verfolgungssucht von Staatskirchen, die hölzern und knöchern geworden waren, das Dissenterthum nothwendig in's Leben rufen und ihm Kraft und Energie verleihen mußten, da der Mensch nach einem ihm inwohnenden Gesetz sich stets gegen ungerechten und plumpen Zwang, komme er woher er wolle, auflehnt. Auch wird das Princip der Association, das

bereits so mächtig geworden und hie und da über den Staat selbst hinauszuwachsen droht, sich unvermeidlich auch in der Kirche und ihren Verhältnissen geltend machen. Allein Bitzius behandelte die Frage aus dem Standpunkt der Erfahrung und zwar seiner Erfahrung. Er fand, daß der Separatismus in seiner Heimath bis jetzt wenig gute und viele schlimme Früchte getragen. Auf dem Lande und in einer dem Sektirerwesen ziemlich zugänglichen Gegend lebend, beobachtete er, daß dasselbe in seinem höchsten Parorismus den abscheulichsten Fanatismus erzeuge, der sich bis zum Morden verirren kann, in seinen gewöhnlichen Stadien aber Zwiespalt, Partheisucht, Haß und Unduldsamkeit in die Familien und Gemeinden bringe, der ärgsten Heuchelei Vorschub leiste, bei den Meisten nicht bessernd auf das Leben wirke, und durch die wirkliche oder zur Schau getragene religiöse Exaltation, die es mit sich führe, gerade den Gegensatz des Indifferentismus und der Spötterei belebe und stärke. Er schildert daher den Sektengeist, wie er ihn in der Wirklichkeit kennen lernte, an vielen Stellen mit den grellsten Farben, und geht ihm schonungslos zu Leibe. So stellt er im Vikar in Anne Bäbi Jowäger den Typus eines Geistlichen auf, der zwar äußerlich noch in der Landeskirche steht, aber, ganz vom Sektengeist ergriffen, seine kirchliche Stellung zur Ausbreitung seiner kleinen Kirche in der Kirche, die ihm als die einzig rechtgläubige gilt, benutzt, mit der Anmaßung und der Ausschließlichkeit eines Sektengliedes auftritt und für gutgemeinte, nach seinem Sinn christliche Zwecke oft ganz widrige Mittel braucht. Da nach Bitzius' Erfahrung dieses Sektenwesen, welches in den Städten zuweilen bloßer Gesellschafts-Ton ist und unter Gebildeten mildere Formen hat, auf dem Land hingegen meist verderblich wirkt, etwas „Ungesundes, dem Volkssinne nicht Gemäßes", „ein fremder Tropfen in seinem Blute" ist, so sind auch die gesunden und vorzüglichen Charaktere, von denen sich in Bitzius' Schriften ein so großer Reichthum findet, Alle zwar sehr kirchlich,

aber keineswegs sektirerisch oder separatistisch gesinnt. So treffen wir unter seinen vielen wackern und kernhaften Bäuerinnen, die an jedem Tag „mit rascher Wirkung ihre Pflicht thun; wie ihr Gewissen sie ihnen zeigt", keine einzige Separatistin oder Pietistin im gewöhnlichen Sinne des Worts an. Keine von ihnen besucht z. B. statt des Gottesdienstes besondere Versammlungen oder bedient sich im Gespräch einer besondern Ausdrucksweise. Es sind schlichte, zum Theil auch derbe Naturen, deren einfachem Sinn dergleichen widersprechen würde. Und doch sind dieß sämmtlich fromme, gottesfürchtige Weiber, wenn man nicht mit diesem Begriff eine gewisse religiöse Exaltation verbindet, die unter so aktiven und gebieterisch für jede Stunde ihr Thun fordernden Lebensverhältnissen nicht zu finden ist und nur aus Ausnahmszuständen entspringt. Käthi, die Großmutter, würde sich gewiß das Prädikat der Frömmigkeit nicht absprechen lassen und das Erdbeeri-Mareili erscheint vollends wie ein Engel auf Erden, aber bei beiden ist fromm sein und recht thun so unzertrennlich, daß sie im Letztern auch das Erstere zu erfüllen glauben, wie denn auch der Ausdruck „fromm" auf dem Lande oft noch für gleichbedeutend mit „treu und ehrlich" genommen wird. Eben so ist es mit den Männern. Ankenbenz, der Bodenbauer in Uli, der alte Götti im Geltstag und Andere, die als Mustercharaktere, gegen die übrigen gehalten, gelten können, sind gewiß recht wackere und gottesfürchtige Männer, aber sie gehen alle zur Kirche und sprechen wie andere Leute. Der Großvater in „des Großvaters Sonntag" stirbt mit der Ruhe und der Freudigkeit eines alttestamentlichen Patriarchen, alt und lebenssatt, nach einem thätig frommen Leben, aber ohne methodistisch strenge Anschauungen, ohne das Leben und das Diesseits gering zu schätzen. Seine Frömmigkeit ist, wie die Engländer es nennen würden, a cheerful piety. Der kindlich reinen, von aller Eitelkeit entfernten, demüthigen und duldsamen Frömmigkeit wendete Bitzius seine ganze Liebe zu und läßt sie in

herrlichen Lebensbildern vor uns treten. Er legte um so mehr Gewicht darauf, dieselbe in ihr gebührendes Licht zu setzen, als er, wenn er gegen das Sektenwesen und den kirchlichen Sondergeist, auftrat, am wenigsten dahin mißverstanden sein wollte, als ob er dem Tagesgeschrei, welches zu Zeiten in Jedem, der überhaupt noch positiv glaubt, einen Pietisten zu sehen vorgab und selbst nur auf der crassesten Frivolität beruhte, irgend welche Concessionen zu machen gedächte. Dazu wäre er am wenigsten der Mann gewesen. Er stellt vielmehr einen ächten, wir möchten sagen, idealen Pietismus, wie ihn die Welt noch immer hochverehrt hat, der sich durch Thaten und segensreiche Wirkungen verkündigt, einem falschen, hohlen, äußerlichen Pietismus entgegen, der den Schein für das Wesen nimmt, von wahrer Demuth und ächter Liebe sich entfernt und eine sklavische, enge und unduldsame Sinnesart erzeugt. Bitzius hat, wie jeder warm Fühlende, die größte Ehrfurcht vor jenen ausgezeichneten Frauen, die, das Evangelium in seiner höchsten Bedeutung auffassend, sich der Krankenpflege widmen und der Engländerin Fry nacheifern, vor jenen Männern, die als Aerzte mit stiller, nie ermüdender Aufopferung die Wohlthäter ganzer Bezirke sind oder als Seelsorger und in anderen Berufen in gleichem Sinne und mit gleicher Bescheidung wirken. Ein solches Leben ist ihm das höchste Leben, und in „Anne Bäbi Jowäger" läßt er den alten Pfarrer am Begräbniß seines Neffen, des Arztes, in wahrhaft christlicher Demuth von sich sagen: „Sein Tag werde kein solcher Ehrentag sein, wie dieser für das Andenken seines Neffen sei, er verdiene ihn auch nicht, da er sein Gutes im Leben genossen, da ihm Gott solche Opfer und Entbehrungen nicht auferlegt, solche Gelegenheiten zu augenscheinlichem Wirken nicht gegeben habe." Bitzius predigt eine Religion der That und er könnte ein Mann „der innern Mission" im besten Sinne genannt werden, obgleich er in der Armennoth den Dünkel derjenigen rügt, welche, weil sie das neue Wort der alten Sache

gegeben, sich anstellten, als ob die Sache selbst erst durch sie in's Leben getreten sei. Sein religiöser Standpunkt ist daher ein äußerst reicher und fruchtbarer, seine Werke begünstigen das Quietistische in der Religion, die bloße Beschaulichkeit nicht; sie geben zwar, wie das natürliche Leben selbst, Ruhepunkte und Stunden der Sammlung oder der behaglichen Freude, aber sie rufen zum Schaffen, zum Handeln, zur Arbeit, zum Thun auf. Die religiöse Gesinnung muß diese Impulse geben, wenn sie ächt sein soll. Bitzius bekämpft daher vorerst alles Verneinende, Frivole, Antireligiöse, auf Materialismus, persönlichen Eigennutz und Sinnengenuß Ausgehende, welches diese Gesinnung gar nicht aufkommen läßt und geradezu zerstört, sodann aber auch das Sektirerische, Separatistische und Eitle, welches dieser Gesinnung eine falsche Richtung giebt und die Schaale für den Kern zu nehmen in Gefahr kommt. Die Landeskirche mit ihren gegebenen, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und tief im Volksbewußtsein wurzelnden Institutionen scheint ihm zwischen diesen Aeußersten die rechte Mitte zu halten und die beste Entwicklerin und Bewahrerin des religiösen Lebens im Volke zu sein. Das Rütteln an diesen Institutionen scheint ihm daher verderblich, auch für das Staatsleben verderblich, komme es von welcher Seite es wolle. Das einfache Wegdekretiren der Kirche zu Gunsten einer bloßen Verneinung scheint ihm eben so unvernünftig, als eine Zerbröckelung derselben in eine Menge sich willkührlich gruppirender kleiner Genossenschaften, und wenn Bitzius auf der einen Seite dafür hielt, daß mit dem Zerstören des Kirchlichen auch die Grundpfeiler des Staatslebens und aller bürgerlichen Verhältnisse wanken und einsinken müßten, so würde er andrerseits, wenigstens für seine Heimath, das neuliche Urtheil eines schweizerischen welterfahrenen Politikers unterschrieben haben, welcher sagte, die sogeheißene freie Kirche habe bisher in der Schweiz nur desorganisatorisch gewirkt und

sei ein Parasit, der, zum eigenen selbstständigen Leben unfähig, nur dem Mutterstamm die besten Säfte entziehe. —

Bitzius drückt seine eigene religiöse Sinnesweise in folgender Stelle in einem Brief aus seiner spätern Lebenszeit an einen vertrauten Freund aus, die das, was wir über seinen religiösen Standpunkt sagten, bestätigt. „Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich beziehe weit Mehreres auf Gott, erblicke weit öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte mein jetziges Sein im Zusammenhang mit dem Zukünftigen. Ob das aus innern Ursachen kommt, oder ob ich hingerissen werde durch die äußere Bewegung, wer will das entscheiden? Daß ich in mir nicht todt war, weiß ich, aber hinwiederum bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einflusse unterthan. Aber darin bin ich verschieden von Vielen, daß bei mir das religiöse Element keine andere und besondere Form sucht als das Leben in Gott, und dieses Leben durch mich und andere immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen u. s. w., sondern eben durch das Leben selbst."

Eben so ausgesprochen wie Bitzius' religiöser Charakter ist in seinen Schriften seine politische Denkweise, und sie tritt in einigen Werken noch schärfer hervor als der erstere, nämlich da wo er, wie z. B. im „Zeitgeist und Bernergeist", der Politik und der Bekämpfung der einen Richtung derselben den Vortritt läßt und Politik treiben will. Die Urtheile über ihn gehen in dieser Beziehung wenigstens zum Theil eben so aus einander, wie diejenigen über seinen religiösen Standpunkt. Den Einen war er geradezu Parteimann und Parteischriftsteller, der nur einer Partei dient, und man hat viele seiner Schriften bloß zu großartigen Parteipamphleten stempeln wollen. Man schrie von der Seite der Gegner über arge Tendenzschriftstellerei und stellte ihn in die Reihen der so geheißenen Reaktion, wobei die aus der Ferne und in völliger Unkenntniß der Schweizerverhältnisse Urtheilenden oft die lächer-

lichsten Lufthiebe und Zusammenstellungen machten. Andern hingegen war er viel zu liberal und zu wenig legitim. Schon seine bis dahin in seiner Heimath gar nicht erhörte Freimüthigkeit und Derbheit gab mannigfachen Anstoß und bei näherem Durchgehen seiner Schriften fand man so wenig Respekt vor den hohen Herrschaften aller Art, so strenge Forderungen an Regierende und Hochstehende, und so nicht die geringste Spur von Schmeichelei und besondern Rücksichten für gewisse Stände, ihre Anschauungen und Liebhabereien, daß man ihn weit eher für einen mürrischen, der principlosen Welt als grober Puritaner entgegentretenden republikanischen Trotzkopf als für einen Anhänger der so geheißenen Legitimität halten konnte. Wir wollen ihn einstweilen als entschieden conservativ gelten lassen, allein da mit solchen allgemeinen Parteibezeichnungen, die je nach Ort und Zeit ganz verschiedene Dinge bedeuten und auf ganz verschiedenartige Leute angewendet werden, nichts gesagt ist, so müssen wir auch hier seine politische Denkart und Anschauungsweise aus den Faktoren, die sie bildeten und ihr die bestimmte Physiognomie gaben, aus seinen Antecedentien, seinem Charakter, seiner Stellung, aus Ort und Zeit und Umgebung ableiten, und wenn auf diese Weise ein thatsächliches, individuell richtiges Bild hergestellt ist und sein politischer Standpunkt als ein mit Nothwendigkeit gegebener und auf natürliche Weise entstandener erscheint, so wird es dann gleichgültig sein, welche politische Nummer man seiner Persönlichkeit gebe und in welche Klasse oder Familie man ihn als Politiker einreihe.

Wir haben bei der Jugendgeschichte von Bitzius gesagt, daß seine reiferen Jugendjahre in die Restaurationsepoche fielen, daß die Jugend dieser Zeit im Ganzen eine freigesinnte und eine hoffende, für Reformen, freie Staatseinrichtungen u. s. w. begeisterte, aber keine revolutionaire war, und daß auch Bitzius, auf der reformirten Berneradademie erzogen und in Deutschland vom ähnlichen freien Zeithauch angeweht, in sein an-

gehendes Mannesalter diejenige Gesinnung brachte, die man damals liberal nannte. Da die Bernische Staatsveränderung vom Jahr 1830, die Umwandlung der aristokratischen Verfassung in eine gemäßigt demokratische, diesen Principien gemäß war, Bitzius übrigens auf dem Lande lebend, und durch seine ganz bescheidene bürgerliche Stellung zu scharfer Beobachtung des politischen Geistes im Volke befähigt, diese Staatsveränderung als unabweisbar und durch die Zeit geboten ansah und manche wichtige Reform in Verwaltungszweigen, die ihm am Herzen lagen, wie z. B. im Schulwesen, von der neuen Ordnung der Dinge hoffen konnte; so bekannte er sich zu den damaligen Reformern und Neuen und konnte den Freunden der neuen Verfassung oder, um einen gangbaren Berner-Ausdruck zu gebrauchen, den Liberalen der Dreißigerepoche beigezählt werden, wenn er auch außerhalb der politischen Dinge stand und ihm diese in ihrem Detail und ihrer concreten Gestaltung zu Verfassungs- und Gesetzesnormen fern ablagen.

Es konnte freilich nicht lange währen, bis Bitzius auch der neuen Zustände Schattenseite entdecken mußte. Wie es zu geschehen pflegt, so wurden auch hier oft bestehende Einrichtungen vom neuen System in ein Prokrustesbett gelegt oder alter Schlendrian unter neuen Formen beibehalten. Unbedeutende Leute, von denen nichts Consequentes, nichts Dauerndes zu erwarten war, kamen an's Regiment, und es zeigten sich vielfach erbärmliche Motive, Privateigennutz, Eitelkeit und hohler Schein. Daß Bitzius nicht der Mann war, der alles dieses, wo er es sah, ungerügt und ungegeißelt hätte durchgehen lassen, wissen wir bereits. Seine Wahrheitsliebe trieb ihn, nicht zu schmeicheln und nichts zu verhüllen, und es lag nicht in seinem Charakter stille zuzusehen und sich neutral und diplomatisch als abhängiger Beamter in sein Schneckenhaus zurückzuziehen. Er hatte sich bei gewissen Reformfragen selbst betheiligt; wir haben gesehen, wie er in der Schulfrage mit dem Beispiel voranging und in jeder Beziehung thätig war.

Er konnte aber in den Hauptsachen und bei den leitenden Behörden und Kreisen nicht zum Worte kommen, und dies Gefühl, verbunden mit dem Bewußtsein, daß er ein Wort mitzusprechen habe, bestimmten ihn großentheils zum Schriftstellerberuf. Seine ersten Werke, wie der Bauernspiegel und der Schulmeister, haben daher bereits einen oppositionellen Charakter, ohne daß er sich in denselben gerade viel mit Politik zu schaffen machte. Die Gegenwart wird derb gestriegelt, wie die Vergangenheit, welch' letzterer besonders nichts weniger als geschmeichelt wird. Ueber das Schulwesen in der alten Zeit läßt er manch bitteres Wort fallen und sagt im Schulmeister bei Gelegenheit der alten Huldigungssonntage und ihrer obligaten dorfschaftlichen Prügeleien: „Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverständigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muster der Religiösität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrscht hätten. Die Buben, schon lange eingeweiht in diesen Haß (da keine Gemeinde mit der andern gemeine Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte) mußten nun zeigen, daß sie ihrer Väter würdig seien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter sich gemeinschaftliche Sache zu machen." So werden im Bauernspiegel einzelne Parthieen der frühern Zeit, das oberamtliche Regiment, die capitulirten Dienste im Ausland u. s. w., so satyrisch geschildert, daß Viele Uebertreibung und Partheilichkeit dem Verfasser vorwarfen, welcher jedenfalls von allem romantischen Idealisiren vergangener Zeiten, namentlich der nächstvergangenen, die in seine Lebenszeit noch hineinreichte, weit entfernt ist. Seine Vorliebe, durch Johannes v. Müller und Andere erzeugt, galt der ganz alten, der heroischen, kämpfenden, nicht der spätern, bloß administrierenden Zeit, welche letztere übrigens Bitzius' Mitbürger Haller vor einem Säculum eben so streng geschildert hatte da er selbst in derselben lebte. An der frühern Heldenzeit hing Bitzius mit ungetheilter Bewunderung, als dem besten

Erbtheil unsrer Geschichte, und hielt die Kraft und die Treue, das vaterländisch Große in derselben, der Jetztzeit bei jeder Gelegenheit als Spiegel vor. Bitzius war ein ganz nationaler Schweizer und Berner. Da die Geschichte seines engern und weitern Landes eine im Ganzen ruhmwürdige war, so mochte er nicht leiden, wenn die Parteiwuth sie verkleinerte und in ein gehässiges Licht stellte, oder wenn fremde Flüchtlinge, zu Rathgebern erhoben, mit allem Frühern tabula rasa machen wollten oder in kindischer Anmaßung „politische ABC für große Schweizerkinder" schrieben. Der Haß gegen alles Fremde, wenn dasselbe nicht reformirend und bescheiden als Besseres sich anbot, sondern diktatorisch und absolut sich dem Volke oktroyiren wollte, wird ein immer mehr hervortretender Zug in Bitzius' Schriften, und allerdings mußte Alles was die Schweiz schon in den Dreißigerjahren an Fremden und durch Fremde erlebt hatte, diesen Zorn nur befestigen. Bitzius war übrigens, so sehr ihn das Unwesen besonders der deutschen Flüchtlinge, welchem er in „Jakob's Wanderungen" und in „Doktor Dorbach, dem Wühler", ein stark ausgeprägtes Gedenkzeichen gestiftet, erbitterte, eine ganz deutschschweizerische Natur. Das französische Wesen war ihm durch und durch zuwider, und mit dem Wort „Weltsch" verband er nach alter deutscher Art meist einen verkleinernden Nebenbegriff. Auch mochte er, wie viele Alt-Berner, die Franzosen, als den alten Nationalfeind von 1798, nicht leiden, wie er denn auch die rühmliche Tapferkeit der Berner in der kleinen aber bedeutsamen Erzählung „Elsi die seltsame Magd" gebührend verherrlicht hat.

Es war daher natürlich, daß Bitzius in der Epoche der Dreißiger- und Vierzigerjahre, obwohl principiell liberal und der neuen Verfassung zugethan, doch, weil sein Nationalgefühl durch das Treiben der Fremden und das oftmalige schwächliche Gewährenlassen dieses Treibens verletzt wurde, und weil auch der Gang der Dinge im Heimathkanton Bern ihn keineswegs

befriedigte, in mannigfache Opposition gegen das herrschende System gerieth und schon in den Schriften dieser ersten Epoche die neue Zeit und die neuen Gewalten nicht schonte, wo sie ihm Gebrechen, Erbärmlichkeiten und Blößen zeigten. So verkennt er zwar im „Schulmeister" die Schwierigkeiten einer durchgreifenden Schulreform nicht, scheut sich aber eben so wenig, die Fehler und Irrthümer derer zu rügen, welche sie zu leiten hatten und oft weder Ziel noch Weg sich deutlich machen konnten. Bei seinem ganz auf's Praktische gerichteten Sinn galten ihm Gesetze und Reformen, so lange sie bloß auf dem Papier standen, nichts. Er mußte, um sie zu loben, erst sehen, ob und wie sie ausgeführt wurden. Auch manch Anderes was er in der Nähe sah, mußte ihn zu strenger Rüge der öffentlichen Zustände, wie sie sich im Einzelnen darstellten, bestimmen. Zudem wurde er schon damals durch die oft sehr ungerechten Angriffe gegen die Geistlichen im Allgemeinen, die z. B. oft als Feinde des Schulwesens bezeichnet wurden, während sie sich desselben am eifrigsten annahmen, in die Nothwendigkeit versetzt, sich seiner Amtsgenossen anzunehmen, obwohl er zuweilen, da er in seinen Schriften die Schwächen und Blößen und Menschlichkeiten dieses Standes so wenig als diejenigen eines andern schonte, auch hier Anstoß gegeben und allerlei Eifersüchtelei zu erfahren hatte. Er vindicirte, wie wir schon bemerkt, der kirchlichen Sphäre stets ihr Recht im Staate und suchte namentlich zwischen Kirche und Schule das gute Einvernehmen durch gegenseitiges Entgegenkommen herzustellen.

Was Bitzius im öffentlichen Leben am meisten der Rüge und der Satyre zu bedürfen schien, war das schlaffe und schwache Regiment im Allgemeinen, besonders aber in den Landbezirken, wo die Lokalbeamten in den Augen des Volkes die Regierung vorstellen. Daß hier oft Unfähigkeit, Energielosigkeit, Popularitätssucht, Oberflächlichkeit, Mangel an allem Selbstgefühl und Charakter, Frivolität an der Tagesordnung

waren und dann als Beispiel von oben um so schlimmer wirkten, konnte Jedermann wahrnehmen und diese Erscheinungen waren geeignet, gerade die aufrichtigsten Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu erbittern, da solche Dinge sich bald selbst bestrafen. Bitzius übte sein Censoramt als Schriftsteller mit unbestechlicher Strenge aus, und wer etwa aus angewöhnter politischer Verweichlichung ihn im Tadel zu herbe finden möchte, der bedenke, daß es gerade eines ernsthaften Schriftsteller's, der öffentliche Zustände schildert, heiligste Pflicht ist, überall auf Charakter, Festigkeit und Consequenz im Handeln, auf Rechtlichkeit, Selbstgefühl und öffentliche Moralität hinzuwirken, und daß wer diesen Muth nicht hat, vielleicht für den Augenblick unterhalten, aber keinen Nutzen stiften und bald vergessen sein wird. Bitzius hat übrigens nirgends sich Uebertreibung des Schlimmen zu Schulden kommen lassen, sondern bloß mit ungewohnter Derbheit und Rücksichtslosigkeit geschildert, und die Erfahrung gab ihm vollständig Recht. Denn im Jahre **1846** erfolgte im Kanton Bern eine neue demokratische Bewegung, welcher die Verfassung und Regierungspersonen von **1831** widerstandslos erlagen. Diese neue Staatsveränderung war eigentlich mehr eine Palastrevolution, die keinen eigentlichen neuen politischen Grundsatz, sondern bloß die Erweiterung bereits bestehender, wie z. B. des Wahlrechts u. s. w. enthielt, neue Leute an's Ruder brachte, und welche ohne die Grundsatzlosigkeit, die kleinlich persönliche Richtung und den Mangel an Regierungsfähigkeit bei'm frühern Regiment kaum möglich gewesen wäre.

In dieser Krisis zeigte sich das Haltlose, Schlaffe, Eigennützige und Würdelose, welches zur Physiognomie der letzten Jahre geworden war, in vollem Maaße, und es ist schwer zu begreifen, daß die radikalen Nachfolger im Regiment sich durch das, was im Jahre **1846** geschah, so wenig warnen ließen, daß sie vielmehr die gleichen Fehler in noch größerem Maaße begingen und durch die Art und Weise ihres Regierens dem

neuen System von vorn herein den Lebensfaden abschnitten, welches sich ohne diese Mißgriffe bei der allgemeinen Apathie noch länger hätte halten können.

Zu dieser neuen Zeit und ihrem Charakter trat Bitzius in einen viel schärferen Gegensatz als zu der frühern Ordnung der Dinge. Während er in der letztern bloß Irrthümer und Schwächen bekämpfte, glaubte er mit der neuen Verfassung propagandistische Principien, gegen Kirchliches und Staatliches gerichtet, einziehen zu sehen, welche zersetzend und zerstörend bis in's individuelle Leben hineinwirkten und, über die Sphäre der bloß politischen Meinungen und Grundsätze hinaus gehend, dem Socialismus und Communismus die Hand reichten. Bitzius befand sich mit seinen Grundsätzen von Staatsordnung und Familienleben gegenüber dem überspannten Treiben Vieler, die den ächten Demokratismus in der völligen Emancipation des Individuum's von allem Ueberlieferten und sittlich Feststehenden suchten, in einer ähnlichen Lage, wie sich zu allen Zeiten in Republiken, namentlich in stürmisch bewegten Demokratieen, solche Männer befunden haben, welche von der Uebertreibung des herrschenden Staatsprincips den Umschlag in ein entgegengesetztes fürchteten, und deren ernster Sinn sich von der Zügellosigkeit abwendete, die sie in Staat und Leben mächtig werden sahen. So sehen wir im alten Athen die großen Schriftsteller, Staatsmänner, Dichter gegenüber der demokratischen Richtung der Zeiten fast auf Einer Linie, und die Bemerkung ist ganz richtig, daß sich Alle in diesem Gegensatz zur faktischen Demokratie oder Demagogie ihrer Zeiten zum Verwechseln gleichen, daß Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes alle in bewußtem und bestimmtem Gegensatz zu ihrer Zeit stehen, bittere Klagen über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volkes führen und die in ein ideales Licht gerückte Vergangenheit der Gegenwart als Spiegel zur Beschämung und zur Nachahmung vorhalten. Ein sehr interessanter

Aufsatz (im Morgenblatt abgedruckt, Nr. 33 u. 34 des Jahres 1855) betitelt „Aristophanes Stellung zu seiner Zeit“, sagt hierüber folgende treffende Worte, die uns zur Ausführung unsers Gedankens zu benutzen erlaubt sei. „Die großen Geister des hellenischen Alterthums, heißt es dort, sind alle Aristokraten. In dem Maaße, als sie sich geistig über die Menge erhoben, in demselben waren sie auch abgeneigt, sich an sie hinzugeben, sich von ihr verschlingen, oder auch nur beherrschen zu lassen. Und da andererseits die Eigenschaften der Masse zu allen Zeiten dieselben sind, trotzig und ungeberdig im Glück, verzagt, so bald es nicht nach Wunsch geht, leicht in Wallung zu bringen, aber noch schneller wieder erkaltend und in Thatlosigkeit zurücksinkend leichtgläubig, die willenlose Beute derer, die sie zu behandeln, ihr zu schmeicheln wissen, unfähig, abweichende Ansichten zu begreifen und Widerspruch zu ertragen, — da diese Merkmale, trotz aller dazwischen liegenden Erfahrungen und Ermahnungen mit vollkommenster Regelmäßigkeit immer wiederkehren, so war es unvermeidlich, daß auch diejenigen, welche sich zur Masse polemisch oder pädagogisch verhielten, immer wieder in dasselbe Geleise der Gedanken hineingeriethen.“

Man könnte Bitzius, trotz der sonstigen großen Verschiedenheit, in Vielem mit Aristophanes vergleichen. Wenigstens war die Stellung Beider zu der Staats- und Zeitrichtung eine ganz ähnliche. Beide traten in einer Zeit auf, welche die Grenzscheide zweier Epochen machte, in welcher Altes und Traditionelles neuen Begriffen weichen mußte, in welcher der Einzelne mit seinem individuellen Streben und Egoismus gegen das corporative und staatliche Zusammgehörigkeitsgefühl ankämpfte, seine eigenen Wege suchte und von dem Aufgehen im Ganzen, von opferbereiter Pietät gegen dieses Ganze nichts mehr wissen wollte. Beide hielten mit aller Macht an dem erhaltenden Standpunkt der Unterordnung des Individuums unter das gemeine Beste, unter die Disciplin der Genossen-

schaft fest und bekämpften Alles auf's Nachdrücklichste, was ihnen diesen Kitt zwischen den Bürgern aufzulösen schien. Religion und Staat sind Beiden auf's innigste verbunden, und Bitzius steht der neuen Philosophie, die sich ihm in der Berufung Zeller's als aggressiv darstellte und von welcher er Aergeres fürchtete, als sie ihrer Natur nach hervorzubringen geeignet war, ganz so gegenüber, wie Aristophanes den Alles dialektisch zersetzenden Sophisten und dem sokratischen „Denkstübchen"; Aristophanes und Bitzius kämpfen beide einen gewissermaßen tragischen und vergeblichen Kampf gegen ein hereinbrechendes und das Alte, Gesundes mit Ungesundem, allmälig untergrabendes Neues. Der Geschichtsschreiber und Philosoph, der keine Entwicklung der Geschichte als willkührlich und zufällig annimmt, wird zwar einen andern Standpunkt einnehmen können, als der mitten in den Dingen und in der Bewegung Stehende und Kämpfende. Doch sehen wir auch Plato die damalige Demagogie Athen's mit den grellsten Farben schildern und in seiner Republik, wo er von der Entartung der Verfassungen und vom Uebergang der einen in die andere spricht, das Volk warnen, „sich nicht, indem es vor dem Rauch der Knechtschaft unter freien Menschen flüchten wolle, in die wüthende Flamme der Despotie zu stürzen;" dort spricht er auch von „schlechten Mundschenken eines demokratischen Staates, welche die freiheitsdurstigen Bürger den Becher ungemischter Freiheit unmäßig und bis zur Berauschung ausleeren lassen."

Diese Zügellosigkeit des Privatlebens und die damit verbundene Schlaffheit und Schwäche im öffentlichen Leben werden von Aristophanes wie von Bitzius mit unerbittlicher Laune gegeißelt. Demagogen, Rabulisten, Intriganten, Volksschmeichler, Betrüger und Betrogene müssen bei Beiden ohne Pardon herhalten. Nur greift der Athener, in der Hauptstadt, am Sitz des Regiments wohnend und durch die Sitten der Zeit zu größerer Freiheit berechtigt, die regierenden Per-

sonen und ihr Leben selbst an und bringt sie auf's Theater, während Bitzius, auf dem Lande wohnend, mehr die Wirkungen der politischen Sitten in seinem Bereiche, in den Landbezirken schildert und das Treiben untergeordneter Demagogen und egoistischer Aufspürer und Ausbeuter enthüllt. Man könnte eine Menge Stellen in Aristophanes aufweisen, die ganz in Bitzius' Geist geschrieben sind, und umgekehrt, weil die Menschen und ihre Leidenschaften seit Jahrtausenden gleich bleiben. Bitzius erscheint jedoch gegen den Griechen ganz zahm und mäßig, wie denn Zeit und Stellung, so wie Zweck und Gattung seiner Dichtung ihm andere Behandlung und Weise vorschreiben mußten. Immerhin gleichen sich beide, trotz allen gewaltigen Divergenzen, in patriotischer Gesinnung, männlichem Geist, in Schärfe des Witzes und in der genialen Kühnheit, mit welcher sie in ähnlicher Lage ähnliche öffentliche Zustände und Gebrechen bekämpften. Hätte Bitzius den griechischen Komiker gekannt, so würde dieser vielleicht eine Lieblingslektüre für ihn geworden sein.

Wir müssen bei der Beurtheilung von Bitzius, wie bei den Alten und denjenigen unter den Neuern, die in freien Staaten geschrieben, vorzüglich das patriotische und republikanische Element in Rechnung bringen. Er nahm als Bürger und als Mann von Charakter nach dem alten solonischen Grundsatz stets Parthei und trat mit Kraft für seine Ueberzeugung auf. Er mahnt uns zuweilen, besonders im Zeitgeist, wo die politische Polemik am schärfsten hervortritt, an den Engländer Burke, der von dem Ueberfluthen der Principien der französischen Revolution für sein Alt-England Aehnliches fürchtet wie Bitzius vom Pantheismus und Communismus für die Schweiz, namentlich aber für seinen Heimathskanton Bern. Beide stemmen sich mit Macht für das den Staat im Großen und Kleinen Zusammenhaltende, in Sitte und Leben fest Begründete gegen ein Neues, Zersetzendes, Negatives, von dessen unbestimm-

ter Tragweite sie Zerrüttung und Auflösung des socialen Gebäudes fürchten.

Wenn nun Bitzius, wie dieß häufig in Kritiken einzelner seiner Schriften geschehen, der Vorwurf gemacht wird, er sei zu sehr Tendenzschriftsteller gewesen, so liegt hierin nach dem Gesagten, da jeder Schriftsteller von Charakter für eine bestimmte Ueberzeugung einstehen wird, entweder gar kein Tadel, sondern eher ein Lob, oder der Vorwurf trifft die großen Schriftsteller alter und neuer Zeit mit ihm, und er befindet sich jedenfalls in der besten Gesellschaft. Sehen wir z. B. unsre neuesten berühmten Romanschreiber an, und zwar nicht bloß Amerikaner und Engländer, sondern auch Franzosen und Deutsche, so finden wir, daß sie insgesammt Tendenzschriftsteller sind. Alle greifen gewisse sociale Gebrechen ihrer Staaten an, und ihre Dichtung muß diesem Zwecke dienen. Wir brauchen bloß Namen zu nennen, die Beecher-Stowe, die Dickens, die Bulwer, die George Sand, die Gutzkow, Auerbach u. s. w., so ist dieß ganz klar, und man kann sagen, daß Tendenzschriftstellerei gerade der Charakter der heutigen Literatur sei, weil es eben im Geist der Zeit liegt, überall den Uebelständen der Gesellschaft nachzuspüren und von den verschiedensten Standpunkten aus dieselben zu beleuchten und zu enthüllen. So ist z. B. das englische Gerichtswesen mit seinem Formalismus, seinen unerschwinglichen Kosten, seinen hundert Mängeln, die stehende Zielscheibe der berühmten englischen Romanschreiber, wie Dickens, Bulwer und Anderer, und, um nur ein Beispiel anzuführen, sehen wir in Dicken's „Bleak House" den englischen Kanzleigerichtshof und seine Praxis in Civilhändeln noch auf ganz anders unerbittliche und sarkastische Weise gegeißelt, als die Schreiber, Geschäftsleute und Rechtsagenten oder Richter bei Bitzius. Das Verhältniß war das gleiche. Jeder griff die Mißbräuche, die ihm vorlagen und zur Anschauung kamen, auf seine Weise an und suchte sie in's hellste Licht zu stellen. Bitzius hatte keinen Grund, sich weniger Freiheit zu nehmen

als Dickens; nur ist beim Letztern Scene und Objekt des Angriffs von größerer Dimension und hebt sich mehr hervor, als die lokalen in kleinerem Kreise wirkenden Verkehrtheiten und Mißbräuche, die Bitzius' Satyre trifft.

Bitzius kann nach diesem allerdings als Tendenzschriftsteller gelten, in dem Sinne wie die besten neuen und alten Schriftsteller es sind. Wenn ihm aber von Seite politischer Gegner, wenn namentlich einzelnen seiner Schriften, die, wie der „Zeitgeist", in der Periode des heftigsten Partheizwistes in seinem Kanton geschrieben worden, allzugroße Heftigkeit der Polemik, zu große Zügellosigkeit und Schärfe des Styls und ein zu schroffer Partheistandpunkt vorgeworfen wurde, so konnte er mit gutem Fug und Recht auf solche Beschuldigung antworten:

„Wer mag die Gracchen hören, wenn sie über Aufruhr klagen!"

Fassen wir den politischen Charakter von Bitzius in seine Hauptzüge zusammen, so finden wir ihn vorerst ächt national schweizerisch und innerhalb dieser schweizerischen Gesinnung auch von ächt Bernischem Schrot und Korn. Wie er am schweizerischen Nationalgeist und Leben fest hielt, so war er auch durch und durch Republikaner. „Wir wollen keinen König," ruft er im „Wort eines Schweizers an die Schützenvereine" aus, „im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln zum gewaltigen Strom, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist." Da Bitzius einen strengen Begriff vom Regieren hat, so setzt er Könige und Fürsten mit Volksregenten stets auf Eine Linie und fordert von Allen strenge Erfüllung ihrer Pflicht, ge-

wissenhafte Arbeit in ihrem Beruf, der, je höher er sei, desto mehr auferlege. „Es sei ein Fluch der Könige," sagt er bedeutsam in „der Gründung Burgdorf's," daß die Schatten ihres eigenen Lebens sich in's Völkerleben hinein erstrecken, daß sündiger Könige oder Volksführer sündlich Leben zum Zeugniß werde gegen das Königthum überhaupt, als ob bei demselben nicht bestehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt." Ferner: „Je mehr ein König sich erlaubt glaube, weil Niemanden angehe, was er treibe, desto leichter werden die Wurzeln des Thrones angefressen, da das alte Testament und die neue Geschichte lehrten, daß schlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen, und schlechte Könige ihre Kinder um ihre Throne." — Und trefflich kennzeichnet er wiederum den wahren Herrschercharakter mit den Worten: „Der ist ein Herr der Menschen, der diese höhern Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß;" wie Joh. v. Müller aussprach, daß das Herz des Volkes in den Händen großer Männer sei. — Auf die Schwierigkeiten des Herrscherberufes deutend, sagt er anderswo scherzhaft: „Bekanntlich sind überall die Kronprinzen besser daran als die Könige."

Freimüthigkeit gilt Bitzius als erste politische Tugend und dieselbe zeichnet auch seine Schriften in hohem Grade aus. Im Vorwort zur zweiten Auflage des Schulmeisters bittet er, nie zu vergessen, daß er ein Republikaner sei, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan. Das Volk sei seine Majestät. „Majestäten, fügt er bei, heißen sie nun so oder anders, die Wahrheit zu sagen, galt zu jeder Zeit als ehrenwerth und war nie ungefährlich. Schmeichelei ist allemal schlecht, gelte es, wem es wolle." Und im Vorwort zu Uli dem Pächter sagt er, „man werde ihm nie ein gedankenloses oder feiles Segeln mit herrschenden Winden nachweisen können." Humoristisch sagt er in einem Brief an seinen Freund Maurer

v. Constant in München, das Volk sei ihm lieb, aber es trage zu Zeiten eine so häßliche Fratze, der er für alles in der Welt nicht: „Schatz!“ sagen möchte, und sein Hoftrompeter möchte er nie sein.

Wenn Bitzius seiner Majestät dem Volke stets keck und unerschrocken die Wahrheit sagen darf, so fühlt er die innere Berechtigung hiezu in der Reinheit seines Willens und der Unbestochenheit seines Urtheils. Er ist sich bewußt, stets das Allgemeine, das Wohl der Gesellschaft im Auge zu haben und keine Vorliebe für irgend einen Stand, irgend eine Gesellschaftsgruppe zu hegen, so wenig als er gegen irgend einen Theil des Volkes verbittert war. Dieses Gefühl, von allen Nebenabsichten und Sonderzwecken frei zu sein, giebt ihm den Muth, Allen, dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen und dem Geringen, dem Knecht wie dem Meister, den Regierenden wie den Regierten seine Meinung herauszusagen, wo er ihre Handlungsweise zu rügen oder ihnen ihr Unrecht vorzuhalten hatte. Diese Reinheit und Unabhängigkeit seines politischen Charakters giebt seinen Urtheilen erst den vollen Werth und ist um so rühmlicher, als seine Stellung als geistlicher Beamter so wie seine äußere Lage diesem Geist der Unabhängigkeit und Freiheit von ängstlichen Rücksichten wenig förderlich erschienen. Doch blieb Bitzius sich stets gleich. Er wurde nie zum Partheigänger, er verfocht seine Principien für sich, ohne einer Parthei dadurch gefällig werden zu wollen oder dabei etwas für sich selbst zu suchen, woran er in seiner bescheidenen bürgerlichen Stellung nie dachte. Er schrieb daher nie für diesen oder jenen Stand, noch weniger für einzelne Personen, und wir finden in allen seinen zahlreichen Schriften keine einzige Stelle, in welcher er irgend einem Führer oder hervorragenden Mann derjenigen politischen Partei, zu welcher er sich zählte, Lob gespendet oder besondere Aufmerksamkeit und Gunst erwiesen hätte, wie er ebenfalls gegen keine Personen schrieb, wenn ihm auch oft diese oder jene Persön-

lichkeit als Typus einer gewissen Gesinnungs- oder Handlungsweise dienen mußte. Bitzius war hierin ganz Puritaner. Er mochte das Rühmen überhaupt nicht leiden, hielt dafür, die Leute möchten's nicht vertragen und würden durch Weihrauch nur corrumpiert, und pflegte in seiner derben Ausdrucksweise zu sagen, wenn Einer nöthig habe gerühmt zu werden und das Lob ihm Bedürfniß werde, so sei er schon auf dem Punkt eine Dreckseele zu werden. Wir sehen in seinen Schriften, daß er sich nicht viel aus politischen und andern Größen macht; und er hatte nach Zeit und Umgebung, in welcher er lebte, auch wenig Gelegenheit, große Charaktere zu bewundern und an wahrhaft edlen Naturen hinaufzusehen. Er fand Alles um sich herum in engern und weitern Kreisen ganz alltäglich und von gewöhnlichem Schnitt, und da ihm Charakter mehr galt als Talent und er von Natur nicht leicht zum Bewundern hingerissen wurde, so geht durch seine Schriften eine Art puritanischer Gleichgültigkeit gegen Berühmtheiten und Götzen des Tages, welche Gleichgültigkeit oder Geringschätzung durch die plötzlichen Wechselfälle, die er an Personen und Institutionen erlebte, nur verstärkt werden mußte. Er haßte allen Schein und sein scharfer Blick ließ sich von nichts Aeußerlichem und Leerem imponiren, sondern drang sogleich durch die Umhüllung in das Innere. Sein Ideal von Größe ging, wie es einem so ernsten Sinn natürlich war, auf Tiefe und Festigkeit des Charakters, auf den Kern des Menschen. So zeichnet er in „Geld und Geist", den Mann seiner Vorliebe, den wahrhaft königlichen Mann, wie ihn Plato nennen würde, mit folgenden klassischen Worten: „Wer in allen genannten Lagen der gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbstbewußtsein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weise, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den besten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bairischen Königs Walhalla. Der gute König müßte

nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen unghürigen Satz er ihn abstellen sollte."

Mit solcher Gesinnung war Bitzius wohl ein Demokrat im besten Sinne des Wortes zu nennen, im Sinne eines Franklin, der ganz wie Bitzius seinem Volke Religiösität, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Genügsamkeit predigte und diese bürgerlichen Tugenden als unerläßliche Bedingungen für die Dauer demokratischer Ordnungen aufstellte. Bitzius sagte seinen Mitbürgern, wie der große Amerikaner, nicht was ihnen angenehm zu hören war und sie berauschte, sondern was ihnen nützte, und wenn längst aller ohnehin mehr und mehr schwindende Parteihaß über seinem Grabe erloschen sein mag, wird man noch den Mann bewundern, der seinen Zeitgenossen, mitten unter ihnen lebend, mit solcher Kraft, mit solch unumwundener Derbheit den Spiegel vorzuhalten und die Grundsätze in's Gedächtniß zu rufen wagte, die er für die Säulen des bürgerlichen wie des Familienlebens hielt. Von ihm läßt sich jenes Wort des römischen Dichters in vollem Maaß aussagen:

. . . . civis erat qui libera posset
Verba animo proferre et vitam impendere vero.

Wenn übrigens Bitzius, indem er seine politische Ueberzeugung ausspricht, oft hart und schneidend und absprechend erscheint, wenn er namentlich zuweilen durch allgemein gefaßte Redensarten und Witze sich über Wissenschaft und höhere Geisteskultur lustig zu machen scheint und, gegen Gelehrte, Professoren und die Weisen dieser Welt eifernd, dieselben lächerlich macht, so müssen wir bedenken, daß Bitzius als Dichter das Leben in seiner Totalität gegen Abstraktion, Systemsucht, papierne Regel zu vertheidigen berufen war, so wie umgekehrt der Mann der Wissenschaft das Reich der Begriffe, der Ideen, der wissenschaftlichen Principien anzubauen und oft gegen Vorurtheil, Unkultur und das bloße Faktum zu kämpfen hat. Die Wissenschaft muß trennen und scheiden, das Leben einigt

und verbindet, obwohl in einem andern Sinn die Rollen auch umgekehrt sein können. Es wird nun in Zeiten großer Bewegungen und Reformen, in Zeiten wo neue Begriffe und Ideen sich Bahn brechen und in die Praxis eingeführt werden, leicht und beinahe immer geschehen, daß die Doktrin das Leben mit seinen großen und freien Dimensionen in das Bett des Prokrustes zwingt und ihm Gewalt anthut. Ein solcher Despotismus kann unleidlich werden, wenn er auch immerhin unter der Firma der Vernunft sich aufdrängt, er wird freie und frische im Leben wurzelnde Naturen zum Widerstand reizen, und wenn er noch dazu falschen Prämissen und irrigen Principien entspringt, sich verdoppelten und wohl begründeten Angriffen aussetzen. Auch Bitzius mußte seiner ganzen Natur nach gegen die Tyrannei von Doktrinen und Theorien sich auf die Seite des Lebens und des so geheißenen gesunden Verstandes neigen, und er war sich dabei bewußt, keinem rationellen Princip, keiner vernünftigen Reform als solcher den Krieg zu machen, sondern bloß gegen Anmaaßung und Uebergriffe sich zu erheben und der Verkehrtheit in Anwendung und Durchführung des an sich Rationellen entgegen zu treten. Er konnte daher, wie so viele Schriftsteller von unbestrittenem Gehalt, in den Schein von reaktionären Tendenzen kommen, weil er allerdings gegen den Despotismus der Theorie und gegen die hölzerne Alleinherrschaft dürrer Regeln und Systeme mit großer Energie reagierte. Am schlimmsten kommen die Juristen bei ihm weg. Etwas muß man schon dem Theologen zu gute halten, da sich diese beiden Fakultäten von Alters her in den Haaren liegen und eine Fusion im Interesse Beider gar nicht zu wünschen ist. Er schlägt übrigens meist, wie man zu sagen pflegt, auf den Sack und meint den Esel, d. h. er will gegen Rabulisterei und Chikane ausholen und spricht so allgemein, als ob sein Bannfluch die ganze Fakultät treffen sollte und als wollte er das Kind mit dem Bad ausschütten. Da er von Jurisprudenz nichts verstand und sich daher das Sprich-

wort: Ars non osorem habet nisi ignorantem, so gut als Andere gefallen lassen mußte, so geschah es, daß er, von seinem ganz lokalen Standpunkt aus, die schlimmen Erfahrungen und Anschauungen, die er in seiner Nähe und in seinen Verhältnissen von Mißbrauch des Rechts, von Rabulisterei, von Mängeln des Gerichtswesens oder der Gerichtspersonen machte, auf die ganze Institution übertrug und zu voreilig und aus zu wenigen Daten schloß. Gerade energische und von starkem Rechtsgefühl beseelte Charaktere werden mit Zorn und Bitterkeit erfüllt, wenn sie sehen, daß oft die zum Schutz der Bürger eingeführten Formen des Rechts Betrügern und Spitzbuben zum Schild und zur Rettung dienen, während der ehrliche Unbehülfliche dem gewandten Schurken unterliegt oder Unwissenheit und Intrigue ihn um sein gutes Recht bringen. Wir können uns dann nicht wundern, wenn solche Naturen gegen diese Thatsachen die ganze Schärfe ihrer Satyre kehren, wenn sie die Trennung der äußern legalen Gerechtigkeit von der innern moralischen verwünschen und in ihrer Entrüstung das bloß innere Forum der Moral zu einem äußern machen und mit der zwingenden Macht ausrüsten möchten, die das Forum des Rechts umgiebt. Gleichwohl können wir aus der Geschichte tausendfältig lernen, daß nichts heilloser und für die bürgerliche Freiheit gefährlicher wirkt, als wenn die Staatsgewalt unter dem Schein väterlicher Fürsorge für Moral und Religion diese beiden Dinge in den Kreis der äußern Gerichtsbarkeit hineinzieht, Immoralität und Sünde wie Rechtsverletzungen behandelt und gegen dieselben mit Strafen und Correctionsmitteln einschreitet. Um die Freiheit des Bürgers wird es immer mißlich stehen, wenn der weltliche Arm der Gerechtigkeit auch zum Werkzeug einer stets willkürlichen Staatscensur über Moral und Zucht der Bürger wird. Es ist dies ein anderes Gebiet, auf welches in anderer Weise einzuwirken ist und welches ein anderes Forum hat. Recht und Moral müssen in der Theorie getrennt bleiben und für den Staats-

mann ist die Einführung dieser Trennung in der Gesetzgebung und in seinen zur Ausführung dieser Gesetzgebung bestehenden Institutionen ein Gebot der Nothwendigkeit. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß diese Unterscheidung, wie denn Alles seine zwei Seiten hat, in der Welt viel Unheil stiften kann und gestiftet hat, weil beschränkte Menschen glauben und geglaubt haben, daß, was außerhalb des Rechtsgebietes stehe, ohne Gesetz und ohne Richter, mithin für sie machtlos und unverbindlich sei und daß die Rechtspflichten uns der Gewissenspflichten entheben, oder mit andern Worten, daß Legalität die Moralität entbehrlich mache, eine Auffassung, die dann den eigentlich Schlechten und Verdorbenen zu ihrem Gebrauch sehr einleuchtet. Gegen diese falsche Auffassung der Beschränkten und die unsittliche Handlungsweise der Verdorbenen streitet nun Bitzius mit vollem Recht, und jeder Vernünftige wird auf seine Seite treten, wenn er der Moral und Religion ihr Gebiet und ihre Macht und Wirksamkeit vindicirt und die Alleinherrschaft des bloß äußerlichen Rechtsgebiets bekämpft.

Auch die Gelehrten im Allgemeinen, Professoren, Schul- und Kathederleute erfahren vielfach Bitzius' Spott und Sarkasmus. Daß er die wahrhaft großen Männer der Wissenschaft, die Gelehrten, die ihr Wissen bescheiden und einfach machte und von Eitelkeit frei hielt, nicht meinte und nicht meinen konnte, beweist am klarsten die Thatsache, daß gerade solche Männer, wie z. B. Jakob Grimm und Andere, ihn am aufrichtigsten anerkannten, und daß er gerade mit vielen Männern von Gelehrsamkeit und Bildung stets in freundschaftlichstem Verkehr stand. Seine Satyre galt der Halbbildung, der Halbgelehrsamkeit und dem von diesen stets unzertrennlichen Dünkel. Er läßt übrigens hierin, da er selbst gleichsam ein Stück Volk war, den Volkswitz walten, der sich und den praktischen Lebensverstand von jeher auf solche Weise für das vornehme Herabsehen dünkelhafter Gelahrtheit auf das Volks-

mäßige und auf das sogenannte gemeine Leben rächte. Nicht nur Volksschriftsteller, sondern Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Koryphäen des Wissens sehen wir daher demjenigen, was man Kathederweisheit und Professoreneitelkeit nennt, am schärfsten den Text lesen, wenn auch nicht in derbem, grobem Volksdialekt, und im ganzen Bitzius finden wir in dieser Beziehung keine einzige Stelle, die an Stärke und Ironie demjenigen gleich käme, was Göthe seinen Mephistopheles im zweiten Theil des Faust sagen läßt, wo er dem kopfschüttelnden hochgelehrten Kanzler antwortet:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Bitzius sah hier wie in andern Sphären um sich herum des Kleinlichen, Verkehrten und Erbärmlichen so viel, und des Imponierenden und Charaktervollen so wenig, daß auch er sagen konnte, es sei schwer, keine Satyre zu schreiben. Er hatte gegen Hochmuth und Ueberhebung aller Art zu kämpfen, und er bezahlte eine Generation, die in jugendlichem Uebermuth alle Vergangenheit über Bord zu werfen meinte und dem ältern Geschlecht, wie der superkluge Baccalaureus im Faust, in's Gesicht sagte:

Hat Einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen;

mit gleicher Münze, indem er der Eintagsweisheit spottete, welche die Weltgeschichte erst von da an zählte, da sie zu den Dingen Etwas zu sagen hatte.

Was aber Bitzius mehr als alles Andere haßte und mit der schärfsten Lauge überschüttete, war der hohle Schein überhaupt und besonders der Flitter großer Worte, hinter welchen

weder Gesinnung noch That sich zeigen und die um dieser innern Unwahrheit willen desto widerlicher erscheinen. Er ließ sich durch keinen falschen Nimbus blenden, durch kein noch so heftiges Geschrei übertäuben, sein ernster Sinn haßte alles Schaugepränge und Theatralische, und er mag oft hierin zu streng und puritanisch sein. Denn was wäre das Leben ohne Spiel und ohne Illusion? Doch war durchaus keine Gefahr, daß Bitzius die lebens- und vergnügungssüchtige Zeit und die festlustigen Bürger seiner Heimath durch zu große Strenge zu sauertöpfisch und grillenfängerisch gemacht hätte. Er theilte vielmehr die richtige Einsicht Franklin's, welcher, ebenfalls in demokratischer Zeit und unter demokratischen Einrichtungen lebend, es für nöthiger und heilsamer hielt, stets Maaß und Ziel und besonnenen Ernst und Genügsamkeit zu predigen, als durch ein charakterloses Segeln mit allen Winden der Begehrlichkeit die Neigung zu sorglosem Genießen und verderblichem Müßiggang zu nähren und zu steigern. Bitzius mochte, weder den Vielen noch den Wenigen zu gefallen, das Verderbliche und Ungesunde gesund, oder das Thörichte vernünftig nennen. Seine Politik glich seiner Religion auf ein Haar. Er haßte allen Schein und alles schön thun, er wollte Uebereinstimmung des Wortes mit der That. Er verlangte eine Liberalität, die sich in Allem gleich bleibt und die Probe aushält. Er ging bei der Beurtheilung der Menschen stets von der Schale auf den Kern, und ihm galt das glatte Wort und die schmeichlerische Farbe und Außenseite der Dinge, wie dem edlen und klugen Don Bassanio in Shakspeare, nur als

> die trügerische Küste
> Von einer schlimmen See, die Scheinwahrheit,
> Womit die schlaue Zeit auch Weise fängt.

Wenn wir nun, nachdem wir den religiösen und den politischen Standpunkt, den Bitzius in seinen Schriften einhält, gewürdigt, zur Beurtheilung derselben nach ihrem dichterischen und künstlerischen Gehalt, mit andern Worten zur Untersuchung

ihres ästhetischen Werthes übergehen, so begegnen wir vorerst einer Art von Protestation gegen eine Beurtheilung nach solchem Maßstab, einer Rekusation dieses Forum's, um uns so auszudrücken. Solche Verwahrungen hat man häufig gehört. Bitzius, sagt man, könne unmöglich unter das ästhetische Maaß gestellt werden. Er sei ein Wesen und ein Schriftsteller einzig in seiner Art. Er habe selbst nie nach den Regeln der Aesthetik, der Kunst gerichtet sein wollen. Es sei zum Lachen, wenn man z. B. die Geschichte von Uli bespreche, wie Göthe's „Wahlverwandtschaften", die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" wie Bulwer's „Pelham, „Käthi die Großmutter" wie George Sand's „Lelia", und „Dursli den Branntweinsäufer" wie die „Ritter vom Geist" von Gutzkow. Bitzius habe nie einen kunstgerechten Roman geschrieben, noch einen solchen schreiben wollen, und ähnliches mehr, was den praktischen und ethischen Endzweck von Bitzius hervorhebt und das Künstlerische als bloßes Mittel in den Hintergrund drängt. Von diesem Urtheil lassen wir allerdings das gelten, daß Bitzius so gut als Andere nach seiner ganzen Individualität zu beurtheilen, daß er nach allen seinen Merkmalen bestimmt, ihm sein eigenster Platz nach sorgfältiger Prüfung angewiesen und er nicht willkührlich in eine Gattung hineingepreßt werde, deren Repräsentant er nur zum Theil oder gar nicht wäre, daß man endlich nicht ungleichartige Werke vergleiche und durch ungehörige Zusammenstellungen ungerecht und parteiisch werde. Aber jener Ausspruch geht viel zu weit, wenn er Bitzius der ästhetischen Regel und Gerichtsbarkeit ganz entziehen und ein Privilegium, eine Immunität für ihn in Anspruch nehmen will, die gar kein Schriftsteller, gar kein Künstler irgend einer Art verlangen darf, weil wenigstens in dieser Republik das Gesetz für Alle gleich sein soll und das anstößige Princeps legibus solutus est hier noch anstößiger wäre, als in der bürgerlichen Gesellschaft. Man braucht gegen Bitzius bloß gerecht zu sein, nichts mehr, und das Endurtheil wird günstig genug lauten.

Die verschiedenen Deficite in der Rechnung werden, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in der Endbilanz ganz verschwinden und der Saldo für Kunst und Dichtung noch groß genug ausfallen. Wer in die Welt hinaus tritt, wer künstlerisch oder in anderer Weise produciert, muß sein Kunstprodukt der Kritik unterwerfen, er muß sich klassificieren, rubricieren, seine Stelle „im System" sich anweisen lassen, und dagegen läßt sich so wenig protestieren, als gegen die wissenschaftliche Bestimmung irgend eines Naturprodukts der drei Reiche. So wird man auch Bitzius sogleich seinen Platz als Schriftsteller anweisen. Man wird sagen: er ist weder Geschichtschreiber, noch Philosoph, noch Gelehrter; er ist Dichter. Und zwar hat er in ungebundener Rede, in Prosa gedichtet. Er hat poetische Erzählungen geschrieben und gehört demnach in die allerdings große Familie der Novellisten, der Romanschreiber, wenn es erlaubt ist zu sagen, und da giebt es sehr gute, sehr klassische Gesellschaft. So geht man weiter und klassificiert und bestimmt näher, als ob man irgend eine merkwürdige Alpina oder Subalpina oder Silvestris aus der Flora Helvetica vor sich hätte. —

So viel mußten wir zur Rechtfertigung einer ästhetischen Beurtheilung von Bitzius und zur Aufrechthaltung der Gerichtsbarkeit der Kritik, die keine Rekusation zuläßt, vorausschicken. Das Wagniß einer solchen Erörterung wird übrigens um so kleiner sein, da wir uns hier auf bereits völlig geebnetem Boden befinden, da wir auf das Urtheil competenterer Richter und Kenner der Literatur verweisen können und Bitzius in der deutschen Literaturgeschichte, von diesen Männern eingeführt, schon längst seinen nicht mehr streitig zu machenden Sitz eingenommen hat. Es wird sich dann zeigen, daß das Horazische:

Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis;

auf Bitzius seine volle Anwendung findet, und daß das Ganze seiner metallenen und gewürfelten Gestalt an der Sonne der Kritik wohl bestehen mag.

Die erste und allgemeinste Rüge, welche die Kritik gegenüber den Schriften von Bitzius in formeller Beziehung ausspricht, betrifft das äußere Gewand, die äußere Form derselben, die Sprache. Man wirft derselben und zwar begründeter Weise Mangel an Korrektheit, sogar an grammatikalischer Richtigkeit, Nachlässigkeit, Mangel an Sorgfalt und Wahl im Ausdruck, so wie an Concision und Präcision, unendliche Längen und Breiten im Einzelnen, abgesehen von der Technik, der Architektonik und dem Plan der einzelnen Werke (worüber später etwas zu sagen ist, und welches zu der innern Form derselben gehört), sodann eine oft fast unauflösliche Verquickung des Schweizer-Idioms mit der deutschen Schriftsprache, welche für den deutschen wie für den schweizerischen, heimathlichen Leser gleich störend ist, kurz einen Mangel an Aufmerksamkeit auf Alles, was zum sprachlichen Gewand eines Schriftwerkes gehört und dessen äußere Gestalt und ihren Eindruck bestimmt, vor und man fügt diesem Tadel bei, daß, da es sich um Werke der Kunst handle, wo die Form eine vorwiegende Rolle spielt, man sich nicht durch die Bemerkung abspeisen lasse, man könne diese äußere Form Preis geben und nur den Gehalt in Betrachtung ziehen. Wir sind daher genöthigt, auf diese Ausstellungen näher einzutreten, weil gerade diese Punkte mancher Erläuterung und Aufklärung bedürfen und unsers Wissens nie näher geprüft worden sind.

Allgemeine und besondere Faktoren haben nämlich zusammengewirkt, um die Sprache und den Styl von Bitzius in derjenigen Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher sie der Kritik Stoff zu den angeführten Rügen gegeben hat. Vorerst hat der deutsche Schweizer, der als deutscher Schriftsteller auftritt, von vorn herein mit dem nachtheiligen Umstand zu kämpfen, daß seine Schriftsprache nicht zugleich seine Redesprache ist. Er schreibt, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, in hochdeutscher Sprache (der Ausdruck ist hier gleichbedeutend mit deutscher Schriftsprache) und er spricht hingegen bloß sein: bl-

treffendes schweizerisches Idiom. Zur deutschen Sprache wird er geschult und kann sich in derselben später nur durch Schreiben, oder ausnahmsweise, z. B. als Prediger oder Professor, durch den mündlichen Vortrag, nicht durch das lebendige, bildende Wort des täglichen Redeverkehrs üben. Er denkt in seinem Dialekt und muß diesen, wenn er deutsch schreiben will, in die allgemeine Schriftsprache erst übersetzen; ein bedeutendes Mittel der Sprachbildung, die Uebung in den feinen Nuancen des Ausdrucks, die Flexibilität, die ihr die Rede giebt, geht so verloren. Und doch muß der Schweizer, wenn er schreiben will, sich der allgemeinen Schriftsprache bedienen, die auch seine Schulsprache ist und ihm in dieser Hinsicht, zum Schreiben, sogar geläufiger sein muß, als sein Heimathidiom, in welchem er eben nie schreibt. Das Letztere ist auch, ohngeachtet vielen partiellen Reichthums und eigenthümlicher Feinheiten, unvollkommener als die Schriftsprache. So hat z. B. der Bernerdialekt keinen Accusativ und kein Imperfectum und nur das unbestimmte Perfectum mit dem Hülfszeitwort. Auch bleiben solche Idiome stationär und entwickeln sich der Natur der Sache nach wenig, wenn sie sich nicht als Schriftsprache fortbilden können.

Zu dieser Schwierigkeit, die für Alle gilt, die in einer bloß eingeschulten Sprache zu schreiben haben, kam bei Bitzius noch ein mangelhafter Sprachunterricht und unzulängliche Bildung in diesem Punkt. Bitzius hat dies selbst sehr wohl gefühlt und unumwunden anerkannt. Wir haben solche Bekenntnisse bereits früher angeführt, als von der Motivirung seines Schriftstellerberufes die Rede war, und fügen noch ein paar ähnliche Stellen bei, die von seiner Selbstkenntniß hierin Zeugniß geben. Bei Anlaß „der Leiden und Freuden eines Schulmeisters" schreibt Bitzius einem vertrauten Freunde: „Daß ich übrigens in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe, weiß ich wohl, ich habe durchaus keine schriftstellerische Bildung, werde fortgerissen und so in einen Zug hin-

eingerissen, daß ich wenig mehr ändern kann. Ich kann daher zu wenig planiren und ökonomisiren mit Stoff und Worten u. s. w. Ich fühle das Alles wohl und will mich daher auch nicht gegen allen Tadel rechtfertigen." Und ein paar Tage darauf schreibt er dem nämlichen Freund über den gleichen Punkt noch deutlicher: „Mit dem Mangel schriftlicher Bildung ist's mir vollkommen Ernst. Die technische Fertigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht, ich habe das Ganze zweimal durchlesen und hundert Seiten wenigstens gestrichen. Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir sein. Ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten andern Schriftsteller an kleineren Arbeiten sich versuchen konnten. Aber wir haben kein literarisch Leben, ich lebte außer allem literarischen Verkehr und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn Etwas auch künstlerisch gelingt, so ist es Instinkt." — Ein paar Jahre später (1842) schrieb er wieder in Bezug auf den Sylvestertraum dem gleichen Freund: „Da fühlte ich eben, wie schwach meine Darstellungsgabe, wie mangelhaft die Sprache überhaupt und besonders meine Sprache sei zu Bildern in diesem Gebiete."

Bitzius war nach allem diesem, als er Schriftsteller wurde, verhältnißmäßig ungeschult und ungeübt in Bezug auf Handhabung der Sprache und Sorgfalt des Styls, ja wie selbst in Bezug auf Correctheit und Sprachrichtigkeit. Nun aber trat ihm eine neue Schwierigkeit entgegen, die in dem Stoff lag, den er für seine Werke, seiner innern Bestimmung und seinem äußern praktischen Zweck nach, wählen mußte, und in der durch diesen Stoff gegebenen und bedingten Ausdrucksweise. Dieser Stoff war nämlich das Volksleben des bernischen, beziehungsweise des emmenthalischen oder oberaargauischen Landmann's, und die Ausdrucksweise dieses Lebens konnte, wenn nicht ein ganz verstümmeltes Bild

herauskommen sollte, nur der heimathliche Dialekt, der Bernerdialekt sein. Derselbe wurde auch in Bitzius' Hand ein unvergleichliches Instrument, und er ließ denselben, ohne welchen er das Volk gar nicht hätte mit Naturwahrheit auftreten lassen können, in seinen ersten Werken, wie in dem Bauernspiegel, dem Schulmeister, Uli u. s. w. ganz frei vorwalten und sich ausbreiten. Daß Bitzius hierin vom glücklichsten Instinkt und vom sichersten Gefühl geleitet wurde, beweist die Freude, mit welcher die lesende Welt und in derselben gerade die Urtheilsfähigsten diese Eigenthümlichkeit begrüßten, und besonderes Gewicht hat hier auch die Stimme Jakob Grimm's. Dieser ehrwürdige Vorsitzende am Schöppenstuhl deutscher Sprachkenner sagt in seiner Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck in der Lesewelt heute wenig Andere gleich. In den folgenden Bänden des Wörterbuchs wird man ihn öfter zugezogen finden, und es ist zu wünschen, daß seine kräftige Ausdrucksweise dadurch weitere Verbreitung erlange."

Nun hatte aber das Verständniß dieses in Bitzius' älteren Werken entschieden vorherrschenden Berner Dialekts für den nichtschweizerischen deutschen Leser oft große Schwierigkeiten, und je mehr sich der Leserkreis von Bitzius erweiterte, je bedeutender sein Ruf in Deutschland wurde, je mehr man das Gold in seinen Schriften erkannte und zum Gemeingut der deutschen Stämme zu machen wünschte, desto natürlicher war der Wunsch, dieselben durch Beschränkung des heimathlichen Idiom's allgemein zugänglicher zu machen. Es wurde daher zu diesem Zweck an Bitzius die Forderung gestellt, sein Schweizerdeutsch in's Hochdeutsche, so weit thunlich, zu übersetzen und seine bereits erschienenen Bücher in solcher Weise umzuarbeiten. Diese eigentliche

Umprägung der einen Sprachmünze in die andere war eine höchst mißliche, theilweise eine fast unmögliche Operation und hätte im günstigsten Fall eine so mühselige Arbeit und einen solchen Zeitaufwand erfordert, wie sie von einem Mann in Bitzius' Verhältnissen nicht zu fordern waren. Er konnte jedoch das Verlangte nicht ablehnen, und die Sache ging nun wie sie konnte und mochte. Wir dürfen zwar nicht verkennen, daß wir diesem für Bitzius' Schriftstellerruf sehr schmeichelhaften Ansinnen der deutschen Lesewelt vielleicht mehrere Schriften verdanken, die Bitzius ohne diesen Sporn aus dem großen deutschen Stammlande nicht geschrieben haben möchte, und daß sein Talent große Aufmunterung in dieser immer drängenderen Nachfrage finden mußte. Doch ist diese Sprachfusion keinem der beiden so zusammengelötheten Theile vortheilhaft gewesen, und hat eine Sprachverwirrung erzeugt, in welcher der Geist des Berner-Idiom's wie derjenige der deutschen Schriftsprache gleichmäßig aufgehoben und verwischt erscheint. Aus der unnatürlichen Verquickung entstanden die wunderlichsten und unverständlichsten Dinge. Wir wollen nur ein paar Beispiele anführen, um dieß zu belegen und deutlich zu machen. Der Berner-Landmann sagt: I hulf fitz hei gah! wenn er ausdrücken will: ich wäre der Meinung, wir gingen jetzt heim oder nach Hause. Wenn nun dieser sehr prägnante Volksausdruck so in's Deutsche übersetzt wird (wie wir es bei Bitzius gefunden haben): „Ich hülfe, wir wollten jetzt heimgehen" so ist dieß weder gut deutsch noch Berndeutsch. Die berndeutsche Redensart verlangt schlechthin den Infinitiv zum Hauptzeitwort „helfen" und die deutsche Sprache weiß mit dem Zeitwort „helfen" hier gar nichts anzufangen und drückt den Gedanken ganz anders aus, indem sie ihn umschreibt. Das: „Ich hülfe, wir wollten gehen" — hat streng genommen gar keinen Sinn und cumulirt pleonastisch ein Stück des Berner-Ausdrucks mit einem Stück der hochdeutschen Ausdrucksweise, ohne größere Deutlichkeit hervorzubringen. So sagt der

Berner: „I wett d'Chinder nit zwänge" um auszudrücken: „Ich würde an Deinem oder an Eurem Platze die Kinder nicht zwingen." Uebersetzt man nun dies einfach mit: Ich wollte die Kinder nicht zwingen, so muß der deutsche Leser dieses „wollte" ganz positiv, als Imperfekt des Indikativ verstehen, und die Wendung, das Conditionelle oder Optative, das im Bernerausdruck liegt, geht ganz verloren. So macht sich Gottfried Keller mit Recht lustig über die Verdeutschung des im Bernergespräch so anmuthig gebrauchten Wörtchens: „He nu so deh!" in: „Je nun so dann," welches zwar gar keinen Sinn hat, aber gleichwohl von einem Herrn Mosenthal als Motto und Pointe eines Drama's (des „Sonnenwendhof's") benutzt worden ist. — Solche Dinge kommen natürlich in Menge vor, und die Sprachfusion wird so buchstäblich und consequent durchgeführt, daß nicht bloß in der gleichen Satzperiode oft der eine Satz ein Berndeutscher, der andere ein Hochdeutscher ist, sondern sogar im gleichen Satz Berndeutsche und Hochdeutsche Redetheile enthalten sind (z. B. in dem Satz: so cha's doch übel gehen, oder in dem andern: Schon Manche, wo Geld genug hatte, aber e Kung vo Ma, hat mich „grusam duret", und es hat mi düecht, i möcht dä Uflath ung'spitzt dure Bode niederschlah). Die Schwierigkeit, die Volksmundart und das Hochdeutsche ganz rein auseinander zu halten, war allerdings sehr groß und hätte nur durch die angestrengteste Sorgfalt und die dazu nöthige Muße überwunden werden können. Daß es möglich gewesen wäre, unter günstigern Zeit- und Arbeitsverhältnissen, beweisen „die Erzählungen aus dem Ries" von Melchior Meyr, ein in mancher Beziehung vortreffliches und dem Gotthelf'schen Geiste verwandtes Buch, in welchem die Volksmundart häufig eingeflochten wird, aber stets von der Schriftsprache so scharf geschieden, daß der eigenthümliche Eindruck jedes der beiden Sprachorganismen ein ganz reiner bleibt und durch keine verstümmelnde Fusion gestört wird. Freilich bilden die Erzäh-

lungen aus dem Ries nur einen Band, während Bitzius, besonders seit er ein berühmter Mann geworden, immer in Eile war und von allen Seiten her zu neuen Produktionen gedrängt wurde, so daß wir weit mehr seine immer frische und bis an's Ende nie ermattende Produktionskraft und Leichtigkeit des Schaffens bewundern müssen, als uns über die aus Eilfertigkeit und aus absoluter Zeitbeschränkung, die größern Kunstfleiß hinderte, entstandenen Mängel und Fehler der Sprache zu wundern haben. Bitzius hätte, um einer vielleicht in den Augen Vieler zu strengen, doch vom Standpunkt der Sprachwissenschaft und der Sprachkunst nothwendigen Kritik gerecht zu werden, nicht nur auf seine Arbeiten selbst, auf die Redaktion und auch auf die Handschrift seiner Manuskripte den größten Fleiß und die größte Genauigkeit verwenden, sondern auch die sorgfältigste Correctur der Druckbogen sich nicht verdrießen lassen müssen. Bitzius konnte das Durchlesen seines Manuskripts, das Revidiren, Feilen und Abändern im Allgemeinen nicht leiden und seine Handschrift war oft sehr unleserlich. Die deutschen Setzer müssen wirklich zuweilen sehr in Noth gekommen sein, und bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem schweizerischen für sie oft ganz fremdartigen Idiom war es ihnen am wenigsten zuzumuthen, hier corrigirend einzuwirken und Schreib- und Sprachfehler zu tilgen oder Druckfehlern zuvorzukommen. Nur die sorgfältigste Correctur des ersten Druckes konnte hier noch Abhülfe bringen, allein auch an dieser scheint es in bedeutendem Maaße gefehlt zu haben, daher sich besonders in die verdeutschten Ausgaben eine Menge Fehler und Sprachunrichtigkeiten einschlichen, die unter solchen Umständen der allergewissenhafteste und sorgfältigste Verleger unmöglich hindern und vermeiden konnte. Ein paar Beispiele werden die Richtigkeit unserer Behauptung rechtfertigen. Der Berner sagt: er ist „b r ü ü c h i g“ (d. h. er braucht viel, er ist bräuchig, verschwenderisch, verthunlich). Wird nun das Wort, wie wir in Bitzius gesehen, nur mit einem „ü“ geschrieben, so entsteht

für den deutschen Leser das Wort „brüchig", d. h. zerbrechlich, und auch der Schweizerleser legt ihm diesen Sinn bei und muß den eigentlichen bloß aus dem Zusammenhang errathen. Oder wenn das Bernerwort: „da dure" (da hindurch) mit „da durch" übersetzt, und dann in ein Wort zusammengeschmolzen wird, aus Unverständniß des Setzers, so muß die Correctur den Fehler entdecken und aufheben, wenn nicht etwas ganz Sinnloses stehen bleiben soll. So heißt es in den „beiden Seidenwebern" irgendwo: Zum ahäyche hatten sie wohl Geld, aber Zebha (behalten) ist die Kunst. Nun ist das Zeitwort „ebha" ein ganz guter Bernerausdruck, aber wenn der Infinitiv desselben substantivisch gebraucht werden soll, so muß geschrieben werden: ds' ebha, oder wenigstens: z'ebha, und das sinnlose Zebha (mit dem großen Z und ohne Apostroph) muß corrigirt werden. — Auch sinnentstellende Druckfehler wie Rudermännchen statt Kudermännchen (mit dem im Wort Kuder liegenden spöttischen Nebenbegriff) hätten durch genauere Correctur vermieden werden können, und Schreibfehler wie: „das giebt einmal ein rechter Bauer" und eine Menge andrer Verstöße lassen sich nur aus der Eile und Flüchtigkeit erklären, mit welcher diese Umprägung und Einschmelzung des Heimathdialekts (dieser sagt, da er den Nominativ zugleich als Accusativ braucht, ganz richtig: „Das git einist e rechte Buur") in die hochdeutsche Schriftsprache statt fand. Freilich ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Schriften von Bitzius durch diese Verdeutschung und Beschneidung des Schweizeridioms eine weitere Verbreitung besonders in Gegenden, wo dieses Idiom schlechthin nicht verstanden werden konnte, erhielten, als wenn sie ihre ursprüngliche Gestalt beibehalten hätten.

Die angeführten Mängel und Unebenheiten der Sprache, die zwar den Eindruck des Ganzen nicht stören und das poetische Interesse nicht mindern, allein dem sprachgebildeten Leser auffallen müssen, können sich selbstverständlich nicht auf

diejenigen Schriften beziehen, die Bitzius ganz in hochdeutscher Sprache geschrieben, wie den „Knaben des Tell“, den „Sylvestertraum“, die „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, und Anderes. Bitzius trat in diesen Erzählungen als deutscher Schriftsteller auf und konnte sich weit freier bewegen, als da, wo er seinen Schweizerdialekt deutsch zuzustutzen hatte. Indessen können auch diese Schriften, was die Sprache anbetrifft, wenn sie auch sonst immer den Stempel von Bitzius' Geist und Gesinnung tragen, nicht auf Classicität Anspruch machen. Das allgemeine Urtheil hat ihnen, gegenüber den Werken, deren Thema das heimathliche Volksleben ist, einen untergeordneten Rang angewiesen, und wir haben den Hauptgrund dieses Urtheils bereits angegeben, indem wir sagten, Bitzius habe in diesen Productionen sich auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt, in welchem ihm zur Erringung der Meisterschaft Manches fehlte. Die historischen oder mythischen Stoffe, die da behandelt werden, erforderten zur Bewältigung, Durchdringung und Sichtung tiefere und weitergreifende historische und poetische Studien, als Bitzius je gemacht hat und machen konnte, und der Reichthum der Beobachtung, womit sein helles Auge die Welt der Gegenwart, die Welt, in welcher und mit welcher er lebte, durchdrang, konnte ihm hier nichts nützen, der feste Boden der Anschauung verließ ihn in so fernen Zeitgebieten und seine Phantasie, durch keine Wirklichkeit gezügelt, schweifte in's Grenzenlose. Trotz dem vielen herrlichen Einzelnen, das hier, wie in jedem Werk von Bitzius, vorkömmt, ist der Eindruck kein reiner, was Form und Composition betrifft, und der Stil ist ungleich, zuweilen schwülstig und in's Ueberschwengliche gehend. — Bitzius selbst sah übrigens diese für seine Anlage und seinen Geist mehr exotischen Produkte als Versuche und als Zwischenarbeiten zwischen seinen größern Werken an, durch welche er sich üben und zu neuem höherem Flug vorbereiten wollte. Er schreibt hierüber bei Anlaß des „Sylvestertraums“ an einen Vertrauten Folgendes:

„Ich will nicht sagen, daß ich solchen Dingen mich eigentlich zuwenden will. Zwei Gründe bestimmten mich aber Zwischenarbeiten zur Hand zu nehmen."

„Nach Vollendung des Uli unternahm ich nicht gern etwas Aehnliches, bevor derselbe erschienen und beurtheilt war. Ich habe so wenig technische Bildung und möchte doch so gerne steigen in den Produktionen, daß ich nicht in's Blaue arbeiten mochte, und eben so wenig ein volles Jahr stille liegen."

„Zweitens glaubte ich, an solchen Stoffen wie der „Traum" ist und die sind welche du in Händen hast, an denen ich weit schwerer arbeite, meine Kraft zu schärfen, meinen Gedankenkreis zu erweitern, meine Sprache zu läutern, und wie mir scheint, war mein Bestreben nicht ganz ohne Erfolg."

Diese Aeußerung beweist, wie strebsam Bitzius und wie entfernt er von aller selbstvergnüglichen Eitelkeit war. Zur stetigen Weiterbildung eines Schriftstellers in Betreff der Sprache und des Stils, zur Erweiterung seines Ideenkreises ist allerdings das unausgesetzte Produciren und namentlich die Behandlung verschiedenartiger Stoffe und aus einander liegender Gattungen ein treffliches Mittel, aber es reicht nicht aus, es muß vielmehr mit dieser Gymnastik ein fortgesetztes Studium der Sprache und namentlich ein anhaltendes Lesen der Classiker ihrer Literatur Hand in Hand gehen. Dazu fehlte Bitzius, dessen Zeit durch so vielerlei Dinge in Anspruch genommen wurde, schon frühe die Muße, und später bei seinem immer gebieterischer drängenden Produktionstrieb wahrscheinlich auch die Lust, und unter den deutschen Classikern war Jean Paul, den er besonders gerne las, gerade am wenigsten geeignet, ihm in Betreff strenger Mustergültigkeit der Sprache und der Reinheit und Mäßigkeit des Stils zum Vorbild zu dienen.

Wenn nach dem Gesagten die Werke von Bitzius, was

ihre äußere Gestalt, die Sprache, anbetrifft, in mancher Beziehung durchaus nicht untadelhaft zu nennen sind und die Kritik ganz berechtigt erscheint, ihren strengern Maaßstab gegenüber denselben wie gegenüber jedem andern Geisteswerk geltend zu machen, so müssen wir gleichzeitig, den Geistesreichthum des Mannes bewundernd, anerkennen, daß Bitzius gerade in sprachlicher Beziehung, in Betreff von Bildung, Entwicklung und Fixirung der Sprache sich ein außerordentliches Verdienst erworben, und daß gerade dies eine der wichtigsten Seiten seines schriftstellerischen Ruhms ausmacht. Denn nicht nur die hochdeutsche Sprache ist durch ihn um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden und besitzt durch Bitzius einen Schriftsteller mehr, der in seiner Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen weiß, sondern er hat der deutschen Sprache im weitern Sinn nach einer andern Richtung hin dadurch einen wirklich unschätzbaren Dienst geleistet, daß er sein heimathliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal (wenigstens in größern Werken) in die Schriftsprache einführte, sondern dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, Originalität und Kraft enfaltete und in einer Zeit, in welcher übermächtige Verhältnisse aller Art den Provinzialdialekten und Idiomen von bloß landschaftlicher und lokaler Geltung ein allmäliges Erlöschen bereiten, auf immer fixirt hat. Das oben angeführte Urtheil eines Kenners wie Jakob Grimm bestätigt den hohen Werth, der den Schriften von Bitzius auch von dieser Seite zukommen muß. Der schweizerische Dialekt, der ein Theil des alemannischen ist und selber wieder in eine Menge unter sich bald mehr bald minder verschiedener Mundarten zerfällt, hat, neben manchem Unvollkommenen, Eigenthümlichkeiten und Schönheiten, die schlechthin unübersetzbar sind, auf welche aber im bloß mündlichen Verkehr nicht geachtet wird. Diese schweizerisch-alemannischen

Dialekte waren bis dahin nur als Volkssprache bekannt, und die Lesewelt kannte sie höchstens aus einigen Gedichten oder kleinern prosaischen Arbeiten, in welchen sie benutzt wurden. Bitzius nun hat sein heimathliches Idiom sogleich in seiner ganzen Fülle an's Tageslicht gezogen, er hat seine Personen in demselben sich über eine Menge der verschiedensten Gegenstände, fast über alle Lebensverhältnisse aussprechen lassen, und so das Idiom, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gezwungen, alle seine Muskeln in Bewegung zu setzen und seine ganze Schärfe und Eigenthümlichkeit zu zeigen. Das Naive und Urnatürliche, gleichsam der Urgeist der Sprache, kann sich so am besten aussprechen und Bitzius läßt dieser Naturkraft der Volkssprache in allen Dimensionen völlig ihren Lauf und dämmt sie nirgends aus Rücksichten für die feine Welt und den guten Ton in ein schmales Bette ein. Man erstaunt wirklich, wenn man Bitzius' Schriften mit Aufmerksamkeit liest, über den nicht geahnten Reichthum dieses bisher so viel als unbekannten Bernischen Volksdialekts. Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes enthält er in seinen Redeweisen und Wendungen! und wie körnig, derb, schneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten! Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in demselben! Wir sehen alle diese Eigenschaften bei Bitzius zu Tage treten. Er hat diesen Sprachschatz erst gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Erst die ruhige Betrachtung und Vergleichung, die ein Schriftwerk uns möglich macht, setzt uns in den vollen Besitz dessen, was zerstreut umher lag und im Fluß des Lebens vorüberrauschte. Bitzius' Werke sind durch diese Seite für die Entwicklung und Geschichte der deutschen Sprache von großer Wichtigkeit geworden, und dieser Werth derselben wird mit der Zeit noch steigen und von der Sprachforschung immer

deutlicher erkannt werden. Bitzius, kann man sagen, hat seinen Heimathdialekt recht eigentlich ausgeschöpft. Wir glauben, es würde schwer halten, Wörter und Redensarten aus demselben anzuführen, die in Bitzius nicht vorkommen. Der Reichthum an Produktionen wirkte auch hier sehr glücklich. —

So viel glaubten wir in sprachlicher Beziehung über Bitzius' Werke bemerken zu müssen. Wir gehen nun zum poetischen Gehalt derselben über.

Da Bitzius als Dichter bereits seinen festen Sitz in der deutschen Literaturgeschichte eingenommen hat und das öffentliche Urtheil ganz entschieden und übereinstimmend über seinen Werth sich ausgesprochen, so könnten wir uns hier lediglich auf die Stimme competenterer und geschulterer Kenner, wie z. B. Julian Schmidt's (in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert, einem Buch von gediegenem Wissen, gesundem und kräftigem Geist und strengem Geschmack) und Anderer berufen und uns des eigenen Urtheils ganz bescheiden. Wir müssen aber doch, indem wir jene Kennerurtheile zur Richtschnur und Grundlage nehmen, etwas tiefer eingehen, namentlich durch Beispiele im Einzelnen die Richtigkeit jener Beurtheilungen unterstützen, die verschiedenen Merkmale wahrer Dichtung hervorheben und seine Werke an dieselben halten, endlich auch den Dichter mit dem Menschen und Bürger zusammenhalten und so das Charakterbild des seltenen Mannes vollenden, der wie ein Meteor an unserm heimathlichen Himmel aufgestiegen und nach verhältnißmäßig kurzer Bahn doch so wundersamen Glanz und so tiefe Nachwirkung zurückgelassen hat.

Bitzius hat in Betreff des Planes, der Composition in seinen einzelnen Werken, im Betreff Alles dessen, was man in der technischen Sprache das Architektonische heißt, sehr oft den Vorwurf hören müssen, daß er sich um diese Dinge zu wenig bekümmere, daß seinen Erzählungen oft die nothwendige Einheit fehle, die Alles auf Einen Zielpunkt hindrängen lasse, und

man kann es als allgemeines Urtheil gelten lassen, daß, wie Julian Schmidt sagt, Jeremias Gotthelf so unbefangen producirt, daß er sich an kein Maaß und Gesetz bindet, daß seine Bücher nach dem Ausdruck Riehl's „ohne Form und Maaß, bald zu breit und bald zu lang seien", und daß seine Geschichten oft aufhören, wo man es am wenigsten erwartet, und wiederum oft noch fortgesponnen würden, wo man den Schluß natürlicher gefunden hätte. Bitzius hat sich auch diesem Tadel nicht entzogen und vorerst immer erklärt, daß er andere Zwecke als künstlerische verfolge und von diesen strengen Regeln nicht Notiz nehme. Wir haben ihn früher mit einem Wanderer verglichen, der an das Reiseziel weniger denkt, weil das Wandern selbst seine höchste Lust ist, und der über dem Reiz und Reichthum des Weges das Nachtquartier aus den Augen verliert, und Bitzius würde diesem Gleichniß nicht widersprechen. Im Schlußwort von „Geld und Geist" (welches sich nur in der ersten Ausgabe findet) rechtfertigt er sich über diesen Punkt und namentlich darüber, daß der Schluß seiner Erzählungen oft zu abrupt sei oder eigentlich fehle (wie er denn gerade bei „Geld und Geist" zu einem zweiten Theile vom Publikum eigentlich gedrängt worden war und auch die Nichtbefriedigung mit dem allerdings auch etwas jähen Schluß des Ganzen voraussah), auf folgende bezeichnende und zugleich den wahren Dichter beurkundende Weise: „Der Verfasser, sagt er, ist unterthan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt; der Verfasser kann eine Erzählung beginnen, aber dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt und sie gestaltet nach seinem Willen. Es ist dieser Geist ein eigenthümlich Wesen, er war es, der mit Aenneli's Tod einen freundlichen Schlußstein setzte der Erzählung „Geist und Geld", welche die Leser so freundlich aufgenommen . . . . Die Leute sind manchmal wunderlich, klagen bald über Kürze, bald über Länge; theilweise ist es mir schmeichelhaft, theilweise wohl peinlich. Es läßt sich Holz nach Schuhen meßen, So-

pistenarbeit nach der Seitenzahl, aber wie lang sein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn dasselbe über Gebühr aufwächst, z. B. ein Mädchen über sechs Schuh hinaus, so wird kein Vater zu finden sein, der den natürlichen Wachsthum künstlich oder gewaltsam hemmt, unten oder oben abhaut. Freilich mögen Körpertheile zu kurz oder zu lang sein; aber wo ist der Vater, der vollständiges Ebenmaaß in seiner Gewalt hat? und wo ist der Vater, der Verkürzungen und verunstaltende Verlängerungen immer richtig erkennt? erkennen es doch die Leser selbst nicht; denn wenn man ihnen das Urtheil überließe, wo abzuschneiden, wo zuzusetzen sei, so würden sie vielleicht nach langem Reden einig werden, das Ding sein zu lassen, wie es von Anfang gewesen." Ferner sagt Bitzius, „sein Kopf sei ungeordnet, treibe Allerlei, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt, noch geregelt worden," und fügt, mit einem unverkennbaren Zug von Wehmuth, bei: „die Zeit des Ausführens wird kaum lange mehr dauern, denn spät ward der Acker aufgebrochen, eine beschränkte Zeit hat jede Jahreszeit."

Dieser Geist, dem Bitzius sich unterthan erklärt, wenn er producire, ist eben der wahre Dichtergenius, der vorwärts von Gestaltung zu Gestaltung treibt, ohne der ordnenden und das Technische und Architektonische besorgenden Reflexion den gehörigen Spielraum zu lassen. Der Meister der Kunst wird Beides in glücklicher Harmonie vereinigen, aber es ist jedenfalls stets ein Fehler des Reichthums und nicht der Armuth, wenn das Wogen und Fluthen des dichterischen Geistes, der übermächtige Gestaltungstrieb der Disposition und architektonischen Einheit des Materials über den Kopf wächst. So sagt die Schriftstellerin Paalzow von sich, ihre Arbeit sei nicht schwer. Alle stünden um sie her und diktirten ihr, so daß sie oft nicht schnell genug schreiben könne, und ihr Biograph fügt bei, daß sie dabei nur den äußern Umriß des Ganzen im Kopf gehabt und das Uebrige sich unter ihrer Feder habe entwickeln lassen,

so daß ganze Situationen und Scenen so entstanden seien, ihr selbst zur Ueberraschung, und sie neugierig auf das gemacht haben, was noch kommen würde. Daher auch die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Dieß paßt so vollständig auf Bitzius, als ob es auf ihn geschrieben wäre. Auch er arbeitete so, daß er nicht zum Voraus wußte, wie sich die Dinge und die Schicksale der einzelnen Personen entwickeln würden. Wenn ihn seine Frau oder ein anderes Glied seiner Familie, welchem er den Anfang einer Erzählung mitgetheilt hatte, nach dem fernern Verlauf fragte, so antwortete er, daß er das nicht sagen könne, weil er es noch nicht wisse. Noch weniger besprach er sich über Plan und Anordnung des Ganzen mit Andern. Gegen alles dieses eigentlich Technische hatte er die größte Abneigung. Dessen ungeachtet (und darin liegt die beste Erwiederung auf die Ausstellungen in diesem Punkt) wurden seine Dichtungen stets mit dem größten Interesse gelesen und (man mag sagen was man will) trotz ihrer theilweisen Länge und Breite bis zu Ende gelesen. Der Leser, einmal von der Erzählung angezogen, wird, so ungeduldig er manchmal wird, festgehalten, und, wie Riehl sich ausdrückt, wie mit dämonischer Faust gepackt und in des Verfassers Ideengang hineingerissen, er mag wollen oder nicht. Sein Interesse bleibt rege und er ist, wie wir an „Geld und Geist" gesehen, öfter unzufrieden über das Aufhören, als über das Fortspinnen der Erzählung. Er legt das Buch ohne das geringste Gefühl von Müdigkeit oder Sattheit aus der Hand. Gottfried Keller sagt daher vortrefflich, es sei der seltene Vorzug von Bitzius, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen verstehe, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglicher, beseligender Tiefe, daß sie mit der Erkennungsscene zwischen Odysseus

und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine."

Gehen wir nun zu der Frage über, welcher Gattung von Poesie die Werke von Bitzius angehören, oder nach welchem vorherrschenden Element in denselben wir ihren Gattungsbegriff im Ganzen bestimmen können, so begegnet uns sogleich das Urtheil des so eben citierten Gottfried Keller, eines der geistreichsten Beurtheiler von Bitzius, der in seinem Nachruf geradezu sagt, „er sei ohne alle Ausnahme das größte epische Talent gewesen, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt." Er motiviert dies Urtheil folgendermaßen. „Man nennt ihn (Bitzius), sagt er, bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen, guten Copisten der Natur, bald dieß, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebährende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea", aber in keinem nimmt er auch nur den leisesten Anflug, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte."

Und später führt Keller dieß noch weiter aus und sagt Folgendes:

„Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der

registrirten Schilderung und der Geschichte hin und her geschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende in einander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer- und Adalbert-Stifter'schen Malermitteln (welche uns anderen Allen mehr oder weniger ankleben; und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen) und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe heranziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung machte, wie in der „Wassernoth im Emmenthal“, da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen Eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, so wie überhaupt dieß kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßem Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum classischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es, und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.“ . . . .

„Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens, weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.“ . . . .

„Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert."

Wir möchten diesem sehr wohl motivirten Urtheil eines Kenners nicht entgegentreten, sofern nur hier das Wort „Episch" in einer weitern und nicht in der strengen Kunstbedeutung gebraucht wird, nach welcher eine epische Dichtung jedesmal auch einen großen Hintergrund oder auch Vordergrund, eine historische Begebenheit oder Katastrophe verlangt, die das Schicksal ganzer Völker oder größerer Genossenschaften wie Städte u. s. w. bestimmt, oder eine ganze Weltlage veranschaulicht und ein größeres Weltleben so darstellt und in ihren Kreis zieht, daß die handelnden Personen gleichsam stets nur im Wiederschein dieses größern, wir möchten sagen, massenhafteren Interesse's auftreten und ihr eigenes Schicksal vor diesem größern und ergreifenderen zurücktritt. Dieser größere Hintergrund der Erzählung fehlt meist bei Bitzius. Sein Kreis ist beschränkt. Man könnte zwar sagen, daß überall in seinen größern Werken der Zwiespalt der Zeit, der Conflikt verschiedener Principien in Kirche und Staat in die Geschichte der Hauptpersonen hineinspielen, und daß diese Conflikte sogar hier und da, wie in „Jakobs Wanderungen" und im „Zeitgeist" Hauptzweck der Darstellung sind. Allein zum Epos im engern Sinn gehört stets eine große, in die Augen fallende, sinnliche Begebenheit, wie z. B. der trojanische Krieg,

die Kreuzzüge, die französische Revolution. Ein Beispiel aus Bitzius selbst wird dies noch deutlicher machen. Die kleine Erzählung „Elsi, die seltsame Magd", von welcher, wie wir bereits angeführt, Gottfried Keller gesagt hat, sie sei werth, an innerem Gehalt „Hermann und Dorothea" verglichen zu werden, ist, wie schon dieser Ausspruch andeutet, ein ächt epischer Stoff, weil in die Geschichte Elsi's und Christen's der Fall des alten Freistaates Bern, der Krieg mit Frankreich, die Katastrophe der Uebergabe der Stadt, welche seit so manchen Jahrhunderten keinen Feind gesehen hatte, also eine Begebenheit, an welche sich das Schicksal eines ganzen Landes knüpfte, hereinspielt. Hätte nun Bitzius diesen wirklich großen Hintergrund, den wir erst am Ende der Erzählung wahrnehmen, mehr hervortreten lassen und in die ganze Geschichte verwebt, so wie in Hermann und Dorothea die französische Revolution uns stets, wenn auch oft nur in der Ferne, als weltbewegende Macht und determinirendes Ereigniß gegenwärtig bleibt, hätte er seiner Erzählung diese größere, umfassendere Anlage gegeben, so hätte dem poetischen Inhalt nach ein wahres Epos entstehen können. Der Conflikt entgegengesetzter Principien, wie er in gährenden Zeiten vorkommt, genügt, so bald er nicht durch eine große anschauliche Begebenheit gleichsam plastisch gemacht und in ein, wenn auch großes, doch faßbares Bild concentrirt wird, sondern bloß in der Erzählung durch Raisonnements oder durch das Betragen der handelnden Personen sich reflektirt, wie dieß im „Jakob" und im „Zeitgeist" der Fall ist, zum streng Epischen nicht. Wir werden also den Dichtungen von Bitzius in diesem strengen technisch-wissenschaftlichen Sinn den Namen von epischen Dichtungen nicht geben können. Im weiteren Sinne hingegen, wie ihn auch Keller gemeint haben wird, ist Bitzius allerdings Epiker. Denn wir finden bei ihm die Hauptsache epischer Darstellung, daß nicht einzig die Handlung des Helden, sondern Alles, was sich mit ihm und um ihn begiebt, die gelegentlichen Zufälle und Abenteuer

die Umstände und Umgebungen der Menschenwelt und Naturwelt in breitester Entfaltung uns vorgeführt und sinnlich anschaulich werden. Jede seiner großen Erzählungen gleicht einem breiten Strom des Lebens, der tief und ruhig dahinfließt und dem wir behaglich und stets durch neue Bilder angeregt in seinem Laufe folgen. Das Kleine verschwindet nicht neben dem Großen, die Nebenfiguren nicht neben den Hauptpersonen, die unbedeutendste Persönlichkeit hat Charakter, überall ist feste Zeichnung, und jeder kleinste Zug verräth den treuesten und schärfsten Beobachter der Natur, der wirklichen Dinge, ein Vorzug, den wir bei den Alten so bewundern. Das menschliche Leben erscheint in breiter sinnlicher Anschaulichkeit, und diese Anschaulichkeit wird, wie es die Kunstregel verlangt, durch ruhige, umständliche, nach außen gerichtete Entfaltung der Gegenstände erreicht. Die Darstellung ist plastisch, Alles hebt sich vollkommen deutlich ab, jede Person, jede Handlung und Bewegung, jeder Gegenstand wird für die Phantasie körperhaft eindringlich. Gerade das ist, nach der Wissenschaft, das Kennzeichen des Epischen. Einige Erzählungen von Bitzius spielen auch auf weniger beschränktem Raum und haben, wie z. B. der „Bauernspiegel“ und „Jakob's Wanderungen“ manches Odysseische.

Wenn Bitzius nach dem Gesagten die epische Darstellungsweise in seinen Hauptwerken hervortreten läßt, jedoch, einen engern Kreis sich ziehend, das eigentliche Epos nicht erreicht,

> weil nur der große Gegenstand vermag,
> den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,

so schreitet er dagegen nicht nur weit über die Idylle hinaus, sondern steht dem Wesen seiner Dichtung nach im geraden Gegensatz zu derselben, wenn auch viel einzelnes Idyllisches in seinen Schriften vorkömmt. Der Gegenstand der Idylle ist die Schilderung ruhiger, in ihrer Beschränkung glücklicher und behaglicher Zustände, dargestellt meist in bewußtem Gegensatze

gegen ein unruhiges und üppiges Zeitalter. Ihr Charakter ist Ruhe, sie führt uns bloß Zustände vor, während die epische Erzählung umgekehrt Bewegung und Handlung verlangt. Sie ist, nach Schiller, Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit, sie will den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und mit der Außenwelt darstellen, daher sie aus den künstlichen Verhältnissen der größeren Societät und einer verfeinerten Welt, aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens zu Hirten und Fischern, zu einfachen Naturmenschen flüchtet, in eine ideale Zeit vor aller Cultur, in das sogeheißene kindliche Alter der Menschheit, also in Zeiten, die so fern als möglich von der Wirklichkeit der Jetztzeit gedacht werden. Heftige Leidenschaften, Mühsal, äußere und innere Kämpfe, das Verhängniß durch Schuld herbeigeführt, oder das schnell schreitende Unglück, das den friedlichen Zustand vernichtet, alles das darf das selige, ewig klare und heitere Leben, das in der Idylle lebt, nicht stören; selbst angestrengte Thätigkeit, die stets erwerbende und nie rastende, die Freiheit und Leben täglich sich erobern muß, würde als ein störendes, fast feindliches Element in dieser ideellen Welt erscheinen, die nur von den sanftesten Winden bewegt werden darf. Dies ist das Recht der Idylle, dieß ihr Gebiet, welches ihr nicht geschmälert oder entrissen werden darf. Denn jeder Dichtungsart gehört das Ihre. Allein wir sehen sogleich, daß Bitzius im Ganzen und seinem Hauptcharakter nach (idyllische Episoden und idyllische Scenen kommen hier nicht in Betrachtung und bilden eben nur das Kleine im Großen) von der Idylle so weit als möglich entfernt war, oder vielmehr sich im bestimmtesten Gegensatz gegen sie verhielt. Bitzius' Dichtung behandelt die wirkliche Welt, ist aus ihr gezogen. Sie ist nichts mehr, wo diese Unterlage der Wirklichkeit ihr entzogen wird. Ihr Stoff ist diese frische, reale Wirklichkeit, möchten wir sagen, die er freilich mit dem Zauberstab der Dichtung berührt und so in

ein Bild verwandelt. Bitzius, der ernste Reformator, Bußprediger, wenn man will, der das Leben bewegen, aus einer, wie ihm scheint, verderblichen Ruhe aufschütteln, auf neue Bahnen weisen und durch neue Kräfte von innen heraus umgestalten und bestimmen will, der aus dem Leben heraus für's Leben schreibt, der mußte dieses Leben in seiner Bewegung, in seinem Einherschreiten, in seinen Wirkungen und Gegenwirkungen erfassen; er mußte sich einen ganz andern Farbentopf wählen, als derjenige ist, der für die Idylle passen würde; er mußte alle Daphnisse und Chloeen, alle Phyllis und Damone weit wegscheuchen und alle Schäferflöten mit sammt dem Gemurmel der Quellen und Gießbäche und dem Säuseln der Zephyre nach Arkadien verweisen, oder, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, seine Dichtung mußte nicht malerisch oder musikalisch, sie mußte plastisch sein, sie mußte mehr einer Laokoonsgruppe, als einer reizenden Landschaft von Claude Lorrain gleichen. Bitzius folgte auch hier nur seinem Dichterberuf und der auch den Dichter bestimmenden Zeit, welche ihm, selbst wenn er Lust und Anlage dazu verspürt hätte, die Idylle nicht erlaubt haben würde. Bitzius und Geßner, der Idyllendichter, stehen sich daher in gleich diametralem Gegensatz entgegen, wie die Zeit, in welcher Bitzius schrieb, derjenigen Geßner's, oder, wenn man hyperbolisch sprechen wollte, wie die absolute Bewegung der absoluten Ruhe. Geßner's Hirten stehen gegen Bitzius' Landleute an poetischer Gebrechlichkeit wie irdene Töpfe gegen eiserne, oder um ein poetischeres Bild zu wählen, wie die Heldenschatten, denen Odysseus in der Unterwelt begegnet, gegen die lebensvollen Helden der Ilias selbst. Keiner zerstört entschiedener als Bitzius den Wahn, als ob das Leben am einen Ende der Gesellschaft idyllischer sei als am andern, als ob die Luft oben und unten nicht gleich sei, wenn auch oben und unten etwas anders, gröber oder feiner gemischt. Er zeigt uns vielmehr, daß die Welt, deren Verhältnisse wir für ganz einfach halten

mochten, die unsre Unkenntniß für harmlos, spiegelhell und unschuldig hielt, die gleiche ist, wie die complicirte unsrer bürgerlichen Societät, daß die gleichen Leidenschaften hineinspielen, die gleichen Feinde sie umlauern, die gleiche Anstrengung unsrer Kräfte nöthig wird, um uns oben zu halten, daß die Stürme des Lebens sie gleich durchziehen wie die Welt der sogenannten Gebildeten, und die Ruhe einer goldnen Zeit, wie die Idylle sie, rückschreitend hinter die Cultur, dichtet, dort wie hier ein Traum ist. — Auch dieses können wir durch ein Beispiel aus Bitzius auf's schlagendste nachweisen.

Wenn irgend ein Stoff seiner Einfachheit und Begrenzung wegen sich zur idyllischen Behandlung eignen konnte, so war es gewiß „Käthi, die Großmutter". Die Scenerie und die auftretenden Figuren konnten zu einem Genrebild voll wenn nicht schäferischer doch ländlicher Ruhe einladen. Was hätte ein Geßner aus dem Mütterchen mit dem Großkinde in dem alten Häuschen für ein friedliches Morgen- oder Abendgemälde machen können! Und wie hoch hat hingegen Bitzius diesen Stoff über die Idylle und ihre ruhenden Zustände emporgehoben, so daß diese enge und scheinbar so dürftige Welt als ein ewig Bewegtes erscheint, als ein Stück Natur- und Menschenwelt, voll des eigenthümlich Großen in beiden Gebieten. Diese Käthi steht wie eine Heldin in ewigem Kampf, ihr Schifflein treibt auf den empörten Wogen des Lebens auf und nieder und ist oft dem Versinken nahe. Große Naturkatastrophen stürmen auf sie ein; sie erfährt die schlimme Seite, den Egoismus, die Habsucht der Menschen, und, was ihr Bild von Seite der poetischen Gerechtigkeit noch erhöht, eigene Schuld, wenn auch nur die Schuld falscher mütterlicher und großmütterlicher Zärtlichkeit, wirft ein paar Gewichtsteinchen in die Wagschale ihres Geschickes. Es fehlt in dieser einfachen Erzählung weder die sinnliche Größe und liebevolle Breite der äußern Erscheinung, noch die sittliche Tiefe, die im Konflikt mit der Naturwelt und dem äußern Schicksal den

geistigen Sieg erringt und uns so mit dem Gefühl der innigsten Befriedigung entläßt, an welchem Phantasie und Vernunft gleich großen Antheil haben. Dieß ist eine Meisterschaft der Kunst, die nicht Viele erreichen und die so weit als möglich vom bloßen Malen und Schildern, oder vom bloßen Erwecken rührender und sanfter Empfindungen sich entfernt.

So greift Bitzius stets in's volle Menschen- und Naturleben hinein und wird durch seine plastische Darstellung, durch die Fülle und Sinnlichkeit seiner Gestalten, wie Gottfried Keller sagt, wahrhaft episch. Alles hat bei ihm Naturwahrheit und Individualität, seine Welt ist voll ringender Kräfte, und die sinnlichen Erscheinungen sind von festem Umriß und richtigem Colorit. Wenn man daher der poetischen Erzählung von Bitzius, weil der Kreis, in welchen sie sich gleichsam geographisch einschließt und abgrenzt, das Landleben und zwar das Landleben des Landmann's, das Dorf- und Bauernleben ist, den Gattungsnamen der Dorfpoesie geben will, wie er bereits sprachgebräuchlich wurde, so darf in diesen Begriff nicht das hineingelegt werden, daß diese Gattung Poesie noch in anderer Weise eine beschränkte, unvollkommene sei als darin, daß sie einen gegebenen Kreis von Lebensverhältnissen nicht überschreitet und daher das Stück Menschheit, das sie sich zum Gegenstand gewählt, gerade so erscheinen lassen muß, wie es in diesem gegebenen Kreise ist. „Denn, wie der Verfasser der „Erzählungen aus dem Ries“ im Vorwort treffend sagt, wenn sich auch das Leben des Landvolks — und nun gar eines bestimmten Landvolks! — in genau begrenzter Sphäre bewegt, findet sich gleichwohl innerhalb derselben alles Menschliche — alle Tugenden und Schwächen des Menschen und eine reiche Bethätigung derselben — wenn auch in eigenthümlichen, nach gewisser Seite hin beschränkenden Formen. Wer das Alles nun klar zu sehen — wer die Tugenden und Fehler in Aufdeckung ihrer Quellen treu zu schildern und in das Licht wahrer poetischer Gerechtigkeit zu erheben, wer dem vorgeführten Kon-

nicht in Handhabung dieser Gerechtigkeit einen befriedigenden Schluß zu geben vermag — wie sollte der abgehalten sein, in Darstellung solchen Lebens ein poetisches Werk hervorzubringen?"

„Freilich, sagt der gleiche Verfasser, ist von dem Erzähler, der auf diesem Gebiet dem Ideal sich nähern soll, außer der poetischen Begabung Eines unabweislich gefordert: er muß unter dem Volke, das er zu schildern unternimmt, gelebt und Leid und Freude mit ihm getheilt haben, und mit der Kenntniß des Gesammtlebens, wie sie nur der Mitlebende sich erwirbt, muß der Autor zugleich jene Liebe zum Volk verbinden, ohne die es unmöglich ist, das Schöne und Gute in ihm zu sehen und herzgewinnend hervorzubilden. Allein die wahre Kenntniß und die Liebe gehen immer Hand in Hand; denn nur die Liebe ist im Stande, wahre Kenntniß zu erlangen."

„Sind diese Bedingungen vorhanden, so giebt der Stoff und Gegenstand dieser Dorfpoesie dem Dichter auch den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß er (wir führen immer die treffenden Worte Melchior Meyr's selbst an) „Menschen schildert, die entschieden ausgeprägt sind und doch in einer Sphäre der Naivetät sich bewegen, die ihren Aeußerungen den Reiz des Kindlichen verleiht und auch bei den ergreifenden uns ein Lächeln entlocken kann. Das unmittelbare Sinnen- und Gemüthsleben, das in der Sphäre unverdorbener Landleute herrschend ist, giebt auch der hier bewußtesten Persönlichkeit und den von ihm entferntesten Eigenschaften noch etwas von seinem Gepräge. Die Natur in ihrer Kraft, in ihrem quellend frischen Leben, das uns umfließt, wie das Wasser des lebendigen Stromes die Glieder des Badenden, sie, die nährende Trägerin alles Lebens ist es, die ihr Füllhorn ausgießt, wenn der Darsteller nur den Geist hat, dem sie liebend und mittheilend entgegenkommt!" —

Und diesen Geist, den Geist des wahren Dichters, hatte

Bitzius in reichstem Maaße. Bitzius thut den Forderungen des dichterischen Ausdrucks und der dichterischen Charakteristik in seinen Werken überall volles Genüge; eine tiefe Psychologie tritt überall zu Tage und ein männlicher Charakter, ein gesundes und gerades Urtheil über das Leben und die menschlichen Dinge hindert nirgends tiefe und wahre Gefühle, erzeugt sie vielmehr und so läßt er Ernst und Scherz, wie sie im Leben neben einander sind, in seinen Büchern wechselnd an uns herantreten. Er hat jene empfängliche, leicht bewegliche Seele, die Goethe vom Dichter verlangt, „die das Traurige und das Freudige jedes Menschenschiksals mitfühlt, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fortschreitet und die Harfe des Dichters mit leisen Uebergängen zu Freude und Leid stimmen läßt." Und so wächst aus seiner Dichtung „auch die schöne Blume der Weisheit hervor," und er wird, wie jeder wahre Dichter, „der Lehrer, Wahrsager und Freund der Götter und Menschen," um mit dem deutschen Dichtermeister zu sprechen.

Was vorerst den poetischen Ausdruck bei Bitzius betrifft, so strebt derselbe stets nach der höchsten Anschaulichkeit, die er auch erreicht; der Gegenstand wird von der möglichst sinnlichen Seite gefaßt. Wenn z. B. Bitzius sagt: „die ermattenden Bäume streuten schon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus" so ist der Herbst durch diesen einzigen Satz ganz so anschaulich gemacht, als durch die Worte Bürgers:

„Als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppeln des Habers fuhr."

Eben so anschaulich wird uns der Reif, Frost, durch die wenigen Worte: „Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es schneeig weiß; wo sie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, schwarz sich zu färben, und die Blüthen an den Bäumen sahen aus, als ob sie in heißem Wasser gebrüht worden wären."

Bitzius' Meisterschaft in diesem Punkt zeigt sich besonders in der Erzählung großer Naturereignisse, wie Gewitter, Ueberschwemmungen u. s. w. Von den Größten und Besten wird er hierin nicht übertroffen. Wenn er von der Emme sagt (in der Wassernoth): „Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichentuche hervor und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut" — so steht das Bild der Naturerscheinung, die dargestellt werden soll, sogleich vor unsern Augen und zwar in seiner Bewegung, und die Vergleichung mit einer Schlange erhöht die Wirkung. Oder wenn bald darauf von einem Haus erzählt wird, welches die Ueberschwemmung wegzureißen droht, und es heißt: „Ein Stück des Bodens, welcher die Bewohner vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Fluth wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trümmern den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken" — so ist es für den Leser unmöglich die Gefahr nicht zu sehen, mit den geängstigten Bewohnern nicht mitzuempfinden. Das Geschilderte trifft uns mit seiner vollen Wirkung. Eben so kann man sagen, daß wir in Bitzius die nahenden Gewitter in allen Gliedern fühlen, ehe er sie in ihrer ganzen furchtbaren Erhabenheit auf uns hereinbrechen läßt. So z. B. in Uli dem Pächter. „Wie zwei Ringer," heißt es dort, „einander drängen auf dem Ringplatze ringsum, bald hierhin bald dorthin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte sich hinauf, und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmlein schrie in der Ferne. Uli ward es bang'. „Das kommt bös'," sagte er, „ich habe es noch nie so gesehen." Welcher Leser wird hier nicht Uli's

Bangigkeit theilen und die Schwüle des Gewitters selbst empfinden.

Eben so glücklich ist Bitzius im Individualisiren und im Personificiren seiner Gegenstände. Auch hier dienen besonders die großen Naturereignisse als Beispiel. Die gigantischen Naturkräfte treten wie unwiderstehliche, in wilder Leidenschaft und im Gefühl der Uebermacht Alles vor sich herniederwerfende Individuen auf. Die ganze „Wassernoth", die Erzählung des emmenthalischen Hochgewitters vom 13. August 1837 ist, eine solche großartige Individualisirung. Das Ereigniß tritt in allen seinen successiven Momenten auf und die Personifikation des wilden Emmestromes und seiner Fluthen, die überall wiederkehrt, vollendet den überwältigenden Eindruck dieser Naturscenen. Diese Emme wird hier zum beseelten Dämon und „reißt bald mit gewaltigen Armen Brücken weg, die sie spielend fortträgt, bald geht sie in nie gesehener Fülle über die Ufer, trägt die höchsten Tannen über die höchsten Tentsche und jagt sie mit rasender Gewalt durch die Schächen" oder „sie durchbricht die Straße und stürzt, die heute mattere schwesterliche Ilfis bei Seite schiebend, der Zollbrücke zu, um dort das gestern angefangene Werk zu vollenden." Ueberall wird die Wassergewalt zur Person, und der wilde Eggiwylfuhrmann, wie das Volk die Emme scherzweise nennt, ist nie in so gewaltiger Sprache verewigt und in seiner verheerenden Wirkung so treu dargestellt worden.

Bitzius' Sprache ist unendlich bilderreich. Seine Metaphern und Gleichnisse sind stets richtig gewählt, stark ausgeprägt, den Gedanken sogleich klar machend, oft kühn und groß. Wir können uns nicht versagen, einige Beispiele anzuführen.

Im Schulmeister sagt er: „Wenn einmal das Eis der Selbstsucht sich über das Herz gelegt, und es kalt geworden ist in demselben wie in Lappland's unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind

fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter, kein bekanntes Gesicht sieht, und es sich verlassen glaubt, alleine fühlt.

Das alte: Sursum corda! wird treffend versinnlicht durch folgendes Bild: „Mensch, willst du, daß die Thränen dir versiegen und es heiter werde in deinem Gemüthe, so mußt du deine Augen nicht an den Schooß der Erde drücken, du mußt sie aufwärts kehren.“

Im „Schulmeister“ sagt Käser von seinem gestorbenen Vater, dem alten Weber: „Ach, ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume.“

Wie stark ergreift uns folgendes Bild: „Das Weh der Verschmähung ging wie ein zermalmend Wagenrad über Anneli's Herz.“ (Wehfreude.)

Wie treffend wird der Zauber des liebevollen Blickes dieser nämlichen Anneli ausgedrückt, wenn es heißt: „So wie dieser Blick zu leuchten begann, verzehrte er die bösen Dünste, all den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgierigkeit; es war ihm (Felix) so stille und so wohl im Herzen, er wußte nicht wie, ein süßes Träumen kam über seine Seele.“

Eben dieß Bild wird (in Geld und Geist) vom plötzlichen Wechsel der Leidenschaften und Gefühle gebraucht: „Wie das Feuer das Wasser verzehrt und das Nasse trocknet, so verzehrte der Zorn das Leid und trocknete die Thränen.“

Voll großer Bilder ist folgende herrliche Stelle in „Geld und Geist“: „Die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem versöhnenden Hausgeist bekannt gemacht, hatte sie das Unser Vater so recht gelehrt, daß sie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erst wie ein tiefer See, in den sie allen Groll versenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher sie in's Land

des Friedens, in den Himmel stiegen. Besonders bei den Brüdern, welche bei einander schliefen und meist zusammen beteten, hatte dieses die Frucht, daß sehr selten die Sonne des Morgens den Schatten noch sah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte."

Schauerlich ist das Bild nächtlicher Oede (Dorbach, der Wühler): „Es giebt aber auch nicht bald was Schauerlicheres als im flachen Lande das breite Emmenbett fast ohne Wasser, wenn hell der Mond scheint. Es ist als wären die hellen Kiesel gebleichte Todtenbeine, der weiße Grund die große Todtenstraße, auf welcher der Tod wandert mit den Todten durch's Land nach der dunkeln Ewigkeit."

Erhaben ist jenes andere Bild einer mondbeleuchteten Landschaft: „Wie Ahnenbilder im großen Rittersaale standen im Hintergrund, einem guten Auge sichtbar, die alten großen Berge in stiller Majestät. Mit reichem Mondlicht war die niedere Welt übergossen, Feld und Wald, Thal und Hügel ohne Unterschied; der Liebe Gottes gleich, die ohne Unterschied schwebt über Niedern und Höhern, Greisen und Kindern."

Unser Jahrhundert wird in folgenden energischen und doch vollen Zügen geschildert: „Dreißig gewaltige Jahre donnerten über den Erdboden, von Strömen Bluts umrauscht". . . „Kriege, die Europa durchtoben, brechen wohl am hohen Bergeswall; den Gott um uns gethürmt; aber des Geistes Wehen, den Flug der Ideen abzuhalten, sind keine Berge hoch genug, auch die unsern nicht. Es drängt sich Einem immer deutlicher der Gedanke auf, als ob den Völkern nur Eine Seele gegeben worden und diese Seele Weh und Wohl, Lust und Leid, welches im fernen Amerika, im tiefen Asien ihr angethan worden, in jedem Thälchen Europa's empfinden und immer inniger empfinden solle, je mehr eben allenthalben diese Seele zum Bewußtsein komme, fühlen lerne. Vor dieser le-

bendig werdenden Menschenseele sollen dann schwinden des Meeres Weiten, des Leibes Beschränktheit."

Noch lebendiger ist folgendes Bild: „Die Fluth des Geistes, die in Frankreich wogte, strömte durch unser Ländchen und spritzte hoch an Herren und Untergebenen auf, erschreckte die Einen, regte die Andern auf." Bitzius überfliegt sich zuweilen in der Kühnheit seiner Bilder. Wenn er z. B. im „Schulmeister" von dem schlafenden Kind Käser's, welches „vom Jammer der Mutter nichts gehört hatte, das Leid des Vaters nicht sah," sagt: „Der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über seinem Haupte, leuchtete noch nicht in seinen Schmerz hinein;" — so ist diese Metapher zwar glänzend, aber bei näherer Prüfung unrichtig, weil das Bild eines Sternes nicht gebraucht werden kann, um etwas Trübes, Dunkles, Trauriges zu bezeichnen und auszudrücken. Man kann sagen: Die Wolke des Kummers, der Schatten des Kummers verfinsterte oder verhüllte sein Leben u. dgl. Aber „der Stern des Kummer's, welcher über unserm Haupte aufgeht," enthält widersprechende Vorstellungen.

Zart und lieblich wiederum ist das Bild, mit welchem in „Geld und Geist" Anne Mareili eingeführt wird: „Der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen gleichsam gebadet war, gab ihm fast etwas Stolzes, daß keiner der Bursche, die da waren, sich an ihn's machten."

Wenn Bitzius den Juraberg, wie er vom Bernbiet aus sich zeigt, „die lange, blaue Wiege nennt, in welche des Abends die Sonne zu Bette geht," — so werden wir ganz an Hebel's anmuthige Personifikationen erinnert, an jenes Trauliche z. B.:

Der Samstig het zum Suntig g'seit:
Jitz ha-n-i alli schlafe g'leit.

Doch wir müssen inne halten, da wir keine Anthologie zu

geben haben, und führen nur noch einige Ausdrücke als Muster scharfer schlagender Bezeichnung an. So heißen die Schneeflocken die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die auf tüchtigem Sturm um Augen und Ohren daher braus'ten. Die Bysenebel werden die Kinder des kühlen sauren Windes genannt. — Von Bethi, der Nägelibodenbäurin in der Vehfreude, heißt es: Sie fühlte nicht Neid, aber des Neides Schatten (der Schwester Aenneli gegenüber). „Jetzt bist du (so Etwas sagte sie zu ihr) die Vornehmere und Reichere, schämst dich wohl meiner, wirst mit der Frau eines Schuldenbüürleins nichts mehr zu thun haben wollen." — In den paar Worten: „Da faßte Pipin (Sintram und Bertram) des Mahles Zügel" u. s. w. sehen wir den beginnenden Tafelstreit der Großen vom Fürsten gleichsam in die Hand genommen und gestillt. — Das Wort in der Armennoth: „Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maaß und Gewicht, wie König Friedrich der Potsdamergarde die Zöpfe" — bezeichnet uns sofort schlagend das steif Formale in gewissen religiösen Erziehungsmethoden. Nicht minder scharf sagt Bitzius in Anne Bäbi: „Gar viele Frömmigkeit ist nichts als ein Sprühregen bei vielem Staub; in den Boden dringt er nicht, sondern dämpft eben nur den Staub, und wenn es feucht ist über dem Boden, so schleicht eben dann das wüste Gewürm um so lieber hervor." Wir sehen sofort die Leute vor uns, die Bitzius bezeichnen will. — Von gleicher Schärfe ist das Wort: „Trotz stampft das Unglück aus dem Boden." Und schön bezeichnet in „Geld und Geist" das höchste Wonnegefühl der versöhnten Eltern der herrliche Ausdruck: „Auf ihr Glück senkte sich erst die Krone, als sie ihrer Kinder gedachten."

Von treffendem Lakonismus endlich und zugleich höchst burlesk, wenn auch so unakademisch als möglich, ist der Ausdruck:

Er himmeldonnerte durch das ganze Land, und: er himmelsappermenterte im ganzen Hause herum. Das einzige Zeitwort zeigt uns den renommistischen Flucher, der seine Armseligkeit und Hohlheit hinter Flüchen und wilden Geberden versteckt.

Wenden wir uns nun von der dichterischen Ausdrucksweise von Bitzius zu seinem Gestaltungsvermögen, zur Zeichnung seiner Figuren, zur Charakteristik, so hat sich Bitzius auch hierin als ächten Dichter bewährt. Wir wollen aber hier einem competenteren Urtheiler, Herrn Julian Schmidt, das Wort lassen, welcher in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert," einem in Form und Gehalt ausgezeichneten Buche, sich in folgender trefflicher Weise ausspricht: „Unter allen deutschen Naturdichtern ist derjenige, der am meisten an Dickens erinnert, der Schweizer Jeremias Gotthelf. Es kommt ihm keiner in der Kraft der Charakteristik, keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. Er hat es nicht nöthig, sich seine Charaktere vorher auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehen ihm vielmehr unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Weg abirren. Es sind nicht bloße Abstraktionen, die er darstellt, sondern konkrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen, während diese ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Es ist lächerlich, wenn man behauptet, er gebe nur Naturzeichnungen und sei kein Dichter, sondern nur Referent. Schon um eine solche Masse kleiner Züge zu sehen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Er weiß sich

in gute, tüchtige, wenn auch einseitige und hartköpfige Naturen jeder Art darum mit so großer Leichtigkeit zu versetzen, weil er selber eine solche Natur ist. Den Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft, und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein eben so scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. Das alles sind herrliche poetische Gaben, und es wäre an sich kein Hinderniß für die künstlerische Entwicklung, daß der Horizont, den er allein umfaßt, ziemlich enge begrenzt ist. Innerhalb desselben ist noch so viel Leben, so viel freie Originalität und so viel feine Nüancen, daß seine Dichtung innerhalb dieses Kreises den reichsten Spielraum findet; ja es ist ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht, wie die meisten andern Dichter seiner Zeit, durch künstliche Standpunkte und durch Riesentelescope seinen Horizont erweitert hat. Was nützt es, die kühnsten Hamlet- und Faust-Ideen durcheinander zu werfen, wenn man nicht die sichere eiserne Hand besitzt, aus dieser glänzenden aber verworrenen Trümmermasse wieder ein selbstständiges Gebäude aufzurichten?"

Diesem Urtheil wird Jeder beipflichten, der in den Werken von Bitzius zu Hause ist. Wer dieselben aufmerksam gelesen und die einzelnen unter sich verglichen hat, muß in der That über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner stets so trefflich gezeichneten und gehaltenen Personen erstaunen und hat eine Gallerie von Figuren vor sich, die nur noch eines genialen Maler's bedürften, um in einer Menge der

köstlichsten Situationen noch bleibender, auch für's Auge, fixirt zu werden. Seine Charakterbilder treten auch meist durch Contrastirung mit gegensätzlichen Personen, wie durch die trefflichste Beleuchtung, in ihr volles Licht und sind auch stets so gezeichnet, daß die volle Wirkung ihrer sie so oder anders bestimmenden und formenden Umgebung sichtbar wird. Wir sehen, um uns so auszudrücken, das Leben selbst die Charakteranlage eines Jeden in die Hand nehmen und zu einem bestimmten und scharfen Gepräge entwickeln. Freiheit und Nothwendigkeit verrichten ihr Erziehungsgeschäft an den Leuten wie vor unsern Augen. Allen determinirenden Momenten wird so gewissenhaft und strenge Rechnung getragen, daß wir in voller Wirklichkeit stehen und mitten im Fluß des Lebens uns befinden. Das Alles ist Meisterschaft poetischer Kunst und erklärt vollkommen das Wort Riehl's, welcher Bitzius ein Stück von einem Shakspeare als „Bernischer Dorfpfarrer" genannt hat.

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß er sich in seinen häufiger auftretenden Charakteren, wie z. B. in seinen Bauern und Bäurinnen im engern Sinn zu sehr wiederhole und abschreibe. Dieß haben wir nun nach sorgfältiger Vergleichung durchaus nicht finden können, indem zwar viele Aehnlichkeiten in der gleichen Kategorie von Personen vorkommen, aber eigentliche Copieen nicht. Wir werden bei näherer Prüfung je zweier einander am nächsten liegender Charaktere immer einen oder ein paar Züge finden, welche sie von einander unterscheiden und ihnen Eigenthümlichkeit geben. Dieß läßt sich sofort an den zwei angeführten Hauptkategorieen von Charakteren, den Bauern und den Bäurinnen, klar machen. Wir fangen mit den Erstern an.

Der Bodenbauer Johannes im „Uli" und der Ankenbenz im „Zeitgeist", zwei treffliche Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitsamen, klugen und gesetzten Bernerbauernstandes, wären sich sehr, zum Verwechseln vielleicht, ähnlich. Allein Benz be-

kümmert sich auch um Politik, um die allgemeinen Landesangelegenheiten, Wahlen und dergleichen. Der Bodenbauer hingegen ist bloß Bauer und Meister, weil der Zweck von „Uli dem Knecht“ gerade die Hervorhebung dieser Seite verlangt. Beide, Benz und Johannes, haben ferner große Aehnlichkeit mit dem wackern Christen, dem Vater, in „Geld und Geist„. Allein ihn unterscheidet von Jenen der Zug von Gleichgültigkeit, Indolenz, Gehenlassen, Passivität, der dann die erste Veranlassung des Zerwürfnisses unter den Eheleuten wird und Aenneli's rühriges, ängstliches, allzu sorgenvolles Wesen bedingt und durch dasselbe selbst wieder zum Theil determinirt wird. Wiederum gleichen die beiden Erstgenannten dem resoluten Simmen Sämi im „Besuch auf dem Lande“. Dieser aber ist viel imperatorischer, rascher, derber und souverainer in seinem Wesen und macht sich gar nichts daraus, dem ersten, besten Regierungsrath, den er antrifft, „wüst zu sagen“, wenn ihm das Regiment in diesem oder jenem Punkt mißfällt. Simmen Sämeli hat das höchste Selbstbewußtsein des unabhängigen großen Bauern, welcher der ganzen Welt nichts nachfrägt und Niemanden so hochgestellt findet, daß er sich selber mit seinem freiherrlichen Bauernhof nicht neben ihn stellen dürfte. Dieser Zug charakterisirt ihn und kommt bei keinem andern in dieser Ausprägung vor.

Eine ganz besondere Figur ist der Ammann in der „Käserei“, ebenfalls ein höchst verständiger, ehrenfester Mann, bei welchem aber das angestammte Ansehn in der Gemeinde, die Würde des Ammann's, die er bekleidet, und die traditionelle Autorität des Besitzes, die zusammen seinem Hause den Charakter eines regierenden Hauses geben, den hervorstechenden Zug bilden und ihn so als die regierende Person der Erzählung in Contrast mit der ganzen übrigen Umgebung setzen.

Der Bauer Hansli, Anne Bäbi Jowäger's philosophischer Ehemann, gleicht in Passivität dem Christen in „Geld und

Geist", nur ist sie bei Hansli unter dem eigenwilligen, tyrannischen Regiment Anne Bäbi's zu einer Art sokratischer Resignation geworden, und sein, „he nu so dehl" ist die stoische Formel, um seine Resignation auszudrücken und zugleich anzudeuten, daß einer Anne Bäbi gegenüber passiver Widerstand, wie unter gewissen politischen Verhältnissen, das einzig Mögliche und Räthliche, und nur so noch etwas auszurichten sei. Uebrigens kommt Sami, der Meisterknecht, mit seiner thätigen und handelnden Schlauheit dem Phlegma des Meisters zu Hülfe, so daß die Sache im Ganzen noch recht ordentlich geht und die Kirche, wie man sagt, mitten im Dorfe bleibt.

Auch die ganz meisterhaften Thersitesfiguren, wie Joggeli im „Uli" und Peterli im Dürluft in der „Vehfreude", haben eine gewisse Aehnlichkeit mit einander in ihrem schiefen, sclavischen, durch und durch erbärmlichen Wesen. Aber Peterli ist so geworden als Sclave eines abscheulichen Weibes, einer eigentlichen widrigen Hexe, während Joggeli, ein Thersites seiner ganzen Anlage nach, auch in der besten Umgebung seinen niederträchtigen, bis zum Ekel armseligen und verkehrten Charakter nur um so freier entwickelt. Er ist der geborne, Peterli der gewordene Thersites, und der reiche Glunggebauer wird uns viel widerlicher, als der gedrückte und verschuldete Dürluft-Peterli, der seine Charakterlosigkeit in und außer dem Haus zehnfach abbüßt. Peterli's trefflicher Gegensatz ist der Nägelibodenbauer Sepp, der mit seiner gleichgearteten Hausfrau Bethi zeigt, was ein einträchtiges und energisches Wollen, mit Einsicht und zäher, unermüdlicher Arbeitsamkeit verbunden, auch über die ungünstigsten Verhältnisse vermag.

Der Dorngrütbauer in „Geld und Geist" und der Grozenbauer in „Käthi die Großmutter" sind beides vollendete Typen bäuerlicher Habsucht und des häßlichsten Eigennutzes. Aber der Dorngrütbauer ist eine ganz anders eiserne Figur als der Grozenbauer. Er ist der bewußte vollendete

Despot, dessen Frau es z. B. nie hätte wagen dürfen, ihrem Manne, wie die Grozenbäurin dem ihrigen, mit geballter Faust zu erklären, sie sei dann auch noch da und habe was zur Sache zu sagen. Der Grozenbauer mit seinem Aberglauben und seinen vielen schwachen Seiten erscheint uns mehr lächerlich, während der Tyrann im Dorngrüt etwas Furchtbares hat, das uns das Blut gefrieren macht.

Bei dem kinderlosen Geizhals Harzerhans (der Erbvetter) ist wieder eine andere Seite des Geizes hervorgehoben, nämlich die nach außen gerichtete, die Härte gegen die weitere Umgebung, während im Dorngrütbauer der habsüchtige Familienvater erscheint, dem selbst seine Kinder nur Waare sind, aus deren Erlös er sich bereichern könne.

Eben so sind die regierenden Bäurinnen von Bitzius, jene wackern, tüchtigen Gestalten, die er mit so vieler Vorliebe zu zeichnen scheint, die er als die Sonnseite des Bauernhauses darstellt, die aber zugleich, wenn's Noth thut, Kartätschen im Munde führen, unter sich oft ähnlich, aber nie ganz gleich. Irgend ein individueller Zug, ein besonders hervortretendes Verhältniß unterscheidet und individualisirt sie. So sind die Base in Uli dem Knecht und die Bodenbäurin ziemlich ähnlich, allein die Base muß weit mehr als die Letztere das Regiment in die Hand nehmen, weil sie einen Joggeli zum Mann hat und genöthigt ist, ihn zu ergänzen oder ihn zu neutralisiren. — Noch imperatorischer und resoluter ist Lisi im Zeitgeist. Sie ist von Natur zum Regiment geboren und administrirt vortrefflich. Sie hat ein feuriges und tiefes Gemüth, eine energische Seele und weitern Blick als Andere. Aber sie weiß das Gebiet ihres ebenfalls tüchtigen und einsichtig thätigen Mannes zu respectiren, thut ihrem Herrschertrieb Gewalt an und bleibt im rechten Verhältniß einer Mitregentin. Es ist eine classische Figur, diese Lisi, dem Dichter so recht aus dem Herzen geschrieben und in noch helleres Licht gesetzt durch ihre weiche, zu weiche und passive Freundin

Gretli, die durch dieses zu wenig nach außen gekehrte und auf die Dinge nicht einwirkende Wesen die Zerrüttung ihres Hauses theilweise mitverschuldet.

Noch imperatorischer als Lisi, und doch in ihrer Sphäre bleibend, ist endlich Simmen Sämeli's Frau (der Besuch auf dem Lande). Sie ist ein Typus von Derbheit, Rauhigkeit und ächtem Bauernstolz und läßt den armen Scharfschützenlieutenant aus der Stadt, der zu ihrem Sohn auf Besuch kömmt, ihre ganze Geringschätzung des armseligen Stadtlebens empfinden, wo man Alles kaufen und genau abmessen müsse, und wie Hungerleider lebe.

Eine ganz besondere Figur und höchst feine Zeichnung ist wiederum die Frau Ammännin in der „Vehfreude". Sie ist eben die Frau Ammännin. Damit ist Alles gesagt. Sie ist die erste im Dorfe und hat das behagliche Gefühl, daß ihr niemand diesen äußern Rang streitig machen werde. Sie regiert zu Hause und durch ihren Mann ein wenig in der Gemeindstube, aber sie hat nichts Herbes und Herrisches, sie ist eine verständige, geachtete und höchst kluge Frau, aber ohne das Innerliche und die Gemüthstiefe, die mehr den Emmenthalerinnen eigen sind, als ihren mehr der Außenwelt zugekehrten Nachbarinnen im Oberaargau.

Diese Innerlichkeit und Gefühlstiefe, ein Zug der Gebirgsbewohner, tritt hingegen in ihrem schönsten Licht hervor bei der Bäurin Aenneli in „Geld und Geist", einem unvergleichlich schön angelegten Frauencharakter, der durch den Zug des Kindlichen und sanft Menschlichen noch rührender und bewegender wird.

Eine andere Klasse weiblicher Charaktere, außer den regierenden Bäuerinnen, sind diejenigen Frauencharaktere, die bei Zeiten dienen gelernt, und durch strenge Jugend und gedrückte Verhältnisse zu Bescheidenheit und Aufopferungsfähigkeit erzogen worden, zarte, liebevolle Organisationen, die Bitzius gleichsam nur hingehaucht, um uns das Edelste und Unver-

gänglichste darzustellen, die thätige Liebe und das Vergessen seiner selbst um Andere. Es sind dieß meist jüngere Frauen, wie Mädeli im Schulmeister, Meyeli in Anne Bäbi Jowäger und Bäbeli in Dursli. Alle diese Frauen haben gemeinsame Züge, und sind doch vortrefflich nüançirt und zu eigenthümlichen Charakteren geworden. Bäbeli in „Dursli" ist unter den drei Bildern das ergreifendste, weil hier die äußere Noth am größten und die Probe für die stille Dulderin die strengste ist. Von Mädeli der Schulmeistersfrau haben wir bei Anlaß der „Leiden und Freuden" gesprochen. Auch sie ist eine herrliche Erscheinung, die im Glanz des liebevollsten Wesens wie eine Sonne strahlt. Meyeli, Anne Bäbi Jowäger's Schwiegertochter, hat äußerlich ein besseres Loos, sie ist die junge Bäurin und ihr Jakobli ist freundlich und gutmüthig. Aber auch dieses zart empfindenden Weibes reine Seele wird von mancherlei Kummer bewegt, auch sie ißt oft ihr Brod mit Thränen und steht von kummervollen Nächten auf. Des Kindes Tod, der Mutter Trübsinn, das zarte Gefühl ihrer Lage als des arm in's Haus gekommenen Mädchens, das sich nie genug thun kann, und die Weichheit ihrer Empfindungen überhaupt, endlich ihre Kränklichkeit, die Gefühle gegen den Arzt, welcher der Wohlthäter des Hauses wird, lassen ihr Herz nicht zur Ruhe kommen. Auch sie ist eine Dulderin, auch ihr Leben ist ein treues Hingeben an der Ihrigen Wohl, und „was köstlich daran war, ist Mühe und Arbeit gewesen."

Gegensätzlich zu diesen höhern Naturen, immer aber wohlwollend, das Gute fördernd und mit Energie die Welt um sich her behandelnd sind die lebensvollen und witzigen Wirthinnen, besonders diejenige zum goldnen Krebs im „Schuldenbauer", ein Muster von Anstelligkeit, charaktervollem Wesen und natürlichem Witz. Auch die Base in „Käthi" gehört hierher. Es sind alles praktische Weiber mit dem Herz auf dem rechten

Fleck, aber durch's Leben zur Schlauheit geschult und zur Diplomatie.

Zu den widrigen, schlimmgearteten und gleichsam das böse Princip repräsentirenden Weibern gehört vor allem Eisi im Dürluft (Wehfreude) sammt ihrer Mutter, ein wahrer Satanas, dann Eisi, die Wirthin auf der Gnäpfi, im Geltstag, ebenfalls eine durch und durch widrige Figur, die am Ende von ihren Kindern wegläuft, um einen Windbeutel zu heirathen, nachdem sie durch ihren Unverstand und ihre Thorheiten ihren ersten Mann hat ruiniren helfen.

Die Dorngrütbäurin erweckt unser Mitleid, weil sie im eigenen Hause Sklavin ist und ein eingeschüchtertes freudloses Leben leben muß. Eisi, die Frau des Schuldenbauer's, hingegen erfreut uns als die ehrliche, alle Kräfte zum Erwerb anstrengende musterhafte Hausfrau, deren redliche Mühe endlich mit Erfolg gekrönt wird.

Gehen wir nun vom ältern Geschlecht zu den heitern Jugendgestalten über, so begegnen uns unter den Mädchen vorerst die lieblichen und rüstigen Bauerntöchter Vreneli in „Uli", Anne Mareili in „Geld und Geist", Gretli im „Zeitgeist" und Andere, anmuthige und sonnige Gestalten, im vollen Glanz unschuldiger und aufblühender Jugend strahlend. Anne Mareili und Gretli sind stattliche Mädchen aus reichen Bauernhäusern, von vielem Selbstgefühl und aristokratischem Wesen. Vreneli ist zwar bloß Adoptivtochter im Hause des Glunggenbauers und eine Uneheliche, allein der angeborne Seelenadel des Mädchens, das Charaktervolle und das Selbstgefühl, das sie von ihrem Vater geerbt hat, und die ehrenvolle Stellung im Hause der Base, welche sie als Tochter behandelt und das innere Regiment des großen Bauernhofes führen läßt, ersetzen diese Mängel und geben ihr, wie Bitzius sagen würde, etwas Alt-adeliges und Regimentsfähiges, so daß sie mit Recht das feldherrliche Vreneli heißt. Und diese spröde, bewußte, nicht leicht zu handhabende Natur entwickelt dann

wieder als Frau und Mutter, als Pflegerin und Versorgerin der Ihrigen und Fremder so zarte Eigenschaften, alles ist bei ihr so in's Gleichgewicht gesetzt, ihr Verstand und ihr Urtheil über Menschen und Dinge sind so scharf und ihr Herz dabei so rein, daß sie eines der köstlichsten Bilder von Bitzius bleibt, ein Charakter voll Rhythmus und Schönheit, hell und entzückend, wie ein schöner Sommermorgen. — Gretli, Lisi's Tochter im „Zeitgeist", ist Breneli ähnlich, doch weniger bewußt, von der Mutter, welche die Zügel selbst führt, weniger an's Befehlen gewöhnt, kindlicher und von weniger festem, metallnem Stoffe. Anne Mareili hingegen, die Hauptheldin von „Geld und Geist", ist ein merkwürdiger, ganz ideeller Mädchencharakter, dessen tief angelegtes Wesen der rauhe Despotismus im elterlichen Hause nicht auf die Oberfläche treten läßt, sondern in sich zurückdrängt, so daß es nur bei großen Krisen zum Vorschein kommt. Sie ist eine ganz concentrirte vortreffliche Natur, aus dem wüsten Dorngrüt emporgewachsen, wie eine herrliche Blume mitten aus faulem Sumpf, ein fremder Tropfen im Blut ihrer Familie, ganz wahlverwandt hingegen mit dem Geiste, der in Resli's elterlichem Hause herrscht. Sie kennt ihren eigenen Werth und unterschätzt sich nicht, aber wenn sie einmal liebt, so liebt sie mit allen Fasern ihres Herzens und mit der vollsten Hingebung. Für den Psychologen ist Anne Mareili eine herrliche Studie.

Ganz anders, von viel leichterem Gehalt ist Anne Lisi, Resli's Schwester, in vollem Gegensatz zur zukünftigen Schwägerin. Auch wird sie von Bitzius mit den humoristischen Worten eingeführt: „Anne Lisi war stets aufgedonnert und machte Ansprüche an die Welt." Sie ist lauter Beweglichkeit und Impressionabilität, schalkhaft und schnippisch, wie die Jungfer Sophie in „Anne Bäbi Jowäger", fröhlich in's Leben schauend, um die Zukunft unbekümmert, ein anmuthiger Mädchencharakter von frischer Natürlichkeit und gutartigem Grunde, aber leicht entschlüpfend.

Die zarteste von Bitzius' Mädchengestalten ist Aenneli (Käserei in der Vehfreude), ein herrliches Bild weiblicher Innigkeit und Unschuld, welches sich von der rohen, spitzbübischen und harten Welt, die es umgiebt, trefflich abhebt. Wenige Romanheldinnen können größeres Interesse einflößen, als dieses liebliche engelreine Kind mit seinem demuthsvollen, dankbaren und liebenden Herzen. Es ist ein köstliches Paar, dieser Felix und dieses Aenneli, er ganz Mann, sie ganz Weib, Typen ihrer Geschlechter in der schärfsten Ausprägung.

Ein ganz eigenthümliches Bild ist Eiseli, das Oberländermädchen in „Jakob's Wanderungen". Die religiöse Denkweise bestimmt hier den ganzen Charakter und giebt ihm Halt und Ausdruck, ohne daß er im Mindesten dadurch an Naivetät und Witz verlöre oder kopfhängerisch wäre. Im Gegentheil zeigt Eiseli die schärfste Intelligenz und die größte Lebendigkeit, und die armselige Dialektik des mit communistischen Lehren wie mit einem Besenwurf übertünchten Handwerksburschen scheitert an der kerngesunden Logik Eiseli's, die sie bei keinem Professor philosophiae gehört hat und die des armen Burschen spottet, der über Tisch immer predigt, man müsse kein Ding in der Welt lieb haben, weil Einen dieß nur geniere, und der dann gleichwohl auf das Vertrauen und die Liebe eines Mädchens Anspruch macht, welches um seinetwillen die Heimath verlassen und mit dem neuen Aristipp in die weite Welt hinausziehen sollte.

Unter den widrigen und schiefen Mädchencharakteren steht Elisi im „Uli" obenan, die leider, wie wir früher bemerkt, nicht Carrikatur ist. Sie kann als Repräsentantin eines überaus zahlreichen, übrigens in den Städten so gut wie auf dem Lande zu findenden Geschlechts gelten, welches sich von Natürlichkeit und Geradheit in Sinn und Leben bereits einige Stadien entfernt, bis zu wahrer Bildung aber, die nicht bloß in schöneren Kleidern und sogeheißenen besseren Manieren zu suchen ist, noch lange Tagereisen zu machen hat und auf diesem Wege nie hinkommt.

Als Bild von einer Erzgemeinheit, die fast Carrikatur wird, mag die Bauerntochter Lisi auf dem Ziberlihoger in „Anne Bäbi Jowäger" gelten, die den unerfahrenen Jakobli zum Ehemann pressen will.

Umgekehrt ragt hingegen an Gehalt und poetischer Größe Elsi, die seltsame Magd, über die Andern hervor und wird zu einer tragischen Heldin.

Nun ein Wort von Bitzius' Bauernburschen! Von denselben sagt wieder Julian Schmidt treffend: „Was sind das für köstliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verletzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Händel anfangen, wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen von dem allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. — Es ist eine Freude zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbübische Egoismus, die knöchernste bäurische Convenienz, wie Roheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens."

Solche kräftige und zugleich warm fühlende, aufopferungsfähige, zuverlässige Naturen sind in der That die tüchtigen Bursche von Bitzius. Sie sind ihm auch aus der Seele geschrieben, und man könnte sie seine Lieblinge nennen, wenn man nicht gestehen müßte, daß er als ächter Dichter alle seine Kinder mit gleicher Liebe liebt und auf Alle gleiche Sorgfalt wendet.

Von „Jeremias Gotthelf", seinem ersten Helden, und „Uli" ist schon das Nöthige gesagt worden. Beide sind arme Bursche, die sich durchschlagen müssen und nur, indem sie jeden Nerv anstrengen, sich eine bessere „sociale Stellung" erringen. Es sind die ehrenwerthen Parvenüs, die der Jugend als Beispiele einer guten Anlage und beharrenden Fleißes gegeben werden.

Gegenüber und neben diesen und ähnlichen stehen nun die gebornen Bauernsöhne, die Söhne der Landesaristokratie, aufgewachsen im Ueberfluß des großen Bauernhofes, die sich nicht um ihre Zukunft zu bekümmern haben, denen das Leben, wenn sie auch zu tüchtiger Arbeit angehalten werden, doch in Vergleichung mit den Aermern und Nichtbesitzenden seine Freudenseite zugekehrt hat, herrliche, lebensvolle Bursche voll Unmittelbarkeit und Natur. Unter ihnen zeichnen sich vor Allen aus Felix in der „Käserei" und Resli in „Geld und Geist", zwei eigentliche junge Recken in der ländlichen Welt, von gleicher Anlage, doch in Vielem wieder unter sich verschieden.

Felix ist „des Ammann's Sohn" und mithin der princeps juventutis, der Erste unter den Jungen, wie sein Vater der Erste unter den Alten, der stattliche, wohlregierende Ammann ist. Es ist ein prächtiger Geselle voll Uebermuth und Genialität, ein wahrer Shakspeare'scher Prinz Heinrich, bei aller Wildheit und Ueppigkeit vom trefflichsten Naturell und sehr gesundem Herzen. Er ist thätig, schlau, verwegen, herrisch, ein Rosse- und Mädchenbändiger, der Mutter Liebling und ganz dazu angethan, in der Lebfreude den Ton anzugeben und die erste Rolle zu spielen. Er haßt die krummen Wege und fährt am liebsten mit der Faust dazwischen. Sein ganzes Auftreten bildet besonders den schneidendsten Kontrast mit dem widrigen, in jeder Beziehung schmutzigen Eglihannes. Des Ammann's Sohn ist ein Sonntagskind, das Glück lacht ihm

nach allerlei merkwürdigen Episoden und er hält mit seinem geliebten Aenneli glücklich Hochzeit.

Resli, in „Geld und Geist" ist ein gleich wackerer Charakter, aber ernster, tiefer, in sich gezogener. Er hat nicht den Uebermuth von Felix, er ist nicht des Ammann's Sohn. Er ist im elterlichen Hause bescheidener geworden, wenn er auch viel Selbstgefühl hat, und als jüngster Sohn den Hof erben wird. Er ist ein musterhafter Sohn, wie er ein treuer Liebhaber ist, von edler Gesinnung in Allem, kernhaft, männlich, entschlossen, dabei lebenslustig und jovial, ein harmonischer Charakter voll Wärme und Kraft. Resli ist die ideellste Gestalt unter den jungen Burschen von Bitzius.

Zu den weniger bedeutenden und leichter gehaltenen, doch in manchem Zug den beiden Genannten ähnlichen Charakteren gehören Michel (Michel's Brautschau), Christen in „wie Christen eine Frau gewinnt", Benz der jüngere im „Zeitgeist", Joggeli in „wie Joggeli eine Frau gewinnt"; welchem sogar die Ehre widerfahren ist, als „Tabuletkrämer" in einer Berliner Oper zu figuriren. Bei Bitzius stellt er sich bloß als Kesselflicker. Die Bursche seiner Brautschauen sind überhaupt von ausgezeichneter Humoristik, und diese Erzählungen gehören zu denjenigen Produktionen, wo die heiterste Dichtung ohne alle Lehrzwecke vorwaltet.

Ein ziemlich ausgeführter und höchst gelungener Charakter ist Christeli, Resli's Bruder, dessen Kränklichkeit seine besondere Lebensweise und sein originelles Wesen bedingt. Er gehört daher unter Bitzius' Originalcharaktere, er ist in der Erzählung der beobachtende und reflektirende, dabei aber wohlwollende nicht verbitterte Philosoph, oder wenn man lieber will, Sonderling.

Ihm nahe verwandt, doch weit unselbstständiger und unmündiger ist Jakobli, Anne Bäbi Jowägers verzogener, dann ärztlich verpfuschter und einäugig gewordener Sohn, ein gutes Kind von natürlichem Verstand, aber durch absurde und

ängstliche Erziehung unentwickelt. Die Jakobli sind auf dem Lande weniger selten als man meint. Ein einziges Kind reicher Eltern wird fast nur in Ausnahmsfällen richtig erzogen, und Bitzius hat alle Nachtheile einer solchen Mißerziehung von Lieblingen mit meisterhafter Kunst an Jakobli in's Licht gesetzt. Er kann's sein Lebtag nicht verwinden, von der wunderlichen Anne Bäbi auferzogen worden zu sein, und wir mögen es daher dem armen, herzbraven Burschen doppelt gönnen, daß er noch zu einer Frau wie Meyeli kömmt.

Jakob, der Geselle, steht als einzelne Erscheinung auf der Seite, und hat in seiner Art Aehnlichkeit mit Jeremias im „Bauernspiegel". Die bestimmenden Züge an ihm sind Leichtgläubigkeit, Unselbstständigkeit im Urtheil und gänzliche Unkenntniß der Welt. Die gute deutsche Natur und der Hausschatz braver häuslicher Erziehung schlagen am Ende durch, und die Großmutter muß ihren Wahlspruch: „Jakob ist und bleibt ein Esel!" zurücknehmen.

Alle diese Charakterbilder lediger Bursche stellen die Lichtseite der Landjugend dar. Bitzius hat wenig Gegenstücke zu denselben, eigentlich schlechte Bauernsöhne gezeichnet. Er nimmt seine schlimmgeartetsten Figuren meist aus andern Klassen der Gesellschaft, aus den Schreibern, den mindern Geschäftsleuten, den sogenannten Geschäftlimachern, den feilen Mätlern höherer und niederer Art. — So ist Johannes, der Sohn des Glunggenbauer's, nicht von ursprünglich schlimmer Anlage, er ist bloß ein „Brülli", wie man sagt, ein roher Mensch, der nach und nach durch allerlei Lebensverhältnisse, besonders durch ein seiner Schwester Elisi ähnliches Weib, Trinette, dem völligen Ruin zugeführt wird.

Eben so finden sich bei'm jüngern Hunghans im „Zeitgeist" gute Elemente. Er ist in achtbarer Umgebung erzogen und geht durch Prahlsucht, Eitelkeit, Militäromanie und Politik zu Grunde, woran sein kurzsichtiger und selbst eitler und ehrgeiziger Vater große Schuld mitträgt. Bitzius hat

hier gar nicht in's Schwarze gemalt und uns in dem in den Strudel gerissenen Bauernsohn lediglich die Gefahren der Verführung von Seite eigennütziger Spekulanten und Aufhetzer für jüngere reiche Männer dargestellt.

Zum Ganzen des Großbauernhauses gehören neben diesen Hauptpersonen, neben dem herrschaftlichen Theil der Familie, auch die Knechte und Mägde aller Art. Auch hier ist Bitzius nicht karg in Zeichnungen gewesen, und alle diese dienenden Personen, von den Jungfrauen und Meisterknechten bis zum Karrer und Melker, sind lebendige mit sicherer Hand geschaffene Gestalten und behaupten den ihnen zukommenden Charakter bis in's kleinste Detail. Es giebt mitunter sehr Burleskes und Cynisches, aber dieß gehört meistens zum vollen Bild dieser Lebenssphäre und kommt auch im Leben dort am häufigsten vor. Bitzius weiß besonders auf ganz treffende Weise an diesen untergeordneten Personen darzuthun, daß auch der äußerlich unscheinbarste Beruf ein ganz ehrenwerther ist und seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft mit Berechtigung ausfüllt, wenn er sich nur zu einem Ganzen abrundet und nichts in sich Zerrissenes und Zerfahrenes zeigt. Diese Knechte und Mägde sind, mit wenigen Ausnahmen, solche ganze, mithin zufriedene Menschen, und der Stallknecht in der „Vehfreude" z. B., der weitberühmt ist wegen der guten und treuen Behandlung der Pferde, ist eine wahre Respektsperson, vor welcher man den Hut abziehen kann, und dessen Verschwinden vom Schauplatz eine Lücke zurücklassen würde, weil er in seinem Beruf ein ganzer Mann und ein getreuer Arbeiter ist.

Die bedeutendsten Rollen in diesem untergeordneten Kreis spielen Sami und Mädi in „Anne Bäbi Jowäger" und ihr hervorragender Antheil am Hausregiment deutet vortrefflich an, daß in dieser Haushaltung nicht Alles in der Ordnung sei und keine feste Hand die Zügel führe. Sonst sind die sogenannten Vertrauten-Rollen, in denen, wie uns die Lustspiele aus der höhern bürgerlichen Gesellschaft lehren, die Söhne nnd Töchter

des Hauses mit den Dienstboten gemeine Sache machen, bei Bitzius nicht vorhanden. Er bleibt auch hier dem Leben getreu, und sein Bauernhaus hat ein gewisses aristokratisches, abgemessenes Wesen, eine abgegrenzte und feste Sitte, welche im normalen Zustande der Dinge kein Verhältniß aus seinem Kreis heraustreten läßt.

Es ist die Bühne von Bitzius, wenn uns dieser von ihm zwar ziemlich verpönte Ausdruck erlaubt ist, erstaunlich reich an Nebenfiguren aller Art. Sie ist so voll besetzt, wie das Leben selbst. Eine ganze Welt quillt verschwenderisch in seinen großen Erzählungen auf und die unbedeutendste Gestalt, die nur vorübereilt, prägt sich unserm Sinn durch richtige und charaktervolle Skizzirung ein. So ist z. B. der raisonnirende Schuljunge in der „Käserei", den Bitzius späterhin nur den „Großrathscandidaten" nennt und der nur ein paar Male erscheint, schon das erste Mal so gut gezeichnet, daß wir uns allemal freuen, wenn der unverschämte Junge das Maul braucht, und daß uns die kecke Figur nicht aus dem Sinn kommt. Das heißt aus vollem Holz geschnitten. Bitzius gleicht darin Dickens, der ebenfalls seine Nebenfiguren, besonders aus der untern Volksklasse, mit ein paar Strichen so zu zeichnen weiß, daß sie wie in Stein gehauen sind. Was haben nicht bei Bitzius alle die Zwischenträger, Gelegenheitsmacher, Hausirer und dergleichen Volk für Leben und Charakter! wie originell sind die Gespräche und die Anschauungen dieser Leute! Sie vermitteln den Verkehr im Kleinen, wie Post und Zeitung ihn in der größern Welt vermitteln. Sie sind die Telegraphen des Dorfes und der einsamen Bauernhöfe.

Auch die Personen andrer Stände, die nicht aus dem engern Kreis des Dorflebens genommen sind, wie Aerzte, Pfarrer, Beamte u. dgl. sind treffliche Lebensbilder und nirgends verzeichnet, wenn gleich Bitzius oft seiner heitern Laune die Zügel schießen läßt und die burleske und komische Seite der Situationen herauskehrt, oder, wie Julian Schmidt sagt, hinter

seinen Schöpfungen selbst schelmisch hervorlauscht. Er schont allerdings keinen Stand, auch den seinigen nicht, weil auch im Leben kein Stand von Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten frei ist. Doch scheint uns, seine Amtsbrüder z. B. hätten sich nicht sehr zu beklagen. Denn seine Pfarrer sind meist ganz wackere Leute. Besonders scheinen der Pfarrer im „Schulmeister", nämlich der später auftretende, und der alte Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger seine eigene Gesinnung und Handlungsweise in Schule und Kirche darzustellen, und der letztere besonders, der freundliche und milde Greis in „Anne Bäbi" ist uns ein herrliches Vorbild schlichter und bescheidener pastoraler Wirksamkeit. Eben so setzt er im Doktor Rudi in „Anne Bäbi" dem Opferleben, der sich hingebenden Berufstreue des Arztes und besonders des Landarztes ein unvergängliches Denkmal, wie er hinwiederum den gewissenlos eigennützigen Arzt im „Bauernspiegel" mit ein paar derben Strichen kennzeichnet.

Bitzius ist allerdings oft Satyriker, oder vielmehr in so fern er darstellt (nicht raisonnirt), Komiker. Es kommen eine Menge Personen in seinen Schriften vor, die man geradezu als Portraits bezeichnet hat, und so bald man einmal auf diesen Gedanken kam, fand man dergleichen Conterfeie weit mehr als Bitzius wirklich solche hat darstellen wollen. Viele fürchteten sich sogar vor ihm und argwöhnten bei jeder zufälligen Begegnung in seine Schreibtafel notirt zu werden, um in der nächsten Erzählung zu erscheinen. So kleinlich war Bitzius nicht. Persönliche Feindschaften hatte er keine, und diese oder jene an sich unbedeutende Persönlichkeit lächerlich machen zu wollen, lediglich um ihr Eins zu versetzen, wäre zumal, da es meist Leute betraf, die nicht etwa als Mächtige eine pikante Zielscheibe des Spottes abgaben, eben so trivial als unfruchtbar gewesen. Die Zwecke von Bitzius gingen höher, und der unbefangene Leser wird hier etwas ganz Anderes als persönliche Satyre finden. Bitzius erfüllte vielmehr in den

meisten Fällen die Forderung der guten ächten Satyre, welche verlangt, „daß der Dichter selbst von höherer Weisheit erfüllt, die allgemeinen Schäden in der Darstellung individueller Persönlichkeiten und ihres Treibens zu zeichnen verstehe.“ Bitzius greift aus dem Leben die Züge von Verkehrtheit, Frivolität, schlimmer oder lächerlicher Handlungsweise auf und verkörpert sie in Bildern, die dann gewisse Züge mit lebenden Personen gemein haben, aber so wie sie Bitzius erscheinen läßt, Gebilde und zwar typische Gebilde des Dichters sind. So kann die Habsucht, der Geiz, der brutale Eigennutz, die hohle Renommisterei personificirt werden, und die Familienähnlichkeit solcher Charaktere mit Lebenden, die ihnen gleichen, wird sich nicht verläugnen können. Allein die Geschilderten werden immer etwas im weitern Sinn Ideelles an sich haben, was in der Wirklichkeit nicht anzutreffen ist, so wenig auch die idealen Gestalten im guten Sinne in diesen oder jenen wirklichen Individuen gefunden werden können. Möglich, daß Dieser und Jener, Diese und Jene Bitzius gesessen sind. Er hat jedenfalls Alle mit dichterischer Freiheit behandelt und bei dem Aufgreifen dieser oder jener persönlichen Züge für seine Charakterbilder stets seine allgemeinen Zwecke gehabt, die über persönliche Satyre oder Spottsucht weit hinaus gehen. Bitzius hat dabei nicht mehr und nicht weniger gethan als andere wahlverwandte Schriftsteller. Wer z. B. alle persönlichen Beziehungen und socialen Umgebungen eines Bulwer oder eines Dickens kennte, würde wohl in einem „Pelham“ oder in einem „Bleak House“ manches Portrait zu finden glauben, aber gleichwohl würde sich bei allen jenes X finden, was der Dichter hinzugethan, und was dem aus der Wirklichkeit Herübergenommenen seinen idealen Gehalt giebt. So viel hierüber.

Neben den normalen Charakteren, sei es nun daß diese die Lichtseiten oder die Schattenseiten des ländlichen Lebens oder des Lebens überhaupt darstellen, hat Bitzius auch manche Originalcharaktere oder Sonderlinge in seinen Werken

geschaffen und vorgeführt, in welchen er noch meisterhafter erscheint als in den Erstern. Zu solchen Originalfiguren von ganz abnormem Gepräge rechnen wir vorerst Anne Bäbi Jowäger, die ganz einzig dasteht und mit der größten Genialität in all ihrem seltsamen und widersprechenden Wesen entwickelt ist. Ein anderer weniger bekannter Charakter ist Bartli, der Korber, eben so vollendet und ausgeführt, vom größten Reichthum an kleinen Zügen, die, wenn Bartli eine dramatische Person wäre, eines Garrik's nicht unwürdig sein möchten. Auch der „Besenbinder von Rychiswyl" gehört hieher, wiewohl er nicht so tief angelegt ist. Ein herrliches Original ist auch der Kilchmeier, der „Erbvetter", der schon bei seiner Wette mit dem Stadtmetzger unser ganzes psychologisches Interesse gewinnt.

Zu den merkwürdigsten Charakteren in diesem Gebiet gehören endlich die bereits an den betreffenden Stellen erwähnten Misanthropen Hagelhans und Wehrdi. Vom Erstern haben wir das Urtheil eines competenten Richters angeführt, dem wir vollkommen beistimmen, daß es eine der großartigsten Conceptionen von Bitzius sei. Der Jäger Wehrdi im Schulmeister ist von gleichem Metall und findet sich wie ein Fündling von Granit mitten in einer mehr der weichen, leicht zu bearbeitenden Molasse ähnlichen Welt. Er stellt dem gedrückten von eingelernten Systemen und Methoden verwirrten Schulmeister gegenüber den sichern ganz freien Blick des Weltmann's dar, und wenn irgendwo Bitzius „hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht", und ihnen seine Gedanken leiht, so ist das der Fall bei dem kernhaften, praktischen und doch wieder humanen und warmen Waidmann. Da das Charakterlose in den Menschen, das dieselben von den Winden oberflächlicher, unklarer und unerprobter Meinungen hin und her schaukeln läßt, Bitzius gerade von allen Dingen das Verhaßteste war, so hat er mit einem besondern Wohlgefallen solche freie und ernste Menschen hingestellt, die sich von

dem wirren Strom dieser Meinungen, Rücksichten und Vorurtheile nur bespülen, nie fortreißen lassen. Ein solcher Mann ist Wehrdi, der Jäger, und man freut sich seiner trotz des Dämonischen in seinem ganzen Wesen, weil er eine naturwüchsige, unbeugsame Kraft darstellt und den gesunden Menschenverstand oft an dem Prokrustesbette der Doktrin und der tyrannischen Regel rächt.

Wer solche Charaktere schaffen, wer so verschiedenartigen Gestalten stets ihr eigenthümliches, durch ihre ganze Anlage vorgezeichnetes Leben geben, wer überhaupt, wie Julian Schmidt sagt, über alle seine Figuren mit so humoristischer Freiheit, solcher Kraft der Charakteristik verfügen konnte, mußte gewiß ein großer Psychologe sein. Allein Bitzius blieb nicht bei mäßig schwierigen Aufgaben stehen. Er wagte sich mit glücklicher Kühnheit an psychologische Räthsel, in die dunkeln Gebiete geistiger Pathologie, an denen so oft die Kunst, die nicht Meisterschaft ist, scheitert, und er hat vielleicht hier für den Psychologen das Größte geleistet und seinem Talent die Krone aufgesetzt. Zu dem Vorzüglichsten auf diesem Felde zählen wir die Entwickelung des Trübsinn's bei Anne Bäbi Jowäger; die Geschichte dieser Seelenstörung, die sich bis zum Selbstmorde steigert. Wir blicken da so recht ins Seelenleben und in das Gewebe der Vorstellungen hinein, welche den innern Sinn der alten Frau beherrschen und verwirren. Die geistigen Vorgänge finden gleichsam vor unsern Augen statt, und eine geheimnißvolle Werkstätte öffnet sich. Wir werden zu Zeugen dieser heftigen Krisis gemacht, die in dem befangenen Gemüthe scheinbar plötzlich entsteht, im Grunde aber schon lange sich vorbereitet und den Tod des Großkindes nur zur determinirenden Veranlassung hat.

Nicht weniger tief ist der Seelenzustand Dursli's, des Branntweinsäufer's, gegriffen, wie er aus eigentlicher Trunkenheit und den einstürmenden Empfindungen von Schaam, Zorn, Reue entsteht und die Krise zum Ausbruch bringt, von welcher

Sein und Nichtsein abhängt, und aus welcher der Arme zwar todesmatt aber gereinigt hervorgeht. Wie meisterhaft sind die Wahnvorstellungen und das Traumleben in dem Gehirn des delirierenden Säufers dargestellt! Wie spielt das ganze Leben und die Stimme des Gewissens da hinein, und wie fein ist der Faden, an welchem uns Bitzius aus diesem dunkeln Labyrinth wieder hinauszuführen weiß!

Eine Scene von bewundernswerther psychologischer Tiefe und Wahrheit ist auch die Scene in „Geld und Geist" zwischen den beiden Liebenden Resli und Anne Mareili im Dorngrüt, wo der habgierige Dorngrütbauer dem künftigen Schwiegersohn dessen väterlichen Hof als unbedingte Aussteuer abpressen will, dann an der Pietät des jungen Burschen scheitert, aber die Verzweiflung des zum Tode geängsteten Mädchens veranlaßt, welches in dem Abbrechen der Unterhandlungen seine Hoffnungen geknickt, sein Glück untergehen sieht. Wie sehen wir da nicht die Bewegung und Spannung in Anne Mareili's Seele sich steigern, wie plötzlich und doch motivirt und natürlich ist der gewaltsame Umschlag der Empfindungen, der Wechsel zärtlichster Liebe mit dem heftigsten Zorn, weil Resli's Widerstand gegen ihren Vater ihr den Glauben an die Opferfähigkeit und mithin an die Aechtheit seiner Liebe raubte, während sie sich bewußt war, das verlangte Opfer in ein bloß scheinbares durch ihre reine Liebe verwandeln zu können! Und wie ergreifend ist dann wieder Resli's harter Kampf zwischen treuer Liebe und dem Gefühl dessen, was er den Eltern und der Zukunft des väterlichen Hauses und seinen Geschwistern schuldig zu sein glaubte! Es ist rührend zu sehen, wie die Härte des Dorngrütbauer's und das Gefühl unbilliger Behandlung ihm die Thränen auspreßt, und doch in dem durch und durch edlen Jüngling das Pflichtgefühl und was er für seines Hauses Ehre hält, über die Liebe siegt und dieses Bewußtsein schlichten, ungekünstelten Rechtthuns ihm in den folgenden trüben Tagen der Trauer um die „versunkene

Liebeszeit" als einziger Trost erscheint, und der verwundeten Seele Balsam wird. Es ist eine der größten, herrlichsten Scenen, die in Bitzius vorkommen. Er hat sich, möchten wir sagen, hier selbst übertroffen und das menschliche Herz, das trotzige und verzagte Ding, in seinen wundersamsten Tiefen belauscht.

Mit so großem psychologischem Talent begabt, hätte Bitzius, wenn er gewollt, uns wohl auch interessante Criminalgeschichten geben können. Es hätte ihm des Stoffes genug zu Gebote gestanden. Er hat dieß nicht gethan, und wir wollen ihm Dank dafür wissen. Da, wo an große Verbrechen nicht das Interesse der Wissenschaft oder der Geschichte sich knüpft, dürfte der Nutzen solcher Geschichten höchst zweifelhaft sein. Bitzius hatte bei seinen Schriften nicht den Zweck, den Leser aufzuregen und ermattete Phantasieen durch concentrirte und furchtbare Bilder aufzustacheln, oder der Uebersättigung durch das Außerordentliche und Geheimnißvolle, das in den Annalen des Verbrechens vorherrscht, neue Spannung zu verschaffen. Er hielt es für nöthiger und weiser, statt nur die jähen Abgründe zu zeigen, wo glücklicher Weise von Tausenden kaum ein Paar hinabstürzen, die Gesellschaft auf die oft nur unscheinbar schiefen Flächen aufmerksam zu machen, auf welchen wir an den Rand jener Abgründe hinuntergleiten können, wenn wir nicht entschlossen und bei Zeiten umkehren. Das Verbrechen ist bloß das letzte Produkt, ein letztes Stadium von Fäulniß, dem die Verkehrtheiten, die schlimmen Neigungen, die innere und äußere Zuchtlosigkeit, das sich Gehen lassen, und die Trägheit des Willens vorarbeiten. Diese bereiten jenem erst den Boden und wühlen in dem von ihnen erfaßten Menschen lange, bis es zu jenem Aeußersten kommt. Die größere Gefahr ist die weiter verbreitete. Bitzius deckte lieber diese mildern, aber in ihrer allmäligen Wirkung verderblicheren Schäden auf und blieb auch darin wahr, daß er nicht durch Anhäufung von Criminalgeschichten die socialen Zustände seines

Volkes und Landes schlimmer darstellen wollte, als sie wirklich sind. Er untersucht die Quellen des Pauperismus, der so oft in Verbrechen ausmündet, und er ermahnt, diese Quellen zu verstopfen zu suchen und mit der Abhülfe sogleich in den ersten Stadien anzufangen. In gleichem Sinne spricht er für die nothwendige Verbesserung des Schulwesens, um der Rohheit und dem Eigennutz entgegenzuarbeiten, die er so üppig wuchern sieht. Er will, daß der Staat selbst an alle diese Gebrechen, so viel in seinen Kräften steht, Hand anlege durch zweckmäßige ausführbare Gesetze, durch gerechte, unpartheische Justiz, durch Polizei, durch Ordnung in der Verwaltung. Er bekämpft daher vor Allem Schlaffheit, Schwäche, Feigheit in öffentlichen Dingen, falsche Humanität, Volksschmeichelei, Alles, wodurch er das Regiment entarten und den schlimmen Neigungen im staatlichen Leben Vorschub leisten sieht. Aber er wendet sich noch weit eindringlicher an alle Theile der Gesellschaft, mögen sie stehen wo sie wollen, er will den Willen der Einzelnen kräftigen, dem Individuum die Richtung zum Guten geben, die Menschen aus der Faulheit des Leibes und der Seele herausreißen. Hier wird seine Predigt und Lehre, sei es daß er sie mittelbar durch die Erzählung oder selbst raisonnirend giebt, am schärfsten. Es ist ihm bitterer Ernst, man fühlt seinen Zorn über uns kommen. Er geißelt ohne Schonung und ist mit vollem Herzen dabei. Daher schreibt er so schön an seinen Freund Maurer = v. Constant (1845), wie er ein Doppelleben führe, ein heiteres ungetrübtes Privatleben, und dann wieder ein gram= und zornerfülltes, wenn ihm die öffentliche Schlechtigkeit und Faulheit unter die Augen komme. Das könne er nicht verwinden. Da müsse er dreinreden und habe schon mehrmals das Abgesetztwerden riskirt.

Dieser Punkt ist für die Beurtheilung von Bitzius' Schriften wichtig. Seine Poesie wird überall von seinem Charakter, von der starken Ueberzeugung einer männlichen Seele getragen. Er zweifelt nicht, er giebt Gewißheit, und

diese Gewißheit, diese Festigkeit ist ein Zauber, der Viele zu seinen Schriften hinziehen mag, die in einer so zwiespältigen und controversen Zeit lose und haltungslos auf dem Strome des Lebens schwimmen. Seine Anschauung der Welt und des Lebens ist eine sichere, abgerundete, in sich selbst ruhende, sein Urtheil meist gesund, klar, auf Erfahrung sich gründend. Er legt uns die Motive, die dies Urtheil bestimmen, offen dar, hüllt sich nicht in mystisches Dunkel. Er diskutirt. Man kann ihn bestreiten, man kann zuweilen die Richtigkeit seiner Prämissen in Abrede stellen, aber man kann ihm niemals vorwerfen, daß er sich dem Gedränge zu entziehen suche, daß er nicht den vollen Kampf ausfechte oder die Anstrengung desselben scheue. Es ist seine Natur, ganz dabei zu sein, sich nicht zu schonen und stets im Vordertreffen auszuhalten. In seinen Büchern herrscht dieses mannhaft Feste, Sichere und Starke, und zugleich die Heiterkeit und Freiheit, die wie die Sonne über Gewittern steht und aus der festen Ueberzeugung entspringt.

So wird uns Bitzius in seinen Schriften ein erfahrener, zuverlässiger und ernster Freund, wir schätzen sein Urtheil, weil er ein Kenner des Lebens ist. Wir hören ihn gern über ernste und heitere Dinge, über die verschiedensten Scenen im Menschenleben, über Tod und Leben sprechen. Er begleitet uns überall hin, wo es menschliche Empfindungen zu wecken, menschliche Verhältnisse darzustellen giebt. Er „stimmt seine Harfe zu Freude und Leid“. Wie ergreifend wahr sind die Scenen am Krankenbett, seine Sterbescenen, seine Begräbnisse! wie weiß er uns die stillen Tage der Trauer vorzuführen, die Tage der Leere, der unersetzlichen Lücke, oder die stillen heiligen Tage, da der Todte noch im Hause ist. Wir kommen tief ergriffen von seinen Begräbnissen, als ob uns selbst ein lieber Todter wäre bestattet worden, und dann führt er uns ernst und freundlich in's volle Leben zurück. Da ist er wieder mit den Freudigen

froh, wir feiern mit ihm die schönen Festtage des Bauernhauses, wir sitzen behaglich an seinen Kindtaufschmäusen, an seinen Hochzeiten, an seinen „Sichleten“ und er zeigt uns die Bedeutung dieser Mahlzeiten, welche die wichtigsten Zeitpunkte des Lebens begleiten. Was sind das für sonnige, stille und feierliche Sonntage, die wir mit ihm durchleben! Wie frisch und glanzvoll sind seine Sommermorgen, wie strahlend und glühend seine Abende, die mit ihrem milden, lieblichen Schimmer auch die düstersten Gemüther verklären! Wie zauberisch seine Mondnächte, oder die stille Majestät des sternbesäeten Himmels!

Man hat Bitzius vorgeworfen, daß Scherz und Ernst, Komik und Tragik des Lebens, oft zu dicht bei einander liegen, und in der That kann ein guter oder schlechter Witz, der gleich auf eine schöne Stelle folgt, uns die Stelle selbst verderben. Allein Bitzius erwiedert, „daß, wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude tritt, mitten in die Freude das Leid, so oft in den tiefsten Ernst hinein das Lächerliche sprudle und umgekehrt.“ Oder er läßt seinen Pfarrer im „Schulmeister“ in schöner Gleichnißrede sagen: „Es sei am Himmel so und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernst sei Alles, aber über die ernste Unergründlichkeit zucke der Sonnenstrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: so solle es im Leben, so solle es im Menschen sein. Was die Menschen bei ihm Spaß nennten, sei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in grenzenloser Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, sondern sie erscheine Einem nur als wüste Leere.“ —

Bitzius ist überall ein scharfer Beurtheiler der Menschen, ein feiner Kenner und richtiger Schätzer ihrer Motive. Er kennt ihre Leidenschaften und Vorurtheile, die, als Prisma des Gemüths, die Handlungen Anderer, je nach Gunst oder

Ungunst, wie Lichtstrahlen anders färben und brechen." Er weiß die Leidenschaften bis zu ihren unscheinbaren Quellen zu verfolgen, und er zeichnet am schärfsten gerade diejenigen dieser Leidenschaften, welche in seiner Welt am häufigsten erscheinen, wenn sie auch in ihrem äußern Auftreten nicht zu den furchtbarsten gehören. Dahin gehört besonders jener kurzsichtige Eigennutz der Beschränktheit, der den Tag im Tag verthut, mit gieriger Hand nach dem kleinsten augenblicklichen Vortheil von heute greift, ohne sich um die Größe des Schadens zu bekümmern, der ihn morgen treffen wird, und der von bleibenden, zukünftigen Interessen wenig Begriff hat, sondern wenn ihm der Zufall die Besorgung solcher öffentlichen Interessen in die Hand giebt, nach dieser gleichen Privatmaxime unbedenklichen Zugreifens verfahren wird. Und dahin gehört auch jener Hang zur Trägheit, der alle Entschlüsse vertagt, aus lauter Indifferentismus und Schwäche nicht zum Handeln kommt und seine Feigheit stets hinter seine Vorsicht versteckt, welche ihm, wie dem würdigen Fallstaff, der Tapferkeit besseres Theil ist. Diese Unentschlossenheit, diese Aufschiebungssucht in allen Fällen, die einen Entscheid verlangen, schildert Bitzius vortrefflich in der schwarzen Spinne mit den lakonischen Worten: „Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl."

Gegen diese Leidenschaften der Trägheit und des Eigennutzes, wie gegen den verzehrenden Neid, den dünkelhaften Hochmuth, die unersättliche Begierde, ruft Bitzius mit starker Stimme die bessern, höhern Kräfte des Menschen in's Feld, und sucht gegen die trennenden, zwiespältigen, verderbenden Gewalten stets das Bindende, Zusammenhaltende, Erhaltende und Schaffende auf und zeigt die Macht dieser affirmativen Kräfte, wenn man sich ihnen hingiebt und an sie glaubt. Hier wird Bitzius immer warm und begeistert und spricht goldne Worte. „Vor der rechten Kraft beugt sich Alles. Wo der

Mensch das Gute will, da soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen, in dessen Hand er steht. Worte sind Münzen. Worte können kein Leben sühnen. Die große erhaltende und verknüpfende Macht im Leben ist die Liebe, die aus religiösen und sittlichen Grundsätzen entspringt und nicht das Ihre sucht. Diese Liebe, das muß auch der in Egoismus Vereinsamte gestehen, ist doch süß, ist dem Leben mehr als Sonne. Ohne sie ist auch der Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche den Samariter helfen lehrte, den der Priester um des Glaubens willen hülflos gelassen. Wer Liebe ernten will, muß auch Liebe pflanzen. Denn wie Liebe die Liebe zahlt, so Selbstsucht die Selbstsucht. Diese Liebe richtet aber ihren Thron am liebsten im Gemüthe des Weibes auf, und so wirkt sie am mächtigsten im Haus, in der Familie. Die rechte Hausfrau ist des Hauses Priesterin. Auf ihrem Heerde bewahrt sie den Segen desselben. Eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebot, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus der Empfindung, nicht aus den Gedanken entspringt des Weibes ganzes Wesen. „Die Macht des Hausgeistes kam über ihn", sagt Bitzius vom Gesellen Jakob, der zum ersten Mal nach wilden Tagen diese mütterlich waltende Liebe und Zucht bei dem alten welschen Paare empfindet und auf sich wirken läßt.

Bitzius trifft hier, wo er dem Haus und der Familie ihre Rechte vindicirt gegenüber den socialistischen Tendenzen der Zeit, mit Riehl zusammen. Beide gehen auf ganz verschiedenen Wegen dem gleichen Ziele zu. Sie verfahren synthetisch, sie wollen die Gebrechen der socialen Zustände von der Basis aus bessern, den Staat und das gesunde Leben desselben vom Individuum, von der Familie, von der Gemeinde, von den elementaren Faktoren aus, wiederherzustellen versuchen. Riehl hat daher in seiner „Naturgeschichte des Volkes" die Stellung und Wirkung von Bitzius als Schriftsteller gerade von dieser Seite hervorgehoben. Dieß zeigt folgende Stelle, die uns zwar in den aufgestellten Gegensätzen nicht ganz klar

ist, aber den Hauptpunkt richtig trifft. Riehl sagt: „die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden, er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus wie die ästhetischen Humanisten unsers klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht blos ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen." — Daher spielt bei Bitzius die Hausfrau, spielen die Frauen überhaupt verhältnißmäßig die größere Rolle. Wenige Schriftsteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung die von ihm ausgeht, stärker und zarter dargestellt als Bitzius, der zugleich auch hier ganz einstimmig mit Riehl diesen gerechten Einfluß weiblicher Natur auf Gesittung und Gesellschaft an die Bedingung knüpft, daß die Frau ihre Sphäre nicht überschreite und an derselben sich genügen lasse. Diese wichtige Seite in Bitzius' Schriften ist am treffendsten durch ein höchst sinniges Geschenk symbolisirt, welches Bitzius von einer hohen deutschen Frau erhielt, und welches den Betrachtenden sogleich dessen Deutung finden läßt. Vorn in der bronzenen Gruppe steht nämlich ein Pflug mit andern Geräthschaften des Ackerbaues. Hinter demselben sieht man in einem Baumstamme ein Nest voll Brüteier, über welchen in der Nähe der mütterliche Vogel wacht, während eine Schlange sich gegen dasselbe zu bewegt. Dieß bezeichnet Haus und Familie, durch Arbeit und Liebe gegen den lauernden Feind, den auflösenden und zersetzenden Socialismus und Communismus, geschützt.

Auch da, wo Bitzius einen allgemeineren Standpunkt nimmt, wo er in die Zeiten schaut und vom Beruf der Gegenwart, von den Pflichten der verschiedenen Stände, von den

Hoffnungen der Zukunft spricht, ist sein Urtheil scharf und sicher und weder durch Vorliebe für eine vergangene Zeit, noch durch haßerfüllte Verbitterung gegen dieselbe, am wenigsten aber durch trost- und thatlosen Mißmuth über die Gegenwart getrübt. Jede Zeit soll, wie jedes Individuum, das Möglichste aus sich selbst machen, und „wie sie selbst, die heutige Zeit, von einer frühern geboren, wie ihre Erscheinungen Kinder der Vergangenheit sind, so zeugt sie selbst fort und fort an dem Kommenden und die Zukunft wird Zeugniß ablegen, ob das was unsere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art sei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Masse hervortritt." Bitzius wiederholt das Wort von Zschokke, daß die Zeit kein Sumpf, daß sie ein Strom sei, daß es nirgends Stillstand gebe, aber fortwährende Wandlung und Verwandlung der Dinge. Er warnt vor der Gefahr des unbefriedigten Reformbedürfnisses. Daher will er, daß diejenigen, denen in jeder Gemeinschaft die Aufrechthaltung der Ordnung anvertraut ist, auch für fortdauerndes, stetiges Reformiren sorgen, damit Revolution nie nöthig werde, die nur da entsteht, wo man das Reformiren vergißt. Er sagt sehr schön in einem Brief an Maurer, von Deutschland sprechend, daß die Liebe zum Volke, dem man angehört, trotz aller Verschiedenheit der Landespolitiken, die Einheit sei, die über den Marchsteinen stehe und auch zerstreut wohnende gleichartige Volksstämme verbinden könne. Er ruft im „letzten Thorberger" seinen Schweizern zu, „daß in einer treuen Familie sich wohl Zwiste erheben können, aber das das Zeichen der Treue sei, daß der Zwist nicht nach außen breche, nicht Fremde herbeigezogen werden, sondern derselbe im eigenen Schooße gekämpft werde, keine äußerlichen Zeichen das Andenken an denselben und somit auch den Groll verewigen."

Eben so eindringlich predigt Bitzius gegen den Hochmuth des verschiedenen Stände, gegen die seltsame Zerklüftung der

Klassen, welche keine Verfassung ausgleicht, und welche gemeinsames Handeln und das Zustandekommen großer Schöpfungen hindert. Er sucht die Motive zum Hochmuth stets mit der Wurzel auszuschneiden; er läßt das Scheingroße neben dem wahrhaft Großen immer recht winzig erscheinen und sagt ganz lakonisch und derb, so wie die Erde rund, daher eigentlich nirgends oben oder unten sei, so sei es im Grunde auch mit der Menschheit. Da sei nichts oben, nichts unten, nichts hinten, nichts vornen, sondern sie sei überall gleich und man kriege immer, drehe man wie man wolle, die gleichen Menschen unter die Finger. Er mahnt zur Bescheidenheit, zur gegenseitigen Annäherung, zum Aufgeben hohlen Formenwesens und nichtiger Unterschiede. „Man spricht viel von gutem Ton, sagt er in „Käthi", der wahre gute Ton für Alt und Jung, für Reiche und Arme und für alle fünf Welttheile wäre doch der milde Ton, der freundliche Ton, in welchem die Liebe liegt, welche aus dem Herzen kommt." Es ziemt daher Keinem, sich seiner Stellung im Leben, seines äußern Glückes zu überheben. „Der Mensch, der zwar oft ein Josua sein möchte, wenn die Freude wie eine Sonne über seinem Haupte steht und ihn Glück, wie der Sonne Licht, umfließt, kann ein ungetrübtes Glück nicht ertragen. Was würde das (ruft Bitzius aus), für ein nichtsnutziges Menschengeschlecht geben! Er kann es so wenig ertragen, als Pflanzen das ewige Sonnenlicht." Schlimme Beispiele wirken stets mit großer Wucht, aber zehnfach verderblich ist das schlimme Beispiel, welches die Ersten, die Hochgestellten im Staate geben. Sie tragen die Schuld an der Zerrüttung bestehender Zustände. „Ein Mann in hoher Stellung kann zur Galle werden, welche ein Land verbittert, kann Ursache werden, daß es sich lagert über's ganze Land, wie schweres, trübes Regenwetter bei wallenden, reifen Aehren."

So hat Bitzius stets warnende, weise Worte, wenn er die Bewegungen der Zeiten betrachtet, und stets ermunternde

und stählende, wenn er der Menschheit an's Herz legt, mit ihrem Pfunde zu wuchern und dem kommenden Geschlecht was Rechtes zu hinterlassen, ein tüchtiges Erbtheil wohl angewendeter Kräfte. Aber worauf Bitzius vor Allem dringt, worauf er immer und immer wieder zurückkommt, das ist die Forderung an die Einzelnen, daß man es wage, für seine Ueberzeugung einzustehen und zu seiner Fahne zu schwören, daß man nach dem für richtig erkannten Grundsatz reden und handeln dürfe. Einstweilen scheint ihm zwar für solche Tugend wenig Aussicht zu sein. Denn er sagt bitter, die Raçe von Menschen, die einst „aus Furcht vor den Juden" nicht widerredeten, werde nicht so bald aussterben, im Gegentheil, in dem Maaße, als die Leute zu klein würden für das Militär, schienen sie auch zu schwach zu werden zu einem offenen Stehen zu dem, was sie für recht und wahr halten." Bitzius selbst aber ging mit dem löblichsten Beispiele von solchem Muthe voran, seine Schriften geben davon überall Zeugniß. Andere Rücksichten mußten immer schweigen, wenn er es für Pflicht hielt, sich über dieß oder jenes Thema derb und unumwunden auszusprechen. Seine Lage war äußerlich keineswegs unabhängig, und wenn er der Bedenklichkeit und der Furcht zugänglich gewesen wäre, so hätte er sich, wie Andere, hinter eine Menge ganz plausibler Dinge verschanzen können. Allein er ist in allen seinen Schriften der Gleiche geblieben, er ist keinen Schritt abgewichen von dem Weg, den er sich von Anfang an vorgezeichnet. Er schrieb einst, im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn, an einen vertrauten Freund folgendes wahrhaft große Wort: „Es giebt eine innere Nöthigung, die zur Treue zwingt, welche die Wahrheit niederlegt in ein Buch, daß um der Wahrheit willen das Buch lebe, wenn auch der Verfasser nicht mehr ist." Nach diesem Wort hat er gehandelt. So war der Schriftsteller, so war auch der Mensch. Niemand hat ihn je anders gekannt.

Wir finden daher in den zahlreichen Schriften von Bitzius

außer dem poetischen Gehalt derselben noch einen andern, der für Manche sogar den größern Werth haben mag, und der jedenfalls mächtig dazu beitrug, Bitzius den wirklich großen Ruf zu verschaffen, der ihm geworden. Es weht ein frischer, charaktervoller Geist in diesen Büchern. Es spricht aus ihnen die Ueberzeugung einer freien Seele, welche die Erlaubniß zu sprechen nicht erst hier oder dort einholt, sondern aus ihrem innersten Berufe selbst nimmt und in keinem andern Dienste steht, als in demjenigen dieses Geistes, welcher den höhern Menschen treibt, sich der Welt mitzutheilen und sein Scherflein dazu beizutragen, daß dieselbe immer mehr zum Bewußtsein und Verständniß ihrer selbst gelange. Bitzius war hierzu vorzüglich begabt. Seine Geisteskräfte waren im glücklichsten Gleichgewicht. Keine derselben tyrannisirte die andere. Sein helles Auge, sein scharfer Verstand, die ihn die ungetrübte Wirklichkeit, das Thun und Treiben der Menschen wie in einem Spiegel sehen ließen, thaten seiner Phantasie nicht den mindesten Eintrag, wenn sie ihr dichterisches Amt verwaltete und sich dabei ihrer vollen Freiheit bediente. Und wiederum ging seine mächtige Phantasie nicht mit seinem Urtheil durch. Die vernünftige Reflexion behält ihre Rechte und tritt das Steuerruder nicht ab. Bitzius, kann man sagen, wird nie zum phantastischen Schwärmer, wie er nie zum bloß dürren Verstandesmenschen wird. Die Harmonie in seiner geistigen Anlage erweckt bei'm Leser das ähnliche Gefühl von Beruhigung und Gesundheit, welches wir nur bei denjenigen Geisteswerken empfinden, welche den ganzen Menschen darstellen und zum ganzen Menschen sprechen. Wir können deshalb dem Urtheile Gottfried Keller's beistimmen, welcher sagt: „daß Bitzius' Werke nicht nur für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden, sondern daß auch die Freunde der Literatur an ihnen ein bleibendes Gut,

ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung, einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen, poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist, und daß selbst seine Mängel, die neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und in der Leidenschaft oder im tiefern Volksgeschick wurzeln, uns lebendiger predigen was wir thun oder lassen sollen, als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens."

Bitzius bietet so großen Reichthum und der Gesichtspunkte so manchen dar, daß wir überzeugt sind, seine Werke werden nicht nur immer mehr gelesen, sondern auch immer aufmerksamer studiert werden. Wenn die Mehrzahl von dem Reiz angezogen wird, den ächte Poesie giebt, so werden Andere für ihre besondern Zwecke reiche Ausbeute finden. Der Theologe, der Staatsökonom, der Psycholog und Philosoph, der Sprachforscher endlich werden Jeder für sein Gebiet in diesen Schriften Studien machen können, die ihr Wissen, ihre Erfahrungen mannigfach bereichern und ergänzen, und werden immer freudiger den hohen Werth empfinden, den solch ein geistiges Gemeingut für die Gegenwart sowohl als für eine ferne Zukunft geschaffen hat.

Viele möchten nun vielleicht am Schlusse dieser unsrer Charakteristik der Schriften von Bitzius eine Vergleichung zwischen ihm und andern verwandten Schriftstellern wünschen. Doch liegt es aus manchen Gründen nicht in unsrer Absicht, in eine solche Erörterung weitläufiger einzugehen. Wer die Schriften von Bitzius kennt und sonst auch in der deutschen Literatur zu Hause ist, wird von selbst hier und dort Aehnlichkeiten oder Contraste mit Andern entdecken, er wird aber auch finden, daß mit solchen Vergleichungen, wenn sie über einzelne Züge hinausgehen, die den Einen dem Andern nahe bringen oder von diesem unterscheiden, wenig gewonnen ist.

Denn markirte Persönlichkeiten in der Literatur wie im Leben können unmöglich mit Andern in Reihe und Glied gestellt und so gleichsam in corpore gemustert werden. Wir wollen uns daher in Betreff dieses Punktes nur einige wenige Bemerkungen und Andeutungen erlauben, die dazu dienen können, das Charakterbild des Schriftstellers in noch helleres Licht zu setzen und den Totaleindruck desselben zu schärfen. Diese Bemerkungen mögen indeß bloß als unser subjektives Urtheil gelten, welches Andere vielleicht zu neuer Prüfung veranlassen und in Folge derselben zu andern Resultaten führen mag, wie denn in solchen Dingen überhaupt höchst verschiedene Standpunkte und Anschauungen natürlich sind.

Bitzius ist ein reicher Geist, der eben deßwegen, weil er unter viele Gesichtspunkte gestellt werden kann, einzelne Züge mit vielen unter sich wieder ganz unähnlichen Schriftstellern gemein haben wird und dessen Wahlverwandtschaften sich daher auf ganz verschiedene Gebiete erstrecken werden, ohne daß er mit dem Einen oder Andern solcher partieller Geistesverwandten im eigentlichen Sinn zu vergleichen wäre.

So hat er z. B. mit Claudius, dem Verfasser des Wandsbecker-Boten, die positiv religiöse und christliche Denkweise gemein, welche bei Beiden Ausgangs- und Zielpunkt ist. Nur spricht sich dieselbe nach Zeit, Bildung, Umgebung, Volksgeist und eigenem Naturell anders in dem Einen aus als in dem Andern. Der Berner ist, als Schriftsteller wenigstens, eine weit derbere und auch polemischere Natur, als der begeisterte Jünger Klopstocks und der Freund des Göttinger Hainbundes. Bitzius würde, wie weiland Doctor Luther, dem Teufel selbst das Tintenfaß an den Kopf werfen, wenn er ihm in die Queere käme. Diese Derbheit, verbunden mit einem edlen, humanen Charakter, drückt Julian Schmidt in seinem Urtheil über Bitzius sehr gut mit folgenden Worten aus. „Er grübelt, sagt er, nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen

in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von heute und gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt sein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos mit einem derben Prügel auf den Rücken der Ungläubigen zu bläuen, obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernste Noth geriethe, keinen hilfreichern Freund finden könnte." — Dieß Letztere bezeichnet treffend Bitzius' wahre Humanität, worin er Claudius ganz gleicht, wenn auch dieser seine religiösen Anschauungen weniger derb ausdrückt und nicht so, wie Bitzius, nach allen Seiten hin mitten im Leben und im Kampfe steht.

So ist ferner Bitzius in Betreff seiner Heimathlichkeit und Gemüthlichkeit, seiner Liebe zu seiner besondern Landschaft dem Dichter Hebel ähnlich, der ihm und Claudius auch in dem Vorwalten eines positiv religiösen und sittlichen Geistes nahe verwandt ist. Beide, Bitzius wie Hebel, prägen den landschaftlichen Charakter ihrer engern Heimath auf's Stärkste und Lebendigste aus. Nur ist Bitzius auch Hebel gegenüber weniger dem Stillleben und der Beschaulichkeit desselben zugewendet; er tritt vielmehr aus dessen Frieden heraus in die Kämpfe der Zeit, während Hebel diese größern Konflikte meidet, und keine polemische, rücksichtslos auftretende Natur ist.

In Rücksicht auf patriotische Gesinnung hingegen, auf ächt republikanisches, das Große und Tüchtige im Volk in Vergangenheit und Gegenwart aufsuchendes Streben kann Bitzius mit Johann Heinrich Voß verglichen werden, so verschieden sonst ihre Bildung und ihr Gesichtskreis waren. Beide hingen unerschütterlich am Nationalen, und zwar am deutsch Volksthümlichen, an Sitte und Charakter des eigentlich germanischen Stammes, wie sie sich nach dem Heimathland und den Heimathverhältnissen eines Jeden von Beiden modificirten,

fest und waren abgesagte Feinde des Fremden, so bald es diesen Volksgeist zu unterjochen drohte. Namentlich war Beiden das welsche Wesen, welscher Charakter und Sitte, als das Widerspiel deutscher Art und Anschauungsweise, durch und durch zuwider. Uebrigens ist auch Voß, wie Bitzius, in seinen Liedern und Idyllen ganz Heimaths- und Naturdichter, und Beide zeigen überall einen mannhaften Ernst, einen offenen, geraden Sinn; Treuherzigkeit und Biederkeit gehen ihnen über Alles. Sie zielen stets auf Charakter und Beständigkeit in Gesinnung und Leben. Beide sind scharfkantige, aber höchst körnige und probehaltige Naturen. Beide sind voll Vaterlandsliebe und aufrichtige Freunde freier bürgerlicher und politischer Zustände. Sie wollen Freiheit mit bürgerlicher Ehrenfestigkeit gepaart. Das herrliche Lied von Voß, „Vaterlandsliebe“ wäre Bitzius aus dem Herzen gesprochen gewesen, und er hätte mit ganzer Seele in jenen Ausruf des trefflichen Deutschen eingestimmt, womit jenes Lied schließt:

> Glückselig, wem Geschick und Tugend
> Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
> Wen Greis und Mann daheim der Jugend
> Zum Beispiel guten Bürger nennt.
> Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
> Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
> Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
> Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Wiederum hat Bitzius Etwas von dem Geiste Justus Möser's. Wer des Letztern „Patriotische Phantasieen“ kennt und mit den Schriften von Bitzius vergleicht, wird finden, daß Beide gleich vortrefflich das Leben und die Sitten des Volkes kennen, daß sie die Kenntniß seiner Bedürfnisse, des Detail's aller ländlichen Einrichtungen und täglichen Verkehrsverhältnisse aus gleich intimen Quellen schöpfen, daß Beide Volksmänner im besten Sinn des Wortes sind. Bitzius möchte als praktischer Mann, dem es darum zu thun ist, daß etwas

Tüchtiges geschehe und daß man ohne viel Gerede zum Bessern Hand biete, gleich dem trefflichen Möser, im Kleinen und Einzelnen reformiren, und nicht auf das Weitaussehende und Glänzende warten, welches dann oft bloße Theorie bleibt. Nur hat Möser als eigentlicher Staatsmann und Staatsökonom einen übersichtlicheren und zugleich viel positiveren Standpunkt. Er faßt alle Verhältnisse im Staate in ihrem Zusammenhang auf, und da in der Wirklichkeit jedes durch das Andere beschränkt wird, so ist er stets sehr nüchtern und mäßig in seinen Reformvorschlägen, meist auf ganz praktische und, wenn man will, äußerliche Dinge gerichtet, die aber für den betreffenden Kreis von Wichtigkeit sind. Bitzius hingegen ist zugleich Volksprediger, er will den Volksgeist im Allgemeinen höher heben und vom Innern jedes Einzelnen aus durch Belebung seiner moralischen Kraft reformiren. Beide Männer gleichen sich übrigens auch in der gesunden Frische, Unmittelbarkeit und Sicherheit ihres Urtheils, welches einen köstlichen Humor und derben Volkswitz in seinem Dienste hat. Sie reden beide überall dem gesunden Menschenverstand und den natürlichen Gefühlen gegen die dürre Regel, die Alles in ihr Prokrustesbett zwingen will und dann oft am Leben und an der Praxis kläglich scheitert, und gegen verschrobenes, verbildetes und bloß conventionelles Wesen das Wort und machen der Chikane, der Pedanterie und Sophistik, so wie dem Schlendrian und hergebrachten Mißbräuchen einen unermüdlichen Krieg. Beide Männer schrieben, in ganz verschiedenen Zeiten und Verhältnissen lebend, im Geist einer edlen Gemeinnützigkeit, und Möser war für seine Zeit und seine Verhältnisse nicht minder muthig und kühn, als Bitzius in einer freiern Zeit und in seinem bewegten demokratischen Freistaate.

Hier schließt sich Bitzius auch an Männer wie Franklin und Pestalozzi an. Er gleicht Franklin, wie wir bereits früher angedeutet, in der vernünftigen Auffassung der Demokratie, indem er, gleich ihm, Arbeitsamkeit und Religiösität

als die Grundpfeiler demokratischer Ordnungen und als unerläßliche Bedingungen ihrer Dauerhaftigkeit aufgestellt und dem Volke Sparsamkeit, Mäßigkeit und Besonnenheit predigt. Pestalozzi dann, der von den gleichen Grundsätzen beseelt ist, gilt Bitzius, wie wir bei Gelegenheit seiner „Armennoth" bemerkten, als der große Bahnbrecher für bessere Volkserziehung, besonders für Erziehung der Armen. Er tritt in dieser Richtung ganz in seine Fußstapfen, und geht von Pestalozzi's leitenden Gedanken aus. Ihm gehen daher, wie dem großen Zürcherischen Landsmann, die moralischen und religiösen Endzwecke seiner Bücher über das literarische und künstlerische Verdienst derselben. Beide stehen sich hierin ganz gleich. Das Schreiben ist ihnen nur Mittel, nicht Zweck. Sie wollen vor Allem nützen, bessern, lehren. Hingegen hat Bitzius die weitaus größere dichterische Begabung. Pestalozzi ist weniger Dichter als Philosoph und Pädagog. Daher fehlt z. B. in Lienhard und Gertrud, so schön das Ganze angelegt ist, so herrliche Grundsätze, so freundliche Bilder das Buch uns entgegenbringt, die sinnliche Fülle nnd Anschaulichkeit, die den Dichter ausmacht. Wir befinden uns bei Pestalozzi nirgends in einer in jeder Rücksicht bestimmten und lokal wirklichen Umgebung von Haus, Dorf, Landschaft, Personen. Die moralische Handlung, der Dialog, ist die Hauptsache. Bei Bitzius hingegen ist Alles in sinnlicher Fülle vor uns. Personen und Dinge, der jeweilige Ort der Handlung, Zimmer, Lage und Umgebung des Hauses, die Landschaft rings herum, die Physiognomie der Natur, alles das wird in festen Umrissen und in voller Lebensfarbe, in wahrhaft epischer Vollständigkeit und Breite uns dargestellt. Wir sind bei ihm stets in der bestimmtesten nnd reichsten Umgebung, und Bitzius war eine so phantasiereiche Natur, daß seine Feder hinter seiner Einbildungskraft zurückblieb und er sich nicht genug thun konnte. So fand er in seinen Manuscripten nie so viel als er sich bei'm Schreiben gedacht hatte. Er sagte oft bei dieser oder

jener Stelle: „Hier hatte ich ein prachtvolles Bild vor Augen, und nun sind bloß einige Pinselstriche davon da. Wie dürftig giebt die Feder wieder, was der Kopf denkt, das Herz fühlt!“ — Die Scenerie bei Bitzius hat daher stets den Reichthum der Wirklichkeit, den ihm diese selbst geliehen hat. Seine Bauernhöfe, Landschaften u. s. w. existiren alle irgendwo.

Auf solche Weise ließe sich noch mancher einzelne Zug finden, durch welchen Bitzius dem einen oder anderen Schriftsteller unserer oder auch einer frühern Zeit ähnlich sein möchte. Wir erwähnen nur noch Jean Paul, der, gleichwie Walter Scott, ein Lieblingsschriftsteller von Bitzius war. Ihm gleicht Bitzius, wie schon Julian Schmidt bemerkt, durch die Fülle des Detail's, durch die liebevolle und treue Ausmalung kleiner Züge, die uns das Leben der handelnden Personen anschaulicher und plastischer machen. Auch in Betreff der Formlosigkeit seiner Geschichten vergleicht ihn Julian Schmidt mit Jean Paul. Wir möchten noch einen andern Zug hervorheben, den Bitzius mit dem berühmten deutschen Manne gemein hat, nämlich den schönen, menschlichen Zug, die geringen und bescheidenen, die dürftigen und niedrigen Existenzen aufzusuchen und ihr Leben mit dem Zauber der Poesie zu schmücken. Beide waren vorzugsweise die Dichter der Armen, der Verlassenen und Gedrückten. Kein Leben war so unscheinbar, daß sie ihm nicht Bedeutung und Würde zu verleihen, die Welt für dasselbe zu interessiren wußten, und wenn Börne von Jean Paul sagt, er habe im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer und unter jedem Dache jedes Herz gezählt, so ist dieß auch von Bitzius ganz wahr. Wenn Jean Paul die Werke von Bitzius erlebt und kennen gelernt hätte, so würde er Erscheinungen, wie „Käthi die Großmutter,“ oder „das Erdbeeri-Mareili“ oder die Schulmeisterin Mädeli oder Dursli's Frau, Bäbeli, als Gestalten begrüßt haben, wahlverwandt mit denjenigen seiner eigenen Gebilde und Persönlichkeiten, an welche

er gerade ihres bescheidenen und unscheinbaren Dasein's willen seine ganze dichterische Liebe wendete.

Wir möchten hier die Behauptung wagen, und wir glauben, das ganze Leben von Bitzius so wie der Ton seiner Schriften rechtfertige dieselbe, daß Bitzius mit jedem der genannten Männer und mit anderen ähnlichen Geistern weit mehr Wahlverwandschaft habe, als mit den zahlreichen Schriftstellern derjenigen Gattung, zu welcher man ihn selbst zählt, mit den sogeheißenen Dorfnovellisten. Mit diesen hat er nicht viel mehr als die Stoffe, die Darstellung des Lebens des Volkes, gemein. In allem anderen bietet er keine Vergleichungspunkte mit ihnen dar. Wir bekennen zwar, daß wir in dieser, wie es heißt, ungemein reichen Gattung von Literatur nicht besonders bewandert sind, aber was uns aus derselben bekannt ist, hat uns diese Ansicht bestätigt. Bitzius selbst hat in einem Brief an Maurer- v. Constant (2. Januar 1846), aus dem wir bereits früher Stellen angeführt, sein Verhältniß zu dieser zahlreichen schriftstellerischen Genossenschaft mit Laune und nicht ohne Selbstgefühl bezeichnet. Nachdem er erwähnt, wie er ohne alle Vorbereitung zum Schreiben gekommen, und ohne daran zu denken, Schriftsteller, Volksschriftsteller zu werden, fährt er so fort: „Nun als ich auf diesem Felde halte und munter mein Rößlein tummle, kommt hinter mir her die Mode der Volksschriftstellerei gezogen. Des alten Hofwesens und der Ritter war man satt geworden: es zog nicht mehr recht, was da einschlug. Da ward eine neue Losung gegeben. Volk, o Volk! hieß es, und schrie es von allen Seiten! Schriftsteller von allen Sorten sprengten dem Felde zu, ließen sich eine Volksfahne von Seide oder Packtuch sticken ..... Vereine entstanden, mit offenem Munde sammelte sich das Publikum. Derweilen tummle ich frisch mein Rößlein auf dem weiten Plan, und achte das ankommende Getümmel nicht, und die da einherreiten mit Selbstbewußtsein und vorsichtig gewähltem Rüstzeuge, achten ebenfalls den einsamen Reiter

nicht oder ignoriren ihn wenigstens vornehm. Allgemach beginnt das herangezogene Publikum seiner zu achten, sich seiner anzunehmen. Das Ignoriren geht nicht mehr an, die Existenz muß man anerkennen, ja! das Publikum in seiner Launenhaftigkeit wirft Preise und Kränze ihm zu, ohne daß er sie suchte, ohne daß er daran dachte. Muß man nun nicht ein wirkliches Glückskind sein, so ohne alle Mühe und Sorgen, ohne Clique und Intriguen, ohne daran zu denken, bis es geschehen ist, zu Ruf und Ansehen zu gelangen und zwar wirklich hauptsächlich deswegen, weil der launenhafte Zeitgeist etwas in Mode gebracht, das man eben gerade im Besitz hatte! So ungefähr ist's mir ergangen, ich täusche mich darüber nicht."

Bitzius konnte allerdings in Betreff dieser neuen Gattung der sogeheißenen Dorfpoesie die Priorität für sich vindiciren, da sein Bauernspiegel schon 1836 erschien und gleichsam den Reigen eröffnete, da es das erste Buch von Bedeutung war, das diese Stoffe behandelte. Bitzius war aber nicht nur der Erste der Zeit nach, sondern auch bei weitem der Fruchtbarste und Poesiereichste unter Allen, die man zu dieser Gattung rechnet. Werke wie die beiden „Uli", „Geld und Geist", „Käthi" und andere zeigen eine dichterische Fülle und einen Geistesreichthum, die wir nur bei Bitzius finden. Sein Strom ist stets im Begriff, über seine Ufer zu treten, während so Mancher Mühe hat, sein Bächlein nicht allzu seicht werden zu lassen. Und doch ist er bei diesem Reichthum wieder der Einzige, der sich aus dem literarischen oder künstlerischen Werth seiner Bücher nicht viel macht und andere Zwecke weit höher stellt, während bei allen Anderen umgekehrt das eigentlich Literarische und Künstlerische Hauptsache und Endzweck ist. Man spürt bei ihm stets ein Streben, das über die Literatur hinausgeht und direct auf's Leben zielt. Das blos Belletristische in Mittel und Wirkung liegt ihm ferne. Er schätzt es gar nicht, oft nur zu wenig, kann man beifügen. Er schreibt, wie er selbst erklärt, um zu nützen, nicht um zu amüsiren und

den Leuten die Zeit zu vertreiben. So sagt er im Schluß zu „Geld und Geist" ganz rund heraus, er glaube weit mehr zu des Publikums Nutzen zu schreiben als zum eigenen. Seine Schriften sind daher mehr als Unterhaltungslectüre im gewöhnlichen Sinn. Es weht in denselben noch ein ganz anderer Geist, der ihn von den eigentlichen Dorfnovellisten, auch wenn er ihnen als Dichter näher stände, scharf unterscheidet. Seine Dichtung aber ist, wie wir bemerkt, weitaus die reichste und am meisten entfaltete, was durch Vergleichung mit ein paar Schriftstellern aus dieser Gattung leicht nachzuweisen ist.

So sind z. B. die „Bilder und Geschichten aus dem Schwäbischen Leben" von Ottilie Wildermuth sehr anziehend und es findet sich manches höchst Poetische und Innige darin. Einige Erzählungen, wie „Dörtchen von Rebenbach" und andere haben mit Recht Interesse erweckt. Allein es sind doch Alles nur kleine Genrebilder und Skizzen, die uns allerdings bei dem Talent der Verfasserin nach Größerem lüstern machen können. Von Entwicklung und Ausführung der Charaktere kann bei solcher Miniaturanlage keine Rede sein. Sie rauschen zu schnell an uns vorüber. Die größeren Dimensionen von Tiefe und Breite fehlen ganz. Es ist viel Anmuth und Frische darin, aber mit den Büchern von Bitzius, selbst mit seinen kleinern Bildern, ist gar keine Vergleichung denkbar. Von wie ganz anderem Gepräge ist z. B. „Elsi die seltsame Magd" oder „Segen und Unsegen", gegen Genrebilder, wie „die schwäbischen Pfarrhäuser" und Aehnliches gehalten!

Auf weit breiterer Grundlage und Bitzius' großen Erzählungen näher stehend, sind Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries". Hier ist die Anlage eine solche, daß der Entwicklung der Charaktere genügender Raum vergönnt ist, und Anne Marei in der Erzählung „Ludwig und Anne Marei" sowie Christine und ihr eitler und hohler Forstner in der „Lehrersbraut" können als vorzüglich gute Charakterbilder gelten. Auch ist der Grundton der Ruhe und Heiter-

keit, die genaue Kenntniß des Volkslebens und der Volkssitten, so wie die Liebe zum Landmann und zum Lande bei Meyr, wie bei Bitzius vorhanden. Aber der Deutsche, der an Reinheit und Correctheit der Sprache, an Vollendung der Form weit über Bitzius steht, kann dann wiederum mit dem Letzteren nicht verglichen werden, in Betreff der Kraft und Gewalt der Darstellung, der Impulse, die die Bücher von Bitzius geben, der Gesinnung, die sie in Andern wecken sollen. Meyr hat sich seine Sphäre streng abgegrenzt, er bleibt immer Erzähler, und gleichsam unpartheiischer Zuschauer der größeren Dinge der Welt, die er in seine Erzählung nie hineinragen läßt. Bitzius hingegen ist eine Art von Ecclesia militans, ein Schriftsteller, der durch seine Bücher energisch in's Leben eingreifen will und die Besprechung aller Dinge in seinen Bereich zieht, die zu besprechen ihm von der Zeit, von den Umständen und von der Liebe zu seinem Land und Volk geboten zu sein scheinen. Der Eindruck von Meyr's Erzählungen, die übrigens nur Einen Band ausmachen, allein wie gesagt an Wahrheit und Psychologie in Darstellung des Lebens und der Charaktere mit Bitzius' Büchern Verwandtschaft haben, ist daher der ästhetisch reinere, derjenige von Bitzius' Schriften der praktisch wirksamere und bewegendere, ergreifendere.

Mit Berthold Auerbach ist Bitzius oft verglichen worden, und man hat Beide meist als Coryphäen verschiedener Art einander gegenübergestellt, und je nach dem Gesichtspunkt, den man festhielt, dem Einen den Vorzug vor dem Andern gegeben. Wenn wir unsere individuelle Ansicht aussprechen und nach dem Eindruck urtheilen sollen, den wir von Jedem von Beiden empfangen (in Betreff Auerbach's sprechen wir natürlich nur von seinen „Schwarzwälder-Dorfgeschichten"; alles Uebrige geht uns hier nichts an), — so müssen wir gestehen, daß uns als einziger Vergleichungspunkt zwischen ihnen lediglich die Behandlung ähnlicher Stoffe, die Schilderung ländlichen Lebens und der Welt des Dorfes, erscheint. In allem Uebrigen

haben wir zwischen den Beiden nicht nur Grundverschiedenheiten, sondern diametrale Gegensätze gefunden. Ohne der Berechtigung eines jeden besonderen Standpunktes zu nahe treten zu wollen, möchten wir diese Gegensätzlichkeit beinahe durch folgende Formel ausdrücken, daß sich Bitzius zu Auerbach verhalte, wie Natur zu Kunst, wie Heimathlichkeit und festes in einem bestimmten Staate tief wurzelndes Bürgerthum zu Kosmopolitismus und Universalität, Religion zu Philosophie, endlich in politischer Beziehung wie Reform zu Revolution. Wir erlauben uns, da diese Gegensätze in Beiden interessante Gesichtspunkte darbieten, und wir eine gründliche und einläßliche Besprechung und Motivirung so starker Contraste nirgends gefunden haben, etwas tiefer in die Sache einzugehen, in der Hoffnung, dabei noch Manches für die richtige Beurtheilung von Bitzius und das Verständniß seiner Schriften zu gewinnen.

Der scharfe Gegensatz zwischen beiden Schriftstellern tritt uns schon in der äußern Form ihrer Schriften entgegen. Bei Auerbach ist alles reinste Diktion, maßvollste, oft lakonische Kürze; Alles ist auf den künstlerischen Effekt berechnet, jeder Satz wohl abgewogen. Er hat seine schwäbische Bauernwelt ganz salonfähig und hoffähig gemacht in Betreff ihrer Ausdrucksweise. In dem feinen Kleid, welches er seinen Landleuten giebt, kann er sie überall produciren. Die strengste ästhetische Kritik vermöchte nicht eine unziemliche oder ungehörige Silbe in seinen Gesprächen zu entdecken, und diese Dorfgeschichten könnte man in ihrem zierlichen Bau eigentliche Dramen nennen, die nur durch einzelne Scenen ausgeführt werden. So effektvoll und knapp ist Alles geordnet, und so sehr ist der Erzähler darum besorgt, seinen Lesern jede Ungeduld und jede Ermüdung zu ersparen. Gegen diese Formvollendung und Glätte der Sprache nimmt sich Bitzius mit seiner Nachlässigkeit in der Schreibart, mit seiner Breite und Länge, seiner naturwüchsigen Grobheit fast so aus, wie ein Bauer mit

Holzschuhen und in der werktäglichen Arbeitsjacke neben einem Tänzer in feinen Escarpins und seidenen Strümpfen. Auerbach hebt seine Schwarzwälder Bauern zu sich in seine feine Gesellschaft herauf, und bürstet sie heraus, damit diese so überaus delikate Gesellschaft nicht bei ihrem Anblick sich entsetze oder unbehaglich fühle. Bitzius hingegen steigt zu seiner Welt herab, oder vielmehr bleibt ganz mit ihr auf gleichem Fuß und setzt seinen Stolz darein, seine Landleute nicht anders zu produciren als sie sind, was das Aeußerliche und ihre Erscheinung anbetrifft, weil er glaubt, daß sie sich in dieser Erscheinung gegenüber der sogeheißenen gebildeten Welt nicht zu schämen brauchen. Allein noch weit größer ist der Contrast zwischen beiden Dichtern, wenn wir auf den Inhalt, auf die Behandlung ihrer Stoffe, auf die Bildung, die Antecedentien, die Lebensanschauungen und die Zwecke Beider sehen. Fast sämmtliche Lebensfaktoren, die auf Jeden von Beiden einwirkten, mußten sie zu Antipoden machen, und gerade deshalb ist es vielleicht Schade, daß die beiden Männer sich nie gesehen und über ihre gegenseitigen Standpunkte und deren Motivirung gegenseitig haben aussprechen können, wiewohl wir glauben, daß eine Annäherung bei der Divergenz ihrer Gesichtspunkte kaum möglich gewesen wäre. Beide haben offenbar gleiche dichterische Begabung, das Leben des Volkes mit all seinen kleinen kennzeichnenden Zügen, die Sitten und Gebräuche, die Arbeiten und Feste, die werktägliche und sonntägliche Welt des Dorfes darzustellen, und Auerbach hat hierin noch gegen Bitzius den Vortheil, daß er selbst als eigentliches Dorfkind (nicht nur mit den Dorfkindern) aufgewachsen war, mithin dem Gefühl und der Anschauungsweise des Landmann's noch näher stand. Hingegen schrieb Auerbach bloß aus der Erinnerung seiner Jugendzeit, da er seit derselben in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen lebte, während Bitzius fortwährend mitten im Volke stand und bis an seinen Tod sich täglich unter demselben bewegte, so daß er selbst mehr Volk

blieb, um uns so auszudrücken, als Auerbach. Man muß ferner als günstigere Bedingung für Auerbach anerkennen, daß das Schwäbische Volks- und Dorfleben ungleich poesie- und gemüthreicher ist, als die rauhere, derbere und nüchternere Volksnatur in Bitzius' Heimath. Daher konnte Auerbach so viele sinnvolle und dem ächtesten Volksgeist entsprossene Volkslieder, Sinnsprüche und dergleichen in seine Dorfgeschichten einstreuen und diesen dadurch einen Reiz mehr geben, den wir bei Bitzius vergeblich suchen. Alles dies fehlt bei Bitzius, weil er es im Volk selbst entweder gar nicht, oder nur in ganz roher Form fand. Es mag auch geschehen, daß bei unserer Neigung zu dem Ferneren und Unbekannteren wir Schweizer zuweilen mehr von Auerbach, der Deutsche von Jeremias Gotthelf angezogen wird. Allein dies sind alles Nebengesichtspunkte. Von denselben ganz abgesehen, wird der Totaleindruck eines Jeden der beiden Schriftsteller auf den Leser, ein völlig verschiedener, ja ein entgegengesetzter sein. Bitzius stärkt, beruhigt und besänftigt, Auerbach regt auf und verdüstert. Bitzius scheint uns eine fröhliche, Auerbach eine traurige Botschaft zu bringen. Bei allem einzelnen Schönen, bei den vielen hellen Sonnenblicken in Auerbach's Erzählungen lassen uns dieselben doch im Ganzen ein trauriges Gefühl, eine Zerrissenheit zurück, die, wie wir glauben, daraus entstehen, daß Auerbach uns stets die heftigsten Conflikte und die unversöhnlichsten Gegensätze vorführt, die nur mit den grellsten Katastrophen und im besten Fall mit trüben Aussichten auf die Zukunft schließen können. Er trägt die großen Collisionen der Geschichte und der Gegenwart in ihrer bittersten, extremsten und feindseligsten Gestalt in die Gemüther seiner Dorfbewohner über, und seine hervorragendsten Figuren, die Haupthelden seiner größeren Erzählungen scheinen uns oft Pulverfässern zu gleichen, die jeden Augenblick auffliegen können, und zwischen denen umher zu wandeln, nicht ganz geheuer ist. Wir sind zwar weit entfernt, diese Leidenschaften und

Verbitterungen, diese verdüsterten und tief grollenden Stimmungen negieren zu wollen, und es wäre Manches von ihrer Berechtigung zu sagen. Sie existiren ohne Zweifel in der Wirklichkeit, aber nicht da, wohin Auerbach sie verpflanzt, und nicht so, wie er sie darstellt. Sie scheinen vielmehr in seine Charaktere nicht ohne Zwang und Berechnung hineingetragen zu sein, auch zugegeben, daß ein Schriftsteller unter dem Einfluß der Geschichte und der gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse seines Landes und Volkes steht, und daß demnach Bitzius in Deutschland und Auerbach in der Schweiz lebend, in Manchem anders geschrieben haben möchten. Wir glauben, daß Auerbach's starkgeistige und meistens tief tragisch angelegte Helden des Dorfes sich von Wahrheit und Natur entfernen, und daß das Leben, welches doch der wahren Dichtung Quelle sein muß, Bitzius Recht giebt, wenn er diese Conflikte, wo sie in die Welt des Landmann's hineinspielen, weit milder, die Leidenschaften, wenigstens bei normaler Temperatur des Lebens, die der Dichter wiederum als Grundton annehmen muß, weniger grell, diese Gegensätze versöhnlicher darstellt. Diese Probe der Vergleichung des Lebens mit dem Bild, der wirklichen Personen mit den dargestellten dichterischen würde zu Bitzius Gunsten ausfallen. Dieß wenigstens bleibt unbestritten, und wir andern, die wir Bitzius' Heimathgenossen sind und diese Probe hundertmal haben anstellen können, müssen es bezeugen, daß Bitzius seinen eigenen Zorn, den er als Schriftsteller oft genug ausspricht, durchaus nie gezwungener Weise in die Charaktere hineinträgt, die den Schatten des Gemäldes, die schlimmere Seite der Dinge vorstellen. Er übertreibt und verzerrt sie nicht, um dann aus ihrer größern Gehässigkeit desto schärfer argumentiren zu können, dem Leser einen um so tiefern Eindruck des Unwillens zu hinterlassen. So sind z. B. im „Zeitgeist und Bernergeist", also in demjenigen Buch von Bitzius, welches am meisten tendenziös und polemisch ist, Hunghans, der Vater und der Regierer

gewiß nicht seine Lieblinge, und doch ist bei Keinem von Beiden Uebertreibung und absichtliche, zu grelle Färbung vorhanden. Hunghans flößt uns nichts weniger als Haß ein, und vom Regierer nehmen wir den Eindruck mit, daß, wenn er auch in der Pinte „zur hintern Tugend“ bei einer Flasche „bouchiertem“ allerlei frivoles Zeug schwatze, doch unter vier Augen oder in der Audienzstube wohl ein vernünftig Wort mit ihm zu reden und er der allerschlimmste nicht sei. Auch deutet der scheinbar ganz kleine Umstand, daß beide Freunde, die später die Politik trennt, im gleichen Taufwasser getauft worden, auf vortreffliche Weise an, daß der Zwiespalt wieder ausgeglichen, Friede und Freundschaft neu werden befestigt werden, und daß zwischen ehrenwerthen und gesetzten Naturen die politische Meinungsverschiedenheit, wenn sie nicht durch andere Dinge sich vergiftet, keinen unversöhnlichen Krieg zu stiften brauche, und stifte. — Man hat Bitzius oft den Vorwurf gemacht, er sei in der Schilderung des Volkes, seines Volkes, Pessimist, er male zu sehr in's Schwarze. Dieß haben wir nun nie finden können. Er weiß uns im Gegentheil recht lebhaft für das Volk und dessen schätzenswerthe Seiten zu interessiren, und seine Schriften schienen uns auf alle Unbefangenen den Eindruck machen zu müssen, daß es sich mitten unter seinen Emmenthalern und Oberaargauern nicht etwa nur erträglich, sondern recht behaglich, sicher und glücklich leben lasse, während wir in Auerbach's Dorfgeschichten sehr oft das Gefühl haben, als ob wir unter Vulkanen oder gefüllten Pulverfässern umherwandelten. Wir erlauben uns, das Letztere an einigen Beispielen auszuführen.

So stellt in Auerbach's großer Erzählung „Lucifer“ der Bauer Lucian, eine Art von Uriel Akosta, von welchem man aber weit weniger als vom wahren historischen oder von Gutzkow's poetischem Akosta begreift, wie er ein solcher geworden, den schärfsten Gegensatz philosophischer Aufklärung und Freidenkerei gegen die historische Kirche mit ihren posi-

tiven Institutionen und Traditionen dar, welche Letztere dann der Pfarrer vertritt. Beide stehen sich von Anfang an mit ihren Principien so feindselig, mit so unerbittlicher Unversöhnlichkeit gegenüber, daß an Vermittlung nicht zu denken ist, und wir fortwährend Aussicht auf die heftigsten Conflikte haben. Nach einer Menge solcher Collisionen, von der Unterbrechungsscene in der Kirche bis zur nächtlichen Mißhandlung des Pfarrers im Freien und deren Folgen, wandert Lucian nach Amerika aus. Der wackere und philosophische Mann mag sich aber auch dort wohl vorsehen, daß er keinen solchen Mordspektakel in der Kirche und während des Gottesdienstes anfängt; denn es könnte ihm sonst als „Infidel“ trotz aller anglo-amerikanischen Freiheit wohl noch schlimmer ergehen, als in seinem ehrlichen Schwabenland. Wie ganz anders harmlos und von köstlicher Komik, wie natürlich und innerlich wahrscheinlicher als die forcirte Kirchenscene in Auerbach ist jene heitere in Bitzius, da Felix in der „Vehfreude“ in der Kirche einschläft und auf einmal im Traum laut ausruft: Aenneli, gieb mir es Müntschi (einen Kuß)! zur großen Erbauung der Zuhörer und besonders des anwesenden Vaters, des gestrengen Herrn Ammann's. — Gerade bei solchen Erzählungen, wie Auerbach's „Lucifer“ ist, haben wir das Gefühl, daß uns der erschütternde, gewaltige Zusammenstoß großer Gegensätze und feindlicher Principien, wie die Geschichte sie von jeher aufgewiesen hat und stets aufweisen wird, hier in einer Sphäre und zwischen Personen geschildert wird, wie wir es dem Leben und unserer Erfahrung gemäß nicht natürlich finden. Die Geschichte sollte auch hierin unsere Lehrerin sein. Wenn z. B. ein Arnold von Brescia der römischen Hierarchie, oder wenn ein Luther einem Leo X. gegenüber steht, so erscheint uns da Alles wohl motivirt und von innerer Nothwendigkeit getragen, während uns dieser philosophische Lucian in Nordstetten eher kalt läßt, weil wir die Naturwahrheit des Charakterbildes be-

zweifeln müssen und das Colorit für diese Sphäre und Umgebung weitaus zu stark und grell finden.

Auch „Ivo der Hairle" giebt uns diese Empfindung des unversöhnlich Zwiespältigen, und auf diesem Gebiet des Religiösen und Kirchlichen stehen sich Bitzius und Auerbach überhaupt am schroffsten entgegen, da Letzterer außerhalb aller christlichen Confessionen und eigentlich außerhalb aller und jeder Confession steht, Bitzius hingegen ganz im Protestantismus wurzelt, und von philosophischem Spinozismus so weit als möglich entfernt ist.

Die „Frau Professorin" zeigt eine ähnliche Zerklüftung und unversöhnliche Mißverhältnisse, dem spröden Steine gleich, der unter dem Schlag des Hammers nur in Stücke springt, nie zu meißeln ist. Das Thema dieser berühmt gewordenen Erzählung scheint uns in der „Lehrersbraut" von Melchior Meyr (Erzählungen aus dem Ries) weit natürlicher und mit mehr innerer Wahrscheinlichkeit behandelt. Lorle und Reinhard bei Auerbach sind solche Extreme, daß eine Verknüpfung derselben weit unnatürlicher erscheint als das Zurückspringen eines Jeden in seine alte gewohnte Lage. Wenn wir die Emmenthalerinnen von Bitzius mit der Naivetät der Lorle vergleichen, so scheint uns diese letztere etwas forciert. Bitzius hätte z. B. keines seiner Landmädchen einem Prinzen gegenüber so naiv und überkindlich erscheinen lassen, wie die Frau Professorin, als sie dem Prinzen vorgestellt wird, weil es ihm der Wahrheit zuwider geschienen hätte, daß in solchem Fall die natürliche Schüchternheit und Blödigkeit nicht das vorherrschende und übermächtige Gefühl gewesen wäre, ohne daß man deßhalb auf orientalischen Sklavensinn hätte schließen dürfen. Der Schweizer hätte aber auch keine seiner Anne Mareili, Vreneli oder Mädeli so bloß stellen mögen, wie Auerbach seine Frau Professorin bei diesem Anlaß und zwar ohne Compensation für den Leser bloß stellt, da das herablassende Compliment des Prinzen an Reinhard, daß er da einen wahren Naturschatz besitze, uns nur

noch mehr über die dumme Rolle ärgert, welche des Malers Eitelkeit seine Frau spielen läßt. Die Scene mag daher für die Lesewelt als etwas ganz Ueberraschendes und Pikantes vortrefflich ausgedacht sein, aber der Wahrheit und dem Leben entnommen ist sie nicht. Dieser Reinhard erscheint übrigens als eine so haltlose Persönlichkeit, daß die Bekehrung Lorle's zur „Bildung" durch jeden Andern leichter hätte geschehen können als durch ein solches Exemplar von Zerfahrenheit. Allein sein Charakter mußte eben so angelegt werden, um den Gegensatz recht unversöhnlich und die Kluft zwischen natürlichem, ursprünglichem Leben und städtischer Verfeinerung, zwischen Land und Stadt so groß und unübersteigbar als möglich zu machen.

Die Charaktere von Bitzius haben daher mehr innere Nothwendigkeit, sie können nur so und nicht anders handeln, als sie handeln; ihr ganzer Charakter ist stets aus Einem Guß, ist mit seiner ersten Anlage gegeben, während Auerbach, wie Julian Schmidt richtig bemerkt, in seinem Schaffen etwas Mosaikartiges hat, nie aus vollem Holze schneidet, nie in's Große malt, von einzelnen Bildern, Motiven und Situationen beherrscht wird und jenen Zauber nicht besitzt, wie Bitzius, über seine Schöpfungen souverain zu gebieten. Bei Auerbach wissen wir selten zum Voraus, wie seine Personen im gegebenen Falle handeln werden, und man könnte oft seine Charaktere und Situationen verändern und umbiegen, ohne ihrer Wirkung wesentlich zu schaden. Dieß ließe sich bei Bitzius schlechterdings nicht thun. Auerbach's Hauptfiguren könnten, wenn man ihnen den Bauernrock auszöge, noch ganz gute Romanhelden sein, während Bitzius' Landleute, wenn sie aus ihrer Umgebung, aus ihrem Leben weggenommen würden, in ihren Charakteren geradezu vernichtet und aufgehoben würden. Dieß eben zeugt für die weitaus größere individuelle Wahrheit und Naturtreue derselben. Wir ziehen daher auch bei Auerbach diejenigen Charaktere, die wie der Tolpatsch, der

gewesene Sträfling Jakob und Andere, zwar ganz bescheiden aber dafür auch wahrer, treuer, originaler angelegt sind, seinen Hauptthelden und Kraftmenschen weit vor und der einzige Tolpatsch ist uns poetisch lieber, als Luzian, Alban und Florian zusammen genommen.

In den Schwarzwälder-Dorfgeschichten erscheinen überhaupt die allgemeinen Zustände fast unheilbar und haben etwas Desperates. Nur die größten Revolutionen scheinen da helfen zu können. Die Repräsentanten der bestehenden Staatsordnung erscheinen meist im widerlichsten und gehässigsten Licht. Es sind meist herzlose, schlimme Leute, und die Ausnahmen dann wieder zu sentimental. Da ist Bitzius ganz anders, weil er gegen Niemand verbittert ist und seine Figuren nie die eigene Stimmung oder Verstimmung entgelten läßt. Sein Oberamtmann z. B. (im „Oberamtmann und Amtsrichter") ist ein Regierungsbeamter der alten Zeit, aus der Restaurationsepoche. Derselbe ist vorzüglich gut gezeichnet, weder geschmeichelt noch in zu gehässiges Licht gestellt. Die Zeichnung ist ein ganz treues Zeitbild. Eben so der Rathsherr in Bern, der dann den Zwist beider Männer auf kluge und freundliche Weise ausgleicht. Von ähnlichem Schlag ist der alte Junker Oberamtmann im „Schuldenbauer", der wunderliche und eigensinnige, aber höchst ehrenwerthe und gerechtigkeitsliebende Schloßherr, bei welchem Hans Joggi zuletzt Pächter wird. Alle diese Charaktere sind nicht pikant; man bewundert, aber man verwünscht sie auch nicht. Sie sind wahr und natürlich.

Diejenigen Personen, die bei Auerbach das Alte und Herkömmliche vertheidigen und darstellen, sind meist starre, eiserne Naturen, hie und da eigentliche Unmenschen, die Alles und Alle einem Vorurtheil opfern. So ist der alte Furchenbauer im „Lehnhold" eine wahrhaft dämonische Figur, gegen welche gehalten der härteste Bauerncharakter von Bitzius, der Dorngrütbauer in „Geld und Geist", als ein wahres Lamm erscheint. Dieser Furchenbauer hat einmal dem einen Sohn mit

dem Peitschenstiel ein Auge ausgeschlagen, und sperrt den Andern in den Keller ein, um ihn mürbe zu machen und ihm die Unbeschränktheit seiner väterlichen Gewalt zu zeigen. Dem einzigen Hauptgedanken, der seine ganze Seele füllt, daß nämlich sein großes Bauerngut nicht getheilt werden dürfe, opfert er schonungslos Glück und Frieden seiner Kinder auf, von denen der älteste und zum Majorat berechtigte Sohn, Alban, der Hauptheld der Erzählung, der Märtyrer der Idee des Theilungsrechts oder der Hofmetzgerei, wie sie die Anhänger der Untheilbarkeit nennen, wird. Diese Theilung der großen Höfe ist das Argument der Erzählung, die, wie viele andere von Auerbach, auch den Kampf zwischen unversöhnlichen Principien darstellen soll und mit einer grausigen Katastrophe schließt. Solche Katastrophen nun an diese bäuerlichen Verhältnisse zu knüpfen, scheint uns gegen Natur und Wahrheit. Dergleichen Familientrauerspiele, wie Auerbach im „Lehnhold“ eines darstellt, hätte Bitzius, der sich für seine Charakterbilder und Geschichten immer bei der Wirklichkeit und innern Wahrheit Raths erholte, in seiner Heimath nicht einmal aus Kriminalakten schöpfen, noch weniger aus dem Leben in seiner Umgebung selbst erfahren können. Und doch hätte das in Bitzius' Heimathkanton noch jetzt geltende und im Emmenthal besonders heimische und früher oft auf unbillige Weise benutzte und ausgeübte Vorrecht des jüngsten Sohnes auf den väterlichen Hof hier nicht weniger, als die Untheilbarkeit der Höfe in deutschen Landen, dergleichen Familienkatastrophen mit Begleitung von Mord und Todtschlag veranlassen müssen, wenn die menschliche Natur so geneigt zu solchen wäre und die logische Entwicklung solcher Institute wie Majorate und Minorate (die allerdings ihre starke Schattenseite auch haben und angegriffen werden können, aber so lange sie bestehen, einen Theil der Landessitte ausmachen, die allgemein respektirt wird) so heftige Kollisionen unmittelbar mit sich brächte.

So scheint uns bei Auerbach das Unheil stets vor der

Thüre zu lauern. Alle Verhältnisse haben etwas Verbitterteß und Zerrissenes. Giftige Leidenschaften kochen überall im Innern. Alles droht aus seinen Fugen gehen zu wollen. Was seiner Stellung nach untergeordnet erscheint, ist mit Neid erfüllt und die übergeordneten socialen Stellungen enthalten fast nur herzlose Kälte, Despotismus, mißtrauische Furcht. Der Himmel, der über dieser Welt sich wölbt, ist entweder trübe und sonnenleer, oder selbst wenn die Sonne scheint, wenn Landschaft und Personen in duftigem Glanze schimmern, ist schon am Horizont jenes Wölkchen sichtbar, welches den Schiffern auf dem Ocean baldigen abendlichen Sturm verkündigt. Der Reiz dieser Erzählungen voll Durchsichtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit, voll Sinn für das Schöne in der Natur und voll Gefühl für das, was das menschliche Herz bewegt und aufregt, wird durch die denselben inwohnende Tragik momentan vielleicht erhöht, allein der Zwiespalt des Lebens wird in unsre Brust getragen und nicht wieder hinweggenommen, wir wandeln in heißer, schwüler Luft und möchten tief aufathmen, als ob uns eine bange Stunde bevorstände. Die Empfindung, die uns Auerbach giebt, ist das was man gemeiniglich Weltschmerz nennt.

Auerbach huldigte bei großem dichterischem und vielleicht noch größerem philosophischem Talent, ganz dem Geschmack der durch Romanenlektur aller Art übersättigten Zeit, deren ekler Gaumen nach immer stärker Pikantem verlangt, und überall, im Dorf wie in der Stadt, in der Hütte wie im Palast die heftigsten spannendsten Kollisionen, die furchtbarsten überraschendsten Katastrophen fordert und auf jede Weise sich aufregen will. Bitzius hingegen weis't alle solche Dinge auf's Entschiedenste ab, und hat sich von den Forderungen des herrschenden Geschmacks völlig emancipirt, vielmehr den letztern durch seinen Gegensatz oft förmlich herausgefordert, und gleichwohl hat er sein Publikum gefunden, und wird von Alt und Jung und in den verschiedensten Kreisen gelesen. Diese Widersprüche in den

Stimmungen der so geheißenen gebildeten Welt, die das Ungleichartigste mit gleichem Appetit zu verschlingen scheint, können uns wundern, wenn wir nicht täglich an noch größere und schlagendere gewöhnt würden. Was die lesende Welt zu Bitzius hinzog, war das Bedürfniß nach frischer Luft und geistiger Gesundheit. So bleibt er in der Literatur unsrer Zeit und namentlich in Vergleichung mit den zahlreichen Schriftstellern, welche gleiche oder ähnliche Stoffe behandelten, eine höchst hervorragende und einzige Erscheinung, an welcher wir, wenn wir nur nicht Unmögliches oder Widersprechendes von ihr verlangen und sie in ihrer Sphäre festhalten, eine ungetheilte Freude haben können. Denn wir werden uns so wenig darüber täuschen, ob ein Schriftsteller, sei er alt oder neu, unsre geistige Gesundheit fördere, unser Lebensgefühl erhöhe, unserm innersten Wesen gemäß sei, mithin unsern geistigen Reichthum mehre, als wir im Zweifel darüber sein können, ob uns bestimmte Temperatur- oder klimatische Verhältnisse, eine bestimmte Lebensweise oder Diät zusagen oder nicht, uns Gesundheit oder Krankheit bringen. Bitzius gehört nun zu denjenigen Schriftstellern, von welchen man behaupten kann, daß sie uns nicht nur innerlich gesund und geistig frisch erhalten, sondern daß ihnen auch eine Heilkraft inwohne, um uns von krankhaften Stimmungen und Bestrebungen zu befreien, denen wir leider so vielfach ausgesetzt sind. Ueber diese heilende Wirkung seiner Schriften liegen uns merkwürdige Zeugnisse in Briefen vor, die von fern lebenden Lesern, die nur den Schriftsteller kannten, mit dankendem Gefühl an Bitzius gerichtet wurden. Wenn Zimmermann in seinem Buch über die Einsamkeit von einer Dame spricht, die er mit Plutarch's Lebensbeschreibungen von hysterischen Zuständen kurirt und dem Hauswesen und der Küche wieder gewonnen habe, so läßt sich in gleicher Weise auch von den Schriften von Bitzius sagen, daß sie uns nicht nur wie reine Bergluft und herrliche Natur mit erhöhter Lebens- und Strebelust erfüllen, sondern daß sie uns

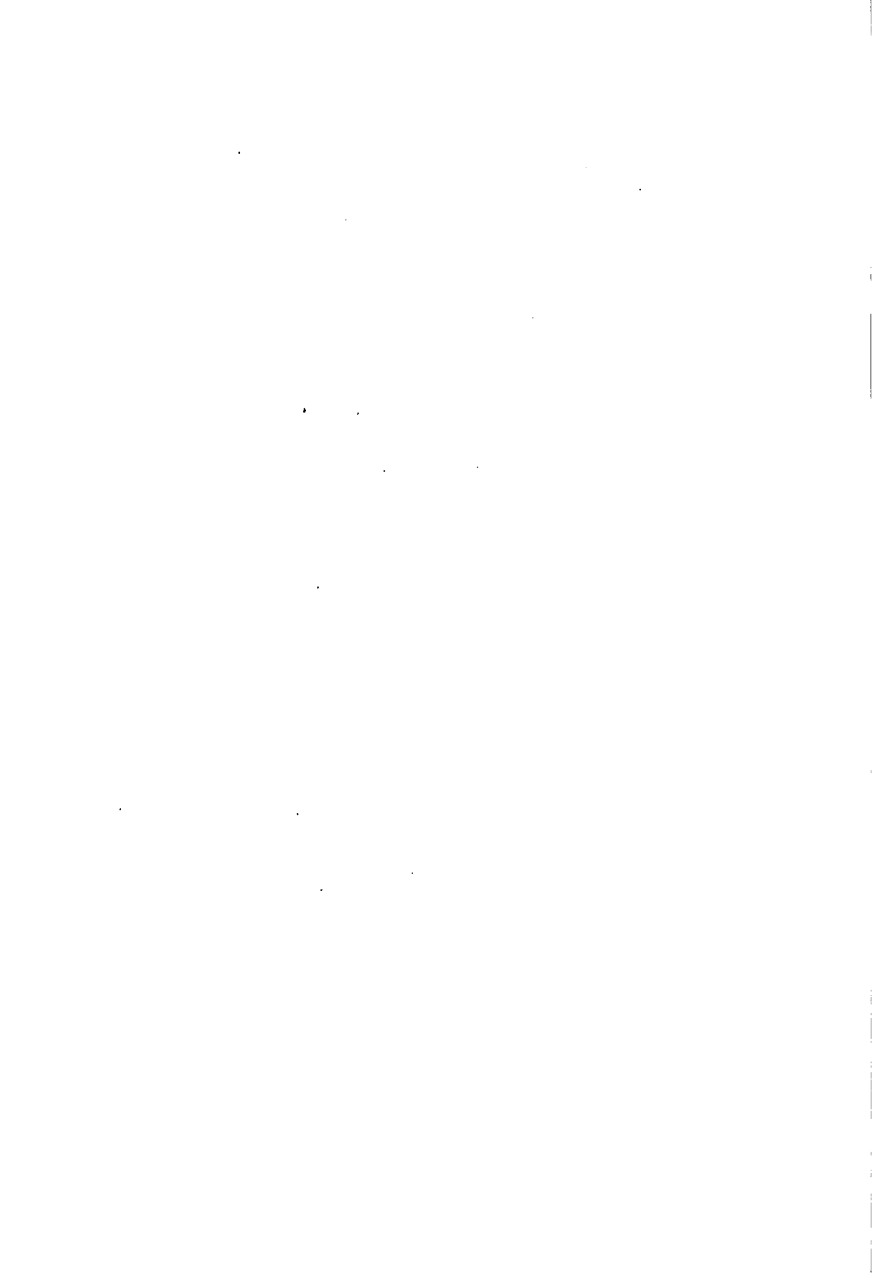
wichtige Impulse für's Leben geben, daß wir von ihrer Lektur weg nicht bloß mit Lust an jede Arbeit gehen können, was immer ein Kennzeichen gesunder Bücher ist, sondern daß wir auch, von ihnen angeregt, gleichsam neue Fittige fühlen, unser Leben mit frischem Sinn neu zu ordnen und zu gestalten, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinsten wie dem Größten, anvertraut ist, und die mannigfachen Kräfte in uns zu entwickeln, deren Uebung und Entfaltung zu möglichster Vollkommenheit wir als unsre höchste Bestimmung erkennen müssen.

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstraße 3.

Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich
beziehe viel Mehreres auf Gott, erblicke viel öfter die Sichtbarwerdung des Unsicht-
baren, betrachte mein jetziges Wirken im Zusammenhang mit dem Zukünftigen.
Ob das aus innern Ursachen kömmt oder ob ich hingerissen werde durch die äußern
Bewegung, wer will das entscheiden? daß ich es nie eigentlich war, weiß ich, aber
hinwiederum bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einfluße unterthan. Aber
darin bin ich verschieden von Vielen, daß bei mir das religiöse Element keine
andere und besondere Form sucht als das Leben in Gott, und dieses Leben durch mich
und andere immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondern Gesell-
schaften Missionen und Sammlungen etc. sondern eben durch das Leben selbst.

27 Oktober 1840.

Albert Bitzius.



Erklärung

der schwierigern

dialektischen Ausdrücke

in

Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius)

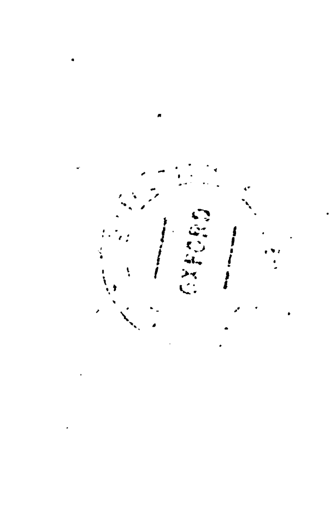
gesammelten Schriften.

Zusammengestellt

von

Alb. von Rütte,
Pfarrer.

Berlin, 1858.
Verlag von Julius Springer.



Vorbemerkung.

Obschon Jeremias Gotthelf sich in seinen spätern Werken wie in den zweiten Ausgaben der frühern bestrebt hat, einem größern Leserkreise mundgerecht zu werden, indem er in Ausdrücken, Redensarten und Satzbildung sich genauer an die allgemein übliche Schriftsprache anschloß: so war er doch der Meinung, das speciell Bernische in der Sprachweise dürfe nicht allzusehr preisgegeben werden, wenn nicht um der Form willen der Inhalt über Gebühr leiden solle.

Es rechtfertigt sich hieraus von selbst der Gedanke, der Gesammt-Ausgabe seiner Schriften ein kleines Wörterbuch beizugeben, auch wenn der Wunsch nach einem solchen nicht so allgemein, wie in der That der Fall, laut geworden wäre. Vorliegende Arbeit, zu welcher ich durch die nahe Verbindung mit der Familie des Verfassers veranlaßt wurde, wird zwar nicht im Stande sein, alle feinern Schattirungen der einzelnen Begriffe zu klarer Anschauung

zu bringen. Alle Eigenthümlichkeiten eines Dialektes diplomatisch genau wiederzugeben, ist aber auch ein Ziel, das entweder unerreichbar ist, oder aber nur mit solcher Weitschweifigkeit in den Umschreibungen erreicht werden kann, daß die Arbeit schaal und langweilig, und für die Mehrzahl der Leser fast ungenießbar wird. Suum cuique, — lasse man jedes Land und Ländchen in dem ungestörten Besitze seines eigensten Eigenthums in Sprache und Sitte! Wer einen Dialekt — und nach dem Zeugniß eines der ersten deutschen Sprachforscher ist das Schweizerdeutsch sogar mehr als ein bloßer Dialekt — gründlich kennen lernen will, muß ihn auf Ort und Stelle studiren und aus dem frischen Leben selber schöpfen.

Diese Arbeit kann daher nur dem Zwecke dienen, den Leser im Großen und Ganzen mit dem Sprachschatze des Emmenthals bekannt zu machen, in dessen Dialekte die Gotthelf'schen Werke geschrieben sind; auf gänzliche Vollständigkeit kann sie nicht Anspruch machen, schon darum nicht, weil in den Gotthelf'schen Schriften bei weitem nicht die Hälfte des ganzen Wortvorrathes des Emmenthals erschöpft worden ist.

Die Richtschnur bei der Ausarbeitung ist im Allgemeinen der vortrefflichen Vorrede zu dem Wörterbuche der Gebrüder Grimm entnommen. Nächstdem habe ich mich, soweit nicht die Deutlichkeit beeinträchtigt wurde, der möglichsten

Kürze beflissen. Manche speciell bernische Wendung und Sprechweise, auch einzelne Ausdrücke, blieben weg, als entweder auch in weitern Kreisen bekannt, oder doch dem aufmerksamen Leser leicht verständlich. Namentlich mußte, um Schwerfälligkeit zu meiden, mit vorsichtiger Zurückhaltung verfahren werden in der Aufnahme geringfügigerer Einzelnheiten, vieler Wortbeugungen und mancher eigenthümlichen Satzbildungen, obschon derselben ein großer Reichthum in den Gotthelf'schen Schriften sich findet, namentlich im Bauernspiegel, Uli, Geltstag, Anne Bäbi u. A. — Ebenso verbot die anzustrebende Kürze die Aufnahme kleinerer Abweichungen, wie Abe für Abend, Afflikat für Advokat, oder vieler mit „ver-" statt mit „zer-" zusammengesetzter Thätigkeitswörter u. dgl., oder Verdrehungen, welche eher dem Individuum als dem Volke zuzuschreiben sind, wie Saggeladig für Chokolade, akkibire für akkordiren. — Das nämliche Streben, den Raum möglichst zu sparen, veranlaßte, daß da und dort zusammengesetzte Wörter unter die Stammwörter eingereiht sind.

Ueber die innere Oekonomie des Wörterbuches bleibt Weniges zu erläutern. — Bei den Erklärungen der einzelnen Wörter wurden nur die dem Emmenthale eigenthümlichen Bedeutungen aufgenommen, die in der allgemeinen Schriftsprache üblichen dagegen weggelassen, sofern sie auch bei uns Geltung haben; so bei bös, giftig, schießen u. A.

Fehlen sie dagegen unserm Dialekte, so ward es stets ausdrücklich bemerkt, vgl. einmal, lustig, taub, toll u. s. w. Die Bemerkung „nie im schriftdeutschen Sinn" will übrigens nicht sagen, daß die schriftdeutsche Bedeutung dem Volke unbekannt sei; es versteht sie wohl, macht aber keinen Gebrauch davon, sondern setzt an deren Stelle bei seinen eigenen Reden die ihm eigenthümlichen Ausdrücke.

Wo zur Erklärung eines Wortes mehrere, durch bloße Commata getrennte, Ausdrücke verwendet sind, stellt das Wort meist ein Gemisch derselben dar, — ein Ausweg, welchen einzuschlagen noth that, da die schriftdeutsche Sprache kein völlig erschöpfendes Wort besitzt; so namentlich bei den in reichem Maaße vorhandenen Schimpfwörtern. Trennung durch Ziffern bezeichnet dagegen mehr als bloße Schattirungen des Begriffes, eigentliche Verschiedenheiten im Sinn.

Die oft vorkommenden Verdrehungen von Schimpfnamen und Schwüren, Donstig für Donner, Tütschel für Teufel u. s. w., sollen nach der Volksmeinung die Kraft des ursprünglichen Wortes abschwächen, und bald für den Beschimpften minder verletzend sein, bald für den Beschimpfenden oder Schwörenden die Sünde geringer machen.

Besondere Sorgfalt ward der Aufnahme der hie und da in Gesprächen vorkommenden außercantonalen Wörter und Wortformen zugewendet, da oft gerade in dem richtigen Erkennen und Verstehen derselben der Schwerpunkt liegt.

Die Citate endlich sollen zur Erläuterung der Ausdrücke dienen, deren mehrere an den citirten Stellen erklärt sind, wie hurnussen, andere durch den Zusammenhang leichter als durch selbst weitläufige Erläuterungen verständlich werden.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen in Betreff der Rechtschreibung. Die Wörter sind, wie in den Werken selbst, so zur Erleichterung des Lesers auch im Wörterbuche, bald mehr berndeutsch, bald mehr schriftdeutsch geschrieben. Wo bei' den Endungen der Thätigkeitswörter das n fehlt, ist das Wort dialektrein, z. B. abherde, abrathe; wo das n dagegen steht, ist das Wort vom Verfasser bereits an die Schriftsprache accomodirt, z. B. ankommen, anreisen, aufreden, ausreiten, während sie im reinen Dialekt acho, areise, ufrede, usryte lauten würden. Wäre die Arbeit für Sprachforscher bestimmt, so hätte ich die reine Dialektform überall beigefügt; für die Leser der Gotthelfschen Schriften glaubte ich darin nicht so ängstlich verfahren zu sollen, um nicht zu ermüden, zumal die Ausdrücke in den Schriften sich meist in der verdeutschten Gestalt vorfinden, und durch die streng dem Dialekte nachfolgende Schreibweise das Auffinden zu sehr erschwert worden wäre.

Ferner findet sich bei den Vorschlagsylben der schwache Elaut bald gesetzt, wie bei Bekleidung, gespregelt, bald weggelassen, wie bei brichte, bschlage, Gsatz,

gspräch. Unser fast ausschließlich gesprochener, selten geschriebener Dialekt nöthigt beinahe zu dieser Inconsequenz; feste Regeln, die mancherorts, namentlich in der Satzlehre, von den schriftdeutschen ziemlich stark abweichen würden, fehlen noch. Hat dies nun zwar Nachtheile im Gefolge, so auch wiederum seine Vorzüge, insofern diese dem Gefühle des Sprechenden anheimgestellten Abweichungen in Betonung, Dehnung, Verkürzung der Wörter und gegenseitiger Stellung derselben manche feine Schattirung ermöglichen, die sonst unmerkbar wäre, — eine Freiheit, welche sich Jeremias Gotthelf oft gestattet hat, und welche nicht am wenigsten dazu beiträgt, seinen Schriften, insonderheit den Reden, eine so rege Lebendigkeit einzuhauchen. Festen, allenthalben gleichförmigen Regeln wäre somit theilweise wenigstens entweder der Dialekt oder das leichte Verständniß zum Opfer gefallen. Man wolle daher manche Inconsequenzen in den Schriften sowohl als im Wörterbuche der Schwierigkeit, das zum Schreiben eben noch ungefüge Idiom zu handhaben, zuschreiben und zu gute halten, daneben aber auch nicht übersehen, daß sie gleichfalls ihre Berechtigung haben.

A. v. R.

A.

Ab sein, — abgeneigt sein. XVI, 125. **Vielem ab sein,** — viel Unangenehmes hinter sich haben, desselben fortan überhoben sein. VI, 145. **Es nicht ab sein,** — nicht läugnen wollen, zugestehen. XXI, 351.

Abdruck, — Abschluß, Ende.

Abenangere, — entzwei.

Aber, — abermals, wieder einmal.

Aberbo, — à propos.

Abeschlah, das Essen, — das Essen in aller Eile hinunterwürgen.

Abesitz, — Abendsitz, Abendbesuch.

Abkerggete, — barsche Abfertigung, Abweisung.

Abflachse, — abprügeln.

Abgänd, — 1) schwindend, sich verderbend (Speisen); 2) dem Verfall entgegen gehend (alte Kleider); 3) werthlos; 4) abnehmend (der Mond von Voll bis Neu).

Abgeben, abgäh, — 1) nachgeben, ablassen; 2) seine Stelle niederlegen.

Abgekarrt, — zu Schanden gefahren. XV, 29.

Abgeschweizt, — mit Butter gesotten.

Abgfymt, — wohlerfahren, kundig (selten: abgefeimt).

Abhabere, — abprügeln.

Abhange [illegible] — abhanden kommen.

Abherde, — verschärft zurechtweisen, eine begründete Forderung rundweg abweisen (eigentlich von seinem Grund und Boden verdrängen). XVIII, 143.

Abkust, f., — unangenehmer Beigeschmack.

Abnehmen, — den Handwerkzeug zusammenpacken und weggehen. X, 206; — hinten abnehmen, — zu kurz kommen, nachgeben und von seinen Forderungen abstehen müssen.

Abputzen; — 1) von Staub, Erde und dergl. reinigen; 2) ausschelten.

Abrathe, — rathschlagen.

Abschaffe, — 1) eine Rechnung bezahlen; 2) durch Verkaufen wegschaffen.

Abschieße, — abscheinen, die Farbe verlieren.

Abschnelle, — mit Einem Ruck abreißen.

Abschüssele, Einen, — unter irgend einem Vorwand ablehnen, indirect von der Hand weisen.

Abschynig, — von schlechter Gesichtsfarbe, blaß aussehend.

Absprenge, — 1) abfertigen; 2) Einen aus der Gunst eines Andern verdrängen; 3) (ein Pferd) zu Schanden reiten oder fahren.

Abstecke, — ein Ziel setzen, verbieten.

Absüfere, — ohne Umstände von sich stoßen, abweisen, abtrümpfen, ausschelten, abputzen (der Höhere den Niederern).

Abtrybe, eine Sache, — zu Ende bringen.

Abweg, — beiseite, abseits.

Ache, — herunter, hinunter.

Acherum, — Unterholz, lichter Buch- oder Eichwald, wohin die Schweine zur Mästung getrieben werden. XX, 393.

Aecht, — ob, wohl, etwa (wird nur in Fragsätzen gebraucht).

Aecke, — Nacken.

Afah, — anfangen.

Afange, afe, — vorerst, vorläufig, einstweilen, nachgerade.
Afüre, — auf dem Heerde Feuer machen.
Aegerste, — Elster.
Aegerte, — ödes, culturunfähiges größeres Stück Land.
Ahah, Einem, — anhalten, flehentlich und anhaltend bitten.
Ahänke, ahäyche, — 1) anhangen, anhängen; 2) Grund fassen. XVII, 235; 3) von Speisen: den Magen belasten, das Athmen erschweren. XX, 167.
Aeißter, — stets, immerfort (solothurnisch, dafür im Canton Bern „geng“).
Akaret, — unschön angemalt.
Aaken, — ohne rechten Nachdruck und doch ohne Aufhören fordern oder bitten. VII, 431.
Albe, albez, — 1) ehedem, früherhin; 2) je, so oft, z. B. wenn er mer albez das seit, su wirde n ih höhn = so oft er mir das sagt, werde ich böse.
Albeneinisch, — hie und da, zuweilen.
Alegig, — (Anlegung), Anzug, Kleidung (meist vom Sonntagsstaat oder wenigstens bessern Kleidern).
Allmacht, — idiomatische Nachlässigkeit für Ohnmacht; in die Allmacht liegen, — ohnmächtig werden. XIII, 147.
Allmend, — 1) Gemeindetrift, welche jeder Ortsbürger zu benutzen das Recht hat; 2) jedes unverhältnißmäßig große Stück von irgend etwas.
Amaal, — Muttermaal.
Ammeli, — Milchfläschchen für kleine Kinder.
Ammermehl, — Stärkemehl.
Aenderig, — Veränderung entscheidender Natur.
Ane, — heran.
Anechneue, — (niederknieen) — sich tief demüthigen, sich fügen.
Anegäh, — hingeben, zuschlagen (an Steigerungen).
Anehah, — darhalten.

Aene, — dort, jenseits; bis äne n use, — 1) bis zuletzt, bis an's Ende; 2) hartnäckig, z. B. etwas bis äne n use bhärte, etwas hartnäckig behaupten.

Aenefert, änefür, — jenseits.

Aenenumecho, — von einer Ansicht zurückkommen, sich nach und nach herbeilassen. I, 202.

Anfechtig, — anfechtungslustig, kampflustig.

Angänds, — 1) angehend, beinahe, woran wenig fehlt; 2) nächstens, sofort; 3) anfangs, z. B. Februar.

Angränne, — 1) Einem eine Fratze schneiden; 2) Einen schief, übelwollend anblicken.

Angste, — etwas hastig betreiben, aus Furcht, nicht fertig zu werden. III, 210.

Anhange, — Partner sein im Kartenspiel, besonders am Ende des Spiels, um zu entscheiden, wer alles zu bezahlen habe.

Anke, m., — Butter; anken, — buttern.

Ankeballe, — größeres rundliches Stück Butter, mehrere Pfund schwer.

Ankommen, — gelüsten, z. B. es chunt mih a = das Gelüste wandelt mich an.

Anlässig, — kokett, üppig, buhlerisch.

Anreble, — 1) anfahren, rauh anreden; 2) frech sich jemanden nahen.

Anreisen, — 1) Anleitung geben, in Gang bringen; 2) anhetzen; 3) eine Falle stellen.

Anschicksmänner, — Abgesandte (gewöhnlich zwei) eines Beschädigten an den Beleidiger zum Behuf eines außergerichtlichen Vergleichs.

Anschießen, — 1) anstoßen (körperlich); 2) sich verstoßen, sich eine Blöße geben. I, 188.

Anstellen, eine Frau, — heirathen, nicht aus Neigung, sondern um das Hauswesen unter weibliche Leitung zu stellen.

Anstößer, — der Besitzer des nachbarlichen Grundstücks.

Anstrengen, — anspornen, nach Kräften ermuntern.
Anwenden, — sich anstrengen, Allem aufbieten.
Anziehen, — 1) mästen; 2) in der Rede sich auf etwas beziehen, darauf anspielen; davon: anzüglich.
Arfel, — (Armvoll), was man unter oder in einen Arm nehmen kann.
Arig, — sonderbar, auffallend, vom Gewohnten abweichend.
z'Armen Tagen gerathen, — verarmen, herunterkommen, X, 333.
Armüthig, — ärmlich, armselig. VI, 223.
z'Aerstem, — ernstlich.
Art haben, keine, — unerhört sein, über's Bohnenlied gehen.
Artefüfi, — Schwarzwurzel, Scorzonera hispanica L.
As, — als.
Aesigs Zeug, — Nahrungsmittel, Speisen.
Aständer, — anständiger, d. h. angenehmer, bequemer.
Ateige, — den Teig zum Kneten zurecht machen.
Aetti, — Vater.
Aue, — Mutterschaf.
Auf, — nach, z. B. auf Bern = nach Bern.
Aufbegehrisch, — trotziger, widerbelfernder Gemüthsart.
Aufgabeln, — herankriegen, gleichsam auf die Gabel bekommen.
Aufgedonnert, — übermäßig herausgeputzt.
Aufgeheitert, — 1) aufgeklärt; 2) geistvoll, witzig. IV, 245.
Aufgestrüßt, — im Bewußtsein des angezogenen Putzes sich brüstend.
Aufreden, — einen begründeten Zorn in Reden losbrechen lassen. I, 25.
Aufreisen, — aufreizen, Zwietracht säen.
Aufrüche, — nach dem Essen von einem bittern oder scharfen Nachgeschmack geplagt sein; davon tropisch: auf unangenehme Weise in der Erinnerung aufsteigen. XIII, 272.

Aufschneiden, einen Baum, — die untern Aeste abschneiden.

Auf sein, — aufgestanden sein, nicht mehr — oder noch nicht — zu Bette sein.

Aufstiefeln, — zum Aufbrausen reizen.

Aufwart, — 1) Bedienung bei einem größeren Essen; 2) die dabei aufgetischten Gerichte.

Aufweisen, — Zwietracht säen, Einen gegen jemand einnehmen.

Aufzug geben, — Düngmaterial für vernachlässigtes Land herbeischaffen. XIII, 278.

Augenwasser, — Thränen. II, 83.

Augste, — Augustmonat.

Ausbälgle, — aushäuten.

Ausbringen, — ausplaudern, verrathen.

Aeuse, — luzernisch für üse, unser.

Ausführen, — lächerlich machen, ausspotten, verhöhnen. I, 37.

Ausgschirren, — gründlich aufbegehren, mit vollem Nachdruck ausschelten, poltern.

Ausgsorret, versorrt, — ausgedörrt.

Ausmachen, — 1) etwas a., beendigen; 2) ausfechten, gütlich zum Abschluß bringen; 3) Einen a., jemand verhöhnen, verleumden, herabwürdigen.

Ausreiten, — ausfahren.

Ausrichten, die Milch, — die eben gemolkene Milch von Schaum und etwaigen Unreinigkeiten säubern, filtriren.

Ausschwingen, — an einem Schwingfeste alle Mitkämpfer, einen nach dem andern, besiegen.

Ausspintisiren, — 1) einer Sache aus Neugier nachspüren und das dunkel Bleibende durch eigene Muthmaßungen ergänzen oder ersetzen, meist in übelwollendem Sinne; 2) ausforschen; 3) ausklügeln; 4) aushecken.

Austrappen, — einen eigenen oder fremden Fehler 1) gutmachen, 2) entgelten.

Austrätschen, — darhalten, ausmachen, überall das Schwerste machen. XIV, 12.

Aeyne, äys, — jener, jenes.

B.

Bäägg, der, — Schrei.

Bääggeli, — Lämmlein in der Kindersprache.

Babi, — einfältiges Weib (von Barbara); nicht mehr Babi sagen können: auf dem Grad von Trunkenheit angekommen sein, wo man das leichteste Wort nicht mehr aussprechen kann.

Bachtele, — Glockenblume, Narcissus pseudonarcissus L.

Bäcklifarb, — Schminke.

Baggeli, — ein Gläschen Branntwein.

Bahre, m., — Raufe; der Gring i Bahre neche binge, — einem wilden Pferd oder Kuh den Kopf ganz nahe an die Raufe binden, damit sie ihre Unarten nicht treiben können; im gleichen Sinn tropisch von Menschen.

Bähre, — 1) Tragbahre; 2) Karren mit niedrigen Seitenwänden; 3) Fischreuse von Weidenzweigen; Bährli kleines Fangnetz von Garn, um aus einem Behälter Fische herauszunehmen.

Bal für nache, — dem Ende nahe, bald vorbei; — b. f. n. für's Heirathen, fast zu alt für's Heirathen, fast drüber hinaus; b. f. n. mit dem Aesige, wird mit den Lebensmitteln nächstens auskommen.

Balgen, — schelten.

Bäni, — Bendicht.

Bank, der, — die Bank.

Bänne, die, — Karren mit höhern Seitenwänden.

Bannisirt, — wegen Vergehen landesverwiesen.
Bäredreck, — Lakriziensaft.
Barille, — Aprikose.
Bart, — Schimmel am Brod und andern Eßwaaren.
Barte, — rasiren.
Bas, — besser; desch bas, — desto besser.
Baschi, — gutmüthiger, nicht sonderlich begabter Mensch. VI, 224.
Batzen, — Schweizerscheidemünze, an Werth 14 Pf. pr. Cour., 4 kr. rh.
Bauchen, — die schwarze Wäsche mit Aschenlauge auskochen.
Bauelig, — 1) von Baumwolle; 2) schlecht, unhaltbar.
Bauernfünfe, — römisches Fünf.
Bäumele, — auf die Fußspitzen treten, um etwas besser zu sehen oder sich groß zu machen; tropisch: sich überheben. XX, 407.
Bäunde, — Hanfpflanzung.
Bäziwasser, — Branntwein aus Obstabfällen und geringerem Obste.
Bchyme, sich, — 1) von kränklichen Pflanzen: wieder anwachsen; 2) davon tropisch: wieder zu Kräften, zu Ansehen kommen. XVIII, 202.
Beel, das, — einfältige, dumme Person.
Beere, — Erdbeeren, Heidelbeeren 2c. zusammenlesen.
Beeteln, — eine Art Kartenspiel.
Beidsame, — beide zusammen.
Beimann, — Knochensammler.
Beißig, — beißend, schneidend, meist tropisch von Reden.
Beite, — mit Ungeduld warten müssen, harren.
Beize, Einem etwas, — Einem mit etwas eine Falle stellen.
Bekleidung, Bchleidig, — eine vollständige Kleidung.
Belli, — ein allzeit zum Bellen bereiter Hund, dann auch tropisch von Menschen.
Benggle, — kleinere Gegenstände werfen.

Bersette, — Esparsette, Onobrychis sativa Lam.
Berze, — ächzen, stöhnen, aufseufzen, meist vor Mühe und Anstrengung, selten vor Schmerz. I, 122.
Bethli, Betli, — Elisabeth.
Bettag, — der gemeineidgenössische Buß-, Bet- und Danktag, fällt auf den dritten Sonntag im September.
Bette, — die Betten des Morgens in Ordnung bringen.
Bettlergemeinde, — jährliche Gemeindsversammlung, an welcher arme Kinder an den Mindestfordernden verdingt, gleichsam versteigert werden. I, 63. (ist jetzt allenthalben abgeschafft).
B'hah, — behalten.
B'hange, — hängen bleiben.
B'hütis, — 1) (Gott) behüte uns; 2) hie und da mit dem Nebenbegriff: da ist kein Kummer zu hegen.
Bickel, — 1) eine kleine, vorn zugespitzte, starke Hacke an kurzem Stiel; 2) gefühlloser Mensch; 3) ein rechter Bickel, — ein tüchtiger Kerl.
Biecht, das, — Baumreif.
Biet, im Biet haben, — auf etwas ausgehen, im Schilde führen.
Bigger, — kleines unansehnliches Pferd.
Birlig, — kleiner Heuhaufen, gleichbedeutend mit Schöchli. VIII, 253.
Bis, — sei. (imper. von sein.)
Blampe, — 1) sich perpendikelartig bewegen, baumeln; 2) schwanken, bummeln.
Blange, adj., — wehmüthig gestimmt, von einem unbestimmten Unbehagen oder Sehnsucht ergriffen. XIV, 5. Davon
Blange, nach Einem, — sehnlich erwarten. IV, 184.
Blaß, — Name für einen Hund, der auf der Stirn einen weißen Fleck hat.
Blast, — 1) Blähung; 2) Windstoß; 3) Blaskraft.

Blatere, — 1) Blase überhaupt; 2) Schweinsblase, der althergebrachte Geldbeutel älterer Bauern.

Blatsch (Milch), — 1) klatschend zu Boden gefallene kleinere Quantität Milch; 2) das Klatschen selbst beim Ausgießen einer Flüssigkeit. XX, 117.

Blättere, — grobe, faule Weibsperson, die geschäftslos und aufdringlich herumsitzt. VII, 135.

Blättern, — säuselnd die Blätter bewegen. XVI, 120.

Blaue, das, — eine Abtheilung des bernischen Zuchthauses für minder schwere Verbrecher, von der blauen Kleidung der Sträflinge so genannt.

Blegi, — 1) breiter Saum von scharlachfarbigem Tuch unten an der bernischen Weibertracht; 2) Unterfutter überhaupt.

Bletschi, Blötschi, — der schwer und plump niedersitzt oder einhergeht.

Blicken, Einem, — einen Blick des Einverständnisses oder des Befehls geben. V, 168.

Blinzlige, — blindlings, mit geschlossenen Augen, oder in der Finsterniß.

Blodere, — fette Weibsperson, an der bei leiser Wendung oder Bewegung Alles in Bewegung geräth. XXI, 335.

Blütig, — wirklich, wahrhaftig, selbsteigen (selten anders als von Herz, Mensch u. dgl.). XXI, 117. 118, sich in's blütige Herz hinein schämen.

Blutt, — 1) nackt, entblößt; 2) ganz arm, I, 10; blutt machen, — Einen um Hab und Gut bringen, XIX, 334; sich blutt machen, all sein Vermögen weggeben, durch Schenkung — aus Schwäche, — oder durch geheimen Verkauf, — damit der Gläubiger nichts mehr finde; auf dem Blutten hocken, Gegensatz von in der Wolle sitzen; in's Blutte donnern, im Frühling donnern, bevor die Wälder belaubt sind, was man als ein Vorzeichen wiederkehrender herber Kälte fürchtet. XXI, 437.

Blütterlüpf, — 1) ein unbedeutender, schwächlicher, geringer

Mensch, XIII, 223; 2) ein im Bewußtsein seiner Schwächlichkeit furchtsamer und feiger Mensch. XI, 306.

Boden, — Thalgrund.

Bodige, — im Zweikampf, Ringen &c. zu Boden werfen; dann auch tropisch gebraucht.

Bogen, Grasbogen, — ein Netz von Stricken zum Transport eines kleinen Quantums Heu oder Gras.

Bögle, sich, — sich biegen, krümmen, drehen, vor Schmerz oder Selbstgefälligkeit. XVIII, 279.

Bolläugen, — Glotzaugen.

Böllimann, — eine Art Rübezahl, Popanz.

Borge, Einem, — schonen, I, 162. (nie im schriftdeutschen Sinn).

Bort, — 1) Rand; 2) Abhang.

Borze, — sich herumwälzen oder drehen, sich mühsam bewegen, — z. B. kleine Kinder, oder an Schlaflosigkeit Leidende im Bett. XVIII, 197.

Bös auf oder in etwas, — 1) stark, geschickt in etwas; 2) begierig, lüstern.

Böse, — schlimmer, leidender, kränker werden. I, 351.

Bösere, — schlimmer machen, verschlimmern.

Bösdings, — zur Noth.

Bot, — Angebot.

Bott, nur in der Verbindung **all' Bott,** — jeden Augenblick.

Bouschirter Wein, — Flaschenwein, im Gegensatz zu **offener Wein,** Faßwein.

Boutike, — Werkstätte (boutique).

Brachet, — Brachmonat, Juni.

Bradle, — schwatzen, plappern.

Bräme, — Bremse.

Bräml, — Rußflecken im Gesicht, an der Hand oder an den Kleidern.

Bränte, — größeres Milchgefäß, das am Rücken getragen wird.

Bränte, — schwarze, rußige Weibsperson, von
Bränte, — beim Kochen angebrannt und einen daherigen Beigeschmack haben.
Branze, — lärmend und grollend und doch ohne Nachdruck sich über etwas beschweren oder zanken. I, 24.
Bräter, der, — ein altes, der Form wegen aus der Mode gekommenes, doch noch brauchbares, aber nach den jetzigen Begriffen zu großes Stück Hausrath. XVIII, 47.
Brattig, — der Kalender.
Bräuchig, — viel brauchend, unhaushälterisch.
Brav, — tüchtig in körperlicher Beziehung, groß, gut beschaffen, woran nicht viel auszusetzen ist, — seltener im Sinn von rechtschaffen; brav Sachen, reichliche Vorräthe.
Breche, — Hanf oder Lein brechen; davon
Brechete, — das Hanfbrechen in Gesellschaft.
Brechhütte, — der Verschlag, worin der Hanf mittelst Feuers zum Brechen geröstet wird.
Breiammle, — 1) schwatzen, ohne zur Sache zu kommen, so schwatzen, daß der Hörer nicht weiß, was man sagen will; 2) immer der Erste sein wollen mit Reden und Plaudern; XVIII, 282; von praeambulum (priameln).
Breiche, — treffen.
Brichte, — 1) erzählen; 2) belehren; 3) sich um eine Stelle bewerben (ambire); erbrichten, — 1) mit Erfolg belehren; 2) durch emsige Bewerbung an sein Ziel kommen. I, 303.
Briegge, — weinen.
Bring, — schmächtig.
Bringe, es Einem, — Einem ein Glas kredenzen; etwas an Einen bringen, — 1) Einen zu etwas vermögen; 2) Einem mit Recht oder Unrecht etwas Arges vorhalten oder ihn zu Schaden bringen.
Britsche, — kleine Schleuse zum Wässern der Wiesen.

Brönz, — Branntwein.

Brösele, — 1) brudeln; 2) heimlich etwas Ausgesuchtes für sich insbesondere kochen.

Brösmeli, — Brosamen, eines Brosamens groß.

Brümmele, — 1) leise, undeutlich sprechen; 2) sich mit unterdrückter Stimme beklagen.

Brummelsuppe, — Brummbär, mißlaunige Person.

Brunge, — gebracht.

Brunst, — Feuersbrunst (nie in anderm Sinn).

Brütig, — 1) brüten wollend (Geflügel); 2) unreif (Obst, tropisch auch junge Leute).

B'schysse, — 1) schmutzig machen, in jeder Beziehung; bschisses Züg, — schwarze Wäsche; 2) betriegen; — das gleichlautende Particip: 1) betrogen; 2) betrüglich.

B'schlage, — Einem antworten können; im part.: nie um eine Antwort verlegen. XXI, 194.

B'schüße, — reichlich darhalten, eintragen, abwerfen, vortheilhaft sein. XII, 213.

B'schütte, — begießen.

B'sunderbar, — außerordentlich, ungewöhnlich, absonderlich.

Bübbi, das, — die weibliche Brustwarze.

Bubig, — kokett, mannssüchtig, buhlerisch (stärker als: anlässig). VII, 43.

Bücki, — 1) Jauchefaß; 2) Bottich zu eingemachtem Gemüse.

Buffert, — Schrank zum Aufbewahren des feinern Tischgeräthes und allerlei Schaugegenstände, daher meist mit Glasthüren versehen (im Gegensatz zum Genterli). I, 18.

Buggel, — 1) Höcker; 2) Rücken; 3) Hügel.

Bummer, — Spitzhund, Pommer.

Bunge, — 1) gebunden; 2) verbindlich gemacht. XXI, 293.

Büntel, — 1) Bündel; 2) munteres, wohlaussehendes, dann auch schalkhaftes Kind (in letzterer Bedeutung bloß als Scherzwort gebraucht).

Burde, — 1) Bund (Stroh); 2) Wurf (Junge).

Bursami, — Bauernschaft, Bauernwelt, Gesammtheit der Bauern. I, 148.

Burscht, — die Classe der jungen erwachsenen Bursche.

Bürzi, — der Hintertheil des größeren Geflügels, der Hühner, Gänse u. s. w.

Busch auf, — wohlgemuth, guter Dinge.

Busen, — Busentasche (nie im schriftdeutschen Sinn).

Buß, — Kleinigkeit, Atom, Jota, meist bildlich gebraucht.

Butele, — in den Armen wiegen, schaukeln.

Büzi, n., — 1) Zitze, Euter; 2) zusammengerolltes Stück gehechelten Hanf's oder Lein's.

Byge, Bygete, — ein sorgsam geschichteter Haufe Holz oder anderer Dinge.

Byse, Byslust, — Nordostwind.

Bystal, Bystel, — Fensterpfosten bei der ältern Bauart, die je zwei nahestehende Fenster durch ein Bystal schied.

Byste, — pusten, keuchen. I, 122.

C.

Cantönler, — Einwohner der drei Urcantone Uri, Schwyz und Unterwalden.

Cärlishof, — große Festlichkeit, rauschende Belustigung, lebhafte, schäkernde Unterhaltung zwischen beiden Geschlechtern. XVIII, 10; XXIII. Der Ausdruck ist hergenommen von der Hofhaltung Carls des Großen, von der noch mancher Zug im Munde des Volkes lebt.

Chäfle, — hörbar nagen (meist von Mäusen, die in Holzwerk nagen).

Challi, Kalli, — Grobian, Lümmel, Tölpel (von Challe, Glockenschwengel). I, 140; VIII, 190.

Chare, kare, — schmieren, salben.

Charebank, — Bankwagen, worin seitwärts gefahren wird (char à banc, char à coté).
Cha's, — kann es.
Chätsche, — kauen, nagen.
Chaust, — kannst.
Chech, — 1) gesund, rüstig, stark; 2) keck.
Chennbar, — sachkundig.
Chiere, — verdrehen, schief hängen.
Chilchelüt, — die zum Gottesdienst Gehenden oder davon Zurückkehrenden. X, 277.
Ching, — Kind, Kinder.
Chlütterle, — 1) Lockruf für die Hühner, insbesondere der der Gluckhenne für ihre Küchlein; 2) liebkosen; 3) durch Liebkosen etwas zu erlangen suchen. X, 215.
es Chlyseli, — ein klein wenig.
Cho, — kommen.
Chorgericht, — Sittengericht einer Kirchgemeinde, Kirchenvorstand; davon
Chorrichter, — Mitglied dieser Behörde.
Christoffel, — eine alte 40 Fuß hohe hölzerne Bildsäule des hl. Vincentius, Schutzpatrons von Bern, welche schon vor der Reformation aus dem Münster entfernt, und als Christophorus auf einen eigenen Thurm versetzt wurde.
Chuchbüchli, — Lesebüchlein nach der Lautirmethode eingerichtet (von chuche, hauchen), ein Spottname. I, 216.
Chuchifösel, — Aschenbrödel, doch nur als Schimpfname.
Chum, chunst, — komm, kommst Du?
Chumlig, — 1) von Sachen: bequem, gelegen, brauchbar; 2) von Personen: mit denen leicht auszukommen ist, dann auch: hülfreich, dienstfertig.
Chüschele, — flüstern. I, 147.
Chutzlig, — kitzlig (eigentlich und bildlich).
Chysterig, — heiser.
Cousin, — Stechmücke (cousin).

D.

Dä, — dieser, der (als pronomen, nie als Artikel).

Däche, — 1) Dekan, Superintendent; 2) der Höchste, Hervorragendste in einer Gesellschaft, Ausbund.

Dädere, — 1) eintönig und dabei rasch, den Hörer ermüdend, schwatzen; 2) wiedersagen, ausplaudern, Letzteres meist: **umedädere.** IX, 189.

Daherkommen, — aussehen (in Bezug auf die Kleidung). VII, 325.

Dampe, — schwatzen. IV, 71.

Dängele, — mit Hammer und Ambos die Sense schärfen. Davon

Dängelstock, — ein großer Block, auf dem der Ambos befestigt ist.

Dankeigist, Dankeiget, — habe, habet Dank.

Dänne, — hinweg, von da weg; **dänne decke,** — das Essen beiseits, an die Wärme stellen. XIII, 316.

Dascheli, n., — eine vernachlässigt aussehende, verkommene, liederlich gewordene Weibsperson. VIII, 258.

Däsele, — 1) mit ungewöhnlicher Sorgfalt pflegen; 2) liebkosen, zärtlich thun. I, 212.

Datere, — Torte.

Davonbeinle, — mit eiligen Schrittchen seiner Wege gehen.

Däyche, — denken.

De, du, — dann; (**de** in Verbindung mit dem fut., **du** in Verbindung mit dem perf.)

Denk, — wahrscheinlich, vermuthlich.

Dick, — dicht, häufig.

Dieli, — Zimmerdecke. I, 168.

Dienstagsschleipfe, — eine ohne Noth regelmäßig den (Dienstags-) Wochenmarkt in Bern besuchende Weibsperson.

Dienste, — Dienstboten.

Difig, — anschlägig, klug, mit dem Beisatz von behend, rührig, thätig. XV, 106.

Dillers, — Verdrehung für Donners.

Dinggeläri, — 1) Ding, Gegenstand; 2) allgemeine Bezeichnung eines Gegenstandes, für welchen man den rechten Namen nicht gleich findet.

Dings, — auf Borg. X, 220.

Dir, — Ihr, Sie (in der Anrede).

Ditti, — Puppe.

Dobe, — droben.

Doggel, — 1) schlechtgemachte Puppe; 2) unförmliche Weibsperson; davon

Doggeli, — das Alpdrücken, das nach der Volksmeinung darin besteht, daß ein kleines, schweres, sonderbar gestaltetes, gespenstisches Weib sich dem Schlafenden auf die Brust setzt. XVIII, 341.

Dokterzüg, — Arzneimittel. I, 11.

Dolder, — Verdrehung für Donner.

Dole, — dulden.

Dolgg, — 1) Klecks; 2) schwerfällige Weibsperson.

Donnergueg, — Hirschkäfer, Lucanus cervus L.

Donstigs, — Verdrehung für Donners.

Dopple, döppele, — laut, leise anklopfen oder sonst klopfen.

Dorf, — Besuch; z'Dorf gehen, — besuchen. I, 17; dorfen, — auf Besuch bei jemanden sein; auf Einen z'Dorf gehen, — Einen angreifen, auf ihn losgehen. XX, 126.

Dorfmuni, — 1) Zuchtstier, der auf Kosten der Gemeind gehalten wird; 2) Dorfmagnat.

Dörnere, — Dornengebüsch.

Döfele, — zuwarten, Zeit darüber hingehen lassen. XVIII, 33.

Dötzi, — Knipps, Schlag auf die Fingerspitzen (Disciplinarmittel).

Dräthung, — saumseliger Mensch (stärker als Dreißi). I, 149.
Drausstellen, — 1) eilig gehen; 2) durchgehen, entrinnen.
Dreiße, — säumen, zögernd und langsam etwas abthun. VIII, 166.
Dreizinke, — dreieckiges, einen Zoll dickes Backwerk aus Spanischbrodteig, nach jeder Seite eine Spanne lang.
D'rglyche thun, — 1) den Schein tragen, sich stellen, simulare; 2) über eine Sache etwas verlauten lassen, leicht andeuten, daß man um etwas weiß.
D'rnah, — 1) darnach, hernach; 2) so und so beschaffen, öpper d'rnah, — so und so Einer.
Drucke, — Schachtel.
Drungelich, — dringend.
Drüßel, — grober, roher Mensch. XIII, 343.
D'rwyle, — unterdeß, unterweilen.
Düderle, — verblümt auf etwas anspielen. XII, 170.
Düeche, — bedünken, vorkommen.
Duggemäusler, — hinterlistig, harmloses Wesen als Deckmantel seiner Tücke brauchend.
Dühle, — muldenförmige Vertiefung, im gebrauchten Bett, oder auf dem Lande, von zwei kleinen parallelen Bergausläufern gebildet.
Dümpfi, das, — Spur, die der in einen weichen Gegenstand eingedrückte Finger zurückläßt.
Dunder, — St. Gallische Verdrehung für Donner.
Düpfe, — 1) im Eierspiel die Eier auf einander zerschlagen; 2) überhaupt leise auf etwas klopfen; — auch bildlich gebraucht: auf etwas anspielen.
Durchstieren, — etwas auf unverständige, blinde Weise durchsetzen, erzwingen.
Durchziehen, — laxiren. VII, 21.
Dure, — absichtlich oder unabsichtlich bei jemanden Bedauern mit sich erwecken; davon
Dureli, — weinerliches Gesicht (bei Kindern).

Dürenänderle, — ein Gemisch von allerlei Gerüchen. X, 70.

Dürgänt, — durchgehend, z. B. eine Hausflur, die durch das ganze Haus geht.

Dürluft, — Zugwind.

Durtiebe, — abgefeimt, schwer zu hintergehen.

Duße, — draußen.

Dütschi, — ein kleiner Holzblock. X, 296.

Duttere, — klopfen, pochen (vom Herz, vom Küchlein im Ei und dergl.).

Dutzis sein, — mit jemand auf Du und Du stehen.

Dyri däri machen, — schön thun, den Hof machen, scharwenzeln. VII, 49.

E.

Eben treten, — es Einem zu treffen wissen; **eben treten müssen**, — alle erdenklichen Rücksichten für Einen haben müssen. IX, 81.

Eben, dem Tüfel, — 1) dem Teufel gleich, teufelmäßig; 2) angestrengt (z. B. **dem Tüfel eben arbeiten**).

Ebe-so-mähr, — eben so lieb, eben so gut. XVIII, 232.

Ebenrecht, das, — die Mittelstraße.

Ebha, — zurückhalten, in Schranken halten.

Ebsieh, — einholen. VIII, 258.

Egg, — Bergrücken im Emmenthaler Dialekt.

Egli, — Barsch, Perca fluviatilis L.

Ehrig, — aus Erz gemacht.

Ehtage, — Ehevertrag.

Eidigen, — einen Eid schwören.

Eiertätsch, — Eierkuchen, Pfannkuchen.

Eigelich, — 1) genau, pünktlich; 2) wählerisch, sich absondernd, Complimente machend.

Eigends, — insbesondere, ganz besonders.

Einbund, — Pathengeschenk bei der Taufe. IV, 100.

Eingenterlen, — beengen, unter Schloß und Riegel halten. XVIII, 177.

Eingericht, — 1) Einrichtung; 2) Eingeweide, dann das Innere des Körpers überhaupt; 3) körperliche Beschaffenheit, Constitution. X, 219.

Eingrasen, — für den täglichen Bedarf Gras mähen.

Eingruppen, — 1) sich ducken; 2) sich unterziehen, in die Sache schicken; 3) den Muth verlieren. XXI, 269.

Einisch, — 1) einmal, im Gegensatz zu mehrmals; 2) endlich, z. B. chunst einisch?

Einmal, emel, — wenigstens (nie im schriftdeutschen Sinn).

Einmannen, sich, — sich an einen Ort hin oder in eine Familie hinein verheirathen. VIII, 243.

Einmetzgen, — einen Verwandten zum Aufenthalt in der Familie oder im Hause nöthigen, um ihn desto sicherer beerben zu können. IV, 328.

Einschlirggen, — 1) beibringen, z. B. den Kindern Brei, Arzneimittel u. dergl.; 2) unvermerkt einschalten, mit unterlaufen lassen, Einen zu einer Meinung bringen, ohne daß er es merkt. XIII, 330.

Einschoppen, — vollstopfen.

Einstandmeitli, — Ersatzmagd während Krankheit oder sonstiger Entbehrung der eigentlichen Magd.

Eintreiben, — zu fühlen geben, eintränken.

Einurben, — einverleiben; davon eingeurbet, — eingefleischt, unausrottbar, gleichsam was im Urbar (Grundbuch) eingetragen ist. VIII, 312.

Einzug haben, — Unterschlauf, heimliche Aufnahme finden, auf verdächtige Weise öfter einen Ort besuchen, — dann auch: den Platz hergeben zu unsittlichen oder sonst verdächtigen Zusammenkünften. X, 339.

Einzüger, — 1) Einzieher, Rentbeamter; 2) neu einziehender Hausbewohner.
Elb, — gelbe Naturfarbe der Schafwolle.
Emd, — Grummet; Emdet, — die zweite jährliche Heu-Ernte.
Enangerenah, — sogleich, alsbald.
Ender, — 1) eher, schneller; 2) leichter, lieber.
Entnachten, — 1) von der Nacht übereilt werden; 2) auswärts die Nacht zubringen.
Enzenewasser, — Enzianbranntwein.
Erchrute, — abprügeln, zusammendreschen.
Erdäpfelrösti, — geröstete Kartoffelscheibchen.
Erdbeere, — Erdbeeren sammeln.
Erdbeeristurm, — Erdbeeren mit Milch und Hafermehl,
Erheit, — erfunden, böswillig ausgesonnen, gewöhnlich in der Verbindung: erheit und erlogen. XVIII, 197.
Erhocket, — 1) aus dem Gange gekommen, in Stillstand gerathen; 2) eingewurzelt.
Erhuse, — ersparen durch haushälterisches Achtgeben auf jeden Vortheil.
Erklagen, sich, — 1) sich ernstlich beklagen; 2) sich satt klagen.
Erlaubniß, — Confirmation, Zulassung Seitens des Pfarrers zum künftigen Gebrauch des heil. Abendmahls, — davon
Erlaube, — confirmiren.
Erleide, — 1) überdrüssig werden. I, 109; 2) aushalten.
Ermanne, — durch Heirath erwerben.
Ernäsele, — ausschnüffeln, ausspintisiren.
Ernüchter, — hungrig und dadurch matt werden.
Errinne, — aufkeimen, sprossen.
Erscheinung, — Erscheinung vor Gericht.
Erschießen, — mit Schießen etwas gewinnen, z. B. an Schützenfesten.

Erschütte, intrans. und reflex., — 1) Ekel bekommen; 2) innerlich stark aufgeregt werden, ob etwas schaudern; 3) sich sehr über etwas aufhalten, in heftigen Widerspruch gerathen. VIII, 208. XVIII, 25.

Ersorge, — besorgen, mit Bangigkeit erwarten.

Ertaubet, — heftig erzürnt; davon ertäuben, erzürnen. VII, 319.

Erwarten sein, Einen, — jemand erwarten.

Erwerchen, — erarbeiten.

Erwilden, — wild werden. XV, 50.

Erworgen, — ersticken durch Würgen, intrans. — erwörgen, dasselbe trans.

Exact, — 1) genau; 2) es genau nehmend, Genauigkeit fordernd.

Exgüsi, — um Verzeihung! (excusez).

F.

Faaggeli, — 1) unordentlich gekleidete Weibsperson; 2) eine solche, die alles mit sich machen läßt. XIV, 404. XXII, 27.

z'Fade schlah, — 1) vorläufig etwas niedernähen; 2) einfädeln, einleiten, vorbereiten.

Fädmen, — einfädeln, den Faden durch das Nadelöhr ziehen.

Fählen, — ringen. VII, 107.

Falsch, — zornig.

Fantascht, — Spiegelfechterei, Wunderlichkeit, Einbildungen.

Färech, — Pferch.

Fäschi, — Bekleidung für ein Wickelkind. XIV, 492. Davon

Fäschen, — das Kind einwickeln.

Fasel, — ein Wurf junger Schweine, dann auch ein Haufe kleiner Kinder.

Fassi, — Ueberzug zu einem größern Bettstück.

Fatzenetli, das, — 1) Fetzen, lumpicht Zeug, was bloß dem Scheine dient; 2) eine Weibsperson, die diesem Begriff entspricht.

Fausterli, — kleines Milchbrentchen, das in der Hand getragen wird.

Feckeln, — flattern, eigentlich und bildlich. XVIII, 225. — Von

Fecken, — Flügel.

Fecken, — prüfen, versuchen, auf die Probe stellen. — Davon

Fecker, — amtlicher Aufseher über Maaß und Gewicht.

Feger, — Kämpe, Recke, Raufbold.

Fegnest, — der kein Sitzleder hat, unruhiger Geist.

Fehlbar, — kränklich, dem es oft an der Gesundheit fehlt.

Feiß, — fett, feist; öppis Feißes, — fettes Rindvieh.

Feldspiegel, — Fernröhre, Telescop.

Fellade, — Fensterladen.

Fenstern, — am Fenster Besuche abstatten (beim Kiltgang).

Fergge, — 1) mit Anstrengung tragen, schleppen; 2) einen geschehenen Kauf um Liegenschaften gerichtlich ausfertigen. I, 12; 3) durch Ertheilung von Audienz die Leute abfertigen (z. B. ein Arzt).

Ferlimoore, — Mutterschwein.

Ferm, — 1) tüchtig; 2) fest, standhaft, ohne Blatt vor dem Mund. VII, 433. (ferme.)

Figge und Mühle haben, — 1) gewonnen Spiel haben, im Mühlenspiel; 2) zwischen zwei oder mehreren angenehmen Dingen die Auswahl haben. XII, 195.

Figgestiel, der, — eine wählerische, schwer zufriedenzustellende, an Allem eine schwache Seite entdeckende Weibsperson. XIII, 297.

Finger aufhaben müssen, die, — zu einer Eidesleistung genöthigt werden.

Fingerbeeri, das, — Fingerspitze.
Fingerle, — öfter betasten, zuweilen in dem Maaß, daß die Fingereindrücke sichtbar sind, z. B. bei Zwetschen, denen dadurch der blaue Hauch abgewischt wird; bildlich auch vom weiblichen Geschlechte: sich fingerlen lassen.
Finstrer Mond, — Neumond.
Firn, — 1) der nie schmelzende Schnee der Hochalpen; 2) die Schneekuppen.
Fisle, — mit irgend einer kleinern Handarbeit sich eifrig beschäftigen, ohne daß dabei etwas herauskömmt. VII, 318.
Fitze, — Kinder mit der Ruthe züchtigen. VII, 217.
Flachsere, — Leinpflanzung.
Flädere, — flattern, fliegen (eigentlich und tropisch); es flädern lassen, viel Geld verthun. XII, 137.
Fläre, — derbe Maulschelle mit der vollen Hand.
Fläthig, — flink, rasch, hurtig. VIII, 295.
Flattirigi, — Kunst oder Gewohnheit zu schmeicheln.
Flegel stellen, den, — 1) auf den Kopf stehen; 2) durch Aufstehen oder Handaufheben seine Stimme abgeben, ohne sich zuvor an der Discussion betheiligt zu haben.
Fleglete, — die Mahlzeit bei Beendigung des Dreschens.
Fleischtage, — die Tage in der Woche, an denen Fleisch auf den Tisch kömmt.
Flemme, — im Examen durchfallen lassen, dann überhaupt jemand hintansetzen.
Fleßig, — flußfiebrig, den Schnupfen habend.
Fletternaß, — so naß, daß kein Flitter trocken bleibt, pudelnaß.
Fleuge, — Fliege.
Flisme, — flüstern. I, 147.
Flohne, — Flöhe fangen.
Flotschig, — kothig, naß (vom Wetter oder Weg).

Fluchen, — einen Eid leisten (nur von ganz entsittlichten Menschen gebraucht). XII, 189.

Flüssig, — eiternden Hautausschlägen unterworfen.

Föh, — 1. oder 3. plur. praes. von fangen.

Föhn, Flühluft, — heißer Südwind, der im Frühling Blätter und Blüthen versengt, der äußerste Ausläufer des Scirocco, oder ihm wenigstens verwandt. XVIII, 268.

Förmen, — eine Form geben.

Forne, — Forelle.

per Forscht, — mit Gewalt, ohne Widerrede, par force.

Fortbräuken, — 1) die ungesunden Gerüche in einem Zimmer durch Räuchern vertreiben; 2) verjagen, vertreiben, meist durch beißende Reden. XIV, 318.

Fösel, — ein leiblich und geistig unbedeutender, schwacher Mann. III, 243.

Fötzel, — 1) zerfetztes Kleidungsstück; 2) in zerfetzten Kleidern herumlaufender Mensch; 3) Lump, Proletarier.

Fragen, Fragenbuch, — Heidelberger Katechismus.

Frein, — wohlmeinend, gutherzig, friedliebend, harmlos. VII, 316.

Freundlichkeit, — außergerichtlicher Aussöhnungsversuch. I, 328.

Fromm, — treu, gutgeartet (Kinder, Dienstboten, größere Hausthiere). I, 12. Biogr. S. 191.

Fry, — 1) wirklich, wahrlich; 2) recht; fry chuel, recht kühl, kalt.

Fuchs, — Verfasser einer populären Streitschrift gegen die römisch-katholische Kirche. XXI, 322.

Fuge, — 1) Possen, Schwänke; 2) geringerer Grad von Bosheit (von fougue).

Fuhren, — 1) trans. das Vieh füttern; 2) intrans. übermäßig sättigen.

Ful, — 1) faul; 2) träge; 3) untauglich, nichtsnutzig; 4) listig, verschlagen.

Fütt, auf alle, — 1) mit aller List; 2) hartnäckig auf's Aeußerste; 3) alle möglichen Eventualitäten in's Auge fassend. XIII, 123.

Fülli, — 1) Füllen; 2) ungehobelter, leicht das rechte Maaß überschreitender, in Wort und That übermüthiger Mensch. VII, 121.

Fungge, — zerknittern; anfunggen, — unordentlich ankleiden.

Fungist, — finden würdest.

Für, — 1) vorbei; 2) übrig bleibend; für haben, — übrig haben, mehr als genug besitzen; für machen, — ersparen.

Fürabe, — Feierabend.

Fürblatte, — Feuerheerd; Fürblattehuhn, — Aschenbrödel.

Fürcho, — 1) vorkommen, scheinen; 2) zuvorkommen; 3) überstehen, nicht zu Grunde gehen in einer Noth, nicht sterben, aller Erwartung zum Trotz. XXII, 80.

Füre, — hervor; fürecho, — hervorkommen.

Füre machen, — 1) hervorkehren, herausholen; 2) bezahlen.

Füre müssen, — bekannt werden, ans Licht treten.

Fure, — Furche; de muß e Fure gah, — 1) dann muß ein merklicher, entscheidender Schritt geschehen, alles angewendet werden; 2) dann muß es eine großartige Lustbarkeit geben. XVIII, 260.

Fürfuß, — der untere Theil des Strumpfs.

Fürgschauer, — Gemeindsbeamter zu Beaufsichtigung der Feuerstätten.

Fürgstütz, — weit vorstehende weibliche Brust.

Fürig, — überflüssig.

Fürige Ma, — Irrwisch; zum Irrwisch verdammte Seele eines Abgestorbenen. I, 10.

Fürnäh, — unternehmen.

Fürsi, — vorwärts.

Fürtaub, — schrecklich erzürnt, in lichterloh entbranntem Zorn. X, 91.
Fürtüfel, — Pulverschwärmer.
Fürtuch, — Schürze.
Fuß, — der vierte Theil der Berechtigung, ein Stück Hornvieh den Sommer über auf einer Alp weiden zu lassen; — die ganze Berechtigung heißt ein Küh- oder Bergrecht. IV, 256.
Fußete, — Fußende am Bett.
Fußsack, — Spritzleder an einem Fuhrwerk.
Futsch, — verloren; von dem französischen foutu, dem Teufel zu.
Futtergang, — der zum Aufbewahren und Zurüsten des täglichen Bedarfs von Futter für das Vieh bestimmte Raum zwischen Tenne und Stall.
Fygebitzli, — feines Dämchen, eine Frau, die nichts recht angreifen mag, was irgend Mühe kostet.
Fyrtig, — katholischer Feiertag (solothurnischer Ausdruck).

G.

Ga, — gen, hin, nach.
Gaagge, — 1) quaken (Krähen, Elstern); 2) stottern. I, 374.
Gäb, — 1) ob; 2) ehe, bevor.
Gabeln, wohin, — wohin gehen mit Bewegung des ganzen Körpers (von langen, schlanken Leuten).
Gablete, — eine Gabel voll.
Gaden, — Kammer.
Gaggle, — gackern.
z'Gäggels werden, — über Gewohnheit lustig, aufgeräumt, munter werden. XXI, 142.
Gah, — gehen.

Gäh, — geben, gegeben.
Gahli, — ein unbedachtsamer, unüberlegt in den Tag hineinlebender Mensch.
Gällen, — bejahen, Recht geben. XVIII, 74. Meist nur in den Formen: gäll sing., gället plur., — nicht wahr? gelt!
Galpen, — das freundliche Gaukeln junger Hunde; 2) liebreich schäkern. VII, 320.
Gampel, — das Gaukeln junger Thiere, Kälber, Hunde, Katzen. VIII, 137.
Gang, — gehe!
Gängig, — 1) leicht gehend, aufgelegt zu gehen (Gegensatz zu gstabelig); 2) leicht Absatz findend.
Ganz werden, — impers. verschwimmen (der Anfang der Ohnmacht, wo man die Dinge nicht mehr mit scharfen Umrissen sieht). X, 17.
Garbenknebel, — das Stück Holz, womit die Korngarben zusammengedreht und gebunden werden.
Gastig, — Gesammtheit der Gäste in einem Wirthshause.
Gattere, auseinander, — auseinanderklaffen, zerfallen.
Gattige, — 1) einer Sache einen guten Anstrich geben; 2) eine Sache in's Reine bringen, bewältigen. XIII, 304.
Gattlig, — artig, wohlgestaltet, nett.
Gaumen, — das Haus oder die Kinder hüten oder besorgen.
Gäxnase, — Gelbschnabel, vorlautes Ding (nur von Mädchen gebraucht). VII, 135.
Geben, es giebt ihn, — er fällt in die Schlinge. XXII, 324.
Gehen, nichts daraus gehen lassen, — eine Ausrede nicht gelten lassen. X, 211.
Geistlich, — 1) andächtig, mit erbaulicher Lektur beschäftigt; 2) frömmelnd. I, 98.
Gelblächt, — gelblich.

Geng, — immer.
Genterli, — kleiner Schrank im innern Wohnzimmer, in welchem Kostbarkeiten und wichtige Papiere aufbewahrt werden.
Gepse, — niedriger Züber von zwei Fuß Durchmesser zum Aufbewahren der Milch.
Gepülver, — Schmähreden, Zornausbrüche.
Gern, — leicht (faciliter).
Gespregelt, — gesprenkelt, mehrfarbig.
Getätsch, — Geschwätz, Schwätzerei.
Getere, — Kamaschen.
Geuggel, — 1) der am Eiteln hängt; 2) ein Verblendeter, Kurzsichtiger.
Geußen, — vor Schmerz aufschreien, winseln.
Gfahren mögen, — mit etwas zu Ende kommen, es durchzuführen im Stande sein; nicht gfahren mögen, eine Sache nicht zu Ende bringen, stecken bleiben. IX, 359.
Gfätterle, — 1) sich mit Spielzeug die Zeit verkürzen (von Kindern); 2) sich mit leichter Arbeit beschäftigen (Stricken u. dergl.), was auf dem Lande noch vielfach für bloße Spielerei träger Weiber angesehen wird; 3) die Zeit vertändeln.
Gfell, — Glück.
Gferg, — Fuhrwerk.
Gficht, — Geflügel. XIV, 513.
Gflauder, — 1) flatterhaftes, leichtes, nicht dauerhaftes Zeug; 2) was fest anliegen sollte und es nicht thut, z. B. die abstehenden Blätter des Weißkohls.
Gfleischet, — wohlbeleibt.
Gfräß, — 1) Gesicht (grober Ausdruck); 2) ordnungslos zusammenliegende werthlose Gegenstände, Auskehricht.
Gfußet, — 1) (gut, schlecht) zu Fuße; 2) gerüstet, gewappnet, mit solider Stütze versehen.

G'hah, sich, — sich beklagen, jammern.
Ghältli, — 1) Ort, wo etwas aufbewahrt wird; 2) kleiner Versteck.
G'hebt, — erzwungen; er will's g'hebt hah, er will's erzwingen. VII, 100.
G'heie, das, — Lärm, Aufsehen. Von
G'heie, — 1) fallen, stürzen; 2) werfen. I, 77; 3) impers. bekümmern. XVIII, 305; 4) reflex. sich entfetnen (im Zorn gebrauchter grober Ausdruck). XXI, 386. XXII, 33.
Ghogerig, — 1) höckerig, uneben; 2) hüglig.
Ghüder, — Auskehricht. XII, 164.
Ghürsch, — verwickeltes Ding, eigentlich und bildlich (Faden, Rede). III, 277.
Ghusme, — Miethsmann, Hausmann. I, 85.
Gjäg, — die in voller Jagd begriffene Meute.
Giblet, — gestorben (grober, verächtlicher Ausdruck). XXII, 73.
Giecht, — Eiterung, Entzündung; d's Giecht chunt dry, die Wunde wird gefährlich (eigentlich und tropisch). VII, 254. XVIII, 13.
Giftle, — giftige, böswillige Worte in die Rede mischen. XXI, 431.
Giftlöffeli, — ein Weib, das aus angewöhnter Verbitterung giftlet.
Gilbricht, — Gelbfink, Emberiza citrinella L.
Girizi, — Kibitz, Fringilla vanellus L.; Girizimoos, das im Volkswitz den alten Jungfern dereinst zu Theil werdende Paradies, bevölkert mit Katzen, Schooshunden, Klatschweibern, Kaffeevisiten u. dgl.
Gitzi, — Zicklein.
Gitzinest, — abgelegener rauher Ort, hergenommen von den Ziegen, die im Sommer auf den rauhesten Bergen geweidet werden.

Gix, — schriller, abgestoßener Laut oder Schrei.

Gläck, — kleines Futter für die Kühe, Rüben, Möhren, Runkeln u. s. w., besonders Kleie und Salz. X, 200.

Gläis, — Niklaus.

Glanz, — glänzender Himmel zur Nachtzeit, gefürchtet wegen des oft dabei eintretenden Frostes.

Glare, — Glotzaugen, stiere Augen, selten Augen schlechthin; davon

Glare, — gleißen, grell in die Augen scheinen. VII, 74. X, 32.

Glarig, — von grellen, schreienden Farben. XIII, 164.

Gläsig, — gläsern.

Glätteisen, — Bügeleisen.

Glauben, der, — das apostolische Glaubensbekenntniß.

Gläus, — Geleise; im Gläus ebhah, — dafür sorgen, daß die Sache nicht gar zu schief gehe.

Glegeheit, — 1) Sachlage; 2) Beschaffenheit einer Liegenschaft; 3) die Liegenschaft selbst. II, 143.

Gleich, — Gelenk; keis Gleich mache, kein Glied rühren oder biegen.

Gleitig, — flink, rasch, hurtig.

Gloschli, — Unterrock.

Gluggere, — Brüthenne.

Glungge, — tiefere Pfütze, Lache, Tümpel, Weiher.

Gluntsche, — das Klatschen bei'm Falle eines festen Körpers in's Wasser (Gegensatz: platsche). XXII, 204.

Glustig, — lüstern.

Gly, — bald, nächstens (eine spätere Zeit andeutend als „gleich“, von dem es abstammt).

Gmein, — herablassend, leutselig, umgänglich.

Gmeine, — 1) gemeinschaftlich besitzen, genießen. I, 99. 2) mithalten. XIV, 77.

Gmeinsmanne, — Vorgesetzte der Gemeinde.

Gmühe, — 1) impers. bemühen, es bemüht mich; 2) reflex. sich für etwas anstrengen, die Mühe nicht scheuen. III, 11.

Gnage, — benagen.

Gnamt, — verabredet, besonders ein zu einer Zusammenkunft vorausbestimmter Ort. VII, 53. es Gnamts, eine genannte, festgesetzte Zahl. XXI, 162.

Gnappe, — 1) wanken, wackeln. XVIII, 304. 2) hinken. III, 60. Davon

Gnäppeler, — aus Alter unsicher einhergehender Mann.

Gnepfe, — 1) schwanken, wackeln (eigentlich das iterativ. von gnappe, dann verstärktes gnappe); 2) schwerfällig oder affectirt gehen. I, 105. Davon

Gnepfi, — der kritische Augenblick, wo es sich darum handelt, ob der Geltstag vermieden werden könne oder nicht. XXI, 179.

Gnietig, — üble Laune und Ermüdung infolge zu schwer auf die Probe gestellter Geduld 1) empfindend, 2) verursachend; ich bin gnietig, und: ein gnietiger Mensch. XVIII, 188.

Gnippe, — großes, halbmondförmiges Hackmesser mit zwei Griffen.

Gnist, — Mischmasch ordnungslos durcheinander gewürfelter Gegenstände.

Gnüger, — beschwerlicher.

Gnürzi, — Einer, der meint, er müsse sich abarbeiten, und alles abdarben, um durch die Welt zu kommen, ohne es doch in der That nöthig zu haben, Knauser, Batzenklemmer. XVIII, 288.

ih Goh, — ich gehe.

Göhl, — 1) einfältiger Mensch, Tropf, Cretin; 2) Narr, Geck, Einbildischer.

Gohn, — an einem langen Stiel befestigter hölzerner Eimer, zum Schöpfen von Wasser, Jauche u. dgl.

Göller, das, — sammtene, vorn mit Korallen, Gold und

Silber gestickte Halsbekleidung der Bauernweiber im Canton Bern.

Göllerketteli, — silberne mit Haften von gleichem Metall an das Göller befestigte Ketten.

Gottel, — so Gott will.

Götti, Gotte, — Pathe, Pathin; Götti, Gotteli, — Pathenkind (Knabe, Mädchen); Göttexti, — Pathenkinder.

Gotteströppeler, — Frömmler, Pietist.

Gottwilche, — willkommen in Gott.

Graagge, — kriechen, krabbeln.

Gräbd, — Leichenmahl.

Gräbel, — 1) unordentlich herumliegende oder über einander geworfene Holzstücke. III, 186. 2) das Geräusch beim Herunterfallen vieler derartigen Dinge.

Graben, — Thalschlucht.

Gragglych, — 1) gleichgültig (gerade gleich); 2) nicht unangenehm, nicht zuwider.

Grämpler, — Trödler, Höcker (von kramen).

Gramseln, — 1) krabbeln (Insekten, kleine Mollusken); 2) in allen Gliedern prickeln. IV, 17.

Granggelbei, — 1) knorpeliger Knochen; 2) magere Person.

Gränne, — 1) weinen, greinen. XXII, 146; 2) sauer sehen; 3) possirliche oder schadenfrohe Gesichter schneiden. II, 292. X, 174. Davon

Grännete, — Volksbelustigung, wobei Einer den Andern durch Gesichtsverzerrung zu überbieten sucht. XIV, 85.

Gränni, m., Gränne, f., — unfreundliche, sauer sehende, ein schiefes Gesicht ziehende Person.

Grasanken, — aus Grasmilch zubereitete Butter, Sommerbutter.

Gräubäsig, — zweideutig, anrüchig.

Grauech, — eine Aepfelsorte.

Gräuelig, — schimmlicht schmeckend oder riechend.

Grauene Sach, — eine Rede oder That, deren man später reuig wird. VIII, 165; sich graue sy, — reuig sein.

g'Grechtem, — 1) regelrecht, in der Ordnung; 2) ernstlich.

G'reis, — Gang, Geleise, Ordnung; (von reisen, in Gang bringen). XXI, 142.

G'resinier, m. das, — das Raisonniren, Schmähen, Widerreden.

Grichtsäß, — Beisitzer am Untergericht.

Grieggel, — 1) verkümmertes, verwachsenes Obst, Baum, Pflanze; 2) schmächtiger, schwächlicher, verwachsener Mensch. XII, 165.

Gring, m., — Kopf (Grind).

Grisp, n., — der unterste Theil des Unterschenkels, Rist.

Greitti, — ein aus Altersschwäche oder einer andern Ursache mit, um nicht umzufallen, auseinandergestellten Beinen einhergehender Mann.

Grobane, — 1) gerade hin; 2) oberflächlich.

Grobänisch, — 1) ungenau; 2) bäurisch, altväterisch.

Groblecht, — grob, gröblich, ungeschlacht.

Gröggel, — schwächlicher, elend aussehender, meist kleiner Mensch (verwandt und oft verwechselt mit Grieggel). X, 60.

Gruchse, — 1) nicht recht hörbare wehliche Töne ausstoßen, stöhnen; 2) über seine schlechte Gesundheit sich öfter beklagen, um nicht unbeachtet zu leiden. VII, 10.

Gruppe, — kauern.

Grusam, — außerordentlich, über die Maaßen. I, 141.

Grüsel, — 1) grausige Gestalt; 2) abscheulicher Mensch, Unmensch.

Grust, — Prunk in Kleidern, zum Gebrauch zurechtgelegter Putz.

Grystig, — 1) gräulich; 2) hart (solothurn. Ausdruck für grüslich).

Gsäß, n., — der Sitztheil des Körpers. XI, 309.

Gsatz, n., — Vers.

Gsatzlich, — gemessen, gravitätisch in Gang und Rede.

G'sau, n., — 1) Unreinlichkeit, unreinlich gemachte Arbeit; 2) Unordnung.

Gschände, — 1) unnütz verbrauchen; 2) verderben und zu Schanden gehen lassen.

Gschaui, — Brautschau.

Gschell, — Schellengeläute.

Gschirr, n., — 1) Topf, Napf; 2) grober beschimpfender Ausdruck für den Hintertheil des Körpers.

Gschleipf, das, — 1) mühseliges Ziehen oder Tragen; 2) anstößiger Liebeshandel mit einer liederlichen Person (stärker als Zaagg u. Zöök). XX, 482.

Gschlüder, — schaales, unschmackhaftes Getränk. II, 118.

Gschmöcke, — schmecken, behagen.

Gschmuechte, — 1) ohnmächtig werden; 2) den Kopf verlieren.

Gschmuslet, — etwas beschmutzt, nicht mehr ganz rein.

Gschweiggen, — zum Schweigen bringen.

Gsotten und braten irgendwo sein, — viel und oft bei jemand einsprechen, gleichsam das tägliche Brod sein. X 339.

Gspane, — Gefährte, wo nur zwei Personen sind.

Gspäßig, — sonderbar, auffallend.

Gspräch, — redselig, gesprächig.

Gspünst, — Spinnstoff, gehechelter Hanf oder Lein.

Gstabelig, — steif, ungelenk. Vou

Gstabi, — steifer, unbeholfener Mann.

Gstaket, — gedrängt voll.

Gstauch, — Gestank.

Gstieng, — würde ausstehen.

Gstocket, — vollgepfropft.

Gstädel, — 1) hohes, nicht festes, altes, wackliges Gestell; 2) Rumpelkammergegenstand; 3) zu schnell aufgewachsener, hagerer Mensch oder Thier. XVIII, 275; XX, 365.

Gstümpel, — 1) kurze, zerzauste Holzreiser; 2) oft unterbrochene Arbeit. IX, 355.
Gstürchel, — Getümmel, Gewühl.
Gsüchti, n., — Gliedersucht, rheumatische Schmerzen.
Gsy, — gewesen.
Gufe, — Stecknadel.
Gugag, m., — 1) Einer, der Glotzaugen macht; 2) Gelbschnabel, unbesonnener Schwätzer, dummer Junge (vom männlichen Geschlecht, wie Gäxnase vom weiblichen).
Gugelfug, — Neckereien, laute, Lärm verursachende Späße, Unfug. Von
Gugle, — laute Späße treiben, schäckern, wiehernd lachen.
Gugge, — sehen; untere gugge, tief in die Augen sehen; dimin. güggele. XII, 195.
Güggel, — Haushahn.
Güggelhaft, — 1) anspringend wie ein Hahn, aufbrausend; 2) ausgelassen, überlustig.
Guggeli, — 1) Loch in einer Wand, um etwas Kleines hinzustellen; 2) Versteck.
Gugger, — Kukuk.
Gügi, n., — 1) Grille; 2) Lust, Begier.
Gülti, n. pl., — Gültbriefe, Zinsschriften.
Gumi, plur. Gumene, — Kommis, Geschäftsreisender.
Gumpe, — hüpfen. Davon
Gumpi, — Springinsfeld. XXII, 173.
Gunträri, d's, — im Gegentheil (au contraire).
Gurli, das, — Hure.
Gurnigel, — Kurort, sechs Stunden von Bern entfernt.
Gürten, — herumspringen (von Kindern).
Gurts, eis, — in Einem Lauf, auf Einen Schlag.
Güschigut, n., — Plunder, Flittergold, nur scheinbar werthvolle Dinge oder Personen, bei Letztern mit dem Nebenbegriff des Zweideutigen. X, 34.

Gusel, — 1) Eifer, Hitze; 2) oft: blinder Eifer. VIII, 158. Von

Guseln, — aufrühren, aufstören, leicht stechen. I, 331. XII, 164.

Gusi, — Naturlaut u. Lockruf für das Schwein, wie Muh für Kuh, Bäh für Schaf.

Gust, — längere Zeit ungemolken, vor dem Kalben.

Gusti, — junges Rind.

Gutdings, — 1) gutwillig; 2) nachdrücklich.

Guten, — gut, besser werden. III, 229.

Güterbub, Gütermeitschi, — ein einem Bauernhof zur Erziehung zugefallenes armes Kind.

Gutjahr, — Neujahr, Neujahrsgeschenk.

Guttere, — Flasche; Gütterli, — Arzneifläschchen.

Guttuch, — ganz wollnes Zeug; in's Guttuch gehen, — viel kosten; in's Guttuch fahren, — unbesonnen dreinfahren.

Gux, — dumpfer, mühsam hervorgebrachter Laut.

Gwächs, — Getreide.

Gwadet, — mit tüchtigen Waden versehen.

Gwane, — gewöhnen.

Gwinnen, — pflücken, einsammeln, Kirschen, Erdbeeren u. a. kleine Früchte.

Gwirben, — rührig sein, etwas eifrig betreiben. XII, 193. Davon

Gwirbig, — thätig, anstellig, emsig im Erwerben.

Gwunder, — Neugier.

Gybe, — Mutterziege, dann Ziege überhaupt; auch Lockruf für Ziegen.

Gygampfi, das, — die Schaukel.

Gyt auf, — 1) quitt; 2) alsogleich (selten in dieser Bedeutung).

Gythung, Gyzgnäpper, — Geizhals, Filz.

H.

Haag, — Hecke. Vore Haag use kommen, wursten, — aushausen, vergeltstagen. XVIII, 106.

Haaghuri, n., — eine übel aussehende, den Zäunen nach schleichende, vor den Blicken Anderer sich hinter Zäune duckende Weibsperson. X, 43.

Häägge, — durch überflüssige Schnörkel unleserlich gemachte Buchstaben.

Haaren, — an den Haaren zausen.

Habch, — Habicht, Hühnerweihe; Falco butio L.

Haben, auf Einem viel, wenig, — Einen hoch, gering achten. XII, 274. — Einen mit Einem oder Einer haben, — einen Tanz tanzen.

Haben, — vom Sauerteig durchdrungen werden und aufgehen (Brod). XXII, 338.

Habersack, — Tornister.

Häftlimacher, — 1) Verfertiger von kleinen Schnallen und Häklein, ein armseliges, verachtetes Gewerbe. XII, 173. XIII, 86. 2) Hausirer, Vagabund, gering geachteter Mensch.

Häftlimöntsch, — aufbegehrisches, trotziges Weib. VII, 431.

Halbbatzig, — schlecht, werthlos, nicht dauerhaft.

Halblein, — das gewöhnliche Tuch der Winterkleider bernischer Bauern, zur Hälfte aus Wolle, zur Hälfte aus Lein bestehend, meist gelblich von Farbe.

Halbwitzig, — 1) einfältig, geistesschwach; 2) halbverrückt. II, 363.

Halftern, — mit einer Halfter festbinden.

Hälsig, m., — kurzer Strick.

Halszäpfli, n., — Adamsapfel, Kehlkopf.

Hamme, f., — Schinken.

Hampfele, — Handvoll.

Handel, aller, — alles, was zu erlangen ist. X, 217. —

Seine Händel haben, — seine Späße zum Besten geben, guter Dinge sein. XVIII, 128.

Handlich, — 1) groß, tüchtig, grob, stark (eigentlich: was die Hand anfüllt); 2) was viel zu thun giebt, viel Pflege erfordert (kränkliche oder ungeberdige Kinder z. B.). VI, 189.; IX, 364.

Hand ob sich sehen, — merken, daß ein Stärkerer über Einen gekommen ist.

Händsche, — Handschuh.

Handzwechele, f., — Handtuch.

Häpeli, — schmächtige, schwächliche Weibsperson oder Kind.

Harnischplätz, — aus kleinen eisernen Ringen zusammengesetztes Küchengeräthe zum Reinigen der Pfannen u. s. w. VI, 33.

Harze, — Mühe, Arbeit kosten.

Häßele, — neidisch, zornig, übellaunig reden oder antworten.

Häßigi, — böse Laune, Keifsucht.

Hauderidau, — leichtsinniger, in den Tag hineinlebender Mensch, der sich seine gute Laune durch nichts trüben läßt. XXII, 47.

Haupt, — Stück Rindvieh. XII, 249.

Haupthellige, — aus voller Kehle. XIX, 137.

Haupttäntisch, — ausgezeichnet. VIII, 149.

Aushaske, — hastig und mit unüberlegtem Eifer das Hauswesen besorgen.

Hausire, — handthieren, sich zu schaffen machen. VII, 102.

Hausräuchi, — Einweihung eines neugebauten Hauses durch einen Schmaus. XV, 94.

Hausset, f., — Hanfsamen.

Hausverbrauch, der, — das zur Bestreitung der Haushaltung erforderliche Quantum von Lebensmitteln und Geld. X, 229.

Hebi, — Sauerteig.

Heilig, — gnädig (in den zwei Verbindungen: es ist ihm

heilig ergangen = er ist mit wenig mehr als dem Schreck davongekommen; — seine Heiligen erhalten: tüchtig geprügelt werden). XX, 264.

Heimath, Heimwesen, — Anwesen, Liegenschaft im eigenen Besitz.

Heiterloch, — kleine Oeffnung, um Luft oder Licht in ein finsteres Gelaß (Keller, Hausraum unter dem Dach u. dgl.) zu bringen.

Heiti, — Heidelbeeren.

Helblig, — der Länge nach in zwei gleiche Stücke gesägte Tanne.

Helfen, — rathen. IX, 23. vgl. Biographie S. 222.

Helge, — Bild, Zeichnung: ursprünglich Heiligenbild. II, 373.

Heli, — der Raum über der Feuerstätte einer Küche, die keinen Rauchfang hat. I, 119.

Helig, — heilige Zeit, kirchliche Festzeit.

Helke, — necken, hänseln, zum Besten halten. X, 184.

Hell auf sein, — 1) gesund, 2) wohlgemuth sein. VIII, 245.

Hell nüt, — durchaus nichts.

Hemmlistock, — das ganze Hemd außer Aermel und Kragen.

Herd, Verbot, ab seinem Herd zu gehen, — Eingränzung auf seinen eigenen Grund und Boden. VII, 244.

Herden, — sich mit Erdarbeiten beschäftigen; herdelen (von Kindern), in ähnlicher Weise spielen. I, 325.

Herdknecht, — in einem größern Bauernwesen derjenige Knecht, der vorzüglich auf den Aeckern beschäftigt wird (die unterste Stufe unter den männlichen Dienstboten, im Unterschied von Melker, Karrer u. s. w.). X, 46.

Herr, — Pfarrer; zum Herrn gehen, den Confirmationsunterricht besuchen; vom Herrn kommen, — confirmirt werden. VII, 135.

d's Herrgotts sein, — nur in der Redensart: bis mer nit d's Herrgotts, — thue mir das nicht zu Leide, sonst wirst du es zu büßen haben. III, 429.

Herregäägger, Herrevogel, — Häher, Corvus glandarius L.

Herrschelig, — in Kleidung oder Benehmen einem Stadtbewohner ähnlich. I, 10.

Herumfirmen, — herumtasten, schnuppern, erförscheln.

Herzkäfer, m., — Liebling. III, 103.

Heubeeri, — Heidelbeere, Vaccinium myrtillus L.

Heublümt, n., — die auf dem Heustock abfallenden Blüthen des Grases.

Heuschleute, — Gewohnheitsbettler. III, 44.

Heustüffel, — Heuschrecke.

Hieß, — heiß.

Himmelsgüegli, — Sonnenkäfer, Coccinella septempunctata L.

Hinderethun, — verhaften, einthürmen, hinter Schloß und Riegel setzen. X, 36; XV, 281.

z'Hinderfür, — verkehrt, das Hintere vorn, das Letzte zuerst; z'hinderfür im Kopf, — geisteskrank, wahnsinnig in nicht hohem Grade.

Hinecht, — heute Nacht (in der vergangenen oder kommenden).

Hineinflisme, — 1) hineinschwatzen, Einen unvermerkt zu etwas vermögen; 2) einflüstern, durch falsche Vorspieglungen zu thörichten Handlungen veranlassen. XVIII, 105.

Hineintrappen, — in eine Schlinge gerathen. VII, 323.

Hingerache, — hinten herunter, abwärts.

Hingerzi, — rückwärts.

Hintenabnehmen, — den Kürzern ziehen, einlenken müssen.

Hintenume, — hinten herum, hinterrücks.

im Hinterlig bleiben, — im Rückstand bleiben; in Hinterlig kommen, — in seinen Geschäften rückwärts kommen. I, 41; VI, 198.

Hinternklopfer, — Rockschoß eines bäurischen Frackes.

Hintersäß, — Einsasse.

Hintersetzt sein, — gut bei Gelde sein, in der Wolle

sitzen, Garantie darbieten für alles, was kommen mag. II, 342.

Hintersinne, sich, — vor lauter Nachsinnen einer wichtigen Angelegenheit den Verstand verlieren. III, 8.

Hirni, — Gehirn.

Höck, — kleiner, schwächlicher, unbeholfener Mensch.

Hocke lassen, — bleiben lassen, unterlassen. IV, 107.

Höcklein, — Häufchen.

Hoger, — Höcker.

Hoggisboggis, — drunter und drüber, bunt durcheinander. X, 65.

Höhn, — böse, übellaunig, zornig. I, 84.

Hohwacht, weithin sichtbare Punkte auf höhern Hügeln, auf denen früher in Kriegszeiten Wachtposten standen, die bei einbrechender Gefahr Tag's schossen, Nacht's Feuer anzündeten. VII, 359.

Holderdoggel, — 1) Hollundermännchen, ein Kinderspielzeug; 2) ein schwacher, keinen Widerstand leistender Mann.

Holzböckisch, — steif und ungelenk wie ein Sägebock.

Holzböden, — Holzschuhe oder schwere Lederschuhe mit zolldicken Holzsohlen.

Hoppe, — auf nur einem Fuße gehen. X, 58. Davon

Höpperle, — 1) happernd, schwankend gehen; 2) im Gehen hüpfen.

Höre, — aufhören, ein Ende machen.

Hosche, — klopfen, um Einlaß zu begehren. VII, 346.

Hosen, — das Stadium im Wachsen des Getreides, wo die Aehren eben aus den Scheiden treten wollen. VIII, 169.

Höseler, — Feigling, Einer, der gleichsam Höslein statt Hosen anhat, also kindisch-furchtsam ist. IV, 163.

Hotsch, — eine in Kleidung und Führung des Hauswesens nachlässige Weibsperson. I, 16.

Hozke, — auf und nieder schütteln, hart schaukeln. XVIII, 268.

Hübschi, — Schönheit.

Hübschli, — 1) leise, sachte; 2) allgemach. I, 138.

Hudel, — 1) Lappen; 2) Lump, liederlicher Mensch.
Hudle, — 1) zausen; 2) Einen immerfort ausschelten, zum Schuhwisch machen. I, 1; 3) in liederlichem Leben Geld verthun, vornämlich im Wirthshause.
Hulli, das, — die Höhlung in der Mitte eines unordentlich gemachten Bettes. XII, 139.
Hültsche, — Hülse, Schale.
Hündligürte, — knausern. VII. 154. Hündligürter, — Knauser.
Hundshäärig, — knauserig, namentlich bei Kauf und Verkauf, und in Behandlung der Dienstboten. III, 409.
Hung (mit stummem g). — Hund, beschimpfend oder bedauernd von Menschen gebraucht, z. B. Freßhung, Faulhung, arme Hung. Davon
Hungs, — ungewöhnlich, sehr, z. B. hungsbös, hungsgroß.
Hung (mit hörbarem g), n., — Honig.
Hunghäfeli, n., — Honigtopf, eigentlich und bildlich.
Hungstock, m., — Bienenkorb.
Hüntschi, — Hühnchen, Küchlein.
Hupf, — von hüpfen (das selber nicht vorkömmt), wie Sprung von springen. IX, 158.
Huppersand, — Glasurerde.
Huppi, n., — gerade auf gerichtete Haare oder Federn, besonders auf dem Kopfe einiger Vögel. X, 282.
Hurlibus, der, — der stets fröhlicher, spaßhafter Laune ist. XXII, 47.
Hürlig, — junger Barsch vom laufenden Jahre.
Hürmehi, — heutzutage.
Hurnigle, — durcheinander regnen, schneien, rieseln, winden; Hornungwetter machen.
Hurnusse, — ein Jünglingsspiel; siehe die Erklärung II, 47.
Hursche, hürsche, — verwirren, untereinanderwerfen. IX, 81.
Husche, — mit der Faust beohrfeigen. IV, 227.
Huse, — 1) haushalten; 2) sparen. I, 42.

Huslich, — haushälterisch, sparsam.

Hüsli, — aus dem Hüsli bringen, kommen, — aus der Gemüthsruhe aufstören, sie verlieren. I, 201.

Hustage, — Frühling. VI, 20.

Hustäglich, ustäglich, — 1) frühlingsartig; 2) im Frühling stattfindend.

Hüst, hott fahren, — links, rechts fahren. III, 234.

Hüstere, — 1) mit Zuruf, Poltern und Peitschen die Pferde antreiben; 2) irgend ein Geschäft auf ähnliche Weise abthun. Verwandt mit

Hustere, — 1) unter Lärm seine Arbeit verrichten; 2) sich abarbeiten, um nicht am Hungertuch zu nagen, auf den kleinsten Vortheil und Nachtheil zu achten genöthigt sein.

Hütig, — von heute, frisch, jung.

Hutte, f., — Tragkorb, der am Rücken angehängt wird.

J.

Jagen; merken, wo es düre jage, — 1) merken, wo hindurch das Wild seinen gewohnten Weg nehme; 2) merken, was eine verblümte Redeweise sagen wolle, oder wie man es anzufangen habe, um die rechten Mittel anzuwenden, an's Ziel zu gelangen. XXI, 198.

Jaggi, — Jakob.

Järb, — hölzerner runder Rahmen, um den eben gesottenen Käs zu formen. XX, 96.

Jäsen, — gähren.

Jast, m., — Eile, Hast, Ueberstürzung. Davon

Jasti, m., Jaste, f., — hastige, alles übereilende Person.

Jémer, — Verdrehung von Jesus.

Ig, — ich.

Immi, — Viertelmääß.

Innefert, — inwendig. VII, 113.

Jocheli, — Interjection des schmerzlichen Erstaunens.
Joggi, — 1) Jakob; 2) ungeschliffener Mensch.
Johle, — eine Melodie jauchzen.
Irren, — 1) aus dem Geleise bringen; 2) unbequem, unangenehm sein. IX, 364.
Irrtig, — Mißrechnung, Mißverständniß, Irrthum.
Jung hah, — Junge zur Welt bringen (von Hunden, Katzen, Kaninchen u. s. w.).
Jungfrau, Jumpfere, — Dienstmagd.

K.

Kabis, — Weißkohl; bei'm Kabis nehmen, — bei'm Schopf ergreifen XIX, 212.
Kacheler, — Hausirer mit irdenem Geschirr. Von
Kachle, — irdener Napf; Kacheli, — kleiner Napf, Kaffeetasse.
Kädere, — 1) schreien (von den Elstern gebraucht); 2) schreiend zanken, grollend schwatzen. IX, 279; neckend streiten. XXII, 274.
Käfer, — Maikäfer, Scarabaeus melolontha L.
Kaffe, das, — ein Essen, dessen Hauptbestandtheil Kaffee ausmacht und das im Laufe des Nachmittags oder Abends genossen wird.
Kafle, — 1) schmieren; 2) ohne Ordnung dreinfahren; 3) in irgend etwas ohne Sachkenntniß herumhandthieren. XIX, 135. Davon
Kafli, — 1) der eine Sache unordentlich macht, z. B. Kinder bei'm Schreiben, Erwachsene bei einem Handwerke, Pfuscher; 2) der sich unberufen in etwas mischt.
Kaib, — Aas (meist als Schimpfwort gebraucht, solothurnisch für das bernische Keib).

Kalberochtig, — 1) wie ein Kalb; 2) von ungestümen, ungeschlachten Manieren.

Käpper, — Verdrehung für Ketzer.

Kär, Gekär, — weitschweifiges, oft wiederholtes und doch nicht zum Ziel führendes, unmuthiges Reden, Bitten oder Murren (milder als Gekeife). I, 132; XII, 174.

Karrer, — der Knecht, der Roß und Wagen zu besorgen hat.

Karsumpel, — bunte Gesellschaft. XVIII, 337.

Käs, einen Käs geben, — aus einer Sache etwas werden. VIII, 245.

Kaselt, — die bei'm Käsen das Scheiden der Milch bewirkende Substanz. XX, 97.

Käule, — kauen.

Kaum, — schwierig, mühselig, kümmerlich. VII, 430.

Käusi, — 1) Schleicher und Keicher; 2) boshafter Kauz, Schlaukopf.

Kauz, — struppiges, zerzaustes, ungekämmtes Haar; verchuzet, — zerzaust, ungekämmt.

Kefi, — Kerker (ein Käfig).

Kegelries, — Kegelbahn.

Kehr, der, — Reihenfolge. III, 415. Davon kehrum, — der Reihe nach. I, 288.

Kehrumthürli, — Wendepunkt; zum K. kommen, — zur Besinnung kommen, von einer hartnäckig festgehaltenen Meinung zurückkommen. XVIII, 320.

Kemi, — Rauchfang.

Kernigs Mehl, — Mehl von Dinkel oder Spelz.

Ketzis, — Verdrehung für ketzers, mildere Bezeugung des Unwillens. X, 44.

Kiefle, — zanken in Scherz und Ernst, keifen.

Kilbi, — 1) Kirchweihe; 2) jede übermäßig lärmende Lustbarkeit.

Kilcher, — Kirchgänger; Kilcher und Märitlüt zelle's, — jedermann spricht davon.

Kindbetti, die, — 1) Niederkunft; 2) Taufschmaus.
Kirsisturm, — Kirschbrei mit kleingewürfelten Brodstückchen.
Kittel, — 1) der weibliche Oberrock für den untern Theil des Körpers; 2) Bezeichnung für die weibliche Landestracht im Allgemeinen.
Klack, m., — Spalte; plur. Kläcke und Klecke, Letzteres Bezeichnung der Risse u. Sprünge in der Hand, die von der Kälte erzeugt werden.
Kläffele, — 1) belfern (von kleinen Hunden); 2) ausplaudern, wiedersagen. I, 86.
Klapf, — 1) Knall; 2) starke Ohrfeige.
Klappere, — schwatzen, klatschen. II, 26 (nie im schriftdeutschen Sinn, wofür kläffele).
Kleb, m., — Namen einer rothen Kuh mit weißem Fleck auf der Stirn.
Kleblaus, — Blattlaus.
Klepfe, — 1) knallen; 2) es klepft Einen, — er wird bankerott.
Kloben, m., — 1) ein starker, hölzerner oder eiserner Nagel; 2) ein zusammengedrehtes Stück ungesponnenen Hanfs; 3) ein Neuthaler, Kronthaler, Brabänterthaler.
Klöhne, — jammern, ächzen, klagen, sich öfter über etwas beschweren, ohne sich darein schicken oder die Ursache davon überwinden zu können. III, 12.
Klöti, m., — Klotz (von Menschen).
Klungele, die, — der Knäuel.
Klupf, — plötzlicher Schrecken. XIX, 142. Davon
Klüpfig, — leicht zu erschrecken, leicht stutzig werdend. IV, 25.
Knautschen, — 1) schmatzend essen (Obst u. dgl.); 2) zur Reinigung in Wasser eingedrücktes Zeug walken oder schlagen.
Kneuäcke, der, — Kniekehle.
Kniepe, — 1) die Schuhe hinten heruntertreten; 2) bei'm Gehen die Kniegelenke nicht brauchen, mit eingeknickten

Beinen gehen; 3) nicht vorwärts kommen im Gehen. XXI, 267.

Knipse, — unbedeutende Gegenstände entwenden. I, 329.

Knopf, — Knoten. XVIII, 304.

Knöpfe, — Hanf geringster Qualität, Hanfabgang.

Knorze, — eine leichte Fingerarbeit, Stricken u. dgl., statt mit Gewandtheit, mit Kraftaufwand verrichten. VII, 64.

Knubel, — 1) ein kleiner, nach allen Seiten schroff abfallender, etwas rauher, aber doch bebauter Hügel; 2) grober, rauher, roher Mensch.

Knüble, — klauben.

Knüder, — 1) eingedrückter, etwas verwachsener Mensch (von knüderig, — knorrig); 2) Spottwort für Mann, ohne gerade einen bestimmten beschimpfenden Nebenbegriff zu haben. XXI, 227.

Knupe, m., — 1) Eiterbeule, Beule; 2) weicher Auswuchs am Körper.

Köbi, — 1) Jakob; 2) mildernder Ausdruck für Kerl: tüchtiger, witziger, schlauer, nichtsnutziger Köbi.

Köch, — Gemüse.

Kochete, eine Kochete über haben, — 1) ein Gericht über dem Feuer haben. I, 103. 2) Einem etwas Unangenehmes bereiten.

Köhle, — 1) im Garten Gemüse holen. I, 91; 2) an Hecken und Wegen Gras einsammeln.

Kolder, — 1) Koller, aufbrausendes Wesen; 2) jähzorniger Mensch.

Költsch, — dunkelblau und weiß gewürfelter Kattun oder Leinzeug, in Bauernhäusern meist zu Bettvorhängen verwendet.

Kommen, es kommt ihm, — es geht ihm ein Licht auf, er fängt an einzusehen. IV, 272; an etwas kommen, — an etwas leicht anstoßen. XVIII, 304; an Einen kommen, — bei jemand Hülfe in der Noth suchen, jemand

um etwas Wichtiges ansprechen. II, 131; kommen mögen, — mit einer Arbeit fertig werden, seinen Obliegenheiten nachkommen, mit etwas ausreichen. VI, 278.

Köpfig, — eigensinnig, widerspänstig.

Korben, — 1) Körbe flechten; 2) aushecken, zusammenschmieden.

Kosle, — bei einer nassen Arbeit ohne Noth sich beschmutzen. VII, 325.

Kost, an obrigkeitliche Kost kommen, — in's Zuchthaus kommen. IX, 83.

Köstlich, — kostspielig, theuer (nie im schriftdeutschen Sinn).

Kötze, — ein Geschäft, Waschen z. B., unreinlich abthun.

Kötzere, impers., — Ekel empfinden, zum Erbrechen gereizt werden.

Krächelig, — altersschwach, gebrechlich. VII, 163.

Krachen, — düstere Waldschlucht.

Kramen, — 1) ein Geschenk machen; 2) etwas einkaufen.

Kräschle, — rascheln, rauschen wie dürres Laub oder steife Gewänder. Davon

Kräschlig, — lebhaft, zu Allem aufgelegt, leicht elektrisirbar.

Kratten, — kleinerer hoher Korb. Davon: 1) Einem im Krättli sein, — der Gewogenheit jemandes sicher sein; 2) Einen im Krättli haben, — einer Person, namentl. eines Liebhabers, so sicher sein, daß man sich auf seine Kosten manches erlaubt. XXI, 195.

Krauch, m., — die Kraft, Athem zu schöpfen oder eine leichte Bewegung zu machen; keinen Krauch mehr thun können, — nicht einmal mehr zu kriechen, viel weniger zu gehen im Stande sein. XIII, 311.

Krauen, — kratzen, krabbeln. Davon

Kräuel, der, — die Kralle.

Krausi Mausi, — Quodlibet, Durcheinander, Gewäsche. V, 173.

Krautkuchen, — Spinatkuchen.

Kräze, — Käfig.

Kräzen, — 1) auf dem Rücken tragen; 2) etwas mühsam schleppen. I, 27.

Kräzete, — 1) eine auf dem Rücken getragene Last von großem Umfang; 2) Zuträgerei.

Krebeln, — kratzen.

Kribel, das, — Geschreibsel.

Kries, das, — Tannnadeln.

Krös, das, — Gekröse.

Krügeli, — 1) kleine Kugel; 2) kleine Fleischklöße.

Krummen, — Behälter im Keller.

Krump, der, — Krümmung.

Krüpfe, — Krippe; **Krüpfedrücker**, — ein am stillen Koller leidendes Pferd, das stets seinen Kopf hoch in die Raufe oder in die Krippe steckt.

Krüschler, — ungetreuer Verwalter anvertrauter Gelder. IV, 257.

Krüsele, — 1) kraus machen, werden; 2) impers. es wird mir wunderlich, übel.

Kruselhaar, — gekräuselte Haare, Lockenkopf.

Kübel, — hoher Züber, meist mit nur einem Griff. **Kübli**, dimin.; **über's Kübli lüpfen**, — über den Löffel balbiren, wie ein Kind behandeln. XIX, 142.

Kuchimutz, der, — Aschenbrödel, verächtlicher Ausdruck für die Köchin oder eine andere sich viel in der Küche aufhaltende Person.

Kuchipulver, — Mischung von verschiedenen der gewöhnlichern Gewürze.

Küchli, das, — dünne in Butter gebackene Kuchen. Davon **küchlen**.

Kuder, der, — Lein geringster Qualität, Abgang des Leins; **Kuderbütz**i, — 1) zusammengerolltes Stück ungesponnenen solchen Leins; 2) struppig aussehende und dabei un-

ansehnliche, kleine, dicke Weibsperson. XVIII, 24. Kudermannli, — unansehnlicher Mann.

Küderle, — 1) schön thun, den Hof machen; 2) vorspiegeln; 3) kirre zu machen suchen.

Kuh, von der tauben Kuh fressen, — 1) verblendet sein; 2) durch Schaden klug werden, eine Schwindelperiode von Anfang bis zu Ende durchmachen, und erst auf diesem Wege zur richtigen Einsicht kommen. VII, 145.

Kuhlen, — kühl werden.

Kühn, — groß, ungewohnt. X, 33.

Kummern, — sich der Bekümmerniß hingeben, ängstlich sorgen. IV, 72.

Kunde, Kundius, — Geselle, Kerl, Pfiffikus.

Künden, sich, — 1) im Vorbeigehen Einen besuchen, bei Einem einsprechen; 2) von Todten, Einem erscheinen oder anderswie seine Nähe zu erkennen geben. IV, 322.

Künd's, — bekannt.

Küng, — König.

Küngeli, — Kaninchen.

Kunst, die, — der Ofentritt des Zimmerofens, der durch das Kochen in der Küche erwärmt wird. XII, 93.

Kupen, — schmollen, mürrisch sein. I, 26.

Kuppele, — ordnungsloser Trupp.

Kurlig, — sonderbar, auffallend, komisch, zum Lachen reizend. VII, 86.

Kurzi Zyti, — Kurzweil.

Kusch machen, — sich ducken (von couche), vom Hunde, bildlich auch von Menschen.

Kust, die, — Geschmack. Davon küstig, — schmackhaft.

Kuten, — stark winden, sausen, brausen. I, 305.

Kutte, — Oberkleid der Bauern.

Kuttefecke, — Rockschoß.

Kuttle, — Kaldaunen. VII, 7.

4*

Kuttlerugger, — herber, saurer Wein, der gleichsam die Eingeweide ertönen macht, ein Spottname. VIII, 75.
Kutter, — Tauber, männliche Taube. I, 173. Davon
Kuttern, — buhlen.
Kyb, m., — grollendes, zänkisches Wesen, verbissener Zorn. VII, 212.

L.

Lächerlich, — aufgeräumt, heiter, lachlustig. V, 109 (sehr selten im schriftdeutschen Sinn, wofür eher kurlig).
Laden, m., — langes Brett.
Lädi, — Pinsel, schwachsinniger Mensch. XII, 177.
Lafere, — plappern, ohne zu denken. XVIII, 282. Davon
Lafert, m., — Plappermaul.
Laid, — solothurnisch für leid.
Lalimeitschi, — ein Mädchen, das 1) in den Tag hinein lebt; 2) seinen Vortheil nicht zu erhaschen weiß; 3) das sich nicht zu helfen weiß. XXI, 435.
Lälle, — der offne Mund mit herausgestreckter Zunge. XX, 106. Davon
Lällekönig, — das alte jetzt beseitigte Wahrzeichen von Basel auf der Rheinbrücke, die hölzerne Bildsäule eines Königs, der bei jedem Stundenschlag die Zunge weit herausstreckte. VII, 64.
Lampe, — welken, schlaff herabhängen. X, 85.
Länder, — Bewohner des Entlibuchs im Canton Luzern.
Landfaß, — Weinfaß zum Transportiren, im Gegensatz zum Lägerfaß, das stets im Keller liegen bleibt, und meist größere Dimensionen hat.
Landjäger, — Gerichtsdiener, Constabler.
Landschäftler, — Bewohner des Cantons Baselland.
Ländti, — Landungsplatz.

Lange, länge, — 1) reichen, darreichen. II, 394; 2) länger werden. XIX, 150.

Längs Stück, — eine geraume Weile.

Läntwylig, — langweilig.

Lappi, — gutmüthiger Mensch, der sich zu allem hergiebt; Waschlappen. IV, 325.

Lärmidire, — lärmen, losziehen.

Laschi, das, — dummes, gedankenloses Weib. XIII, 313. XVIII, 302.

Lätsch, — 1) Masche bei'm Stricken; 2) Schleife an Bändern, Halstüchern; 3) Schlinge.

Lätschmaul, — schiefer, hängender Mund, infolge Naturanlage oder Unzufriedenheit.

Lätz, — 1) unrichtig, unwahr; 2) fatal, nachtheilig; lätze Seite, — Rückseite, Kehrseite; lätzer Hals, — Luftröhre. IV, 272; öppis Lätzes machen, — einen Selbstmord begehen. XXI, 45. (Stammwort von „verletzen").

Lauene, — Lawine; es lauenet, — Lawinen stürzen; glauenet werden, — unter einer Lawine umkommen. VIII, 215.

Läufterli, — Schiebfensterchen. I, 51.

Lauser, — 1) Kamm mit nahe beisammen stehenden Zähnen; 2) ein Kind, das Possen nicht ganz unschuldiger Art im Kopfe hat. IX, 28.

Lay, — lasse. (3 praes. conj.)

Lebhaag, — lebendiger Zaun, Dornhecke, im Gegensatz zu Lattenzaun, die früher gebräuchliche Art von Einfristungen durch Holzstangen.

Lebtig, — Leben, Lebtage.

Lecktäsche, — lederne Tasche mit Salz für die Küche.

z'Leerem, — 1) mit leeren Händen; 2) grundlos, umsonst, mit Unrecht. VII, 157.

Lefzge, — 1) Lefze, Lippe; 2) Lektion (von sehr ungebildeten Leuten gesagt statt Lezge). X, 60.

Leibhaft, — Verhaftsbefehl.

Leicht eine hoffährtige Magd thäte das nicht, — es brauchte eine Magd nicht einmal sehr eitel zu sein, um das nicht thun zu wollen. XIII, 42.

Leid, — 1) physisch: schwächlich, elend; 2) moralisch: verächtlich, feig. I, 341; X, 189. Davon

Leide, — abnehmen, schwächer, kränker werden. VIII, 314.

Leist, — legst (2 praes. indic.).

Leistung, — 1) zeitweilige Verbannung; 2) in die Leistung liegen, — nach einer Schlägerei infolge Verwundung auf Kosten des Schlägers auf dem Kampfplatz oder im Wirthshause liegen bleiben, und sich ärztlich behandeln lassen. II, 60.

Leset, — Weinlese.

Leslade, — Leihbibliothek.

Letzi, — 1) die letzten Lebenstage. XIII, 84; 2) Narbe, üble Folgen, bleibende Nachwehen von einer Krankheit oder Verwundung. XX, 311; 3) Landesgränze, Landesmarke, durch eine einfache Mauer bezeichnet. XVI, 379.

Leuen, — ausruhen. I, 116.

Liechten, — 1) leichter werden; 2) Licht anzünden. II, 310.

Liegen lassen, — Einen im Mund der Leute herumziehen, seinen guten Namen gleichsam im Kothe liegen lassen. VII, 97.

Linger, m., — Lineal.

Lische, — grobes Gras, Binsen, Simsen, Seggen.

Lisme, — stricken.

Litze, — 1) falten; 2) seinen Aerger auslassen. XVIII, 280.

Lodele, — wackeln, sich bewegen (angenagelte Gegenstände).

Löffel, — Laffe.

Logeli, — kleines Weinfäßchen von vier bis acht Maaß.

Löhl, — Dummkopf, Pinsel. IV, 238.

Losament, — Wohnung (logement).

Lose, — aufhorchen, mit Aufmerksamkeit anhören, lauschen.

hig, — vollwichtig, vollkommen, rein, z. B. löthiges Kind, löthiger Esel. X, 340.

Löy, löht, — (wir) lassen, (ihr) lasset.

Luege, — 1) mit Aufmerksamkeit hinblicken; 2) sich verwundern; lue — siehe.

Lueg ins Land, — Wachposten, Lauerposten. VII, 262; XVI, 104.

Lueglöcher, — Augen.

Luenz, — freche, feile Straßendirne.

Luft, — Wind; lüften, — 1) frische Luft in's Zimmer lassen; 2) einen Gegenstand der frischen Luft aussetzen. Lüftete, die daherige Handlung. I, 23.

Lüftig, — 1) leichtsinnig, in den Lüften schwebend; 2) den Freuden nachjagend.

Lugethaft, — lügnerisch.

Lugg, — 1) lose; 2) kraftlos; lugg lassen, — nachgeben. I, 331.

Lulli, — Sauglappen kleiner Kinder, um sie zum Schweigen zu bringen. XXI, 22.

Lumpete, — Anlaß zu Verschwendung und tollem Leben.

Lünig, — launenhaft.

Lüpfe, — 1) einen schweren Gegenstand in die Höhe heben; 2) es lüpft ihn, — er macht Geltstag, fallirt. XIII, 24.

Lurgge, — 1) behaglich, langsam saugen, bedächtig trinken. XVIII, 191; 2) reden, und doch mit der Sprache nicht recht herausrücken. XXI, 226.

Lüschli, n., — Geld.

Lusse, — lauern. VII, 155.

Lustig, — hübsch, zierlich (nie im schriftdeutschen Sinn).

Lützel, — 1) klein, schmächtig; 2) elend; 3) tropisch: eitel, unbedeutend (von Menschen). XV, 283.

Lycht, — 1) Leiche; 2) Leichenzug.

Lylache, — Betttuch. I, 207.

Lyre, — 1) wickeln, auf einen Knäuel winden; 2) mit einer Arbeit nicht vorwärts kommen. XVIII, 21. Davon

Lyri, — ein nie zur Sache kommender Mensch. XVIII, 299.

Lyst, — (du) liegst.

M.

Machen, es machen können, — 1) eben genug haben; 2) nichts bedürfen; 3) satt sein. II, 107.

Mädi, — Magdalena.

Mägerlig, m., — magere Person.

Mahle, — kauen, wiederkauen. IX, 187.

Mähre, der Mähre zum Aug luege, — den Schaden nicht länger anwachsen lassen, retten, was noch zu retten ist. XVIII, 181.

Mämmi, — Puppe.

Mänge, — mancher; mängisch, — manchmal; mängem d'wege, — aus mancherlei Ursachen.

Mannen, — heirathen. XII, 322.

Mannetoggeli, — ein leicht zu beherrschender, nicht imponirender, gutmüthiger Mann. III, 65.

Mantel, — Trauermantel, gebraucht bei Leichenbegängnissen, auch früher von den Vorgesetzten als Auszeichnung allsonntäglich beim Gottesdienst, jetzt nur noch bei der Abendmahlsfeier getragen. IX, 159.

Mänteli, n., — Vorhemdchen der Bauernweiber. I, 185.

Märitbigger, — Marktläufer, der meint, kein Markt könne ohne seine Theilnahme abgehalten werden; vgl. Dienstagsschleipfe. VII, 54.

Märten, — 1) markten; 2) handeln.

Mäßbstryche, — ein kleiner Cylinder von Holz zum Abstreichen der zu voll gehäuften Kornmetze. I, 134.

Mastig, — übermäßig nahrhaft.

Maudi, — Kater.

Mäuele, — die Speise im Munde herumwälzen, vor Verlegenheit, Uebersättigung oder Feinschmeckerei. XIII, 275.

Mauggere, f., — übellauniges Gesicht.

Mayi, d's Mayi singen, — 1) eine Unart heftig tadeln; 2) Schadenfreude bezeugen; 3) den Garaus machen, moralisch todtschlagen. XXI, 194.

Mehbesser, — 1) besser (spaßhaft); 2) schlimmer, ärger (spöttisch).

Meierysli, — Maiblümchen, Convallaria majalis L.

Meine, — seine Meinung dahin abgeben. XVIII, 209; sich meine, — großthun, prahlen. VI, 187.

Meister, Meisterfrau, Meisterleute, — Dienstherr, — herrin, — herrschaft.

Meisterhaft, — herrschsüchtig. XXII, 205 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Meisterlosig, — verwöhnt, namentlich im Essen. Meisterlos, — 1) Muttersöhnchen. I, 12; 2) in Zuchtlosigkeit aufgewachsener Mensch.

Meitschi, — Mädchen.

Melchig, — 1) milchreich (Futter); 2) leicht zu melken. X, 8.

Melchtere, die, — ein hölzernes ovales Milchgefäß zum Tragen.

Melker, — der Knecht, der die Kühe zu besorgen hat.

Mensch, das, — Weibsperson, meist, doch nicht immer in dem verächtlichen Sinn von Dirne, z. B. es werchbar's Möntsch oder Mensch, — ein arbeitsames Weib.

Menschelen, — menschlich sich benehmen (im Guten und Bösen), menschliche Schwachheiten theilen. VIII, 188. XXI, 290.

Metzgete, — das jährliche Schlachten von ein bis zwei Schweinen für die Haushaltung. I, 81.

Meu, — (wir, sie) mögen.

Meusi, n., — Meise, Parus L.

Meye, der, — sing. Blumenstrauß; plur. Blumen; Meyeli, — Blümchen. I, 22.

Meyeli, — Maria.

Mi, — man.

Miech, miechisch, — (ich, er) würde machen, (du) würdest machen.

Miesch, — Moos.

Mih, — mich.

Milch herunterlassen, — nachgiebig, demüthig werden (ein von der Kuh hergenommenes Bild). VI, 44.

Mira, — meinetwegen.

Mißtreu, — mißtrauisch.

Mitteli, — Geldmittel, etwas flüssiges Vermögen. IV, 301.

Mocke, m., — 1) das größte Stück Fleisch eines geschlachteten Rindes, am Hintertheil; 2) ein großes klumpenartiges Stück überhaupt; 3) ein großer schwerer Mensch. Möckli, — Stückchen. VIII, 161. XIII, 53.

Möff, — gefühlloser, beschränkter Mensch. IV, 35.

Möffele, — 1) das langsame und mühsame Kauen eines zahnlosen Mundes; 2) munkeln; 3) sich unberufen in etwas mischen.

Mögge, — 1) dumpf, widerlich und ängstlich schreien (gebundene Kälber z. B.); 2) unverständlich reden, wodurch der Hörer übellaunig gemacht wird. XXI, 334.

Mörde, — radebrechen.

More, — 1) Mutterschwein; 2) Schimpfname für eine Weibsperson, die Einen erzürnt hat; 3) Tropf (bedauernd). II, 95.

Morgenesse, — 1) Frühstück; 2) Mittagessen.

Morn, — morgen.

Morndrisch, — am folgenden Tage.

Mösch, — Messing.

Mose, — Beule, Quetschung.

Mucht werden, — matt werden infolge Enthaltung von Speisen. XXI, 5, 216.

Muckeln, muggle, — munkeln.

Muderig, — unwohl, krankhaft unbehaglich.

Muesle, — etwas fette, runde, muntere, fröhliche, harmlose Frau.

Muffi, — unappetitlicher Mensch (eigentlich von der doggenartigen Gesichtsbildung hergenommen); 2) allgemeiner Schimpfname ohne besondere Beziehung. XXI, 255.

Mugge, — 1) Schnake; 2) das Korn am Gewehr; auf der Mugge haben, — auf dem Korn haben, ungern sehen. I, 86.

Muggi, m., — mürrischer Mensch. Davon

Muggig, — von Natur böser Laune, niedergedrückt, barsche und kurze Worte gebend. XIII, 328; (muggen Naturanlage, kupen momentaner Ausbruch).

Muheim, der, — Hausgrille, Heimchen (Gryllus domesticus L.). VII, 214.

z'Mühle, das — das zu acht- oder vierzehntägigem Mehlbedarf hinreichende in die Mühle gegebene Getreidequantum. IX, 81.

Mulch, n., — die Summe der in einer Käserei im Verlauf eines Halbjahrs gemachten Käse. XX, 30.

Müller, — Motte, kleiner Nachtschmetterling. V, 250.

Mündschi, n., — Kuß.

Muni, — Zuchtstier.

Munizehn, — Ochsenziemer.

Mupf, m., — Stoß, Puff; davon müpfen, — puffen.

Mürme, — murmeln, in den Bart reden, brummen.

Muse, — Mäuse fangen.

Muß, — dicke Suppe von Erbsen, Bohnen u. dgl.; Wortspiel: Muß geit über Suppe, — hat den Vorrang, d. h. Noth kennt kein Gebot. I, 350.

Müsterler, — Spottname für Geschäftsreisender in kurzer Waare oder Colonialwaaren.

Mustere, — 1) eine Heerschau im Kleinen abhalten; 2) zur Ordnung weisen. VII, 187.

Mutech, m., — geheimer Vorrath. I, 97.

Muth haben, — zu etwas Lust haben, aufgelegt sein. X, 249.

Mütschli, — kleines Brod von Weißmehl.

Mutt-füüre, — Branderde machen durch Verbrennen von Grasschollen. XVIII, 145.

Mutte, — Scholle. Davon

Muttestüpfer, — 1) der Rekrut im ersten Stadium der Marschirübungen; 2) Spottname für einen an der Scholle klebenden, an altväterischen Sitten hartnäckig festhaltenden Bauern. VII, 319.

Mutz, — 1) kurz; 2) durch Abnutzung kurz geworden. VII, 323; 3) kurz angebunden, von wenig Worten; z'mutz, — einer Sache oder einem Menschen nicht gewachsen. XXI, 217.

Mutzli, — 1) Unterleibchen; 2) Oberkleid ohne Rockschöße.

Myte, — kurze Aermel für den Vorderarm.

N.

Nachbeineln, — mit kleinen zimpfern Schrittchen rasch nacheilen. VIII, 157.

Nachtbuben, — junge Bursche, die Abends und Nachts einzeln auf den Kiltgang oder gemeinsam auf tolle Streiche und Abenteuer ausgehen.

Nächtsami, Nächsemi, — Nachbarschaft, Nachbarn.

Nadisch, — wahrlich, wahrhaftig. I, 202.

Nagel, den Nagel stecken, — den Riegel stoßen, ein Ziel setzen. X, 218.

Näggis, — Schade, üble Folge, meist ein sichtbares Maal

am Körper (geringer und minder schmerzhaft als Letzi). IV, 272.

Nah di nah, — nach und nach.

Näht, — nehmet.

Nähyere, — Nähterin.

Namenbuch, — Fibel, ABCBuch.

Narrochtig, — 1) närrisch (von Dingen und Geberden). I, 115; 2) überlustig.

Näthlig, — ein Stück Faden, soviel man gewöhnlich einfädelt.

g'Natürt sein, — geistig beschaffen sein. III, 9.

Ne, — 1) ein, einen; 2) ihn; 3) ihnen.

Nebeusshah, — ausweichen, nebenausgehen oder fahren. VIII, 190.

Neftebacher, — ein Wein aus dem Canton Zürich, unter den Bauern ganz unbekannt.

Nehmen, etwas vor sich nehmen, — sich etwas vornehmen.

z'Neuders gah, — zu Grunde gehen. XXII, 136.

Neue, — 1) irgendwo; 2) ein oft gebrauchtes, unübersetzbares Adverbium, das dem Satze eine etwas unbestimmte Haltung giebt, die Aussage nicht als unbedingte Wahrheit gelten , z. B. er isch neue nit ufrichtig, — ich halte ihn nicht für ganz zuverlässig.

Neuer, neuis, — jemand, etwas.

Neuery, — in etwas hinein. XVIII, 356.

Neuni, das, — die bei schwerern Landarbeiten um neun Uhr gereichte Erquickung. XII, 198.

Neuthaler, — eine alte Bernermünze, an Werth einem Kronthaler ungefähr gleich.

Nidle, f., — Rahm, Sahne; Nidle wellen, — Rahm sieden; gstoßne Nidle, — zu Schaum geschlagner Rahm. I, 9; XI, 118.

e Niedere, — ein Jeder.

Niederlassen, sich, — 1) sich besänftigen; 2) sich ducken, unterziehen. XXI, 231.

Niedersinget, der, — die Tanzbelustigung, die der Bräutigam an der Hochzeit in Gemeinschaft mit dem Gastwirth hie und da veranstaltet. X, 192.

Niederträchtig, — herablassend, leutselig (wie weithin auch sonst in Deutschland, aber nie im schriftdeutschen Sinn). V, 155.

Niedsig, — abwärts.

Niemerlistag, — calendae graecae, der Tag, der nie erscheint. VI, 322.

Niene, — nirgends.

Nienerum, — aus keinem Grunde (meist nur als ausweichende Antwort auf die Frage: warum?)

Niete, — an steilen Abhängen Vorspann nehmen oder geben.

Niggel, — 1) Niklaus; 2) schmutziger, widerwärtiger Kerl. XII, 33.

Niggele, — sich mit den Fingern an etwas Unnöthigem oder an ganz kleiner feiner Arbeit beschäftigen. I, 339.

Nüggeli, das, — niedliches Ding.

Nöthe, — zwingen, drängen. IX, 258.

Nöthig, — bedürftig. VIII, 7; XIII, 22.

Nothknopf, — an den Nothknopf kommen, — Noth an Mann kommen, zum letzten Mittel greifen müssen. VII, 185.

Nöthlich, — dringend, eifrig. IV, 326.

Notti, nüsti, — nichts destoweniger, gleichwohl, doch. I, 82.

Nüechte, müechte, — schimmlig riechen. XXI, 96.

Nuefere, — zunehmen, sich erholen (von Krankheit u. dgl.). XXII, 119.

Nünizieh, — Mühlenspiel, zu dem neun Steine gebraucht werden.

Nusche, — (in etwas) herumstöbern, wühlen. XXI, 405.

Nüßlikraut, — Feldsalat, Valerianella olitoria Moench.

Nütgrecht, — 1) werthlos; 2) unbedeutend, unansehnlich.

O.

O, — auch.
Oben, — Abend.
Oben einnehmen, — umarmen, um den Hals fassen. VII, 329.
Oberarm, adv., — 1) von oben herab; 2) mit voller Kraft. XVIII, 211.
Obsig, — aufwärts.
Oesch, — Esche.
Oepper, öppis, — jemand, etwas; öppe, — 1) etwa; 2) irgendwo. XXI, 77.
Offenire, — offenbaren.
Offnig, — offen stehend.
Ordelich, — liebenswürdig. VI, 353 (nie im schriftdeutschen Sinn von ordentlich). Davon
Ordelithun, das, — Sittsamkeit, Manierlichkeit, Freundlichkeit. X, 170.
Ordinäri, das, — das aus sechs bis zehn Gerichten bestehende Mittagessen der hablichern Bauern an Markttagen im Wirthshaus. VIII, 184. XII, 202.
Ordnung, in der, — 1) ordentlich; 2) gehörig, gebührend.
Ort, ab, — 1) an der unrechten Stelle; 2) abgethan; ab Ort gehen, — seinem Ende nahen. VI, 103; ab Ort treiben, — zu Ende führen. XIII, 318.

P.

Päckle, — 1) einpacken (kleinere Gegenstände, namentlich Scheidemünze in Rollen verpacken); 2) bethören, umgarnen, gefangen nehmen. XIV, 541.
Pantsche, — 1) spielend herumwerfen, Puppen, Katzen;

2) kleine Kinder auf den Schoos nehmen, streicheln u. s. w. VII, 101.

Parisol, — Regenschirm.

Persche, — natürlich, ohne Zweifel (per se).

Pfausbackig, — bausbäckig.

Pfiffi, das, — Pips, Zungenkrankheit der Hühner. V, 126.

Pflänne, — weinen, jammern, schluchzen, greinen, meist mit Verzerrung des Gesichts. XIV, 44.

Pflanzungen, — die größern Gemüsepflanzungen zu Wintervorräthen, wie Kohl, Bohnen, Hanf u. dgl., im Gegensatz einerseits zum Garten, anderseits zu den Getreide- und Kartoffeläckern. XXI, 170.

Pflartsch, — 1) großer Flecken im Zeug; 2) unthätige, überall im Wege stehende, unbrauchbare, meist große und starke Weibsperson. II, 220.

Pflegel, — 1) Dreschflegel; 2) Grobian. I, 148.

Pflicht, — schwere Aufgabe. XX, 22.

Pflodern, — gleichbedeutend mit blodern.

Pfnüsel, — Schnupfen. I, 327.

Pfosle, — durch dick und dünn rasch und unbedenklich gehen, ohne auf Weg und Wetter zu achten. I, 392.

Pfosten, — Anstellung, Posten im Staatsdienst.

Pfote, — hohle Hand. IX, 61.

Pfund, — eine imaginäre Bernmünze, im Werth eines halben Guldens.

Pfüpfe, — verstohlen stoßweise lachen. VIII, 322.

Pfyfolter, — Schmetterling. IV, 313.

Platsche, — klatschend zu Boden oder in's Wasser plumpsen. XXIII, 182.

Pläß, — Stück (Land, Tuch u. s. w.); Pläßen abmachen, — wundreiben. I, 85. V, 137.

Pläße, — flicken.

z'Plaßg kommen, — einen Stein im Brett bekommen, jemandes Gunst erwerben. VIII, 171.

Plötsche, blötsche, — 1) schwer, tönend niederfallen; 2) im Gehen schwerfällig auftreten. XII, 192.
Polete, — 1) bramarbasiren, das große Wort führen; 2) mit Reden niederschmettern wollen. XIV, 464.
Poste, — Aufträge ausrichten. I, 130.
Posterli, n., — Vogelscheuche. Vielleicht von
Postur, — Haltung, Körperbau.
Prägelwürstli, — Bratwürstchen.
Pralatzgen, — prahlend plappern, mit Bombast reden. III, 162.
Prasten, — geringfügige Dinge mit wichtiger Miene anrühmen, prahlend ausplaudern, mit dem Nebenbegriff des schnell und undeutlich Redens (wird nur auf ganz bornirte Leute angewendet). VII, 10; XX, 352.
Prätschen, — 1) prasselnd auffallen (Hagel, schwerer Regen); 2) Kinder mit der flachen Hand züchtigen. I, 168.
Pressire, — eilen (ich pressire und: es pressirt mir).
Preußisch, — 1) aufbrausend. I, 109; 2) befehlshaberisch.
Prezis, — gerade, eben, genau (weniger scharf als punktum, mehr in ruhiger Erzählung gebraucht). I, 350.
Pukt, — barsch, kurz angebunden, trotzig. I, 109; II, 237.
Pülvere, — losziehen, schmähen, in kurzen, abgebrochenen Sätzen seinen Zorn kundgeben. I, 195; VIII, 75.
Punktum, — gerade, genau, auf's Düpflein so (im Befehl oder lebendiger Erzählung). I, 348.
Putsch, m., — 1) Anstoß, Zusammenstoß; 2) eine kleine, friedliche, rasch vorübergehende Revolution, Verfassungs- oder Regierungswechsel bezweckend, wie sie in der Schweiz von 1840 bis 1848 oft vorkamen. IX, 70.

R.

Räägge, — krächzen (von Vögeln und Menschen).
Rächelig, — ranzig; rächele, — ranzig riechen, schmecken.

Räf, n., — 1) hölzernes Gestell, um schwere Gegenstände am Rücken zu tragen; 2) boshaft redendes Weib, Reibeisen. II, 82.

Raggere, — knausern, zusammenscharren.

Rahn, — schlank, mager. XXII, 79.

Ramisiren, — zusammensammeln, raffen (ramasser).

Ramsen, — eine Art Kartenspiel.

Rangge, — 1) sich reiben; 2) sich drehen, wenden. XXI, 90; dim. ränggle. XIII, 249.

Rank, m., — scharfe Wendung der Straße. Davon

Ränke, — den Wagen wenden.

Räs, — gesalzen, scharf (eigentlich und bildlich). VIII, 15.

Räth und Burger, — der versammelte große und kleine Rath der ehemaligen Stadt und Republik Bern, der zu den wichtigern Angelegenheiten einberufen wurde.

Rathsame, — 1) besorgen, pflegen; 2) etwas zu Ehren ziehen, nicht zu Schanden gehen lassen. VII, 149.

Raue, — 1) fauchen (von Katzen). XXI, 157; 2) rauhe Worte geben, seine innere Verbitterung durch entsprechende Reden an den Tag legen. XIV, 302.

Rauft, m., — Brodkruste, im Gegensatz zum Linde, — Brodkrume. I, 76.

Rauh, — roh, ungekocht (nie im schriftdeutschen Sinn).

Räukelig, — nach Rauch schmeckend oder riechend.

Raume, der, — Bodensatz in nicht ganz rein gehaltenem Kochgeschirr.

Rauzig, — bärbeißig.

Raxe, — 1) schrill knarren, im Unterschied von rugge; 2) knausern.

Re, — 1) ihr (dativ von sie); 2) einer (dat. von eine), nur im Fluß der Rede gebraucht.

Rechnung machen, dem Maul, — seine Zunge im Zaum halten. XVIII, 10.

Reckholter, — Wachholder; Reckholterwasser, — Wachholderbranntwein.

Redi, m., — 1) gewandt im Reden; 2) der sich gern und viel hören läßt.

Rees, — Andreas.

Regeluft, — Westwind.

Regemoli, n., — Molch.

Regieriger, — geringschätziger Ausdruck für Regierungsstatthalter, der oberste Regierungsbeamte des Bezirks.

Reiben, — den Hanf zwischen Mühlsteinen walken, damit er weicher und zum Spinnen tauglicher werde. IX, 98.

Reiche, — holen, kommen lassen. I, 332.

Reiggle, — zusammenschnüren. XXI, 195,

Rein, — 1) fein (z. B. Faden); 2) klein (Druck in Büchern), nie im schriftdeutschen Sinn.

Reise, — 1) rüsten, zurechtlegen, in Ordnung bringen; 2) leiten (einen Wagen, Schlitten u. dgl.); Einem es reisen, — Einem eine Falle stellen. I, 39.

Respe, f., — Reisig, Tannzweig.

Reutern, — viel im Lande umherfahren. X, 159.

Reyte, — dicke Hanfstengel brechen, zur Hanfgewinnung zu Seilen. XXI, 153.

Reyti, — Kornboden in der Scheune, zum Aufbewahren der Garben. XXI, 373.

Rieble, — einen Gegenstand nachdrücklich reiben, um ihn zu reinigen. VII, 64.

Riefel, der, — keckes, unbesonnenes Mädchen, das furchtlos und rasch in den Tag hineinredet, oder seinem Ziel zusteuert, ohne zu bedenken, ob ihm Schaden erwachse. XXI, 357.

Riegeldick, — bürstendicht. V, 284.

Rinderstrahl, m., — Staar, Sturnus vulgaris L.

Ring, — leicht, mühelos.

Ringen, Schweine, — den Schweinen Nasenringe von

dünnem Draht anlegen, um sie am Wühlen zu hindern. III, 34.

Ringge, m., — Schnalle.

Ringgi, — Hundsname.

Ringgle, — züchtigen, den Meister zeigen, in Zucht halten. I, 235.

Ringsumgehen, Einem, — schwindlicht werden. II, 271.

Ripsen, — 1) reiben, schaben; 2) sich abreiben, z. B. verripsete Kleider, — abgeschabte Kleider; die Axe am Wagen ripset und verderbt sich, wenn sie nicht geschmiert wird. XXI, 90.

Rispi, im Rispi haben, — auf dem Korn haben, im Wurf haben, beabsichtigen. XVIII, 357.

Rodel, — größeres Verzeichniß von Namen oder Dingen, Register, z. B. Taufrodel, Zinsrodel, — Taufregister, Register der ausgeliehenen Kapitalien.

Rönnle, f., — Maschine, um das eben gedroschene Getreide von Hülsen, Staub u. dgl. zu reinigen. I, 212.

Roossi, — Hanf- und Flachsröste.

Röst, — 1) stark geröstet; 2) spröde. VIII, 155.

Rösti, Erdäpfelrösti, f., — geröstete Kartoffeln.

Rothbrächt, — röthlich, von düsterm oder unreinem Roth. XII, 136. XV, 4.

Rothen, die, — Schweizersoldaten in französischem Dienst vor 1830.

Rothe Schaden, der, — Ruhr.

Rübis und Stübis, — mit Stumpf und Stiel, ganz und gar. XIX, 62.

Rübli, n., — Möhren, gelbe Rüben, im Gegensatz zu den weißen.

Rübstücki, — geräuchertes Stück des Rückgrates eines Schweins.

Ruch, — rauh.

Rüchele, — freundlich wiehern oder schnuppern (von Pferden). XIII, 319.

Rücken, — vorwärts kommen, gehen. X, 48.

Rugge, — 1) in tiefen Tönen girren. VIII, 138; 2) dumpf knarren. XXII, 14.

Rühyigs, n., — Mittagsschläfchen. VII, 37.

Rumpelrurrig, — der bösen Laune stoßweise Luft machend.

Rundelle, f., — Windlicht auf hoher Stange zum Dienst bei nächtlich ausbrechenden Bränden. I, 167.

Rune, — 1) zuraunen; 2) einen Floh hinter's Ohr setzen. XIII, 179.

Rung, der, — eine Weile.

Rurren, — knurren, grollend brummen; zunächst von dem zornig werdenden oder sich wieder beruhigenden Hunde, dann auch von Menschen.

Rußen, — den Rauchfang reinigen. XIV, 510.

Rustig, f., — 1) Arzneimittel; 2) Zaubermittel. I, 99.

Rütti, — ausgereutetes Stück Waldboden.

Ryste, f., — gehechelter, zum Verspinnen fertiger Hanf. I, 102.

Ryte, — in einem Fuhrwerk fahren. II, 385.

Rytere, f., — das Sieb auf der Rönnle. I, 212.

S.

Sä, — nimm, da hast du, tiens, voilà; sät, — nehmt. Sä sä machen, — einem Kinde die Ruthe geben.

Saanenkäse, — im Saanenland, Canton Bern, bereiteter Käse, der sich durch Härte und feinen Geschmack auszeichnet.

Sackgumpet, — geistloses Volksspiel, wobei die Wettkämpfer bis zum Halse in einem oben zugebundenen Sacke stecken und so nach dem Ziel hüpfen. XIV, 85.

z'Sädel gehen, — sich zur Nachtruhe begeben (Vögel, besonders Hühner); 1) sich sädle, — sich mit den erforderlichen Bequemlichkeiten versehen an einen Ort hinsetzen, in der

Absicht einige Zeit da zu verweilen, sich lagern; 2) sich haushäblich niederlassen, ansiedeln. X, 178, 326. XXII, 242.

Sagmehl, n., — Sägespäne.

Sakerdie, — sacre Dieu!

Salb, im Salb leben, — in der Wolle sitzen, sich nichts abgehen lassen, sich gütlich thun. XIX, 145.

Salben, — 1) schmieren; 2) bestechen. IX, 16.

Samstag machen, — Haus und Hof auf den Sonntag aufräumen. VIII, 175.

Satt, — 1) gemächlich, gelassen; 2) nach und nach.

Satz, — Bodensatz, Niederschlag, Rest.

Sau, — Aß im Kartenspiel.

Säublume, — Löwenzahn, Leontodon Taraxaci L.

Säubrägel, m., — Schweinsbraten.

Sauen, — eine Arbeit unreinlich oder unordentlich verrichten.

Säuerlen, — säuerlich schmecken oder riechen (von Gegenständen, bei denen es nicht der Fall sein soll).

Sauft, — wohl, leicht. I, 94.

Säugfuchs, — reizbare, mißlaunige, bissige Person X, 35.

Säumelchter, f., — hölzerner Züber, worin den Schweinen ihr Futter getragen wird.

Schabab, — 1) gestorben, erstorben; 2) dem Tode verfallen; 3) in Ungnade gefallen, der Gunst beraubt. XXII, 418.

Schachen, m., — die nächste Umgebung der wilden Bergflüsse und Bäche, zur Verhütung von Durchbrüchen, gewöhnlich zwanzig bis hundert Schritte vom Bach weg auf beiden Ufern mit Buschwerk oder Wald bepflanzt und überdies mit einem Damm oder Tentsch versehen.

Schaffüstli, n., — Hammelskeule.

Schaft, — Schrank. I, 23 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Schale, — mit Steinen eingefaßte Rinne in Ställen oder auf Straßen (nie im schriftdeutschen Sinn).

Schalten, — das Feuer im Ofen durch Aufstören und Holzzulegen brennend erhalten. IV, 76.

Schätzele, — 1) liebkosen; 2) liebeln. II, 98.
Schatzung, — Werthung; in die Schatzung geben, — das zum Betrieb der Landwirthschaft Erforderliche an Geräthschaften, Vieh, Vorräthen u. s. w. dem Pächter vorstrecken. I, 39.
Schaube, — 1) ausmerzen, ausstoßen; 2) zurückstellen. XX, 170. XXI, 16.
Schaubhütli, — mit Schwefel getränkte kleine Hütchen, die alte weibliche Bernertracht. XI, 121.
Schäyche, — schenken, zum Geschenk machen; yschäyche, — einschenken.
Scheiterbyge, — zum Brennen im Ofen zugerüsteter, ordentlich geschichteter Holzstoß.
Schellenwerk, — Zuchthaus.
Schelm, mit dem Schelmen sich davon machen, — mit Hinterlassung von Schulden, gleichsam wie ein Dieb, heimlich das Weite suchen. VII, 350. XI, 374.
Schenur, — Scheu, Zurückhaltung, gêne.
Scherm, Schirm vor Regen und ungestümer Witterung; davon schermen. XII, 218.
Scheube, — Schürze.
Scheyche, Schyche, — Schenkel.
Schick, m., — Glücksfall. IV, 314. Davon
Schickig, — passend, erwünscht. XXI, 39.
Schießen, — 1) stürzen (Wasser); 2) hastig laufen; 3) unbesonnen dreinfahren. IV, 263.
Schießig, — 1) unbesonnen; 2) Einen ärgerlich machend.
Schiß, all' Schiß, — jeden Augenblick, alle Fingerlang.
Schitter, — gebrechlich, altersschwach; davon schittere, gebrechlich werden. III, 356.
Schläberig, — 1) klebrig, wie mit Schleim bedeckt; 2) fett, so daß alles daran kleben bleibt. XVIII, 206.
Schlabi, m., — gutmüthiger, verstandesschwacher Mensch. VII, 119.

z'Schlag kommen mit etwas, — 1) mit einer Arbeit fertig werden; 2) einer Aufgabe gewachsen sein. XII, 168.

Schlagen, von Haus schlagen, — sich dem Hause, der Familie, entfremden; lieber anderswo sein als daheim. XIV, 15.

Schlämperlig, m., — 1) schmutziger Anhängsel; 2) Anzüglichkeit; 3) beschimpfende Nachrede. I, 153.

Schlarpe, — mit den Schuhen schlürfen, ermüdet gehen. Davon

Schlarp, Schlärpli, — 1) abgenutzte, hinten herunter getretene Schuhe; 2) unthätige, schwächliche, wenig brauchbare Weibsperson. II, 94. VII, 432.

Schlecke, — 1) lecken; 2) naschen. I, 224.

Schleiftrog, m., — Radschuh.

Schleipfe, — unsittlich lebende Weibsperson. III, 397. vgl. Gschleipf.

Schleiß, m., — lebenslängliche Nutznießung von Geld und Naturalien. XIII, 80.

Schlieferig, — 1) schleimig, schmierig; 2) schlüpfrig (eigentlich und tropisch).

Schliffel, — Schlingel, ungeschliffener Mensch. III, 270.

Schlimm, — schlau, listig, verschlagen, klug (bedeutet nie schlecht).

Schlirpe, — schleppend gehen. XXII, 357. Davon

Schlirpi, — phlegmatischer Mensch, dessen ganzes Auftreten den Stempel davon trägt, daß er alles gehen läßt, wie es mag. VII, 321.

Schlitten lassen, — es gehen lassen, wie es mag. V, 242.

Schloßhund, — Kettenhund, angeschlossener Hund.

Schlottergötti, — Stellvertreter des Pathen bei der Taufhandlung.

Schlüfen, schlüüffen, — 1) schlüpfen; 2) kriechen. Davon

Schlufi, — 1) gedrückt einhergehender, 2) ehrlicher, 3) leicht zu bethörender Mensch. XII, 211.

Schlune, — leise schlummern, in Halbschlummer befangen sein. XVIII, 325.

Schlürfi, — 1) träge einhergehender Mensch; 2) Leimsieder.

Schlürmig, — ausschnüffelnd, auswitternd. XVIII, 359.

Schmäderfräßig, — wählerisch im Essen, verwöhnt. VII, 302.

Schmahle, — starker langer Grashalm (Festuca pratensis, Molinia coerulea u. A.).

Schminggel, — Zierbengel. I, 284.

Schmöcke, — riechen.

Schmürzelen, — karg zumessen.

Schmutz, — zerlassenes Schweinefett (nie im schriftdeutschen Sinn). Dagegen

Schmutzgüggel, — unreinlicher Mensch. III, 203.

Schmüzworte, — anzügliche Reden. XII, 188.

Schnaagge, — kriechen.

Schnädere, — unbedacht unnützes Zeug schwatzen, schnattern wie Enten. III, 117.

Schnädergätzi, n., — Plappermaul. XXI, 405.

Schnapple, — 1) sich im Reden überstürzen; 2) eilfertig reden, überschnell hersagen. XIV, 406.

Schnause, — 1) stöbern; 2) Näschereien oder andere Kleinigkeiten entwenden.

Schnauz, Schnuz, — 1) Schnurrbart; 2) Hundsname; 3) rauhe Abfertigung. Davon

Schnauze, — scharf anfahren, böse Worte geben. VII, 60.

Schneckentänze, — Umstände, Komplimente, leere Ausreden. IV, 115.

Schnefle, — schnitzeln. I, 90. Davon

Schnefeli, — kleines Schnittchen oder Stücklein, Brod, Fleisch, Käse und dgl. VIII, 178.

Schneite, — einen gefällten Baum der Aeste und Zweige entledigen. I, 51.

Schnelle, — 1) mit raschem Ruck ziehen; 2) plötzlich beißen (von Hunden). VII, 137.

Schnetzle, — in kleine Stückchen zerschneiden. X, 56.
Schnitzig, — sehr bereitwillig, hastig zugreifend. XIII, 160.
Schnobere, — schnuppern.
Schnopse, — mühsam athmen infolge in die Luftröhre eingedrungener Flüssigkeit I, 28.
Schnuderbub, — 1) ein Junge, der noch nicht die Nase selbst putzen kann; 2) Gelbschnabel; 3) ein Bursche ohne Autorität, über den man ungescheut die Achsel zucken kann; 4) verachtungswürdiger Mensch. I, 25. XXI, 69.
Schnupe, — schnaufen.
Schnupfdrucke, — Tabacksdose.
Schnüpfe, — das mühsame Athemholen nach längerm Weinen, schluchzen (das iterativ. von schnupen).
Schnüre, — lange und breite, schwarze Seidenbänder, welche an die Haarflechten befestigt werden und hinten herabhängen.
Schnürfle, — mühsam und hörbar Athem schöpfen. VIII, 166. Davon
Schnürfli, — 1) ein durch die Nase undeutlich redender Mensch; 2) unbedeutender Mensch, dessen Reden der Beachtung nicht werth sind. II, 321.
Schnurpfe, — schlecht, unordentlich nähen. I, 38.
Schöchli, n., — kleine Heuhaufen (Emmenthaler Ausdruck für Birlig). VIII, 253.
Schopf, m., — Schuppen (nie im schriftdeutschen Sinn).
Schoppe, — stopfen.
Schorre, — auf Wegen den Schnee oder Straßenkoth wegschaffen; wegsam machen. XIV, 519.
Schreggli, — solothurn. Ausdruck für schröckli, — schrecklich.
Schreißen, — reißen, ziehen, zupfen.
Schrote, — 1) beschneiden; 2) schröpfen (bildlich). IV, 246.
Schryß haben, — gesucht, gefeiert sein (meist von Mädchen, die viele Anbeter haben). X, 165. Schryß sein, — Bedürfniß nach Tänzerinnen vorhanden sein, so daß

auch die sonst Uebersehenen viel zum Tanzen kommen. XIII, 247.

Schübel, — Haufen kleiner Gegenstände; **Schübeli**, — eine Handvoll (z. B. Geld), ein kleines Quantum. XVIII, 94.

Schüch, — scheu, schüchtern.

Schüche, — scheuen.

Schuderös, — schauderhaft, entsetzlich.

Schultheiß, — Regierungsraths-Präsident, die oberste Würde im Canton Bern.

Schüßig, — wildreich, günstig gelegen (Ort und Zeit), um viel zu schießen. VII, 199.

Schüttstein, — Rinnstein in der Küche.

Schutz, — 1) Schuß; 2) Stoß. (Nie oder höchst selten im schriftdeutschen Sinn.)

Schützele, — schaudern, anwidern, Abscheu erregen. XII, 150.

Schützig, — hastig, voreilig, unbesonnen. XII, 195.

Schützlig, — scheußlich.

Schützlig, der, — Schoß, Reis. IX, 269.

Schutzgatter, m., — 1) Fallgitter in den Thoren alter Städte; 2) voreiliger Mensch. IX, 203.

Schwarz, weiß, — konservativ, radikal, Spitzname der Parteien im Canton Bern. Anspielung darauf XII, 254.

Schwende, — Gestrüpp ausrotten und den Boden urbar machen. II, 344.

Schwenke, schwäyche, — spülen, durch bloßes Eintauchen in Wasser reinigen. VII, 323. XVIII, 197. (Nie im schriftdeutschen Sinn.)

Schwick, im, — im Hui, im Umsehen. I, 95.

Schwirre, die, — kleiner Pfahl. XII, 15.

Schwüng, — Bogen, Arabesken, Schnörkel. X, 33.

Schwyne, — schwinden, unmerklich abnehmen. Davon

Schwyni, f., — 1) Schwindsucht; 2) allmähliges Absterben, Hinschwinden eines Gliedes.

Schwynigs, n., — Schweinefleisch.
Schwytig, — heißhungrig, gierig, hastig bei Essen und Trinken. I, 285.
Schyßer, — Feigling, Hasenherz. I, 361.
Seh, — laß sehen.
Seie, — sie.
Sein, ein wenig, — sich einige Zeit aufhalten, nicht sogleich wegeilen. XVIII, 118. Es ist mir, — 1) es kömmt mir vor; 2) mein Wunsch oder Bedürfniß wäre...... Für Einen sein, — 1) Einem angenehm, lieb sein, zusagen; 2) Einem günstig sein, seine Partei nehmen. XVIII, 88. Jemanden sein, — jemand angehören und auf dessen Schutz und Liebe rechnen können. II, 281; IV, 305, 323.
Seinigen, deinigen, meinigen, — rücksichtslos, oft auf unrechtem Wege zu seinem, deinem, meinem Eigenthum machen. VI, 285.
Seit, seyt, — (er) sagt.
Selbander, — ein Tanz, wobei nur ein Paar tanzt und die Musik zahlt, so lange es tanzt; da alle andern Tänzer unterdeß warten müssen und dieser Tanz meist aus Uebermuth und als Herausforderung getanzt wird, so giebt er in der Regel Anlaß zu blutigen Händeln. VIII, 164.
z'Selbist, — zur selben Zeit, dannzumal, damals.
Sellig, settig, — solcher.
Serbe, — welken, siechen. VI, 333.
Setti, — Elisabeth.
Setze, Einen, — 1) Einen mit harten Worten zur Ordnung weisen, zum Schweigen bringen; 2) Einem sich überhebenden Untergeordneten kurz und barsch seine Stellung in Erinnerung rufen. XVIII, 218.
Seu, — (wir, sie) sollen.
Sichlete, — Erntefest. I, 120.
Sider, — seither.

Sieg, siegisch, siest, — (ich, er) würde sagen, (du) würdest sagen, (du) sagst.
Sigrist, — Küster.
Sinne, — 1) nachdenken; 2) erwägen. I, 350.
Sinzel, — 1) Fenstersimse; 2) Brett, das zum Aufstellen oder Wegstellen von irgend etwas bestimmt ist. XV, 103.
Sittig, — angenehm, behaglich, wohlthuend (von einem Pferd, das leicht und gleichmäßig zieht, oder von einem Wagen, der sanft und ohne Geräusch rollt). XVIII, 267. (Nie im schriftdeutschen Sinn.)
So, — gleichwohl.
Sode, — aus einem Sod (Ziehbrunnen) Wasser pumpen. VIII, 341.
Söhniswyb, — Schwiegertochter.
Sonne, — 1) an die Sonne bringen; 2) mit etwas prahlen. II, 50.
Sörger hah, — mehr Sorge tragen.
Sotsch, söttist, — (du) sollst, solltest.
Sövli, — so viel, so sehr.
Spatte, — 1) nachhelfen; 2) sich eifrig für etwas verwenden. X, 273.
Speiche, — in die Räder greifen, um den Pferden das Ziehen des Wagens zu erleichtern. IX, 306.
Spennen, — dehnen, auseinanderzerren. XXII, 120.
Sperrlig, m., — kleines Stück Holz zum Versperren.
Sperze, — 1) gewaltsame Anstrengungen mit den Füßen machen; 2) sich gegen etwas stemmen oder sperren. VII, 198.
Spicke, — 1) die kleinen Marmorkügelchen der Knaben werfen; 2) mittelst eines Blasrohrs treffen. XVIII, 241.
Spiegel, — Brille.
Spienzle, — prahlend sehen lassen, spiegeln. VI, 58. VII, 11.
Spinnhubbele, f., — Spinnengewebe.
Spitz, — genau; es spitz nehmen, — es haarscharf nehmen. IX, 28.

Sporre, — mit den Füßen sich unruhig geberden (kleine Kinder im Bett).

Spöttisch, — schmählich, unwürdig, schlecht. I, 294.

Sprache, — lange und ernsthaft über eine Sache sich hin und her besprechen. VIII, 276.

Spreißen, m., — Splitter.

Spretzle, — sprühen, prasseln (vom Feuer). I, 147.

Sprützig, — 1) übermüthig, Kiekindiewelt; 2) kurze, spitze, abgestoßene Worte gebend. VII, 68.

Spyri, n., — Rauchschwalbe, Hirundo rustica L.

Staadisch, — stattlich aussehend, namentlich in der Kleidung.

Staatskalbete, die, — stattliches Kalb.

Stabelle, f., — altväterischer, einfacher hölzerner Stuhl mit kunstloser Lehne.

Stafel, der, — Sennhütte.

Stämpeneien, — 1) leere Ausflüchte; 2) Spitzfindigkeiten. I, 146.

Stand, — 1) Marktbude; 2) Bezeichnung des Cantons in seiner Eigenschaft als politischer Körper, Staat (in eidgenössischen Verhandlungen vorkommender Ausdruck, Stand Bern, Staud Neuenburg u. s. w.)

Ständlige, — stehend (adverb.).

Staunen, — 1) träumen; 2) gedankenlos vor sich hinblicken. II, 4.

Stecher, — 1) kleiner Rausch; 2) der sehr sorgfältig gearbeitete Visierpunkt an einem Stutzer.

Steckle, — rasch und dabei schwankend an einem dünnen Stocke trippeln. II, 316.

Stelle, gstelle, — 1) zum Stillstehen bringen; 2) Einen unterwegs aufhalten. IX, 11; 3) zur Ruhe bringen; 4) erstaunen machen. XIII, 384.

Stentibus, — 1) stehend (pedibus stantibus); 2) ohne Säumniß. XX, 238.

Sterbet, m., — das Dahinsterben vieler Leute an einer Seuche.
Steuerholz, — Bauholz, das Brandbeschädigten geschenkt und unentgeltlich zugeführt wird. I, 2.
Stiefelsinnig, — 1) trübsinnig, melancholisch; 2) auf der höchsten Stufe der Ungeduld. I, 340.
Stieng, — (ich, er) würde stehen.
Stini, — Christina.
Stober, — verstört, scheu, stier, unfreundlich dreinblickend. I, 338.
Stock, — ein niedliches Wohnhäuschen neben dem großen Bauernhaus, wohin sich oft die Alten zurückziehen, wenn die Kinder heirathen.
Stöcke, — Baumstrünke ausgraben. I, 34.
Stöckle, — mit einem flachen Steine nach einem kleinen Stocke als Ziel, worauf der Preis liegt, werfen, ein Kinderspiel. XXI, 14.
Stögelischuh, — Schuhe mit hohem Absatz.
Stogli, m., — der müßig herumsteht, eigentlich auf hohen ungefügen Beinen wie ein Storch. XXI, 408.
Stopfe, — 1) stolpernd, schwerfällig gehen, aus Trägheit die Füße nicht heben mögen; 2) müßig umherstehen und dadurch Andern unangenehm oder im Wege sein. VIII, 320.
Stör, — die Arbeit im Hause des Arbeitgebers; — **auf die Stör nehmen**, — einen Handwerker auf einige Zeit in's Haus nehmen, um die benöthigte Arbeit billiger zu erhalten. I, 3. — **Zahn-, Kopfwehstör**, — Anfall von Zahn- oder Kopfschmerzen.
Storze, f., — Strunk von einjährigen größern Gewächsen, Kohl u. dgl.
Stoße, — schwärmen (von einem jungen Bienenschwarm, der aus dem Mutterstock ausfliegt).
Stößli, — Vorärmel, wie sie Schulknaben und Schreiber zum Schutze der Kleider tragen. X, 52.

Stotze, — müßig umhergehen und jeden Augenblick stillstehen, um alles zu begucken, pflastertreten. VII, 319.
Stotzig, — 1) steil; 2) stutzig.
Stötzlige, — Kopf voran, bolzgerade. VII, 149.
Strähle, — 1) kämmen; 2) mit beißenden Worten Einen dermaßen ausschelten, daß nichts Gutes mehr an ihm bleibt. I, 3.
Straplizire, — übermäßig anstrengen. IX, 366.
Straße, — eine Straße erbauen oder bedeutend verbessern.
Streitbar, — schwierig, mühsam zu behandeln. VIII, 223.
Streng, — ungewöhnlich oft, viel, stark, schwer. VII, 206.
Strub, — 1) struppig; 2) unlieblich, widerlich; 3) unordentlich, ungestüm; 4) mühselig, unangenehm (Arbeit z. B.). I, 342. XIV, 449.
Strublete, f., — 1) Züchtigung der Kinder, indem man sie an den Haaren zaust; 2) Rauferei, heftiger Streit; 3) heftiger, rasch vorübergehender, nicht viel Schaden stiftender Sturm. XXI, 177.
Strübli, n., — in Butter gebackene Spritzkuchen.
Strupf, m., — zerzauste, unordentlich gekleidete oder aussehende, unansehnliche Weibsperson. XXI, 296. Von
Strupfe, — unordentlich ziehen, reißen, zupfen.
Stüber, — kleiner Rausch.
Stübli, — 1) Schlafzimmer der Meisterleute, das zugleich zum Empfange eines werthen Gastes, oder zu wichtigen den Dienstboten vorzuenthaltenden Verhandlungen dient; 2) abgesondertes Zimmer in einem Wirthshaus.
Stud, die, — Pfahl.
Stüdi, — Christina.
Stumphosen, — der obere Theil des Strumpfs, im Gegensatz zum **Fürfuß**; ersterer wird von sparsamen Weibern oft im Sommer getragen. XXI, 234.
Stümplete, f., — die unbedeutendern oder nebenbei gepflanzten Produkte eines Bauernhofes. III, 76.

Stündeler, — Besucher von besondern Bet- oder Erbauungs-Stunden.

Stündelikappe, — Weiberkopfbedeckung, bescheidener in der Form als die altherkömmliche; sie wurde anfänglich von einer religiösen Sekte zur Unterscheidung getragen, ihre Wohlfeilheit brach ihr bald vielerorts Bahn.

Stungge, — 1) voll stopfen; 2) weiche Gegenstände mit einer hölzernen Keule zusammenkneten oder stoßen, gekochte Kartoffeln, Trauben in der Kelter u. s. w. XVIII, 77. Davon

Stungg, m., — verwachsene oder im Wachsthum zurückgebliebene Person. XII, 152.

Stünggeli, — kleines dickes Kind.

Stüpfe, — Fußtritte geben; das stüpft sich da nicht, — es ist bei uns nicht der Brauch, sich mit Fußtritten oder grob zu behandeln. VII, 139.

Stürchle, — straucheln, taumeln.

Sturm, — 1) betäubt, schwindlicht, nicht recht bei Sinnen; 2) etwas betrunken; 3) ein wenig geisteskrank; sturm an der Leber, geisteskrank. II, 1. Davon

Sturm (vom Thun oder Gehen), Stürmi (vom Reden), — unstäter, unbedachtsamer Mensch, verwirrt im Reden und Handeln, der ziellos von etwas schwatzt, oder sich mit etwas beschäftigt. II, 281; VII, 10.

Stürme, — 1) ohne Zusammenhang, sinnlos schwatzen. IV, 76; 2) Sturm läuten.

Stutz, — Rain, steil ansteigender Weg.

Styf, — 1) steif. XXII, 51; 2) allen nicht allzuhoch gespannten Anforderungen entsprechend; 3) körperlich wohlgebildet. VII, 54.

Südelmagd, — die unterste Magd, die alles machen muß was die andern nicht mögen, Aschenbrödel; parallel dem Herdknecht. X, 46.

Südeltrögli, n., — die kleinere Abtheilung eines Bauern-

Brunnens, in welcher die schmutzigern Gegenstände gewaschen werden. IX, 40.

Sufer, — 1) sauber, reinlich; 2) gründlich, vollends. XIII, 73. Davon

Süfere, — sauber machen, reinigen.

Süferli, — 1) säuberlich; 2) langsam; 3) mit Bedacht; 4) ruhig, still. I, 60.

Sugge, — iterat. von saugen.

Sünd . . . ., viel, groß, z. B. Sündegeld, schrecklich viel Geld, — sündwüst, entsetzlich häßlich. VII, 34.

Sundi, Sunde, — Sonntag. Davon g'suntiget, — sonntäglich gekleidet.

Surémus, — Spottname für sauern Wein. XI, 438.

Sürfle, — 1) schmatzend trinken; 2) langsam, bedächtig, prüfend oder schläfrig trinken. XVIII, 188.

Sürggele, — 1) langsam schlürfen, nippen; 2) ängstlich abtheilen. I, 355.

Sürme, — halb weinen, halb seufzen.

Surrmummle, — 1) Hummel, Brachfliege; 2) mißstimmter Mensch. Davon

Surrmummlig, — böser Laune. XIX, 157.

Susch, süsch, sust, — sonst.

T.

Tagen, — 1) Tag werden, dämmern. X, 203; 2) zusammenkommen auf einen Tag, um die Angelegenheiten des Landes zu berathen.

Tagheiteri, — Dämmerung. X, 9.

Taig, — weich, überreif (Obst).

Talpe, — Tatze; den Talpen geben, — mit Undank lohnen. I, 137.

Tanggle, — 1) kneten; 2) kleineres Backwerk machen.

Tannbuschli, — drei- bis fünfjährige Tanne, oder der obere abgeschnittene Theil einer größern Tanne. XXI, 59.

Tanngrotzli, — etwas verkümmertes, niedriges, breites Tannlein.

Tanntschupli, — größeres Tannlein. XXIII, 88.

Täsche, — 1) Arbeitsbeutel, Waidsack; 2) schlaue, boshafte, klatschsüchtige Weibsperson. IV, 281.

Tätsch, der, — leichter klatschender Schlag; den Tätsch geben, — 1) den Ausschlag geben; 2) den Garaus machen, den Gnadenstoß versetzen. XI, 380.

Tätsch, der, — faule, unthätige Weibsperson. VII, 148.

Taub, — 1) toll (nie: gehörlos); 2) böse, zornig. Davon: taubelen, bei Kindern täubbelen, seinen Zorn auslassen; taubsüchtig, zornsüchtig, jähzornig. I, 115.

Taubendruck, m., — Gnadenstoß, eigentlich der Druck hinter den Flügeln, vermittelst dessen Tauben können getödtet werden. XIV, 167.

Taunen, — im Taglohn auf dem Feld arbeiten. XV, 104. Davon

Tauner, — Taglöhner. Taunergschickli, — ein kleines, ärmliches Heimwesen. Taunergrechtsami, — ein ärmliches Besitzthum, an dessen Eigenthum jedoch das Recht an einen Wald zur Beholzung und an Weidrechte geknüpft ist. IX, 365.

Tausend, ein, — tausend Haspelumgänge, ein Maaß für gesponnenes Garn.

Taveller, — feiner französischer Rothwein.

Tellerete, die, — 1) ein Teller voll; 2) aufgehäufte, vollgestopfte Teller.

Tellerkräze, f., — Gestell zum Aufbewahren von aufrecht darin gestellten Tellern, Platten u. dgl. XVIII, 318.

Tentsch, — 1) Damm zur Verhütung des Ausbrechens wilder Bergwasser; 2) dammartiger Erdaufwurf im Allgemeinen. XII, 202.

Thädigen, — mit Scheintrost, oberflächlich beschwichtigen. XVIII, 204.

Thau, — das Thau ist mir ab dem Magen, — ich fange an Hunger zu empfinden. VII, 113.

Theure, my armi Thüri, — Schwur für: auf meine arme theure Seele.

Thran, Thräneli, — 1) Thräne; 2) einer Thräne groß, ganz wenig von einer Flüssigkeit. XVIII, 259.

Thun, — 1) sich geberden (schön, wüst thun); 2) zunehmen, fett werden (bei Schweinen, gleichsam das gesammte Thun, die einzige Thätigkeit derselben). VII, 119. Es thut es mir, — es genügt mir, befriedigt mich, thut mir den Dienst, ich bedarf nichts Besseres. XIII, 178. Z'weinen thun, — zum Weinen bringen. XIII, 57. Es isch sih nit z'thue, — es lohnt sich nicht der Mühe. XXI, 243.

Thürli, hinter'm Thürli gyge, — unter der Decke spielen, die Faust im Sacke machen. XXII, 117.

Thürlistock, — Thürpfosten einer Garten- oder sonst freistehenden Thüre oder Gitterthors.

Tibi, das, — Stichelei (vom latein. tibi, für dich). XXII, 241.

Tilders, — Verdrehung für Donners oder Teufels.

Tischdrucke, — Schieblade im Eßtisch, worin Brod, Gabeln, Löffel u. dgl. aufbewahrt werden.

Tischlache, — Tischtuch; gelöchertes Tischlache, — mit einer durchbrochenen Nath versehenes Tischtuch. I, 18.

Todtenbaum, — Sarg.

Toll, — 1) tüchtig, von tüchtiger Beschaffenheit; 2) von ansehnlicher Größe. I, 117. (wie im schriftdeutschen Sinn).

Tolpochtig, — ungewandt, schwerfällig, tolpatsch.

Tonen, — drainiren. II, 230.

Tönigelb, — quittengelb (meist von ungesunder Gesichtsfarbe gebraucht).

Totsch, m., — unbehülfliche Weibsperson. I, 152.

Trable, — mit kurzen Schritten traben, paradiren (von Pferden).

Trämel, — Sägeblock, behauener Balken.

Trappe, — treten. Davon

Trapp, — 1) langsamer, schwerer, gleichförmiger Gang; 2) hergebrachte Ordnung oder Gewohnheit, namentlich in Besorgung des Hauswesens, der Feldarbeit u. dgl. XII, 237.

Trätsche, — 1) (Lehm, Erde, Dünger) fest treten oder schlagen; 2) schläfrig, unschlüssig und ziellos umherschlendern; 3) klatschen, plaudern, Neuigkeiten auskramen und weitschweifig erzählen; 4) keifen, II, 301; III, 237.

Trauche, — getrunken, von treyche, trinken.

Triftig, f., — ruhige Stätte, Sicherheit. I, 31.

Tröckni, — trockener, kalter, schweigsamer Mensch.

Trögli, — Schrein, Lade zum Aufbewahren von Kleidern oder Wäsche.

Trohlen, — fallen, kollern. Davon das activum

Tröhlen, — 1) wälzen, rollen; 2) einen Prozeß in die Länge ziehen. Davon Tröhler, Prozedirsüchtiger, der nur in Rechtshändeln lebt.

Trom, das — Ende (eines Fadens, Strickes u. dgl.); am lätzen Trom ergreifen, — eine Sache falsch angreifen. I, 199.

Tromsig, — in die Quere.

Trossel, der, — Brautschatz, Aussteuer namentlich in Kleidern, Bett und Wäsche (trousseau). I, 23.

Troslich, — getrost, zuversichtlich.

Trüech, — träge und sinnliche Weibsperson. VII, 432.

Trülle, — 1) drehen, drillen; 2) einprägen (eine Lektion) VI, 275; 3) einexerciren (iterativ. v. tröhlen). Davon

Trülle, die, — Eichhörnchenkäfig mit einer krahnartigen beweglichen Abtheilung.

Trümel, m., — Lippe (grober Ausdruck).

Trybe, — betreiben, um einer Schuld willen gerichtlich belangen.

Tschädere, — klappern, rasseln. **Es tschädere lassen**, — eine Sache gehen lassen, wie sie kann und mag. VIII, 75. Davon

Tschäder, das, — 1) Geklapper; 2) Geplauder, Klatscherei. X, 155.

Tschaggeli, — gutmüthige, wenig vorstellende Weibsperson, die einer nicht ganz untergeordneten Stellung nicht gewachsen ist, keine Rolle zu spielen im Stande ist. XVIII, 24.

Tschalpi, — ein unselbstständiger Mensch, der dem allgemeinen Gang folgt, ohne zu wissen, warum, Nachtreter. XXII, 95.

Tschämele, — zu Gevatter bitten. I, 10.

Tschänzle, — schön thun, schmeicheln, den Hof machen. X, 335.

Tschöpli, — weibliches Oberkleid, Kamisol.

Tschuep, der, — 1) Blindekuhspiel; 2) Spiel, Handel, Treiben. XIII, 101.

Tschure, — 1) schnurren (von der Spule am Spinnrad). III, 227; 2) rauschen, sausen, brausen. XX, 199.

Tubacken, — Tabak rauchen.

Tuble, — grollend, trotzig schweigen. I, 87.

Tubetänzig, — wirbelsinnig, zum Tollwerden gereizt.

Tuchen, — 1) zu Tuch verweben; 2) Tuch weben lassen. VII, 189.

Tüfel, vom Tüfel, — 1) teufelmäßig, arg. IV, 166; 2) übermäßig, außerordentlich. IV, 209.

D's Tüfels machen, — schrecklich zornig machen, mit beißenden Worten bis auf's Blut plagen. XI, 312. — **D's Tüfels werden**, vor Zorn und Unmuth vergehen, seiner selbst nicht mehr mächtig sein.

Tüfelsüchtigi, — 1) Sucht, Unheil zu stiften, ...
keit; 2) Wunderlichkeit. VI, 180.

Tuft, — Tuffstein; Tuftmannli, — Hausiter ...
vertem Tuffstein. VII, 98.

Tüpfi, s — 1) kleiner metallener Kochtopf mit dr...
2) einfältiges Mädchen. Hingegen Glücksti...
Glückskind, Sonntagskind. VII, 166.

Titschel, — Verdrehung für Teufel.

U.

Ueberall, — überhaupt, in allen Stücken (nie im ...
schen Sinn).

Uebergang, der, — die Eroberung des Cantons ...
die Franzosen im Jahr 1798. XII, 208.

Ueberhaupts yche, — im Großen, im Allgemeinen...
im Gegensatz zu stückweise, en détail. XXI, ...

Ueberkindet, — mit Kindersegen überreich bedacht.

Ueberlegen, — überlästig.

Ueberlüpfen, sich, — durch das Heben einer zu...
Last sich Schaden zuziehen. XVIII, 239.

Uebermachten, — übermächtig werden. Uebe...
werden, — überwunden werden. XIX, 10.

Uebernächtig, — was über Nacht gekommen ist; ...
nächtiger Gedanke, — plötzlich auftauche...
unüberlegter, unausführbarer Gedanke oder Plan; ...
nächtiges Gesicht, — das matte Aussehen ...
eine Nacht nicht geschlafen hat; 3) altersschwach...
Nacht unversehens, sterben kann). VI, 147.

Ueberort, — 1) von der normalen Richtung a...
überhängend; 2) schief, krumm; ein Wagen...
hängt überort, — ist so schief gestellt, da...
umfallen wird oder kann. Es isch überort...

— es hat fehlgeschlagen, ist in die Brüche gegangen. XII, 189.

Ueberstrümpfe, — Kamaschen.

Uebersünigi, — Uebermuth, Anmaßung (mit dem Nebenbegriff des dadurch Andern lästig Fallens). XX, 357.

Uebertreiben, die Augen, — Thränen hervorlocken, weinen machen. V, 217.

Ueberziehen, — das Gleichgewicht verlieren machen. IX, 210.

Ueche, uehe, — hinauf.

Uerti, die, — Zeche.

Uf oder nieder, — mehr oder weniger. XXI, 242.

Ufbinge, — 1) aufbinden; 2) losbinden, lösen; 3) aufpacken; 4) abbrechen, aufhören. XIII, 284.

Ufere, — auf ihr.

Uff sein, — auf den Sand gerathen, auf dem Trockenen sein. X, 205.

Ufgeiste, — den Geist aufgeben, sterben; sich ufgeiste, — sich ermuntern, ermannen. XVIII, 91, 230.

Ufhah, — 1) aufheben; 2) aufhalten; 3) einen Vertrag aufheben, das gegebene Wort zurücknehmen.

Umarfle, — um etwas die Arme schlagen, umfassen.

Ume, umme, — 1) herum; 2) nur; 3) wieder; des ume, — umher; ume und ane, — hin und her. I, 266.

Umehah, — entgelten, herhalten. I, 153.

Umeryte, — herumreiten, herumfahren.

Umeweg, — in der Nähe, bei der Hand.

Umgänger, — ein beschwerlicher, ganz oder theilweise arbeitsunfähiger Armer, den Niemand verpflegen, und der deshalb auf Weisung des Gemeinderaths hin jeden Tag in einem andern Hause ißt. XVIII, 207.

Unantwort, — böse Antwort, Widerrede. VIII, 150.

Unbsinnt, — 1) ohne langes Nachdenken, rasch antwortend oder thuend; 2) gedankenlos. VII, 135.

Uneise, — uneins werden, sich ernstlich entzweien. VIII, 263.

Unerchant, — ungeschliffen, roh, rücksichtslos. I, 72.
Unflath, — grober Mensch ohne Manieren, Ungethüm (nie im schriftdeutschen Sinn).
Ungattlig, — ungefüge, grob, nicht sauber gearbeitet.
Ungere, — hinunter; ungere recke, — 1) antasten, beleidigen (am Leibe oder an der Ehre). XXI, 266.
Ungerecht, — 1) nicht wie es sein soll; 2) unpäßlich, krank. XII, 256.
Ungerueche, — von unten herauf.
Ungfähr, angfährt, — zufällig.
Ung'hürig, — nicht geheuer, unheimlich, gespenstig. I, 220.
Unglanz, — 1) Verlust des Ansehens; 2) Mißachtung, Verkennung. XX, 340.
Ung'nannte, das, — Eiterbeule. XVIII, 152. XX, 148.
Ung'schämt, — 1) schamlos; 2) ungescheut. V, 92.
Ung'schlafe, — 1) schlaflos; 2) ohne geschlafen zu haben.
Ung'schoche, — ungescheut, freimüthig. I, 186.
Ung'sinnet, — unerwartet.
Ung'sumt, — ohne zu säumen.
Ungut, es Einem nicht für ungut sagen, — Einem die Wahrheit ohne Schonung in's Gesicht sagen; nicht für ungut nehmen, — nicht übel nehmen, nicht mißverstehen. XXII, 121.
Ungwahns, — ungewohnt.
Unmuße, — Beschwerde, Beschwerlichkeit, Unannehmlichkeit.
Unternährer, Anton, — der Stifter der Antonianer, einer den Anhängern des Thomas Münzer im sechszehnten Jahrhundert, den Mormonen in der Gegenwart nahe verwandten Sekte. Er starb Anfangs der Zwanziger Jahre.
Unterweisung, — Confirmationsunterricht.
Unterzichen, — den Unterbau eines Hauses neu machen. X, 172. Davon
Unterzug, — 1) Unterbau; 2) der Balken längs der Decke eines Zimmers zur Unterstützung derselben. XIX, 154.

Unwerth, — unwillkommen, nicht gern gesehen.
Urfel, — verschnittener Widder. VIII, 319.
Uersi, — Ursula.
Uschafelig, — 1) roh, mit dem nicht leicht auszukommen ist. VII, 96; 2) unanständiger, ekelhafter Mensch.
Use, — hinaus.
Usführisch, — spottlustig, satyrisch.
Usgleues Geld, — angelegte Kapitalien.
Uesi, — Unsre, d. h. Vater, Mutter, Sohn, Tochter.
Uslah, — 1) schmelzen, (Butter, Metall); 2) das Gerücht ausbreiten, die Kunde von etwas unter die Leute kommen lassen. XXII, 2.
Ußefert, ußefür, — auswendig, außerhalb.
z'Ußerist, — zu äußerst.
Usumm, — sehr große Summe. X, 221.
Utüfel, — Teufel, eigentlich ärger als ein Teufel (das „u" oder „un" ist verstärkend, wie bei Usumm, Uhung u. dgl.). IV, 66; Utüfel im Arbeiten, ausgezeichneter, unermüdlicher Arbeiter.
Uwatlig, — 1) ungeberdig, ungeschickt im Angreifen einer Arbeit oder eines Werkzeugs; 2) unanständig, unschicklich im Betragen (milder als uschafelig). I, 366.

V.

Vaterländisch, — tüchtig, stark, währhaft, im Stande, etwas auszuhalten.
Verbändelt, — umsäumt; rothverbändelte Augen, — rothgeränderte Augen. I, 276.
Verbaust, Verbunst, — Mißgunst.
Verblitzge, — verschleudern, verschwenden, völlig nutzlos und rasch verbrauchen. IX, 20.
Verbönne, — mißgönnen.

Verbrauchen, Einen, — auf jegliche Weise sich eines Zudringlichen zu entledigen suchen. XIX, 338.

Verbringe, — 1) es über's Herz bringen, vermögen; 2) innerlich verarbeiten. I, 391; III, 139.

Verbrüllen, — verlästern, verleumden.

Verbybbäpelet, — verweichlicht, verzogen. VII, 62.

Verchare, — 1) beschmutzen; 2) unabsichtlich und unachtsam zerdrücken (von zarten saftigen Früchten). IX, 264, 279.

Verchreble, — zerkratzen.

Verchrose, — zermalmen. XXI, 176.

Verding, ein, — schwere Arbeit, mühsame Aufgabe. X, 89. Von

Verdingen, — Einem eine Arbeit im Ganzen, nicht im Tagelohn, zur Ausführung übergeben, was gewöhnlich bei schwer zu beaufsichtigenden Arbeitern geschieht.

Verdrecke, — beschmutzen.

Verfallnigs, — geerbtes, zu freier Verfügung stehendes Gut. VII, 79.

Verflöken, — heimlich entfremden, kleinere Gegenstände verstohlen verkaufen (geschieht nur von Hausgenossen). I, 98.

Verflümert, — Verdrehung für verflucht.

Verganggle, sich, — sich leichtsinnig mit Schwatzen oder Gaffen versäumen. XXI, 242.

Vergeben, Einem, — vergiften.

Vergebe, — 1) umsonst; 2) unentgeltlich.

Vergitzle, — vor Ungeduld sterben. XX, 214.

Verhah, — 1) versperren; 2) vorenthalten; 3) die Erlangung von irgend etwas verhindern. XXI, 209.

Verheime, — verheimlichen.

Verherrge, — 1) verheeren; 2) verderben, unbrauchbar machen.

Verheye, — 1) zerbrechen; 2) verderben, verziehen (Kinder). I, 366.

Verhürsche, — verwirren, verwickeln, durcheinanderwerfen. Davon **verhürschet,** — geisteskrank.

Verirrt sein, — in Fieberphantasien sein, irre reden. XXI, 241.

Verknorzet, — 1) verkrüppelt; 2) schlecht gemacht.
Verköstigen, sich, — sich in Kosten versetzen, sich's kosten lassen (nie im schriftdeutschen Sinn).
Verkutzt, — verworren, wirr, unordentlich (namentlich von Haaren).
Verleide, — 1) überdrüssig werden; 2) gerichtlich verzeigen, anklagen. I, 291.
Verleuchten, — zu leuchten aufhören (wie verhallen von hallen).
Verlothe, — vergraben, verscharren.
Verlyre, — verwirren. X, 297.
Vermache, — 1) verschließen, zuschließen, verstopfen; 2) den Riegel stecken. II, 363.
Vermeukt, — heimlich, verstohlen. X, 68.
Vermolestire, — verdächtigen, heruntermachen, kein gutes Haar an Einem lassen. II, 159.
Vern, — voriges Jahr; vorvern, — vorvoriges Jahr.
Veruiste, — verlegen, so daß man den Gegenstand an seinem gewohnten Orte nicht findet. I, 346.
Vernütige, — geringschätzig von Einem oder etwas reden, heruntermachen, herabwürdigen. IX, 79.
Verrätsche, — verrathen, verklagen, hinterbringen. I, 128.
Verraxet, — verkümmert, verwachsen.
Verreden, sich, — sein Ehrenwort geben. VII, 126.
Verripse, — durchreiben, abschaben.
Verrumpfe, — zerknittern. X, 44.
Versatz, im, — der Ort, wo ein aufgejagtes Wild sich versteckt hält, bis die Hunde seine Spur verloren und sich entfernt haben. VII, 423. Im Versatz lassen, — als Unterpfand geben.
Verschämen, sich, — sich unrechter Weise einer Person, Sache, Arbeit schämen. VII, 43.
Verschienen, — verschossen, abgebleicht (Farben, dann auch ein abgehärmtes Gesicht). II, 253.

Verschießen, sich, — 1) einen Mißgriff thun. XXI, 15. 2) zu rasch zufahren. VIII, 175. Davon: im Verschuß, — aus Versehen, in der Zerstreuung. VII, 428.

Verschlängge, — verschleudern, verprassen. XIV, 381.

Verschleipfe, — 1) verlegen; 2) heimlich entfremden.

Verschlumpe, die Zeit, — die Zeit mit Herumlungern zubringen. XIX, 73.

Verschmeiet sein, — vor Schreck oder Erstaunen sprachlos dastehen, aus den Wolken fallen. X, 222.

Verschmusket, — beschmiert, schmutzig gemacht.

Verschnurpft, — 1) unordentlich vernäht; 2) verzerrt, voll Narben.

Verschüpft, — verstoßen, übel angesehen. I, 16.

Verschwere, sich, — mit einem Schwur eine Aussage oder Vorsatz bekräftigen.

Versprechen, — entschuldigen. I, 176.

Verspringe, — zerplatzen; verspränge, — platzen machen.

Verstaunen, — betroffen werden, vor Verwunderung verstummen. IV, 287.

Verstelle, — versperren.

Verstoße, — bei Seite schieben, verbergen. X, 331. Oft mit dem Nebenbegriff der Unredlichkeit. XVIII, 94.

Verstrupft, — 1) zerpflückt; 2) zerzaust, unordentlich aussehend. II, 248.

Versurre, — 1) verstummen, nachlassen (stechender Schmerz); 2) aufhören, das Tagesgespräch zu bilden. I, 371.

Verthunlich, — verschwenderisch, unhaushälterisch.

Vertragen, ein Kind, — aussetzen.

Vertrappen, — zertreten.

Vertschäggiere, — verschachern.

Vertubeln lassen, Einen, — Einen den Unmuth über eine Sache in sich selber verarbeiten lassen, zuwarten, bis er sich von selber wieder zufrieden giebt. VII, 126.

Verungute, — 1) übel nehmen. X, 10; 2) Einen anschwärzen, unwerth oder schlecht machen.

Verwache, — überwachen, nicht aus den Augen verlieren (z. B. Kranke, Leichen).

Verwerche, — in sich selbst verarbeiten, durch- und niederkämpfen. I, 18.

Verwettert, — verwittert.

Verwetzt, — abgewetzt, abgenutzt, abgeschabt.

Verworge, — in sich selbst mit aller Anstrengung verarbeiten, hinunterwürgen (weniger siegreich als verwerche; oft bleibt dabei Groll zurück). VIII, 248.

Verzattere, — verzetteln, zerstreut fallen lassen, herumwerfen (kleinere Gegenstände, Holz, Späne, Speisen beim Essen). I, 285; XVIII, 152.

Verzinsen, der Obrigkeit den Strick, — einen geheimen Mord mit Geld sühnen. VII, 170.

e Vesper und e Fürabe, — einen Abend aushaltend, nicht dauerhaft (meist von Kleidungsstücken). VII, 429.

Vettere, — als Verwandten anreden.

Vierggeggetig, — viereckig.

Visitle, — seine Zeit mit Besuche machen und empfangen vertändeln.

Vogel, — Hühnervogel, Habicht, Sperber.

z'Völmig, — vollends.

Vor, — vorn.

Vor und eh, — vorher, bevor.

Vorcheue, — vorkauen, mundgerecht machen, eigentlich und bildlich.

Vorfer, — auf der vordern Seite.

Vorfresse, — auf die Zukunft hin leben, zum voraus brauchen, was man erst zu erwerben hofft. XI, 135.

Vornähen, — beim Mähen der Vorderste sein, und dadurch die Andern in ihren Bewegungen leiten, eine Auszeichnung.

Vorschlagen, — fürsparen, Ersparnisse machen; davon Vorschlag, Ersparniß.

Vorschußbranntwein, — Branntwein erster Qualität.

Vorschützig, — 1) vorschnell, voreilig; 2) vorwitzig.

Vorständs, — bevorstehend, in Erwartung, in Aussicht.

Vorstuhl, — die lange freistehende Bank vor einem Bauern-Tisch, um welchen zwei Bänke an der Wand befestigt sind, eine bis zwei frei stehen. VII, 338.

Vörthel, — 1) Kunstgriff, Handwerksvortheil; 2) Kniff.

Vorumehaben, — behutsam ausweichen, den Wagen umlenken. VIII, 176.

Vreeile, — verächtliche Verdrehung von Verena.

Vrsünge, — versündigen.

W.

Wachsen, an Einen, — jemand um etwas ersuchen, wozu man selbst nicht die Kraft oder Competenz hat (alter Kanzleistyl). VI, 110.

Wädele, — rasch mit kurzen Schrittchen eilen (von einem fetten Manne). X, 37.

Wäger, — wirklich, wahrlich.

Wäggele, — behaglich sich wiegend einhergehen. XVIII, 226.

Wagle, — Wiege.

Wählig, — 1) wählerisch; 2) tadelsüchtig.

Währschaft, — dauerhaft, solid, stark, fest. IV, 301.

Warm's, — warmes Essen, meist Kaffee. IV, 62.

Wartlef, n., — eine Art Netz zum Fischfang. VIII, 165.

Wartsäckli, — kleiner Sack von farbigem Zeug, der an der Hand getragen wird.

Wasche, — derbe Ohrfeige.

Wasfürig, — welcherlei. X, 299.

Watlig, — freundlich im Benehmen, ordentlich, von guter Aufführung.

Wätschge, — Zwetsche.

Webere, — wimmern. XVIII, 272.

Wedel, — das erste Mondsviertel; von Neu bis Wedel, — vom Neumond bis zum ersten Viertel. X, 14.

Wedele, Welle, — Reisigbündel.

Weg, dä, — auf solche Weise, auf diesem Wege; mit Einem machen wele Weg, — mit Einem um den Weg ringen. XXI, 389.

Wegge, der, — 1) Weckbrod; 2) Keil zum Holzspalten.

Wegknecht, — zum Unterhalt eines Stücks Straße ständig angestellter Straßenarbeiter.

Wegstelle, — 1) sich rasch von etwas entfernen; 2) sich fern halten. XVIII, 359.

Weiben, — heirathen.

Weibli, die, — die Frau eines Weibels.

Weihern, sich, — sich ansammeln, aufstauchen, äufnen (eigentlich von Wasser, dann auch von Geld). XVII, 209.

Weinen, wyne, — Wein einkaufen. IV, 280 (wie im schriftdeutschen Sinn).

Weinwarm, das, — warmer Wein, mit Eiern, Zucker und geröstetem Brod gekocht.

Weißen, — winseln,

Weißlochtig, — weißlich.

Weite, — Raum, Spielraum. VIII, 312.

Wellig, — welcherlei Art, wie beschaffen.

Weltsche, — 1) französisch reden; 2) in unverständlichem deutschem Dialekte sprechen; 3) unbekannte Ausdrücke gebrauchen, philosophische über die Fassungskraft der Leute gehende Reden führen. IV, 260.

Weltscher Wein, — Wein vom Ufer des Genfersees, im Gegensatz zu Seewein, Wein vom Bielersee.

Weltschland, — die französische Schweiz; ins Weltschland gehen, — sich abschleifen, feine Sitten lernen. I, 274.

Wentele, — Wanze.

Werch, n., — 1) Hanf; 2) irgend eine der Hauptarbeiten auf dem Lande, säen, heuen, ernten u. dgl. I, 37.

Werchaber, — sehr arbeitsame, unermüdliche Person, die schwere Arbeit nicht scheut. VII, 325.

Werchbar, — arbeitsam. VIII, 245.

Werche, — schwere Arbeit verrichten. I, 4.

Werklich, — absonderlich, auffallend, lächerlich (ohne den tadelnden Nebenbegriff, der in arig liegt). XXI, 268.

Wertheli, — Schooskind.

Werthe, — 1) schätzen, einer Sache den ihr zukommenden Werth beilegen; 2) überhaupt: einen Werth oder Preis machen.

Werweise, — hin und her rathen, überlegen, ohne ein Resultat zu erzielen; unschlüssig sein. I, 134.

We's, we'd, — wenn es, wenn du.

Wespere, — Wespennest.

Wetterluft, — Regenwind, Südwestwind.

Wettig, — welcherlei Art, wie beschaffen.

Wid, — Band von Weidenruthen.

Wiegle, — in der Wiege schaukeln.

Wiggle, — Steineule, Strix ulula L.

Willwanke, — zu keinem Entschlusse kommen. V, 261.

Winde, — 1) es geht der Wind; 2) wittern, schnüffeln. X, 65.

Wirbelsinnig, — 1) betäubt durch Lärm, vielseitigen Widerspruch u. dgl.; 2) von Sinnen, halb wahnsinnig. II, 237.

Wirsen, sich, — sich verwunden, verletzen, namentlich durch starke Reibung.

Wirser, — schmerzlicher.

Wistelach, — die Gegend um den Murtensee im Canton Freiburg.

Wittere, — ein Gewitter geben. VII, 126 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Wittlig, Wittwyb, — Wittwer, Wittwe.

Witzig, — weise, verständig. IV, 270 (nie im schriftdeutschen Sinn).

Wolle, ja, — warum nicht gar! VII, 398.

Worbe, — das frischgemähte, am Abend zum Schutz vor dem Thau zu Birligen zusammengehäufte, Gras des Morgens wieder zerwerfen, damit es völlig dürr werde. VIII, 150.

z'Wort haben, — zum Vorwand nehmen. VII, 76.

Worte, — 1) eine Zwiesprache verlängern, um zu einem Resultate zu kommen, das der Andere hindert; 2) disputiren; 3) wortwechseln überhaupt. XIII, 50.

Wottsch, — willst du?

Wui, vo wege wui u nesbah (oui und n'est ce pas), — 1) aus triftigen, aber nicht zu nennenden Gründen; 2) ein oft alles mögliche sagen oder vertuschen wollender Lückenbüßer, so XVIII, 218, wo es etwa sagen will: weil man wenig davon zu verstehen brauche und doch dabei gut versorgt wäre.

Wunderligi, — 1) Launenhaftigkeit; 2) Schwindel, halbe Ohnmacht.

Wurmerde, — durch Würmer aufgewühlter Boden, besonders in Wiesen.

Wusche, — schlagen, zausen, beohrfeigen durcheinander. XVIII, 71.

Wüst, — 1) unschön, häßlich; 2) unsauber, unreinlich; 3) unangenehm, beschwerlich (nie im schriftdeutschen Sinn). Wüst sagen, — schmähen, schelten; wüst thun, — 1) aufbegehren, zanken; 2) wüthen.

Wüthisheer, — die wilde Jagd.

Wybig, — Brautschau; auf die Wybig gehen, — auf Freiersfüßen gehen, sich eine Frau suchen. VII, 125.

Wydli, — Weidenruthen.

Wygumi, — Weinreisender.

Wyhengst, — Spottname für einen zudringlichen Weinreisenden.

Wyl, d'r Wyl hah, — Muße genug haben.

Wyle, sich, — 1) eine Zeitlang dauern; 2) abwechseln, eine Sache einige Zeit so, dann wieder anders abthun. XXII, 120.

Wyltschi, ein, — eine kleine Welle.

Y.

Y, — ein, hinein.

Yche, yne, — hinein.

Ygüdere, — durch eine enge Oeffnung einflößen. XXII, 120.

Yschlag, — eingehegtes Stück Land.

Ysewegge, — eiserner Keil.

Yzieh, — 1) einziehen; 2) erwiesene Gutthat oder Gastfreundschaft sich vergelten lassen, Gegenrecht halten. IX, 301.

Z.

Zaagg, das, — 1) das Zurückbleiben in etwas, womit man doch stets beschäftigt ist; 2) geheimer Umgang, verbotener Liebeshandel. XX, 482.

Zaagge, — eine Arbeit verrichten, ohne darin vorwärts zu kommen (milder als dreißen). IV, 170.

Zägg, — 1) Zecke; 2) zudringlicher, unabtreiblicher Mensch.

Zahlen, sich, — sich vergelten, sich rächen. XII, 204.

Zahmkirschen, — saure Kirschen, Weichseln.

Zänne, — 1) die Zähne weisen; 2) grinsen, das Gesicht verzerren.

Zäpfle, — indirekt oder heimlich auslachen, ausspotten. I, 7.

Zapfenwein, — Flaschenwein, im Gegensatz zu offner Wein, der je beim Gebrauch aus dem Fasse gezogen wird.

Zatten, — die langen Zeilen des eben gemähten Getreides, bevor es in Garben gebunden wird. VI, 331.

Zaunen, — 1) einen Zaun machen oder gründlich ausbessern; 2) nützen, darhalten, ausreichen. IX, 365.

Zaunsteckler, — Kirchthurmspolitiker. XVIII, 21.

Zeche, m., — Zehe; an die Zechen recken, — die Schuhriemen auflösen. XXI, 11.

Zehnde, — 1) den Zehnden geben oder nehmen; 2) decimiren, aussaugen, plündern. XVI, 129.

Zeichnung, — jährliche amtliche Prüfung und Auszeichnung der vorzüglichsten Pferde und Kühe mittelst eines aufgebrannten Zeichens, verbunden mit einer Preisvertheilung an ihre Besitzer. VII, 64.

Zeit, die, — Uhr, Stunde; das Zeit, — 1) Thurmuhr, 2) Schwarzwälderwanduhr.

Zeithäusli, — das Schränkchen zum Schutze der Gewichtsteine einer Schwarzwälderuhr. VII, 38.

Zentum, — ringsherum. XII, 191.

Zette, — 1) im Weben den Zettel machen; 2) den Dünger auf dem Acker zerlegen.

Zeug, Züüg, — 1) Leibwäsche; 2) Kleider; 3) Arzneimittel; 4) verächtlicher Ausdruck für: Leute. VII, 157. Dürres Zeug, — Backobst.

Zickeln, ziggle, — zupfen, necken. XII, 139.

Zieche, f., — Ueberzug eines größern Bettstücks. II, 285.

Zieger, m., — die nach bereitetem Käse noch zurückbleibenden festen Bestandtheile der Milch, welche zu derselben Ausscheidung nochmals gesotten wird.

Ziehen, — 1) aus etwas Nutzen haben. XX, 268. 2) es zieht mir sich, — es steht mir an, es nützt mir, es mag es erleiden. XXII, 4. 3) in einem kleinen Nachen

zu zwei Rudern heißt das vordere Zieh-, das hintere Fahr- oder Steuerruder, welches letztere zu führen mehr Erfahrung und Anstrengung erfordert. Davon das Wortspiel: er cha besser zieh wann (als) stüüre, — er versteht besser, Steuern einzutreiben als selbst zu entrichten, er nimmt lieber am Genuß als an der Arbeit Antheil. X, 74. Zusammenziehen, — das gleiche Werk mit vereinten Kräften betreiben, einträchtig sein und handeln. X, 285.

Ziehfecken, m., — eine hemmschuhartig Andere in emsiger Arbeit versäumende Weibsperson. VII, 327.

Zimmiß, n., — Mittagessen. I, 125.

Zipperynli, das, — eine schwächliche oder arbeitsscheue Weibsperson, die nichts aushalten kann, und dessen kein Hehl macht oder gar sich dessen rühmt, so schwere Arbeit übersteige ihre zarten Kräfte. X, 11.

Zitterlig, — 1) zitternd; 2) in steter Bewegung sich befindend wie die Blätter der Espe; 3) in banger Erwartung lebend. XVIII, 306.

Zmitts, — inmitten.

Zogelich, — 1) gesittet, wohlanständig; 2) sanft; 3) vorsichtig. XXII, 307.

Zöök, — 1) unordentliches Herumliegen von allerlei Gegenständen; 2) verdächtiger Umgang mit einer Person des andern Geschlechts. -X, 339.

Zopfe, — Zipfel; Zöpfli, — Endchen.

Zottel, m., — Troddel.

Zottle, — 1) bärenartig, 2) schwankend, 3) ermüdet einhergehen, watscheln, humpeln. IV, 114. Davon

Zötteler, — geistloser Nachbeter, Jasager, der ohne eigene Denkkraft nachmacht, wo Andere ein übles Beispiel geben. XI, 249.

Zsämefüßlige, — mit beiden Füßen zugleich. VII, 152.

Zueche, — herzu, herbei.

Zuechecho, — 1) Raum finden, um mit Handanzulegen; 2) die gewünschte Anstellung erlangen. XIII, 161.
Zuechehocke, — sich zu Tische setzen. VII, 338.
Zuechestah, — 1) in den Riß treten; 2) zu Gevatter stehen. XXII, 66.
Zuehah, — zuschieben.
Zug, — ein bis zwei Paare Zugvieh, Rindvieh oder Pferde. I, 34.
Zügeli, — 1) ein verborgener Hahn oder Oeffnung an einem Fasse; 2) Pflästerchen.
Zügig, — dem Zugwind ausgesetzt.
Züpfe, — 1) Haarflechte; 2) ein in solcher Form geflochtenes feines Brod aus Weißmehl, Eiern und Butter, oft mehrere Pfund schwer und bis zwei Fuß lang.
Züribiet, — Canton Zürich, Zürchergebiet.
Zusammenbaggeln, — einen Gegenstand unordentlich verfertigen, obenhin zusammenschlagen. IX, 350.
Zusammengeben, — ein Ehepaar einsegnen.
Züsi, — Susanna.
Züttel, — geistig armseliger Mensch, Tropf. III, 214.
Zuversicht, — 1) graulicher Anblick; 2) grobe Unordnung, Durcheinander. XIII, 338.
Zwängigi, — Herrschsucht, Eigenwille.
Zwängisch, — eigenwillig, rechthaberisch, herrschsüchtig. IV, 114. Davon
Zwänggrind, — eigenwilliger Kopf.
Zweck, — der handgroße schwarze Kreis im Mittelpunkt der Schützenscheibe. XXIII, 227.
Z'weg sein, — 1) wohl, gesund sein; 2) wohl daran sein; 3) heiter, aufgeräumt sein; übel z'weg, — 1) schwer krank; 2) in großer Verlegenheit; z'weg fahren, — überrascht auffahren XVIII, 17; z'weg legen, — 1) zum voraus bereiten, rüsten, bereit halten; 2) vorrücken, vor Augen stellen. VI, 193.

Zweisylbig Wort, — kurzer Bescheid, trockene Antwort. II, 275.
Zwick, — 1) Peitschenschmitze; 2) Zwickel am Strumpf.
Zwirble, — wie ein Kreisel sich bewegen, kollern. XI, 179.
Zwirre, — vor den Augen wirbeln, kraus werden. XIII, 260.
Zwitzere, — schimmern. V, 184.
Zwure, zwurisch, — zweimal.
Zybe, zybere, — auf dem Eis gleiten. XXI, 14.
Zyberli, — kleine blaue Pflaume, Frucht der Prunus spinosa L. und insititia L. Davon
Zyberligränne, — sauertöpfisch dreinsehende, mißmuthige Antworten gebende Weibsperson. VII, 319.
Zylete, — Zeile.
Zyste, — Dienstag.
Zytig, — reif.
Zytig, — Zeitung.

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstr. 8.

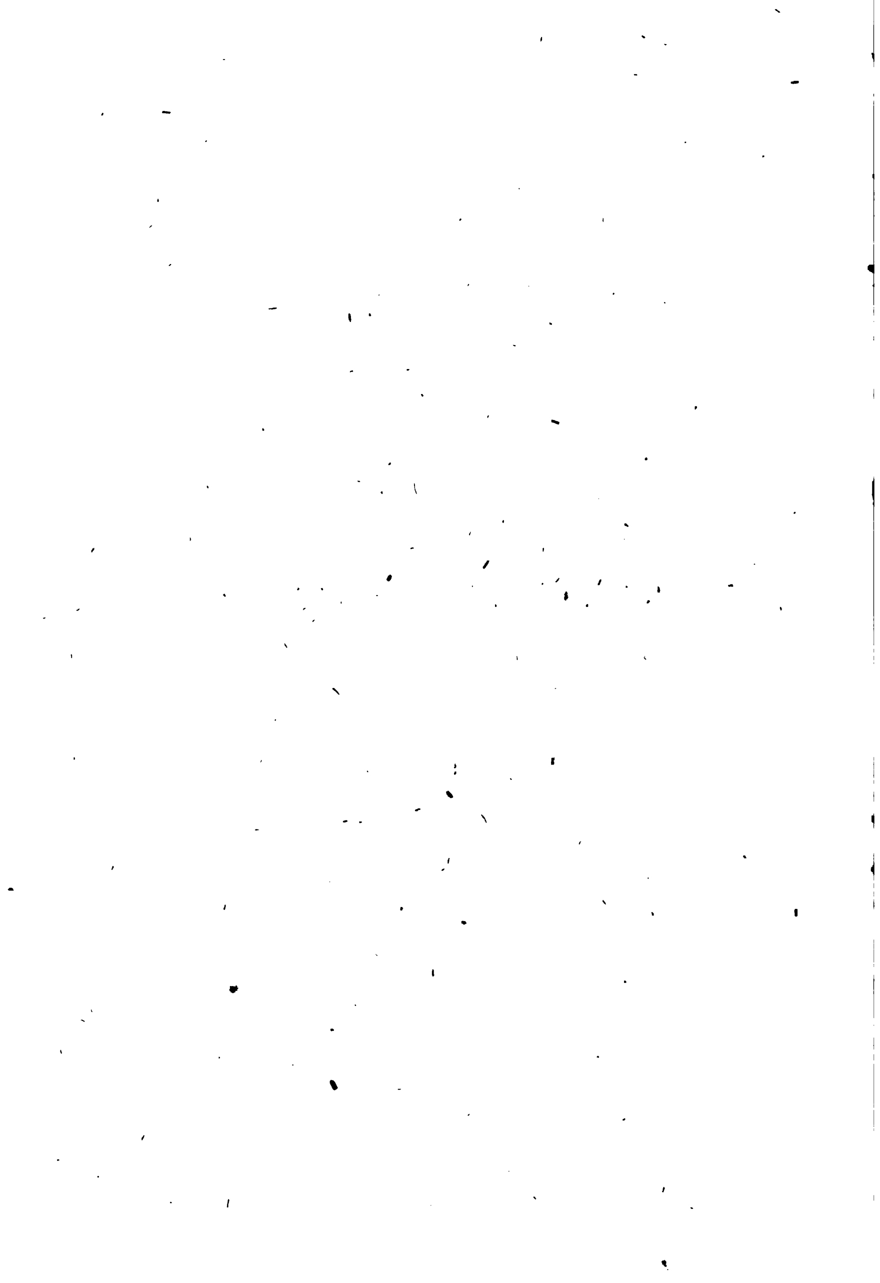
Inhalts-Verzeichniß

zu

Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius)

gesammelten Schriften.

Ausgabe letzter Hand.



Erster Band.

Mit dem Bilde Jeremias Gotthelfs in Stahlstich und einem Facsimile.

Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Zweiter Band.

Uli der Knecht.

Dritter Band.

Uli der Pächter.

Vierter Band.

Käthi die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth.

Fünfter Band.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Erster Theil.

Sechster Band.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Zweiter Theil.

Siebenter Band.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Erster Theil.

Achter Band.

Neunter Band.

Zehnter Band.

Elfter Band.

Zwölfter Band.

Dreizehnter Band.

Dreiundzwanzigster Band.

Vierundzwanzigster Band.

Alphabetisch geordneter Inhalt
der
einzelnen Erzählungen
in
Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius)
gesammelten Schriften.

Ausgabe letzter Hand.

